

60

1 + 2



96063

TARASSOW-RODIONOW

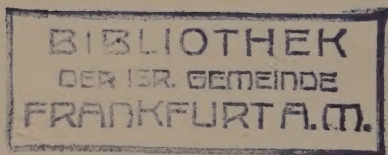
F E B R U A R

R o m a n

P o t s d a m 1928

G u s t a v K i e p e n h e u e r V e r l a g

Vom Verfasser autorisierte Übersetzung aus dem Russischen
von Olga Halpern



1.—6. Tausend. Einbandentwurf von Georg Salter, Berlin
Druck: Bibliographisches Institut A. G. in Leipzig
Copyright 1928 by Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G., Potsdam

VORWORT

Seit dem großen Jahre 1917 ist ein Jahrzehnt vergangen. Ist es vielleicht dennoch zu früh, über alles zu schreiben? Nicht nur über die heroischen Taten der Großen Revolution, sondern auch über die Irrtümer und Fehler ihrer einzelnen Kämpfer, anderer Genossen und vor allem über jene, die ich selbst beging?

Wie kann es aber zu früh sein, wenn der Uhrzeiger, der schon Milliarden Sekunden durchlief, ein immer dichter und dichter Netz der Vergessenheit spinnt, in dem die grellen Bilder jener nicht wiederkehrenden Tage immer tiefer und tiefer versinken. Vieles ist unbarmherzig im Gedächtnis verwischt, vieles ist nur in kläglichen Abrissen haften geblieben, die fremder Ergänzungen und Verbesserungen bedürfen. Ich habe mich bemüht, alles dokumentarisch niederzuschreiben, mit Beibehaltung aller Daten und Namen. Alles, was mir in Erinnerung geblieben ist, alles, was ich gesehen habe, alles, was ich tat und wovon ich wußte. Deshalb ist diesen Schilderungen der etwas enge Rahmen persönlicher Erinnerungen aufgezwungen worden.

Vielleicht ist es zu früh, dies alles zu drucken? Nicht alle Tribünen sind aus Metall gegossen und alle Menschen sind ehrgeizig. Die schöne Aureole des revolutionären „Führertums“ ist manchmal — leider — wichtiger als die bittere historische Wirklichkeit.

Die Erfahrungen des Lebens sagen uns: die Revolution ist ein gigantischer Schneidezahn, der die menschlichen Jahrtausende blutig zerfleischt. Mit Blut und Eisen wird die revolutionäre Zukunft geschaffen. Die Wahrheit, die hartnäckige Wahrheit ist eine der vielen, alles zerstören-

den Waffen im Kampfe der Klassentitanen. Nur sie allein festigt den Sieg. Und nur jene Klasse kann sie ertragen, die den menschlichen Fortschritt vorwärts treibt, trotz der unglaublichen Anstrengungen, die ihn aufhalten oder zurückschrauben wollen. Die stählerne Wahrheit der Geschichte siegt immer, und der Stuck der Lüge bröckelt früher oder später ab, wie stark er auch vergoldet sei. Was bedeutet auch dieser kleinliche Stuck, was bedeuten auch diese verwischten Fehler einzelner Persönlichkeiten, ja sogar einzelner Helden, im Vergleich zum fehlerlosen, allgemeinen, gigantischen, spiralen Aufschwunge der Völker, der von Lenin ausgegangen ist.

Die russische Avantgarde der Arbeiterklasse ging an der Spitze der breiten Bauernmassen und der besten Schichten der Intellektuellen in den Kampf. Sie hat die gewaltigsten Siege errungen und die schwersten Prüfungen bestanden. Schwere Verluste und große Siege stehen ihr noch bevor. Der große proletarische Heerführer, die Leninsche russische kommunistische Partei, führt sie gut und sicher. In diesem unsterblichen Feldzuge muß jeder Kämpfer zu manövrieren verstehen. Eine wahrheitsgetreue Geschichte wird dieses Verständnis nur erleichtern.

Der Leser soll also nicht klagen, wenn in meinem bescheidenen Werke, in dem ich versuche, jedes Winkelchen der fernen, dröhnenden Tage unserer ersten Klassenkämpfe wahrheitsgemäß zu beleuchten, gleichzeitig mit den Heldentaten der Massen und Einzelner, die jahrhundertlang hell lodern werden, auch der klägliche Qualm menschlicher Irrtümer, die ihre Klassenursachen haben, beschrieben wird. Revolution wird nicht nach der Fibel gemacht!

Ihre Schritte sind schwere Schritte!

Moskau 1927.

ERSTES KAPITEL

Der elektrische Ventilator heult, er lüftet unsere Klasse. Aber hinter diesem Lärm höre ich das Tönen von Hunderten von Schritten, ein aufreizendes Chaos von Geräuschen: dumpfes Klopfen, leises Knistern, hartes Stiefelknarren, verschiedenartige Stimmen. Ich weiß, daß jetzt Pause ist und daß an unserer Tür eine große Menge von Offizieren vorbeigeht. Man hat sie alle hierher in die Offiziersschule geschickt, damit sie den Mechanismus der Maschinengewehre erlernen. Jeden Tag werden die Offiziere haufenweise hergebracht, damit sie im Laufe von vier Wochen vollgepfropft werden mit dem Knipsen der Schlösser, dem Klirren der Federn, dem Krachen der Patronengürtel und dem Glucksen dieser kurzbeinigen, untersetzten Stahlspinnen mit den weitausgestreckten Rüsseln.

Diese Musik wirkt aber nur auf sehr wenige verführerisch. Sie verliert sich in den verschneiten Peter-Anlagen oder in den chinesischen Schlössern Oranienbaums. Abends ist es hier düster und langweilig. Deshalb wirft ein kleiner Zug, im Verlaufe von ganz kurzer Zeit, Haufen von Offizieren in das strahlende und fröhliche Petrograd. Dort glitzern Kaffeehäuser und Chantants, Kinos strahlen verführerisch und das Dröhnen der Klaviere, das Schluchzen der Geigen, das Aufheulen der Cellos tönt von überall heraus. Im rauchigen Nebel der nach rückwärts versteckten Zimmerchen der Schenken bekommt man die feurige weiße Wodka. Man sieht schweißige Hände über einer Herz-Neun aufgeregt erstarren.

Alles eins, alles eins, alles eins, in einem Monat, in einer Woche, oder vielleicht am nächsten Tage, wird jeder von uns eine Fahrtanweisung bekommen, wird mit verschlafenen Blicken durch das staubige Waggonfenster über den vorbeifliegenden watteartigen Lokomotivrauch gleiten und über die vom flockigen Reif aufgedunsenen, weißen Telegraphenstangen, die sich ducken und wieder aufrichten.

„Alle kommen wir dort hin!“ Jedermann weiß das hier. „Alle kommen wir dort hin!“ — flüstern spöttisch die Schritte der Offiziere. Manchmal scheint es mir sogar, daß ich diese, an der Tür vorbeikommenden Schritte sehr gut voneinander unterscheiden kann. Jetzt klopfen Absätze flaschenähnlicher Stiefel — das ist ein Leutnant der Residenz. Leise kommt mit leichten Sporenklingen ein Generalstäbler vorbei. Dumpfes Klirren — das ist ein Fähnrich eines Reserveregiments irgendeiner öden Provinzstadt. Leichtes, regelmäßiges Auftreten — das ist ein Hauptmann einer exotischen Division. Ungeschickt und hart tritt jemand mit dem ganzen Fuß auf — das ist ein Frontsoldat. In seinem zerschlagenen Gange höre ich das ferne Dröhnen und Fluchen der Kanonen, die Zauberformel der Maschinengewehre und das neidische Kreischen armseliger Kugeln.

Alle jene Geräusche des gegenwärtigen Lebens, die in einem sinnlosen Röcheln eines durchschossenen Halses enden, in einem Singen der Hymne, in einem erstickten Hurraschrei, von dem es einem kalt über den Rücken läuft . . .

Die Glocke hustet mit lautem Lachen. Der Lärm der Stimmen senkt sich rasch. Nur die Schritte, die sich der Klasse nähern, ertönen. Die einbrechende Stille wird jetzt nur selten durch rasche, leichte, klirrende Schritte Verspäteter gestört.

Auch diese Schritte verstummen.

Und plötzlich kommt krachend, gleichmäßig schwerfällig, ohne sich zu beeilen, etwas, das das Parkett erzittern macht und mit schrecklichem Getöse erdröhnt.

Ich öffne die Augen.

Soldaten haben auf ihren Rücken schwere Unterteile von Maschinengewehren gebracht.

*

Ein junger Fähnrich arbeitet konzentriert an einer großen eisernen Hackfleischmaschine, die im Reglement als österreichisches Maschinengewehr „Schwarz-Lose“ benannt wird.

Ja, es ist schwarz, dieses Maschinengewehr, aber lose? Ja, lose . . . lose fliegen die Kugeln heraus, fliegen als schriller Regen und zerschinden nicht nur die Haut, sondern auch die Knochen. Die Haut und die Knochen der in Angst zusammengekauerten Soldaten. Warum aber nur der Soldaten? Wohin werden sich die Offiziere retten?

Ich bekomme plötzlich Mitleid mit diesem jungen Manne, den vielleicht, spätestens im nächsten Monat, die gefräßige Front hinwegfegen wird. Mit verzerrtem Mund wird er in Todeszuckungen mit seinen Nägeln den erfrorenen Schmutz kratzen.

Aber jetzt denkt er nicht daran, der Glückliche! Jetzt hat er sogar Angst, seine breite, frisch gebügelte Hose aus dauerhaftem, blauen Tuch, mit einem roten Streifen an der Seite, auf dem staubigen Boden schmutzig zu machen. Er hockt auf den Zehen, und der Lackschimmer seiner Waden spiegelt sich lustig in gelbem Glanze des gewichsten Parketts wieder. Doch der Glanz der Stiefel scheint ihn augenblicklich nicht zu interessieren. Er hebt ein Zeitungsblatt vom Boden auf und deckt sorgsam einen Teil des Maschinengewehres zu. Es ist ihm sogar unangenehm, seine rosa Finger mit dem unsauberen Öl der Maschine zu beschmutzen. Er beugt sein rotwangiges Gesicht, mit dem braunen Muttermal neben dem Ohr, beugt

sich tief über das Maschinengewehr. Besorgt blickt er vom Mechanismus der Maschine in die Seiten eines kleinen Reglementbuches, das nachlässig auf den Boden geworfen wurde. Es amüsiert mich, das unterdrückte, leise Flüstern seiner, mit küchleingelbem Flaum bedeckten Lippen zu hören. Aber noch amüsanter ist die Ungeschicklichkeit, mit der der Fähnrich die Platte des Maschinengewehres umdrehen will.

„Vorsichtig, Fähnrich,“ sage ich, „die Platte wird sich losreißen und Ihnen direkt in die Zähne fliegen.“

Der Fähnrich zuckt erschrocken vom Maschinengewehr zurück. Stützt sich mit den Händen auf den staubigen Boden und schaut mich verwirrt an.

Leutnant Worobjow sitzt nicht weit von ihm, direkt auf dem Boden. Er hat nun zum zweiten Male die ganze Maschine auseinandergenommen und wischt in müder Nachdenklichkeit seine behaarten, schmutzigen Finger am unteren Teile seines Maschinengewehres ab. Die Hilflosigkeit des jungen Fähnrichs beunruhigt ihn augenscheinlich. Er unterdrückt ein Lächeln, er steht auf, reibt ein wenig sein vom ungeschickten Sitzen eingeschlafenes Bein und hinkt, den Staub von seiner feldgrauen Hose abklopfend, zum Fähnrich. Dann nähert er sich dem Maschinengewehr, drückt fest die Platte und dreht sie mit einem sicheren Griff um. Die dicke Stahlspirale der zurückschlagenden Feder kriecht langsam, von Öl glänzend, aus ihrem Behälter.

Mit gemachter Sorglosigkeit fängt der Fähnrich die Feder auf. Wahrscheinlich schämt er sich seiner weichlichen Hilflosigkeit und will kriegerischen Leichtsinn markieren. Die Uniform verpflichtet selbstverständlich.

„Ein dummes Maschinengewehr, Herr Leutnant, nicht wahr?! Unsinnig, weil sein ganzes Prinzip nur auf dem Gesetze der Trägheit beruht . . . Wenn dieses Gesetz aber plötzlich versagt?“

„Versagt?“ fragt Worobjow erstaunt und läßt seine langen, knochigen, behaarten Arme unwillkürlich fallen.

„Ja, stellen Sie sich vor, daß es mit der Trägheit aus ist . . . oder irgendwo anders . . . Mit einem Worte . . . wenn es nicht klappt.“

„Wozu haben wir dann, hol's der Teufel, noch dieses Kistchen mit der automatischen Ölung, Herr Fähnrich!“ sagt belehrend Worobjow, unterdrückt ein spöttisches Lächeln und beginnt seine schmutzige Hand mit einem staubigen Lappen abzuwischen.

„Nun und Sie, sind Sie dort bald fertig?“ wendet er sich nach einigen Augenblicken Schweigens zu mir.

Ich sitze auf einem Stuhl, ganz in der Nähe des Fensters, neben einem untersetzten, kurzschwänzigen Maschinen-gewehr. Ich ziehe einen mit Patronen vollgestopften Gürtel durch und bemühe mich emsig, alle neunzehn Möglichkeiten, die das Schießen verhindern können, zu erlernen. Der Hebel klappert und von der linken Seite fliegen, sich drehend, Kupferpatronen mit zerkratzten, grell-lila angestrichenen Holzkugeln heraus und poltern auf den Boden. Besonders naiv ist die neunte Hemmung. Ich ziehe das Band heraus, drücke den Hahn und bewundere den Mechanismus.

„Ja, ich bin bald fertig“, antworte ich Worobjow und sehe auf die Uhr. In sieben Minuten wird die Glocke ertönen. Man muß sich beeilen.

Der Fähnrich flüstert entmutigt durch die Geringschätzung Worobjows, tonlos die Lippen bewegend, etwas vor sich hin und wischt seine rosa Nägel mit dem schneeweißen Battist seines Taschentuches ab.

„Gestatten Sie mir,“ wendet er sich plötzlich an Worobjow, „gestatten Sie, daß ich Ihnen für Ihre Erklärung danke, Herr Leutnant,“ erlauben Sie, daß ich mich vorstelle: „Fähnrich Fürst Golowkin.“ Er schlägt die Stiefel aneinander und klirrt mit seinen Sporen.

„Ah, ein Fürstlein!“ — ich sehe ihn spöttisch an. — Deshalb also hat er gefürchtet, seine Händchen schmutzig zu machen. Plötzlich verliert sich das Mitleid, das ich mit ihm hatte.

Worobjow nennt seinen Namen, zwinkert verlegen mit den Augen, drückt ihm ungeschickt die Hand und weiß augenscheinlich nicht, was mit sich anzufangen.

„Ich erwarte Dich unten“, sagt er zu mir und geht aus dem Zimmer. Hinter den Fenstern wirbelt ein Schneegestöber. Dort, weit über den erfrorenen Fernen der finnischen Bucht, pfeift wütend ein Sturm. Die nackten Birken des Gartens schaukeln hin und her, versuchen, mit dem Sturm zu kämpfen und wehren sich mit ihren schwarzen Ästen gegen ihn. Der düstere, niedrige Himmel fliegt im endlosen Wirbel der mit rasender Schnelle einherfallenden Schneeflocken.

„Wie ist Ihre Ansicht über ‚Schwarz-Lose‘, Herr Leutnant?“ wendet sich der Fähnrich an mich und seine grauen Augen glänzen, wie die neuen silbernen Sterne, auf dem roten Streifen seiner keck heraufgebogenen, goldenen Epauletten, und neben den Sternen glitzern strahlend die silbernen Maschinengewehrabzeichen. „Er kann das Maschinengewehr noch nicht bedienen und hat sich schon die Abzeichen aufgenäht“, blitzt es mir feindlich durch den Kopf.

„Wenn es keine müßige Frage von Ihnen ist,“ antwortete ich grob, „so ist ‚Schwarz-Lose‘ eine zuverlässige Hackfleischmaschine. Ihre Kugeln sind gut geölt und erleuchten einem glänzend den Weg ins Jenseits.“ Ich sage mit Absicht „erleuchten“ und sehe ironisch mit dem Fuß wippend, der „Erlaucht“ fest in die Augen. „Übrigens, werden Sie sich in drei Wochen, in der Praxis, selbst davon überzeugen können.“

„Man wird mich, leider, kaum an die Front schicken, lieber Freund“, sagte er plötzlich irgendwie erstaunlich

ruhig, absichtlich nachlässig und gleichgültig. „Die Leibregimenter der Residenz brauchen dringend auch hier Maschinengewehr-Offiziere.“ Er zuckt verächtlich die küchleingelb behaarte Lippe und schaut mich mit triumphierender Herablassung an.

Ja, er hat Recht, wir sind zu Tode geweiht und nicht sie. Wegen dieses quälenden Gefühls könnte ich toben, ebenso hilflos wie jene Birke dort vor dem Fenster. Der weiße Orkan des Krieges ist durch nichts aufzuhalten und man kann sich nirgends vor diesen furchtbaren Maschinengewehren verstecken. Ja, er hat Recht, tausendmal Recht, dieser fürstliche Fähnrich, er hat Recht, weil er ein „erlauchter“ Herr ist.

Ein dröhnender Glockenton reißt plötzlich die Türen auf und erlischt in dem herausströmenden Lärm des Stiefelgestampfes, im Aufgellen der hingeworfenen Maschinengewehrteile, im Rasseln der Säbel und Klirren der Sporen. Der Fähnrich zieht rasch seine Bluse zurecht, streckt die Brust und geht mit tänzelndem Gang, sein Kinn stolz erhoben, auf den Korridor hinaus. An der Tür zieht eine lange, lärmende Reihe von Offizieren vorbei. Dort gehen zwei Husarenfähnriche in gelber Reithose und himbeerfarbenen Röcken mit wippendem Gang und schleppen klirrend ihre Säbel nach. Ihr Haar ist wie auf Kommando streng gescheitelt, und auf den verlebten, zerknitterten Gesichtern liegt eine maßlose Langeweile. Wahrscheinlich haben sie sich nicht gehörig ausgeschlafen. Ein Grusier, im grauen Tscherkessenanzug, mit silbernen Patronen, holt sie ein. Seine öligen Augen glänzen wie die Reben schwarzer Weintrauben . . .

*

Worobjow, großgewachsen, in einem breiten Soldatenmantel mit hochgeschlagenem Kragen, sucht mich besorgt in der ihm entgegenrollenden Lawine der Offiziere.

Durch die weitgeöffnete Tür kommt kalter Wind und Schnee hereingefegt. Ich mache mir mit dem Ellbogen Platz, ein Soldat reicht mir meinen Mantel und ich stoße mich zu Worobjow durch. Flockiger Schneefällt, bedeckt mit lebendig wirbelndem Schleier die dichten, schwarzen Tannen. Sie ertrinken im Schneesturm, wie ein schwarzer Lappen in Milch ertrinkt. Unter ihnen rauschen die kleinen Büsche, Offiziere laufen gebückt an ihnen vorbei. Von den herabhängenden Ästen fällt plötzlich ein großer Schneehaufen schwer herunter und hinterläßt in der Luft weiße Krümel und einen weißen Dunst.

Wir biegen beide, unserem gewohnten, schweigenden Übereinkommen nach, zum Postgebäude ein. Beide erwarten wir Post, er von seiner Braut, ich von meiner Frau. Ein weicher Schnee hat die ganze Straße bedeckt. Die Offiziere haben aber schon einen Pfad in das frische Weiß gestampft. Eine ganze Menge von ihnen belagert jetzt das Fensterchen, wo man postlagernde Briefe bekommt. Auch wir kleben uns dort fest, von rückwärts kommen immer neue und neue Offiziere, eine lange und langweilige Polonaise. Unter den Füßen ist es naß und glatt und es riecht nach schweißigem Soldatentuch,

„Für Tarassow-Rodionow? nein nein . . . übrigens ja . . . hier“ — höre ich unerwartet eine Stimme aus dem Fensterchen und eine gelbe, magere Frauenhand streckt mir ein zerknittertes, billiges, graues Kuvert entgegen.

Ich erkenne den Brief. Mein Herz preßt sich erregt zusammen und schlägt voller Freude.

— Und für Worobjow?

— Für Worobjow? . . . nein . . . nichts da.

Ich möchte schrecklich gern das Kuvert aufmachen und hier gleich den langersehten Brief lesen, aber wozu Worobjow kränken? Ich verstecke den Brief und dränge den Kameraden scherzend zur Tür hinaus.

„Beeilen wir uns, Bruder Wanjtscho, sonst kommen wir wieder erst in der fünften Serie zum Mittagessen.“

Das zweistöckige Postgebäude bleibt ganz oben am Bergesrand hängen. Eine steile und lange Treppe, in drei nicht sehr großen Absätzen, führt hinunter. Die Stufen sind gefroren, das Leder der Sohlen gleitet ab, die Sporen klirren dabei. Nichts leichter, als zu fallen. Wir greifen mit unseren, in dicken Handschuhen steckenden Händen nach dem kalten Geländer. Unten, im Nebel, ist fast nichts zu sehen. Der Sturm hat alles mit wirbelndem Schnee verdeckt und hebt nun keck unsere Mäntelschöße in die Höhe. Nur in der Ferne sieht man, wie kleine Schatten, die gebückten Figuren der Fußgänger. Worobjow ist düster und traurig geworden und ich weiß nicht, womit ich den Armen trösten könnte.

Weiter unten, hinter der Treppe ist es noch ärger. Auf dem kleinen, steilen Pfad kann man sich kaum halten. Ineinandergekrallt gleiten wir, wie auf Schlittschuhen, hinunter zu den kleinen Holzbuden, in denen man allen möglichen Kram für Offiziere verkauft. Die breiten Fenster der Läden sind dicht zugefroren. Weiße Palmenfächer glänzen darauf bläulich in der Dämmerung. Von der Wärme der angezündeten Lampen sind auf den Fensterscheiben runde, weinende, kleine Teiche entstanden, durch sie hindurch sieht man Guirlanden von Knöpfen, Epauletten und Abzeichen. Einen Augenblick kommt es mir vor, als sei dies alles Weihnachtsspielzeug, und ich spüre fast den Duft von Tannen und Weihnachtskuchen.

„Hast Du bemerkt,“ wendet sich plötzlich Worobjow an mich, „wie sich dieser kleine Fürst wichtig macht? Das Maschinengewehrabzeichen hat man ihm schon auf die Epauletten angenäht, dabei ist er doch heute zum erstenmal zu uns gekommen. Wie sie sich patzig machen, diese Hunde! . . .“

„Blaues Blut! . . . Was willst Du? . . .“

„Aber denke doch nur, Sascha! In zehn Tagen müssen wir an die Front, mitten in die Hölle hinein . . . mit dem Maschinengewehr und unter dem Maschinengewehr . . . wodurch sind wir schlechter als sie? Was glaubst Du? Sollen wir uns was kaufen?“ fragt er mich plötzlich und sieht mich neben der Tür des Ladens flehentlich an.

Wir gehen hinein. Der Verkäufer sitzt im Pelz und statt nach Tannen riecht es hier nach Kleister. Wir kaufen uns je zwei Paar Schützen-Epauletten, mit himbeerfarbenen Streifen und silbernen Sternchen und glitzernde, winzige Maschinengewehre dazu, genau dieselben, wie sie der kleine Fürst hat, und einige Meter himbeerfarbene Borte, um den Kragen unseres Waffenrockes einzufassen. Wir gehen aus dem Laden, wie Kinder, die ihre Taschen mit Süßigkeiten vollgestopft haben. Worobjow hat augenscheinlich seinen Brief vergessen und strahlt über das ganze Gesicht. Worüber sich Kinder freuen! . . .

*

Das Holzgebäude des Offizier-Klubs ist noch immer gedrängt voll, obwohl viele Offiziere schon zu Mittag gegessen hatten und jetzt rauchend, aufstoßend und Späße machend, weggehen. Alle Tische in den drei Zimmern sind besetzt. Manche Offiziere trinken Kwaß*). Die weißen Tischtücher sind voll gelber Flecke: von Schwarzbrotresten, Buchweizengraupe, von Fleischtunke und feuchten Streifen von Suppentellern. Im Zimmer ist es heiß und rauchig. Geschirr klirrt und ein unaufhörliches Stimmengewirr erfüllt die Luft. Wir stellen uns an die Wand des dritten Zimmers, nicht weit vom Tisch. An der Wand neben uns sitzt, den mit Suppe betropften Rock halb geöffnet, ein schlecht rasierter Hauptmann. Unter dem etwas geöffneten Hemdkragen schaut ein matt glänzendes, silbernes Kettchen und ein Kreuz hervor. Keuchend

*) Kwaß: Getränk aus gesäuertem Schwarzbrotteig.

und wackelnd blinzelt er unter seinen verschwollenen Augenlidern, schaut die im Dunst schimmernde, elektrische Lampe an. Er saugt an einer dicken Zigarette und hört einem geschniegelten, gewandten Leutnant zu, der einen modernen Waffenrock trägt und an der linken Hand eine schwere, goldene Kette. Über das versoffene Gesicht des Hauptmanns geht ein düsteres Lächeln.

— Du bist wirklich ein Sonderling, Woldemar! — sagte der Leutnant mit leiser Stimme. — Willst Du denn wieder Schützengrabenläuse züchten? Und das, nachdem Du uns gestern alle angeschmiert hast. Viermal hintereinander hast Du die Bank gesprengt! Hol Dich der Teufel! Du hast ein Höllenglück gehabt, Woldemar. Höre mal zu. Wenn Du ein paar tausend unglückseliger Rubel spendierst, würde ich schon für Dich garantieren, wie für einen Freund, ich werde die Sache schon drehen. Weißt Du, durch den Fürsten Andronikow . . .

In diesem Augenblick bemerkt uns der Leutnant, sieht sich besorgt um und fängt sofort an, kaum hörbar, aber hartnäckig zu flüstern.

Der Hauptmann schiebt gleichgültig die Zigarette mit der Zunge von einem Mundwinkel in den anderen, kratzt sich wütend unter seinem Hemd und starrt mit seinen trüben, zusammengekniffenen Augen auf die Lampe.

Der Leutnant seufzt, trinkt mit einem Schluck ein Glas Kwaß hinunter und beginnt wieder, tief zum Hauptmann hinuntergebeugt, zu flüstern. Ich konnte nur einige Worte verstehen:

— . . . Stab . . . Zu einer Kommission . . . Abkommandierung . . .

Doch der Hauptmann schweigt, kratzt sich, wackelt hin und her und kaut an seiner Zigarette. Wir setzen uns rasch auf die frei gewordenen Plätze neben den beiden Offizieren und geben dem bedienenden Soldaten unsere Mittagsmarken.

Ich kann nicht länger warten, nehme das Kuvert aus der Tasche und öffne es. Jeder einzelne ist hier mit seinem Essen, seinem Plaudern, mit sich selbst beschäftigt. Wen geht es an, wenn ich meinen Brief lesen werde? Nur Worobjow wird wieder düster und geht seufzend in das Billardzimmer. Ich lege sorgfältig den Brief auf den Tisch, blase die Krümel herunter und lese gierig die mir bekannte, liebe Schrift:

„Mein lieber Schurjonok!

Du bist verweist, und mein Leben ist ohne Dich leer geworden. Ich finde einfach keinen Platz für mich, und es kommt mir oft vor, alles sei nur ein langer, schwerer Traum, ich müßte nur aufwachen, und Du wärest wieder bei mir . . . Und das Herz schlägt voller Sehnsucht . . .”

Es scheint im Zimmer tatsächlich sehr heiß zu sein, ich gieße mir aus dem angelaufenen Krug Kwaß in das Glas und schiebe es zu mir her. Jetzt kann ich weiter lesen: „Fjodor gibt sich große Mühe, er ist so froh, daß Du ihn nicht mit an die Front genommen, sondern hier gelassen hast. Unsere monatliche Ration haben wir bekommen und auch jenen Teil des Gehaltes, den Du mir zurückgelassen hast. Es ist sehr wenig für drei, was läßt sich aber machen? Ich gehe fast garnicht aus. Man hat wieder sehr viel Verwundete in die Stadt gebracht. Wenn man diese unglücklichen, verstümmelten Menschen ansieht und ihren stillen, gequälten Augen begegnet, preßt sich das Herz bei dem Gedanken zusammen, daß auch Du bald an der Front sein und vielleicht . . . nicht mehr zurückkehren wirst! . . . Wozu braucht man das . . . Wer braucht das? . . . Wie schwer ist dieses verfluchte Leben! Wie ist das Leben von Millionen Menschen verstümmelt, und was das Schrecklichste ist, es gibt keinen Ausblick . . . Was ist da zu machen? . . . Ich habe dicke Wolle gekauft,

sie war schwer zu bekommen. Ich stricke warme Socken für Dich, man sagt, daß in den Schützengräben Wasser steht. Da braucht es nicht viel, um sich zu erkälten. Ich werde sie Dir gleich, wenn ich sie fertig gestrickt habe, schicken. Vorläufig kaufe Dir aber zwei Paar Wollsocken in Petrograd . . . Ich ärgere mich auch sehr, daß ich kein Bild von Dir habe. Eines ist wohl da, aber ein ganz altes. Wenn Du Dich photographieren würdest und mir so bald als möglich ein Bild schicken könntest, wäre ich sehr froh! Gott weiß, wann wir uns sehen werden." . . .

Es steigt mir bitter auf, ich trinke rasch einen Schluck kalten Kwaß und bemerke erst jetzt, daß der Soldat die Teller mit Borscht gebracht hat. Ich lese weiter:

„Verzeih', daß ich immerfort jammere. Was soll ich sonst tun? Wenn Du wüßtest, mein Lieber, was es für ein bitterer, dumpfer Schmerz ist, verzeih' . . . Ich werde mir Mühe geben, Dich nicht mehr mit meinen, wie Du sie nennst, 'dummen Mißstimmungen' zu beunruhigen. Wozu auch!? Die Kinder sind gesund, sind ein bißchen wild und sehnen sich sehr nach Dir. Schreibe nur sehr oft, mein lieber Schurjonok. Teile mir sofort Deine Adresse mit, wenn Du sie wechselst. Wie unendlich lange gehen unsere Briefe! Verzeih' mir, mein Liebster, meine wahnsinnige Sehnsucht! . . . Wann wird dieser verfluchte Krieg schon endlich einmal zu Ende sein? In welcher sinnloser Weise saugt er unser letztes Blut aus . . . Aber was ist da zu machen?"

„Ja, was ist da zu machen?!", sage ich laut und mit Nachdruck zu mir selbst und presse die Lippen fest zusammen. Ich spreche nicht, ich denke nur, doch plötzlich wenden sich alle Augen aus irgendeinem Grunde mir zu, sehen mich an. Das Stimmengewirr hört auf einmal auf. Vor mir steht ein Soldat, der vorsichtig unter meiner Hand Glassplitter weglegt.

„Bitte, Euer Hochwohlgeboren, haben Sie die Güte, das Glas, das Sie zerbrochen haben, zu bezahlen.“

„Du niederträchtiger Kerl!“, schreit plötzlich der Hauptmann, springt auf und reißt, wie wild, seinen geschlossenen Waffenrock auf . . . Es ist im ersten Augenblick unklar, wen er so anbrüllt, den Soldaten, oder den Leutnant.

„Niederträchtiger Kerl!“, schreit er wütend, „glaubst du, du Schweinehund, daß ich bestehen werde, um meine Frontsoldaten zu verkaufen, sie gegen euch, Parasiten, zu vertauschen?! Du Aas!“ brüllt er und wirft sich auf den Leutnant, der sich verwirrt duckt und seinen Kopf mit den Händen schützt. „Du Aas, schau her!“ und er reißt voller Wut sein Hemd auf und zeigt unter dem dünnen Silberkettchen des Kreuzes eine tiefe, rote Wunde, die wie ein zeretzter Fleck hervorklafft.

„Ruhe! Ruhe! . . . was macht ihr dort? . . . kommt doch zur Besinnung!“ schreien die Offiziere aus allen Ecken und wenden sich den Streitenden zu. — „Ist denn so was möglich?! Unter Offizieren! Wo ist die Ehre des Waffenrockes!“ — Man packt den Hauptmann an den Händen und setzt ihn, der ganz hilflos geworden ist, auf einen Stuhl.

*

Wir schütteln den festgeklebten Schnee ab und gehen die Treppe hinauf, durch den Nebeneingang in Worobjows Wohnung. Wir kommen in eine Küche, in der es nach faulen Rüben und saurer Suppe riecht. Worobjows Bursche Ferapont prallt von der rot gewordenen Motjka, der Köchin unserer Hausfrau, zurück und stellt sich in Habt Acht-Stellung vor uns.

„Ferapont, bring den Samowar und die Lampe,“ sagt ihm Worobjow „aber rasch!“

Der Bursche läuft, so schnell er nur kann, hinaus.

Im Eßzimmer ein zitterndes Halbdunkel von der kleinen rosafarbenen Heiligen-Lampe, ein mächtiges Büffet aus Nußholz und ein großer Tisch in der Mitte.

Auf dem Fensterbrett liegt, ich weiß es schon, die „Niva“ vom vorigen Jahr. In dieser Zeitschrift sind eine Unmenge vorjähriger Photographien von Offizieren: keck aufgesetzte Mützen, kurz geschorene Schnurrbärte, ra-sierte Gesichter. Das sind lauter „auf dem Felde der Ehre fürs Vaterland und den Monarchen gefallene“ Offiziere. Photographien von Soldaten sind hier selbstverständlich nicht zu sehen. Ist es denn auch möglich, all diese Millionen getöteter Feraponts und Fjodors zu photographieren, diese riesengroße, die Front mit ihrem Fleische düngende Bauernmasse? Die Besitzerin der Wohnung, eine alte Jungfer in einer wie Schuhwichse schwarzen Perücke und mit einem weißen Fletschen ihres falschen Gebisses, sitzt gewöhnlich in ihrem Zimmer und kommt nur zum Tee heraus.

Im Eßzimmer hockt auf einer Bank, neben einem stark-geheizten kleinen Ofen, die junge Nichte der Hausfrau, Sinaida Jefremowna, und wickelt sich frierend in ein Tuch. Vor einem Monat hat sie einen durchreisenden Offizier, einen Polen, geheiratet, den sie knapp vor der Hochzeit kennenlernte. Sie hat mit ihrem Mann fünf Flitternächte verbracht, wonach er an die Front zurückkehren mußte. Jetzt schreibt sie ihm jeden Tag Briefe, bekommt jeden Tag eine Antwort und seufzt uns die naive Schamlosigkeit ihrer erwachten Sinnlichkeit vor. Sie wendet ihren kleinen, dunklen, kurzgeschorenen Kopf zu uns und blinzelt uns neckisch zu.

„Nun, wie stehen Ihre Angelegenheiten, meine Herren Offiziere?“ . . . sagt sie, die Worte langsam durch die Nase ziehend, das „r“ ein wenig schnarrend, als wenn ihr Mund immer voller Speichel wäre. „Ich habe heute wieder einen Brief bekommen“, spricht sie weiter, ohne unsere

Antwort zu erwarten. Sie windet sich kokett, ihr üppiger Mund ist halb offen und die oberen, etwas hervorstehenden Zähne schauen hervor.

Wir küssen ihr galant die Hand, man kann doch nicht anders. Sie ist eine Dame, und wir sind Offiziere, sagen ihr einige nichtssagende Sätze und gehen in unser Zimmer.

Unser Zimmer ist sehr klein und viehisch kalt. Beide Wände haben je ein Fenster, die ewig mit einer weißen, flaumigen Reifschicht bedeckt sind. Es zieht durch die Fenster, es zieht vom Fußboden, weil unten sich angeblich ein ungeheizter Laden befindet. Ein kleiner eiserner Ofen in der Ecke gibt nur Wärme, wenn er tüchtig geheizt ist, eine Stunde später ist er schon hoffnungslos ausgekühlt. Die Hände und Füße erstarren dann, und der Atem wird sichtbar.

Ferapont hat sich schon die Finger mit den Streichhölzern verbrannt, die Lampe angezündet und sorgsam den Glasschirm darüber gestülpt. Grüne Halbschatten bedecken jetzt mein Bett an der Wand und das zusammenklappbare Feldbett von Worobjow, das er mitten im Zimmer aufgestellt hat.

„Laß den Samowar, Ferapont, heiz mal zuerst den Ofen, aber geschwind“, sagt Worobjow, krümmt sich frierend und reibt die erfrorenen Hände.

Ich werfe meinen Mantel auf das Bett, gehe durch den finsternen Korridor zurück in das Eßzimmer und hocke mich direkt vor dem Ofen auf die Zehen hin. Voller Genuß sauge ich mit allen Poren meines Körpers, durch die Kleider hindurch, die trockene, belebende Wärme auf. In sanfter Müdigkeit bewundere ich, wie die Kohlen sich langsam in schimmernde rote Asche verwandeln. Ich will jetzt weder an den Krieg, noch an die Fleischhackmaschine Schwarz-Lose, noch an den fürstlichen Nacken, noch an das zerbrochene Glas denken . . . Rechts im

Schatten fühle ich das von Puder rauhe Gesicht Sinaida Jefremownas und sehe einen Stuhl, den sie mir zuschiebt.

„Setzen Sie sich, Leutnant, so wird es Ihnen doch unbequem sein. Wenn Sie wollen,“ sagt sie kokett, „werde ich Ihnen meinen Brief vorlesen.“

„Den Brief? . . . Wozu denn? Das ist Ihr Geheimnis. Ich habe mich heute den ganzen Tag so abgehetzt und bin so durchgefroren . . . Gestatten Sie mir, daß ich mich hier, vor dem Ofen, ein wenig wärme . . . So hockend, ohne Stuhl.“

Sie steht jetzt in der flackernden Beleuchtung der rosafarbenen Lampe und wickelt sich noch fester in ihr Tuch.

„Sie sind nicht sehr liebenswürdig! Machen Sie übrigens, was Sie wollen, hocken Sie hier nur ruhig weiter und wärmen Sie sich . . . Ich werde in Ihr Zimmer gehen und versuchen, Leutnant Worobjow ins Kino zu schleppen. Sie vernachlässigen ganz Ihren Kameraden. Ach, Sie Treibhauspflanze! . . .“

Sie geht aus dem Zimmer und trägt die trockene Frische irgendeines nach Wermut riechenden Parfüms mit. Ohne meine Lage zu ändern, schiebe ich mich auf die von Sinaida Jefremowna angewärmte Bank. So, jetzt ist es gut. Gedankenlos sehe ich nur die heißen, roten Kohlen. Es ist so warm und ruhig. Hol' der Teufel den Krieg! Also an die Front! Nichts zu machen! . . .

ZWEITES KAPITEL

Wir besitzen keine Anleitung zu den Maschinengewehren Choche, was sehr peinlich ist. Morgen ist Prüfung, und das ist das einzige Maschinengewehr, das ich nicht studieren konnte.

Da ich weiter nichts zu tun habe, biege ich gedankenlos um die Ecke. Mitten auf dem Platz steht ein riesengroßer,

dicker Granitblock, ein bronzener Engel mit einem Kreuz schaut auf uns herunter und dort schlank und langgezogen, mit Säulen, die wie angeklebte Finger anmuten, das dreistöckige Winterpalais. Es sieht öde und drohend aus, als wäre es mit altem, geronnenem Blute dick bespuckt. Hier leuchtete vor zwölf Jahren um dieselbe Zeit ein weißer Offiziershandschuh auf, blitzte ein spiegelblanker Säbel, und eine Gewehrsalve ertönte, ertönte wieder, und ein wilder, wahnsinniger Schrei durchstieß die Luft. Krähen krächzten unruhig, von den Bäumen aufgescheucht. Ein durchschossener Mund mit zertrümmerten Zähnen preßte sich an die erfrorenen Steine, und in der frostigen Nacht führten schwarze, säbelumhängte Schatten zweitausend erstarrte Leichen auf Schlitten fort und vergruben sie eilig in der erfrorenen Erde.

Das war vor zwölf Jahren! Damals war ich ein junger, grüner Student, zupfte den weichen Flaum meiner Oberlippe, hatte „Die Wildente“ von Ibsen, den „Morgen“ von Grieg und die Böcklinschen „Zentauren“ sehr gerne. Ich las damals, abends vom Theater herauskommend, unter unruhigem Geflüster der Vorbeigehenden, die eben plakatierte Kundgebung des Gouverneurs und die Depesche über die Petersburger Schießerei. Ich las sie und sah ruhig den von der Hand heruntergestreiften Handschuh an. Plötzlich wurde es mir bis zum Schreien unerträglich schwer ums Herz, ich preßte die Zähne zusammen, zerriß den Handschuh und schmiß ihn fort . . . Ein Jahr später kam ich nach Petrograd und sah mir dieses Palais an. In meiner Tasche lag eine Duma-Korrespondentenkarte und eine schiffrierte, konspirative Parteiadresse. Es kam mir damals vor, als sei ich ein Geburtstagskind, und als könnten wir schon morgen die ganze Welt umstülpen.

Und jetzt?

Jetzt geht an mir rasch eine Abteilung Soldaten unter dem Kommando eines Unteroffiziers vorbei. Der Unteroffizier geht auf der rechten Seite, versinkt in Schnee, schießt zu mir herüber, bläst sich auf und brüllt plötzlich:

„Habt acht! Rechts schaut!“

„Ruht!“ salutiere ich.

Ja, jetzt bin ich Offizier.

*

Worobjow ist nicht zuhause. Er ist mit Sinaida Jefremowna in den Offiziersklub gegangen, in dem wir zu Mittag zu essen pflegen. Dort ist heute Konzert.

Die Hausfrau beklagt sich. Der dumme Ferapont hat heute kein Holz beschaffen können. Alle Offiziersburschen tun das sehr geschickt, indem sie nachtsüber die Zaunbretter der Bürger herausreißen, aber dieses Rhinozeros hat seinen Verstand jetzt, vor seinem Abgehen an die Front, vollständig verloren. Ob es uns, Worobjow und mir, nicht möglich wäre, eine Holzration in der Schule zu bekommen? Ich verspreche es, um so von ihr loszukommen.

Im Zimmer ist es tatsächlich viehisch kalt, ich habe auch gar keine Lust zum Schlafen. Öde, Öde, Öde! Soll ich am Ende doch ins Konzert gehen?

Ich kaufe wütend eine teure Eintrittskarte und setze mich in die zweite Reihe. Weder Worobjow, noch Sinaida Jefremowna sind zu sehen. Auf der Estrade gibt ein rasiertes Kinn, ein auseinander stehender Frack, mit einem angefaulten Tenor eine Arie aus dem „Leben für den Zaren“ zum Besten, und ich empfinde plötzlich die ganze bleierne Schwere und die mechanische Hartnäckigkeit dieser weichlichen Melodie.

Viel Publikum. Die Mehrzahl Offiziere. Auch Damen sind da, ärarische Damen. Das sieht man sofort an ihren neidischen Blicken und ihren langweilig-kläglichen

Frisuren. Während der Pause werfen sie sich böse Blicke zu und fächeln sich affektiert und liebenswürdig-süßlich lächelnd. Vor ihnen scharwenzeln ununterbrochen ganze Horden von Offizieren und küssen ihnen die rauen Hände. Um eine Dame herum, in der ersten Reihe, ist ein besonderer Andrang. Es stellt sich aber heraus, daß es keine Dame ist, sondern der Leiter der Offiziersschützenschule, General Filatow. Stämmig, mit dichten Augenbrauen und breitem Bart, erinnert er durch irgend etwas an Leo Tolstoj. Beide haben dieselben haarigen Wangen, nur der Blick des Generals ist ein gutmütig-zwinkender, selbstzufrieden-schlauer. Neben seiner überaus breiten Frau, der alten Generalin, ringelt sich, wie ein Aal, sein Adjutant, Hauptmann Loktjew. Kleinschwarze Schnurrbartbürste, schnurgerader Scheitel, Glanz von Brillantine, weiche Lackstiefel. Ein nachlässig-höfliches Spiel mit den Epauletten und ein ehrfurchtsvoll-übersättigtes, wie angeklebtes Lächeln. Die schwarzen kecken Blicke fliegen selbstbewußt und unermüdlich durch den ganzen Saal, ohne daß er auch nur die geringste Bewegung des Generals dabei verliert. Ein Muster eines Adjutanten! Neben dem General hat sich ein Gefolge breitgemacht, ein Gefolge von Hauptleuten und Kapitänen, der ganze Stab der Schule und ihrer Maschinengewehrregimenter. Unser Adjutant ist devot-eifrig und diplomatisch-schlau. Er ist im Laufenden über alle Angelegenheiten und versteht es vorzüglich, zur richtigen Zeit das richtige Wort einzufügen und das Gespräch so zu wenden, daß der General gehorsam den mit ihm Sprechenden die Hand drückt und sie – einen nach dem anderen – verabschiedet. Nun streichelt der General gutgelaunt seinen breiten Bart, die Frau Generalin erstarrt, gewichtig, wie ein in den Eisschrank gestelltes Gelee, und dem geschickten Adjutant gelingt es, einen verstohlenen Blick von koketten, wie nasse Kirschen glänzenden Frauenaugen zu erhaschen.

In gute Schützengräben habt ihr euch hier eingegraben, ihr Teufel!

Der Kapellmeister klopft plötzlich auf das Notenpult, der Lärm hört auf, alle setzen sich, und durch den Saal klingt, sich wiegend, einschmachtender, trauriger Marsch. Der Marsch der Maschinengewehrregimenter.

Ich schließe die Augen. Es kommt mir vor, als wär' es heißer, schwüler Sommer. Die Grillen zirpen, und die Luft ist wie aus Glas. Meine Stiefel sind gelb von Staub, der Rücken meines Pferdes glänzt vor Schweiß. Ich reite an der Spitze. Hinter mir schaukeln müde, auf den Lastpferden, die Maschinengewehre. Die sonnverbrannten und verschwitzten Soldaten, mit Bajonetten im Gürtel und mit Gewehren auf den Schultern, schlürfen mit schweren Schritten auf dem weichen Sand. Marschieren, marschieren, marschieren. Ich reite im Schritt vor ihnen und schauke mich im Takt des Pferdeschrittes unter dem gleichmäßigen Knarren des Sattelleders und presse die Schenkel fest an das Pferd. Die Sonne sinkt teilnahmslos und schwimmt in Flammen zerfließend hoch und höher in den durchsichtig blauen Äther hinein. Welch feierliche Melancholie! Ich begreife jetzt verzweifelt, daß hinter mir alles abgerissen ist: das bunte, lärmende Leben, die schöne Liebe und die saftige Hoffnung auf irgendein allmenschliches Glück. Der Glaube an alles ist verloren gegangen. Vor uns allen ist nur ein trockener, staubiger Tod. Ein unsinniger Tod, ohne Begeisterung, ein eisernes Verderben, ohne den mindesten Schatten einer Rechtfertigung, ein blöder Sprung ins Leere. Man kann sagen: ein Offizierssprung ins Leere. Das ist ein und dasselbe. Leb' wohl, gesunder Menschenverstand!

Dafür bin ich auch ein Rädchen in dieser gewaltigen Kriegsmaschine.

In der Frühe stürmt unerwartet, mit seinem kalten Mantel und seinen von Schnee nassen Schuhen der Fähnrich Marzinkjewitsch, der gleichzeitig mit uns hergekommen ist, in unser Zimmer.

„Warum schläft Ihr noch, Kinder? Zieht Euch rasch an! Es ist heut' in der Früh, um neun Uhr, ein Kontrollschießen in der Schule angeordnet worden. Wir müssen in einer halben Stunde auf dem Schießplatz bei unseren Maschinengewehren sein. Filatow selbst kommt und Ihr schlaft hier noch! Ihr Langschläfer!“

„Wir haben tatsächlich keine Lust, aufzustehen. Unter der Decke und dem Mantel ist es so schön warm und die herausgestreckte Hand bedeckt sich vor Kälte sofort mit einer Gänsehaut.“

„Es gab keine Sorgen, der Teufel bringt's am Morgen!“ brummt Worobjow und stellt energisch seine behaarten Beine auf den eiskalten Boden.

„Wann ist also die Prüfung? Um elf sollte sie beginnen.“

„Die Prüfung wird, dem Befehl nach, auf den zwölften verschoben. Weine nicht, wirst noch Zeit haben, durchzufallen! Nun rasch, Kinder! Ich werde nicht auf Euch warten, hab' dringend zu tun“ und Marzinkjewitsch lacht laut und gesund.

„Hol' sie alle der Teufel!“ schimpfen wir, ziehen uns an, waschen uns oberflächlich und rennen, was wir Kraft haben, zum Schießplatz.

Heute ist es umwölkt und viel wärmer.

„Paß auf, Wanjtscho, die Kugeln werden heute schwer schwirren“, sag' ich. „Nur richtig zielen.“

„Glaubst du, wir werden schießen?“ sagt Marzinkjewitsch wiederum lachend.

Wir schauen ihn erstaunt an.

„Habt keine Angst, ich habe schon alles erfahren. Filatow hat das Schießen nicht gern. Ihr werdet schon sehen.“

Ich verstehe nichts.

Der Schießplatz ist ein großes, mit tiefem Schnee bedecktes Feld, umsäumt von einem feuchten, kahlen, blattlosem Walde. Die Maschinengewehre stehen in Reih und Glied. Weit in der Ferne, am Waldesrand, grauen die von Schnee bedeckten Zielscheiben. An den Maschinengewehren arbeiten Soldaten, die zum Kader gehören. Die Maschinengewehre werden geölt und nachkontrolliert. Offiziere kommen, einer nach dem andern, rasch, ohne Atem. Ein Hauptmann notiert unsere Namen und teilt uns zu den Maschinengewehren ein. Worobjow bekommt einen Maxim, ich nebenan einen Kolt. Ich rege mich nicht auf, noch bin ich traurig, ich kenne beide Maschinengewehre sehr gut. Kolt ist selbstverständlich einfacher.

Ich befestige sorgsam das Gestell und versuche die Hebel. Das Maschinengewehr steht solid. Ich versuche den Rahmen. Bewegt sich leicht. Der ganze Mechanismus ist in Ordnung. Alles ist schußbereit.

Neben mir brummt Worobjow. Etwas klappt bei ihm nicht. Rund herum wird fieberhaft gearbeitet. Die Offiziere bereiten alles vor und kontrollieren die Maschinengewehre. Plötzlich beginnen die Maschinengewehre sich eifrig verschluckend in der feuchten Luft zu lachen, als würden sie durch Eisengitter bleierne Erbsen säen.

Ich lasse den Hahn sinken. Das Maschinengewehr zittert und bellt wütend mit feurigem Dröhnen. Der Lauf ist etwas warm geworden. Alles ist in Ordnung, wo ist aber unser General? Es ist schon neun.

Es ist neun und mit jeder Minute wird es heller und heller. Der Wald wird immer brauner und blauer. Die Zielscheiben sieht man immer klarer. Eine Gruppe von Soldaten, die Signale geben, zeichnet sich mit ihren roten Fahnen deutlich ab. Soldaten mit roten Fahnen?! Vor meinem auf sie gerichteten Maschinengewehr? In einer wilden, freudigen Aufregung verstehe ich nichts.

Nein, mein Maschinengewehr ist auf den Himmel gerichtet. Ich stehe auf, ein nervöses Zittern befällt mich.

„Feuer ein—stel—len!“ ertönt der Befehl des Hauptmannes.

Und wenn das Kommando „Feuer!“ erklingen sollte?!

Das Herz schlägt wild, die Hände erlahmen.

Von rechts ertönt ein undeutliches Geschrei, und der Hauptmann läuft salutierend hin. Alle Köpfe wenden sich nach rechts, wo ein mit Offizieren besetztes Auto laut hupend stehenbleibt.

„Das Lineal! Sascha, vergiß das Lineal nicht!“ winkt mir Worobjow erregt zu. „Filatow kommt!“

Der General, begleitet von fünf Offizieren, geht langsam von einem Maschinengewehr zum andern. Sie drängen sich alle um ihn und stören dadurch die Bedienung der Gewehre. Tatsächlich ist kein einziger Schuß zu hören.

Ich nehme das Filatow-Lineal aus der Tasche. Das ist eine Blechplatte in der Größe einer Postkarte, ein Soldat ist mit Ölfarbe darauf gemalt, am Rande ist eine Skala eingekerbt, ein bequemes Instrument für Augenmaß und die Bestimmung der Entfernung. Ich halte es vor meine Augen und sehe darüber hinweg auf die Zielscheiben.

„Ein nützliches Ding“, sage ich unwillkürlich laut.

„Ja, der Alte verdient an diesem Patent ganz schön“, fällt unerwartet ein verschwommener, unrasierter Stabshauptmann mir ins Wort. „Unser General schläft nicht. Hier dieses Gestell ist von Ssokolow. Was glauben Sie, in wessen Tasche fließt das Geld? Es ist dem General gelungen, den Ssokolow unter seinen Pantoffel zu kriegen. Er hat gemeinsam mit ihm eine Fabrik gebaut. Und was glauben Sie, wieviel von diesen Gestellen verkauft werden jetzt? ... Ja, ja, dem einen der Tod, dem andern das Geld ...“ brummt er nachdenklich. „Jetzt hat er sich an Fjodorow herangemacht, wollen irgendein automatisches Gewehr herausbringen. Man sagt, es taugt nichts ...“

Vielleicht hat man aber noch nicht genügend geschmiert... Kurz und gut, glauben Sie nicht, daß unser Filatchen seine Zeit verliert ... Verstecken Sie nicht das Lineal, machen Sie etwas damit ... Passen Sie auf, man kommt jetzt zu Ihnen ..."

Tatsächlich wackelt der General von Worobjow zu mir. Hinter ihm kommen dieselben Hauptleute und Leutnants, die gestern, während des Konzertes, ihn umringt hatten. Hauptmann Loktjew geht, sich nachlässig schaukelnd, etwas seitwärts. Ein gelangweiltes, angeklebtes Lächeln auf seinen Lippen, unterhält er sich damit, auf dem festgestampften Schnee mit seinen Sporen tiefe Furchen zu ziehen. Seine nach oben gezogenen Augenbrauen scheinen auszudrücken: „Nun, macht Schluß mit diesem unnützen Blödsinn!“ Die Offiziere, die den General begleiten, kommen ganz nah an mich heran und schauen mich schweigend, faul und kalt, mit gleichgültigen Augen an. Der General aber nimmt sogleich, keuchend und pustend, das Lineal aus meiner Hand. Er schaut darüber über meine Schultern hinweg irgendwohin in die Ferne. Sein Gesicht legt sich in gutmütige, freundliche Falten, er schüttelt lispelnde Fragen auf mich, die er selber rasch beantwortet, indem er sich lächelnd, fast kokett an mich und die erstarrten Offiziere wendet. Ich versuche ihn zu unterbrechen, um ihm zu beweisen, daß ich etwas kann, aber der von rückwärts an mich herangekommene Stabshauptmann zieht mich am Mantel. Ich verbeiße meine Worte, fresse die Obrigkeit mit begeisterten Augen und gebe ab und zu ehrerbietige, bejahende unartikulierte Laute von mir. Durch diese Begleitmusik gerät Filatow in eine wilde Begeisterung; mit dem Lineale wippend, beginnt er fast zu tanzen. Doch Hauptmann Loktjew schaut mich streng an, klirrt mit den Sporen und streift den General mit einem ironischen Blick. Ich verstummte sofort, der General wird ganz verlegen, gibt mir freundlich

das Linal zurück und wackelt zu meinem Nachbar, dem Stabshauptmann.

Ich unterdrücke ein Lachen und wende mich weg. Worobjow grinst über das ganze Gesicht und entladet das Maschinengewehr.

*

Die Prüfung war viel strenger. In der Klasse saß neben einem Tisch der Kommandant des ersten Maschinengewehrregiments, ein strenger, blonder, schnurrbärtiger Hauptmann Gervais. Neben ihm seine Adjutanten. Sie waren aber nur Dekoration, da der Hauptmann persönlich prüfte; kalt und teilnahmslos seine Fragen stellte. Aus den zitternden, schweißigen Händen der Fähnriche fallen die Maschinengewehrteile. Sie gehen, über die Gestelle und Räder stolpernd, rot, mit hoffnungslos-verwirrten Gesichtern aus dem Saale.

Gervais' Blick gleitet feindlich über das Universitätsabzeichen an meinem Rock, er notiert meinen Namen und zeigt mir nachlässig einen Haufen von Metallteilen auf dem Tisch.

„Stellen Sie das zusammen, Herr Leutnant.“

Das war ein Maxim, und ich beginne mit gewohnten Griffen die Teile zusammenzustellen. Ich überzeuge mich davon, daß verschiedene Teile des Mechanismus fehlen.

„Ich kann das Schloß nicht zusammenstellen, Herr Hauptmann,“ sage ich mit kalter Ehrerbietung, „es fehlen verschiedene Teile.“

Er schaut mich aufmerksam an, lächelt seine Adjutanten rätselhaft an, nickt mir kühl mit dem Kopf zu und sagt leise:

„Das genügt, Herr Leutnant, Sie können gehen.“

„Er hat dir ‚Vorzüglich‘ gegeben, ich hab's gesehen,“ teilt mir Worobjow freudig mit.

„Und dir?“

„Weiß der Teufel. Ich habe aber gut geantwortet.“

Der Abend rückte heran. Worobjow zieht ächzend den Riemen seines Koffers zusammen.

„Also, Sascha, wir können unsere Bude in Oranienbaum schließen. Morgen werden wir im Befehl lesen, an welche Front wir gejagt werden. Das wäre fein, wenn wir wieder in ein Regiment kämen.“

Ich schweige. Blaue, unheimliche Dämmerung zieht in das Zimmer. Ich weiß, daß ich packen muß. Ich muß meiner Frau einen Brief schreiben, muß ihr morgen in aller Eile paar Worte schreiben, wohin wir gejagt werden. Ich werde schon morgen weit, sehr weit von hier sein. Unmöglich ist es, sich aus diesem Schraubstock hinauszuwinden! Ein Lastpferd mit gestutztem Schwanz, ein bronzenes Ungeheuer, der Kopf eines Kretins auf einem Stiernacken, eine keck aufgesetzte Tatarenmütze: das ist der Vater. Und der Sohn? Ein rotzweicher Niemand, mit einem herzförmigen Bärtchen! Von nichts und von niemand und niemals überzeugt. Ein Kreisel in den Händen der Pitjimirow und Stürmer. Ein heiliges Schild für die Biberkragen mit Chrysanthemensträußen, der Oberprasser der Villa Rodée!

Und das alles für dieses Gewürm!?...

Wo ist aber die Rettung? Ein klägliches Wimmern heroischer Wahrheit aus den kleinen schweizer Dörfchen, Zimmerwald und Kienthal? Und von nirgends eine Antwort. Überall Schurken und Verräter, patriotische Hautschinder. Don Quixotes der Arbeitergruppen! Nirgends der mindeste Lichtstrahl. Fluch über euch!

„Herr Leutnant!“ klopft Sinaida Jefremowna an die Tür. — „Wollen Sie nicht zum Abschied mit mir ins Kino gehen? ...“

*

DRITTES KAPITEL

Mich weckt jetzt immer ein dröhnender Lärm, der mich aus dem Schlaf reißt und erschreckt. Ein schläfriges Dunkel füllt dicht das Zimmer, breitet sich zottig bis zur Decke aus. Ganz in der Nähe riecht es nach Schuhwischse und Zwiebeln. Ach so, das ist mein neuer Bursche, Nikita Fenjkin. Das ist er, der, wie gewöhnlich, seinen Atem zurückhaltend, die spiegelblank geputzten Stiefel „leise“ in mein Zimmer stellt.

„Bist du es, Nikita?“

Fenjkin räuspert sich schuldbewußt und sagt bescheiden: „Es ist sieben Uhr, Euer Hochwohlgeboren. Sie haben befohlen, Sie zu wecken . . .“

„Schon gut, ich stehe auf.“

Nikita drückt sich noch immer verlegen herum, atmet schwer, geht mit ungeschickter Vorsicht zum Tisch und zündet die kleine Petroleumlampe an. Unter seinen schweren Schritten knarren die Dielenbretter. Die Dunkelheit zuckt zusammen und kriecht geduckt in die äußersten Winkel. Ich wasche mich mit kaltem Wasser, über eine Tonschüssel gebückt. Durch die angelaufenen Fensterhenglotzt das Dunkel der Winternacht in das Zimmer.

Die Treppe heraufknarrend, die Türen zuschlagend, kommt Nikita vom Kommando, das sich uns gegenüber befindet, mit einem Teekessel voll Tee. Trotzdem es uns schon nach der ersten Tasse heiß wird, knöpft Nikita um nichts in der Welt seinen Rock vor mir auf. Er sitzt auf dem Rande des Stuhles und beißt an seinem Zucker mit solch zeremonieller Sparsamkeit, als wäre dies nicht seine Soldatenration, sondern als würde er von mir bewirtet.

„Darf ich Euer Hochwohlgeboren etwas fragen? . . . Sind die Bulgaren Rechtgläubige oder nicht?“

„Die Bulgaren? Ja, sie sind rechtgläubig. Warum interessiert es dich?“

„Ja, weil“ — er wischt seine von Zucker klebenden Finger an seinem Mantel ab und holt ein kleines, blaues Büchlein vom Fensterbrett.

Auf dem glänzenden Umschlag ist in einer hohen Pelzmütze, wie sie die alten Monomachen zu tragen pflegten, und in einem Sarafan Rußland abgebildet. Es hält ein Schwert und einen Palmzweig in der Hand und schützt einen kleinen, russischen Soldaten mit seinem Schild. Hinter dem Soldaten stehen schüchtern zusammengedrängt Frauen und Kinder, in der Ferne ist ein friedliches Dorf mit einer Kirche sichtbar. Der kleine Soldat zuckt drohend sein Bajonett gegen drei vor ihm stehende Gestalten: einen Deutschen, einen Österreicher und einen Türken. Sie heben erschrocken ihre Arme in die Höhe, aus ihren Händen fallen hilflos ihre Säbel und Gewehre.

„Dies Buch habe ich gestern gelesen,“ erklärte Nikita, „weshalb und gegen wen Rußland kämpft. Ein amüsantes Büchlein. Der Feldwebel gab es mir neulich. ‚Da hast du,‘ sagte er ‚du liest gerne, lies es also. Man hat uns die Büchlein in die Kanzlei geschickt, aber alle verschmähen sie, oder drehen sich bestenfalls Zigaretten aus ihnen . . .‘ Der Schriftsteller, der dies Buch geschrieben hat, ist sicher sehr gescheit. Man versteht aber trotzdem nicht gleich, wie und was . . . Es steht nur geschrieben, daß es Rußland schon längst im Himmel vorgezeichnet sei, für andere Völker zu kämpfen. Wir haben die Deutschen vor den Tartaren geschützt, und die Deutschen, die haben wir nachher geschlagen, weil sie gegen den Franzmann zogen, und mit Napoleon, dem Franzmann, haben wir gekämpft, weil er gegen die Rechtgläubigen zog . . . Wieviel Völker wir schon beschützt haben, mächtig viel Völker! Das menschliche Blut ist flüssig . . . Besonders haben wir uns der Serben und Bulgaren angenommen. Sie sind nämlich alle gute Rechtgläubige. Wir konnten sie auf keinen Fall im Stich lassen. Das ist schon unsere

Mission: Unser Kreuz, unser christliches, für sie auf die türkische Moschee statt des Halbmond zu pflanzen . . . Nun verstehe ich nicht, Euer Hochwohlgeboren, wozu die Bulgaren, wenn sie rechtgläubig sind, plötzlich gegen uns kämpfen . . . Unverständlich ist das . . . Das Büchlein ist wohl zu gescheit!”

Nachdenklich blättert der Bauernbursche Fenjkin Nikita aus Tambow mit seinen schwieligen Fingern im Büchlein. Ich hörte einmal, wie Fenjkin erzählte, er habe keinen Großvater gehabt. Seinen Vater habe die Bäuerin Agrafena, die als Stallmädchen bei Gutsbesitzern diene, geboren, deshalb haben sie auch den Familiennamen Fenjkin bekommen*). Als man im Schulkommando fragte, wer von den Soldaten zum neuen Kommandanten als Bursche gehen wolle, meldete sich Fenjkin freiwillig und voller Begeisterung. Er ist sehr zuverlässig, knechtisch schüchtern und redet gerne und viel. Den Soldaten sagte er von mir, hinter meinem Rücken: „Mein Hochwohlgeborener ist ein richtiger Kerl, so gesetzt und würdig ist er. Nur ein wenig seltsam. Er ohrfeigt einen nicht, haut einem nicht in die Fresse, und wenn er schon einmal schimpft, dann tut er es ganz nobel . . . Schlimm ist es nur, wenn er lange keine Briefe von seiner Frau bekommt. Er wird dann ganz finster und glotzt schweigend zum Fenster hinaus, wie ein Wolf, ist besser an solchen Tagen, ihm nicht in die Nähe zu kommen! Sonst liest er immer viel Zeitungen, und wenn wir allein bleiben, rückt er mir immer den Stuhl zu, damit ich mich zu ihm setze. Ein freundlicher Herr, ein höflicher! . . . Und Tee muß ich mit ihm am selben Tisch trinken. Ich kann aber nicht so viel Tee in mich hineingießen, wie er . . . Er kauft sich doch Zucker noch dazu, und ich habe bloß meinen

*) Der Name Fenjkin ist aus „Fenja“, Diminutiv von Agrafena, abgeleitet.

ärarischen . . . Er bietet mir selbstverständlich immer an, aber ich bin doch nicht ganz ohne Verstand und Manieren . . . Soldat bleibt Soldat, und den Dienst kenne ich gut. Als ich noch im Dorfe in der Schule war, hat mich der Pope sehr gern gehabt, hat mir Verstand beigebracht, und ich habe ihm dafür Weihrauch vor den Altar gestreut. Fein war es! . . . Ach, wäre der Krieg nicht gekommen, wär ich schon längst Kirchendiener! Alle Messen kenne ich, Bruder, mich kann man nicht irre machen . . .”

„Ich wollte aber Euer Hochwohlgeboren fragen,” zieht Nikita langsam seine Worte, „wenn die Bulgaren Rechtgläubige sind, warum verhindern sie uns, unser Kreuz in Konstantinopel aufzupflanzen? Und warum müssen wir unser Blut vergießen, für jenes Kreuz, wenn in Rußland selbst noch alle Moscheen ohne Kreuz stehen, wie es uns Chabibulin in der Kommandantur gesagt hat.”

Ich trinke den Tee und schaue in das Dunkel des bläulichen Fensters.

„Das ist eine ernste Frage. Ein anderes Mal werden wir darüber sprechen. Jetzt muß ich mich, wie du siehst, sehr beeilen, um zum Dienst zu gehen.”

Ich ziehe meinen Mantel mit dem Riemen des Säbels zusammen, stülpe die Mütze auf den Kopf und gehe hinaus.

Draußen steht eine bläulich-durchsichtige Finsternis. Auf der Landstraße, mir gegenüber, dunkelt zwischen den Bäumen, auf einem kleinen Hügel, eine zweistöckige Villa, mit dichtbeschnitten, großen Balkons. Das warme Licht der elektrischen Lampen ergießt sich durch die Fenster auf die zottig weißen Äste, die unbeweglich und schwer im feuchten Morgenblau hinunterhängen. Auf dem Hofe vor der Villa ist es finster, man sieht aber im Finstern, wie Soldaten sich bewegen, man hört ihr Sprechen und Rufen. Dann wird alles still. Das aufhorchende Schweigen wird durch ein: „Habt a — a — acht! Die

Herren Offiziere! . . .” durchschnitten. Ich unterscheide die in Reih und Glied stehenden grauen Soldaten und den salutierenden Fähnrich Ilowaiskij.

„Guten Morgen, Soldaten!”

„Guten Morgen, Herr Leutnant!” brüllten wie aus einer Kehle die grauen Reihen.

Die Maschine ist aufgezogen.

Die Kompagnie-Offiziere nehmen mit einem Ruck die Finger von den Mützen, an denen sie stramm salutierend, wie angeklebt waren, und ich reiche ihnen, einem nach dem andern, die Hand.

„Gehen Sie selbst, Herr Leutnant, mit der fünften Abteilung, oder befehlen Sie, daß jemand von uns geht? . . . Fähnrich Krassnikow ist noch nicht gekommen, wahrscheinlich hat er den Zug versäumt. Befehlen Sie, daß er durch einen anderen ersetzt wird?”

„Nein, nein”, sage ich.

Ein geckenhafter Unteroffizier mit roten Wangen und kurz geschorenem Schnurrbärtchen läuft mir entgegen.

„Führen Sie die Kompagnie, Schewelew, und exerzieren Sie auf der Olginskaja-Straße, ich werde Sie schon einholen.”

Ich gehe zum Kommando. Der diensthabende Soldat stürzt mir, wie abgebrüht, entgegen und leiert den Rapport herunter.

In der riesengroßen Villa gibt es nicht sehr viele Räumlichkeiten. Der zweite Stock ist mit Pritschen für die Soldaten vollgestopft, es befinden sich aber auch dort Kanzleien und Zimmer für Offiziere. Unten sind Schulräume, Maschinengewehr-Abteilungen, die Räume der ersten Kompagnie und die Zimmer des Feldwebels und des Kompagnieführers. Fünf Kompagnien sind hier untergebracht. Wir haben aber nur drei Schulsäle. Man muß sich sehr zusammendrängen. Deshalb sind zwei Kompagnien stets abwechselnd beim Exerzieren. Momentan

beginnt der Fähnrich Sastjoschkin seinen Unterricht in einer der Klassen.

„Ruht, ruht“, sage ich gnädig allen, die salutieren. Dafür bin ich auch der stellvertretende Chef des Lehrkommandos der Schützenschule.

Der Chef des Kommandos, Leutnant Kasakow, hat sofort nach meiner Ernennung die ganze Arbeit auf mich gewälzt. Er schläft sich jetzt tüchtig aus, kommt täglich nur für eine oder anderthalb Stunden, um die Akten zu unterschreiben. Ich esse bei ihm und um ein Uhr gehen wir gemeinsam in seine Wohnung zum Mittagessen. Er verhält sich so gut zu mir, daß ich es gar nicht besser wünschen könnte. Kurz und gut, ich bin ein selbständiger Fürst der vier Bezirke von Martyschkino, wohin mich erst vor kurzem und unerwartet ein glückliches Schicksal von Oranienbaum geworfen hat. Ein glücklicher Zufall!

*

Und welch große Angst ich damals hatte! Ich erinnere mich, wie wir in aller Frühe in die Kanzlei der Offiziersschule gerast sind. Die Kanzlei war vollgepfert mit Offizieren, es war fast unmöglich, sich zum Tagesbefehl durchzuarbeiten. Trotzdem gelang es Wanjtscho Worobjow mit seinen knochigen Ellbogen und wir kamen bald nach vorne. Wir begannen im Alphabet nachzublättern, und plötzlich sehe ich, ganz deutlich steht es geschrieben: „Fähnrich Worobjow Iwan ist als Instrukteur im Kader der Offiziersschützenschule belassen, er wird zum Kompagniechef des Maschinenschützenkommandos ernannt.“ Ich freue mich für meinen Kameraden, ein bitterer Neid packt mich aber, er ist Junggeselle und hat so ein Glück: Als Instrukteur beim Kader der Schule belassen! Leb wohl, verdammte Front!

„Herrlich ist das!“ sage ich leise dem strahlenden Worobjow, doch mein Mund ist trocken, und ich habe

ein Gefühl im Magen, als hätte man ihn mit Sand vollgeschüttet.

„Wart’ einmal“ sagt Worobjow freundlich „schauen wir nach, was mit dir ist.“

Wir suchen und finden: „Belassen als Instrukteur im Kader . . . Ernannt zum stellvertretenden Chef der Schulkompagnie der Maschinengewehr-Abteilung.“ Ganz heiß wird es mir vor Freude, ich traue meinen Augen nicht. Ist es ein trügerischer Traum?! Wir drängen uns durch die Masse hindurch, umarmen uns schweigend und küssen einander. Tränen kommen uns sogar in die Augen. Und hinter uns bemerken wir Marzinkjewitsch, der lustig herumspringt. Er ist zum selben Kommando ernannt wie Worobjow. Wir hatten Angst, nachzugraben, was die Ursache unseres Erfolges war. Es hätte vielleicht noch geändert werden können! Ich weiß also bis nun nicht, warum Hauptmann Loktjew uns auf diese Posten ernannt hat. War es deshalb, weil wir alle drei vom selben Regiment kamen, oder weil wir alle drei die Prüfungen mit Vorzug bestanden hatten?

Unsere Kommandos sind zwei Werst von Oranienbaum entfernt, auf dem Wege nach Peterhof, in der Sommerfrische der finnischen Siedlung Martyschkino. Das Schützenkommando ist in der Nähe des Bahnhofes, die Schulabteilung auf der Landstraße, auf dem Ufer der Bucht. Man jagt von allen Enden Rußlands Soldaten aus Infanterie-Reserve-Regimentern in großen Massen hierher zusammen. Die Mehrzahl wird großen Maschinengewehr-Regimentern zugeteilt: dem ersten Regiment, das in Oranienbaum und dem zweiten, das in Streljna stationiert ist und in Bataillone des Kommandos von Koljtowsk, die sich ebenfalls in Oranienbaum befinden. Dort bildet man im Laufe eines Monats die Soldaten zu Maschinengewehrspezialisten aus und jagt sie in Maschinengewehrkompanien an die Front. Die Schul- und Schützen-

kommandos bilden Maschinengewehr-Unteroffiziere aus, die einzeln an die Front kommandiert werden. Hauptmann Loktjew schickt uns in unser Kommando genau so unerfahrene Infanteristen, wie in die anderen zwei Regimenter. Aus ihnen kann man nicht einmal tüchtige Maschinengewehrschützen machen, von Unteroffizieren gar nicht zu reden. Es wäre richtiger, uns ausgewählte Soldaten zu schicken, die schon einen Maschinengewehrkursus mitgemacht haben. Aber das tut man nicht, trotzdem die Zwecklosigkeit unseres Schul- und Schützenkommandos für alle augenscheinlich ist. Als ich darüber mit dem Chef des Kommandos, Kasakow, sprach, sah er mich verwundert an.

„Ihr Universitätsabzeichen läßt Sie nicht ruhen“, lächelt er gutmütig. „Was geht es uns an, ob unser Kommando einen Zweck hat oder nicht? General Filatow ist es eingefallen, soviel Kommandos als möglich zu schaffen, er bekommt auf diese Weise mehr und füttert dabei eine Menge Leute. Wir haben nur die Sache zu machen und dankbar zu sein, daß auch wir dadurch im Hinterlande sitzen. Es hat gar keinen Sinn, sich da hineinzu-mischen, mein Freund! Wenn Sie wegen der Nützlichkeit des Kriegswesens Bauchschmerzen haben: gehen Sie an die Front! Geht es aber hier Ihnen, und auch mir, gut, — dann hol’ der Teufel den ganzen Krieg! Spucken Sie auf alles . . . Soll ich Ihnen ein Gläschen Schnaps eingießen?“

Ich schwieg. Welch ungeheuerlich-nackte Wahrheit! Wozu randaliere ich tatsächlich hier herum? Hast du dich im Hinterland vergraben, dann schweig!

Sind wir aber wirklich Hautschinder und Luder? Spucken wir darauf, daß täglich zehntausende Menschen sterben und verkrüppelt werden?

Ich sprach einmal mit Worobjow darüber, er war aber nicht einverstanden mit mir.

„Nein, Saschka,“ sagte er, „wir werden gewissenhaft gute Maschinengewehrmannschaften ausbilden. Unsere Sache ist es, ehrlich für die Verteidigung zu arbeiten.“

Für die „Verteidigung“? für wessen Verteidigung?

Sogar die Moskauer und Petersburger Hornochsen — die Adligen, erklärten vor einigen Tagen der zaristischen Regierung ihr volles Mißtrauen und verlangen ein verantwortliches Ministerium. Vor drei Tagen kam es bei der Eröffnung des Staatsrates zu einem Skandal. Vergoldete Greise in weißen Hosen versuchten vergebens ihre „aufrührerische“ Deklaration zu verkünden. Und die Regierung lächelt frech, konfisziert sogar „Nowoje Wremja“*), quält das Volk mit Hunger und jagt es auf die Schlachtbank. Nein, die näselnde Ratte mit dem herzförmigen Bärtchen, die von Gendarmen umringt ist, muß man vernichten und nicht verteidigen!

„Verteidigt“ man aber nicht, so bedeutet es, die auch sonst blutigen Opfer des Volkes zu verzehnfachen. „Nicht verteidigen“ heißt: nicht zehntausende, sondern täglich hunderttausende menschliche Leben als verloren geopfert! Das heißt, die Zahl der Krüppel und Waisen um Millionen vermehren!

„Verteidigt“ man aber, — so bedeutet es, mit der Schlinge des Doppeladlers die Gurgel des Vaterlandes bis zum Todesröcheln zusammenzuschnüren. „Verteidigen“ heißt: halbverhungerte, versoffene Arbeiter in tuberkulösen Kellern verseuchen, und die ungekämmte, mit Bastschuhen bekleidete Bauernschaft bei Brot und Wasser leben zu lassen, nur damit die Sealkragen gefahrlos in den Rodéevillen prassen können . . . Ach, Mütterchen Rußland, zerfetzt und mit blutigen Gedärmen wollen sie dich bis zum Bosphorus schleifen! Der Zechkumpan

*) Nowoje Wremja (Neue Zeit) war die reaktionärste Zeitung Rußlands und erschien in Petersburg.

Rasputins, der allerheiligste Metropolit Pitjirin, soll dort ein rechtgläubiges Kreuz auf die Sophien-Moschee pflanzen! Nicht einmal Nikita Fenjkin kennt sich da aus!

Welch ein verdammter blutbesudelter, verhexter Kreis!

Ich sehe Worobjow jetzt sehr selten. Er wohnt bei seiner Kompagnie und bereitet die Soldaten „ehrlich“ zur Verteidigung vor. Ich tue dasselbe, quäle mich aber mit der „Unehrlichkeit“ dieser Arbeit. Im wesentlichen ist aber gar kein Unterschied zwischen uns. „Ehrlich“ oder „unehrlich“, einem Schräubchen ist es unmöglich, aus dieser gigantischen Hackfleischmaschine herauszuspringen!

Marzinkjewitsch ist in irgendeinem Kommando zum Studium der Luftabwehr. Er wohnt, wie früher, in Oranienbaum und kommt nach Martyschkino, um seine Arbeit zu verrichten. Auf der silberweißen Ebene der finnischen Bucht, in Martyschkino, steht eine kleine Bude. Durch das Schutzdach hindurch bäumt sich ein Maschinengewehr auf. Nach den Schießübungen gehen die Offiziere herum und suchen die heruntergefallenen Kugeln. Finden sie aber niemals. Manchmal schießen sie auf einen angebundenen Papierdrachen und man behauptet, es komme vor, daß sie ab und zu einen Treffer machen. Ein leichter und sorgloser Dienst!

Leutnant Kasakow, der Kommandant, schleppte mich zu sich zum Essen.

„Ich möchte mich mit Ihnen in einer wichtigen Sache beraten . . .“

Kasakow wohnte gegenüber dem Kommando, in einem kleinen Häuschen, nicht weit von mir. Seine Frau, ein welkes, gelbhaariges Hausmütterchen, sah einem zerupften Kanarienvogel ähnlich. Als wir kamen trug der Bursche durch das Vorzimmer einen Eimer mit Abfällen in den Stall. Der Leutnant hielt Ferkelchen und mästete sie mit den Abfällen, die von der Küche des Kommandos kamen.

In der Küche zischten Kartoffeln im schäumigen Fett und kleine Stücke zerschnittenen Fleisches tanzten in der Pfanne. Die zerzauste Hausfrau machte sich am Herde zu schaffen und rührte mit träger Sorgsamkeit die Sauce. Dadurch entstand ein Dunst in der Küche, der sich bis in die Zimmer verbreitete.

Das kleine Söhnchen von Kasakow kroch unter seiner Decke hervor, warf sein Spielzeug weg und saß ohne Hosen auf dem Boden. Er streckte seine vollen Arme einer schmutzigen Katze entgegen, die mit eigensinniger Gleichgültigkeit sich von ihm wandte.

„Willst du die Katze?“ fragte Kasakow und beugte sich zu ihm. Doch die Katze huschte rasch aus dem Zimmer in die Küche. Kasakow setzte sich auf ein altmodisches Sammetsofa, auf das er sehr stolz war und nahm den Kleinen auf den Schoß.

„Bist du bald fertig? Beeile dich!“ rief er der Frau zu und sagte, zu mir geneigt, ganz leise: „Es kommt ein Wirrwarr, Alexander Ignatjewitsch, das ist ganz bestimmt . . . Unser Alter hat heute dringend und streng geheim alle Kommandanten zusammenberufen. Die Kommandanten der Regimenter, der Bataillone und der anderen Kommandos. Er hat uns eine alte Kundgebung des General Chabalow vorgelesen, die wir auch ohnehin kannten, daß es jetzt Streiks gäbe, daß dies den Feind unterstütze und deshalb: — nieder mit den Verrätern, nieder ohne Gnade! Dem Alten kamen gewohnheitsgemäß auch Tränen in die Augen, nachher hatte er noch eine geheime Beratung mit Loktjew.“

Kasakow seufzte tief, rief den Burschen und gab ihm seinen kleinen Sohn. Er begleitete sie in die Küche, schloß alle Türen fest zu, setzte sich auf das Sofa und seinen palmartigen Bart kämmend, fuhr er fort:

„Es wurden vor allem zuverlässige Offiziere gesucht, die man provisorisch nach Petrograd abkommandieren

könnte, damit sie dem Generalquartiermeister des Stabes zur Verfügung stünden, und der Polizei die Hantierung der Maschinengewehre beigebracht würde. Ich habe abgelehnt. Man schickt da jemand und plötzlich stellt es sich heraus, er ist nicht der Richtige, und dann ist man für ihn verantwortlich, hol's der Teufel! Zweitens: Es ist streng befohlen, die Soldaten heimlich zu überwachen, damit auch nicht der geringste Versuch einer revolutionären Propaganda möglich werde. Sollte man etwas bemerken, dann muß es sofort den maßgebenden Behörden gemeldet werden. Dort wird mit ihnen kurzer Prozeß gemacht. Loktjew hat angedeutet, daß in unserem Kommando etwas los ist, aber das hat er nur so gesagt. Mir scheint, daß bei uns, Gott sei Dank, alles ruhig ist. Obwohl selbstverständlich: Vorsicht ist die Mutter der Weisheit . . . Nun dachte ich mir, ob man nicht den Fähnrich Ilowaiskij bitten sollte, einen Abend hier zu verbringen und unbemerkt alles zu beobachten. Ich wollte aber zuerst mit Ihnen beraten . . .”

Die Frau von Kasakow kam ins Zimmer und begann den Tisch zu decken. Kasakow fuhr, ohne ein Geheimnis mehr daraus zu machen, fort:

„Sastjoschkin ist ein Hohlkopf, Maljzew ein Niemand und Krassnikow ein Rotzer. Außerdem weiß der Teufel, mit wem sie sympathisieren. Der Feldwebel sagte mir, Krassnikow sei mit den Ministern ewig unzufrieden . . .”

„Wer ist denn mit ihnen zufrieden?” unterbricht die Frau, „nichts ist mehr da, weder Stoffe noch Graupe . . . nichts ist da, sogar die Bäckereien sind geschlossen . . . schrecklich! Ein schönes Leben! . . .” und sie schmiß eine Gabel auf den Tisch. Die Gabel fiel herunter und Kasakow hob sie auf.

„Ja, selbstverständlich sind viele mit ihnen unzufrieden, ein Offizier muß aber verstehen, den Mund zu halten, auch wenn ihm solche Zivilistengedanken einfallen. Ich

glaube also, der zuverlässigste ist doch Ilowaiskij. Er wird schon allem nachspüren. Die anderen können einen an der Nase herumführen und dann geht man selber daran kaputt . . . Im Waffenkommando, heißt es, soll es sehr unruhig sein. Dort sind lauter Arbeiter, Schlosser und Drechsler . . . Vorige Nacht hat man zwei weggeführt . . . Gott sei ihnen gnädig . . .”

Der Bursche brachte einen Teller mit fettem Borscht, Kasakow unterbrach das Gespräch und holte einen Kristallkrug mit Wodka aus dem Schrank.

„Nun, Alexander Ignatjewitsch, trinken wir!” Er goß zwei Gläschen voll, trank, ohne auf mich zu warten, räusperte sich und sagte: „Es bleibt also bei Ilowaiskij, nicht wahr? . . .” und goß sich ein zweites Gläschen ein.

*

Nach dem Mittag wurde der saftige Himmel türkisblau und die fernen Wälder hellrosa, fast lila. Durchsichtige Schatten legten sich auf die Schneefelder und schienen an den Schneehaufen zu lecken. Das Maschinengewehr auf der Bucht schwieg, und die Krähen kreisten mit wildem Krächzen über den Bäumen. Ich ging ins Kommando, wartete den Schluß des Unterrichtes ab und ließ die Offiziere, wie gewöhnlich, nach Hause, nach Petrograd fahren. Nur Krassnikow hielt ich beim Tor, für einen Augenblick, zurück:

„Seien Sie vorsichtig, reden Sie nicht so viel, die Soldaten erzählen schon alles mögliche von Ihnen. Sie wissen doch selbst, was das für eine Zeit ist . . . Es wäre gescheiter, statt zu schwätzen, die fünfte Abteilung, diese Müßiggänger, strammer zu halten.”

Krassnikow salutierte verlegen und lief eilig zur Bahnstation.

Ich gab Ilowaiskij gar keine Aufträge und überzeugte Kasakow, daß Ilowaiskij aus jeder Mücke einen Elefanten

machen werde, und wir dann zu den größten Unannehmlichkeiten kommen könnten. Ich überredete Kasakow, die Beobachtung des Kommandos mir zu überlassen. Ich beschloß, noch heute damit zu beginnen. Selbstverständlich konnte es im Kommando gar keine Verbindungen mit der Partei geben. Wie wäre es auch möglich gewesen, da doch die Soldaten erst vor kurzem von allen Ecken und Winkeln Rußlands hierher zusammengejagt wurden. Wenn es aber anders wäre?

Mein Herz schlug heiß, als ich mich an das Flugblatt erinnerte, das von der Druckfarbe fett war, oben die alte Losung trug: „Proletarier aller Länder vereinigt Euch!“ und unten den lila Kreis des Komitee-Stempels . . . Ich erinnerte mich der wundervollen Träume der Jugend . . . Maifeier im Troizkiwalde, als die kahlen Bäume noch kaum mit duftenden, klebrigen Knospen bedeckt waren; als unter den Füßen die gelben Blätter des vorigen Jahres rauschten . . . Auf der Wiese steht im Kreise von Arbeitern der zottelhaarige Albert Pinkjewitsch. Die Taschen meines Rockes sind vollgestopft mit frischen Proklamationen, die noch nach Terpentin riechen. In Berthas Händen die Stange einer roten Fahne und hoch oben das lustige Geschrei der wilden Gänse . . . Jugend, Jugend! Freie Jugend!

Nein, ich, mit meinem abgehärteten Verstand, werde auch jetzt brüderlich die Hand des Soldaten drücken und ihm freundschaftlich ins Ohr flüstern, daß er emsiger und vorsichtiger arbeite.

Vielleicht kann man sich sogar durch ihn mit der Organisation in Verbindung setzen . . .

Unsinn! Phantasien! . . . wenn sich aber wirklich etwas vorbereitet, muß man die Leute sofort warnen, sie aufrichtig beraten und ihnen helfen. Aber selber die Verbindung aufnehmen . . . nein, das darf man nicht! Es wäre unsinnig, wenn ein Offizier einen illegalen Soldatenzirkel

leiten wollte! Das ist eine Jules Verneiade, ein kindischer Einfall! . . .

Ich begeben mich vom Kommando nach Hause. Eigentlich habe ich keine Lust, in meine einsame Bude zu gehen. Eine unverständliche Traurigkeit lullt mich ein. Weit in der Ferne zucken kleine Funken und der Horizont wird gelb. Die weißen Pfeile der fernen Scheinwerfer tasten langsam über den Himmel. Das ist das ferne und doch nahe, das aufrührerische und rätselhafte Petrograd . . . Und hier sind die Fenster meines Zimmerchens, die bernsteinfarben von der von Nikita angezündeten Lampe glänzen. Wahrscheinlich ist auch der Tee fertig. Brr . . . es ist kalt, wozu friere ich auf dem Hofe?

*

Die Luft ist dicht, blau und feucht. Es ist ganz still. Nur die zottigen Tannen seufzen melancholisch.

Auf dem Hofe des Kommandos ist es finster, die angelaufenen Fenster glänzen. Durch die hintere Pforte kann man, über den Hof, direkt zur Tür kommen, und dabei eine Zeitlang im Dunkel bleiben. Ich öffne vorsichtig die gepolsterte Tür. Sie gibt leise nach, der Lichtstrahl, der aus dem Zimmer kommt, wird immer breiter. Ich schaue durch die Spalte. Oben ist ein Gestampf, ein Sprechen, abgebrochene Gesänge, und hier sitzt, neben der Wand, der Diensthabende, vor einer kleinen Lampe. Er hat ein Bein über das andere geschlagen, streichelt seine Revolvertasche, und büffelt, langsam buchstabierend, die Maschinengewehrvorschriften.

Wie soll ich unbemerkt an ihm vorübergehen? . . .

Plötzlich ertönen hinter mir Schritte und Stimmen. Ich springe rasch um die Ecke, im Lichte ist ein Soldatenmantel erkennbar. Sie gehen zu zweit und sprechen halblaut miteinander. Einer bleibt stehen, und der andere läuft rasch zur Pforte und nun ertönt von dorthier ein

Flüstern. Dann kommen sie wieder zusammen, und der erste Soldat geht entschlossen zu der von mir halb geöffneten Tür. Er öffnet sie weit und steht ganz im Licht. Ich erkenne sofort den Soldaten der fünften Abteilung, der heute am Tage das Brot der jungen Bäuerin verkaufte.

„Rschawzew!“ schreit er, schlägt rasch die Tür zu und verschwindet wieder im Dunkel.

„Wer da?“ fragt der Diensthabende erschrocken und bleibt an der Schwelle der geöffneten Tür stehen.

Vom Licht ins Dunkel gelangt, kann er nichts unterscheiden und legt die Hand mit den Maschinengewehrsvorschriften, wie ein Schild, vor die Augen.

„Komm mal her, Rschawzew“, sagt der Soldat düster, und der Diensthabende geht, die Stimme erkennend, ins Dunkel hinein.

Die Tür bleibt halb geöffnet. Das Geflüster im Dunkeln wird fortgesetzt.

„Ausgeschlossen . . . das kann ich nicht“, sagt Rschawzew laut und energisch und dreht sich um. Doch hartnäckige Hände packen ihn. Man redet eifrig in ihn ein.

„Du bist komisch . . . ich sage dir doch, nicht zu uns, zu Scheweljew, zu ihm will sie gehen . . . sie ist so schamhaft, die junge Bäuerin, wir haben ihr lange zureden müssen . . . Schau, dort steht sie, hinter der Pforte. Wir wollen sie direkt zu ihm hinführen, es ist doch nicht zum erstenmal!“

„Wenn es aber die Offiziere merken werden?“ antwortet Rschawzew unentschlossen und schon etwas nachgebend.

„Ach was, Offiziere! Der Kommandant ist jetzt in Oranienbaum, spielt dort Karten, sein Bursche hat es uns gesagt, und sein Stellvertreter liegt auf dem Bett und schnarcht . . . Wir haben gerade Nikita gesehen.“

Rschawzew brummt und geht unwillig zur Gartenpforte.

Ich schlage rasch meinen Kragen auf, springe in den Vorraum und rase die steile Wendeltreppe hinauf. Auf dem finsternen Treppenabsatz stoße ich mit einem Soldaten zusammen, der langsam herunterschleicht. Er kann mich nicht erkennen.

Im düsteren Korridor ist es leer. Nur im äußersten Winkel steht unbeweglich, wie ein steinernes Denkmal, in voller Ausrüstung, das schwere Gewehr auf der Schulter, Meljchow. Hinter den Türen ein schrecklicher Lärm. In den Kanzleien ist es dunkel. Ohne stehenzubleiben, gehe ich hinein, mache vorsichtig die Tür zu und stelle mich hinter den Schrank. Auf der Treppe sind Schritte hörbar.

„Das ist unmöglich“, brummt der Feldwebel in das Zimmer hinein. „Was hat er jetzt im Kommando zu tun?“

„Ich bin aber jetzt mit ihm auf der Treppe zusammengestoßen, Herr Feldwebel, habe die Epauletten glänzen sehen...“

Der Feldwebel öffnet eine Tür nach der anderen, die in die einzelnen Abteilungen führen.

„Niemand ist hier, du hast geträumt. Wozu sollte er auch herkommen? Die sind doch schon längst alle nach Petrograd gefahren.“

Aus Vorsicht schaut er aber noch einmal in das Offizierszimmer und auch in meines. In beiden ist es still und dunkel und ich stehe fest an den Schrank gepreßt. Der Feldwebel schließt wütend die Tür und schimpft.

„Dummkopf, störst uns ganz ohne Grund! Hast irgendwas geträumt! ... Meljchow!“ schreit er über den ganzen Korridor, dem zu einem Götzenbild versteinerten Meljchow zu. „Hast du nicht bemerkt, daß der Fähnrich hier vorbeigegangen ist, der Fähnrich Maljzew ... Prokofjew kam es so vor ...“

Meljchow schweigt drohend und düster, wie ein Granitdenkmal.

„Dich frage ich, du Blödian! Oder willst du vielleicht noch zwei Stunden Habt Acht stehen? Das kannst du leicht haben. Hast du den Fähnrich gesehen oder nicht? Antworte!“

Meljechow atmet laut und brüllt wütend und abgehackt: „Nichts habe ich gesehen!“

„Du hast also geträumt, Prokofjew? Hast uns ganz grundlos aufgescheucht! Es ist mir kaum gelungen, die Karten zu verstecken“, und der Feldwebel geht schwer und plump die Treppe hinunter.

Im Zimmer ist es finster. Es riecht nach dem Mittagessen und den Menagen, die augenscheinlich nicht abgeräumt worden sind. Draußen vor dem blauen Fenster hört man endloses Geflüster: die Bäume und Sterne unterhalten sich miteinander.

Nebenan, hinter der dünnen Wand, ist die dritte Abteilung. Man hört, wie die Soldaten ihre Köfferchen öffnen und sie dann wieder unter die Pritsche schieben.

„Meine Alte hat schon keine Träne mehr zu weinen“, sagt einer der Soldaten.

„Was schreibt sie dir?“ fragt der andere.

„Wir haben zu Hause so einen Krämer, Jewdokimytsh heißt er, der quält sie so, daß sie es einfach nicht mehr aushält. Hier jagt man uns in den Tod, und unsere Frauen zu Hause, die läßt man nicht einmal ruhig ihre Graupe kaufen . . . Man gibt sie ihnen nicht, oder will sie zur Sünde verführen! Ja, ich sehe es voraus, Brüder, das wird nicht weitergehen, daß man mit uns wie mit Hühnern alles macht, was man will, wie es bis nun immer geschah . . . Wir haben jetzt genug gelernt. Wer uns jetzt anpackt, verbrüht sich die Hände! Ich will nur leben, um dem Jewdokimytsh den Bauch aufzuschlitzen, wenn ich nach Hause komme!“

Plötzlich ertönt ein Balalaika und eine klingende Stimme singt frech und lustig:

Man hat uns in den Zug gesetzt
Und nach Arenbaum gehetzt.
Wir werden zu Maschinenschützen,
Um dem Vaterland zu nützen.

„Ja, ja, jetzt ist es schwer mit Graupe und mit Brot,“ sagt der erste Soldat zum zweiten, „seit man die Höchstpreise eingeführt hat, verkauft kein Gutsherr auch nur ein Pud Getreide. Sie warten alle, bis sie einen ganz hohen Preis bekommen. Nun, und unser Bruder hungert, kann nicht warten. Was wir hatten, haben wir schon längst verkauft, oder als Steuer abgeliefert. Darum quälen sich die Leute in den Dörfern, sind ohne Brot. Und was in den Städten vorgeht, das ist nicht zu schildern! ...“

„Warum tun sie dir leid, Schenschin,“ spricht ein dritter Soldat mit düsterem, tiefen Baß „nein, ich habe gar kein Herz, Brüder, für jene Schurken, die in der Stadt zurückgeblieben sind. Ich freue mich sogar, wenn ich höre, daß es ihnen schlecht geht. Sie sollen sich nur gegenseitig auffressen, diese Hunde, dafür, daß sie uns zu dieser Schinderei und zum Verrecken verurteilt haben.“

„Werden wir denn von den Arbeitern in den Krieg gehetzt?! Nein, Petrow, auch für den Arbeiter ist es sehr schwer ohne Brot“, entgegnet ihm Schenschin. „Kaum verringert man die Ration, so glaubst du schon, die Welt gehe zu Ende ...“

„Ich habe doch nicht die Arbeiter gemeint,“ rechtfertigt sich der Baß, „ich spreche von solchen Kerlen, wie sie zum Beispiel in unserer fünften Abteilung sind. Ihre Väter sind kleine Krämer, Schankwirte und haben sich ihre Bäuchlein dick gemästet während des Krieges. Die Söhnchen haben sie durch Bestechungen hier untergebracht — sie sagen's doch selber — warum sollen wir davon schweigen! Und diese Söhnchen, die spitzen noch dazu auf den Offizierstitel, fressen sich hier dick und rund

und verführen sämtliche Mädels im Umkreis . . . darin besteht ihr Dienst."

Der Balalaikaspieler singt laut und schallend:

Schießen, bis die Ohren brausen,
Bis nicht zitterig wird die Hand,
Kommen wir noch je nach Hause
In das Dorf am Bachesrand.

Im Korridor reißt jemand die Tür, die zur fünften Abteilung führt, auf, geht rasch hinaus und schreit in die Tür der dritten Abteilung hinein:

„Steht auf, Jungens! Holt die Stiefel zum Putzen! . . ."

Die Unterhaltung und der Gesang verstummen.

„Verfluchte Rotzkerle", brummt der Baß.

„Heute sind nicht wir an der Reihe, heute ist es die vierte Abteilung!" schreit der erste Soldat. „Heute müssen wir lernen, wie die Maschinengewehre geladen werden . . . Sonst macht uns der Fähnrich Sastjoschkin genau so einen Krach, wie er ihn Meljechow gemacht hat . . ."

„Gestern abend hat man Meljechow acht Paar Stiefel hingeschmissen, bis nach Mitternacht hat er geschuftet und kam selbstverständlich nicht zum Lernen. Nun muß er euretwegen so lange unterm Gewehr in Habt-Acht-Stellung stehen! Schaut nur mal hin, wie er sich plagt", brüllt der Baß.

„Die vierte Abteilung ist heute geimpft worden, sie liegen alle, sie können nicht putzen!" schreit gereizt der Soldat der fünften Abteilung. „Die dritte Abteilung hat, ohne viel zu schwätzen, für sie einzuspringen! He, wer ist bei euch Diensthabender?" brüllt er mit Kommandostimme. „Heraus mit ihm, er soll die Stiefel holen!"

„Der Teufel soll sie holen!" poltert der Baß.

„Wart' ein bißchen mit dem Kommandieren! Laß dir zuerst deine Epauletten vergolden . . . dann wirst du Zeit

genug haben, herumzubrüllen!“ schreit Schenschin frech unter Beifall der anderen.

„Ach so, solche Kerle seid ihr?“ Der Soldat der fünften Abteilung wirft voller Wut die Tür zu. Gleichzeitig hört man aber das Stampfen von Stiefeln auf der Treppe und jemand rennt zur fünften Abteilung.

„Scheweljew, komm rasch heraus!“

Man hört jemand in Strümpfen herauslaufen und eine unterdrückte Stimme spricht rasch:

„Ich habe dir die Emma gebracht. Alles ist so, wie du es gewollt hast. Den ganzen Tag mußte ich sie überreden . . . der Teufel soll sie holen. Mit Brot habe ich sie endlich dazu gebracht. Man hat sie unten ins Zeughaus eingesperrt. Gehe hin . . . dann kommen wir an die Reihe . . .“

Scheweljew keucht selbstzufrieden und zieht die Stiefel an.

„Du bist ein ganzer Kerl, Anissimow! Ich mache es rasch, wie ein Offizier! . . .“

„Herr Korporal!“ sagt der Soldat der fünften Abteilung, seine Empörung kaum unterdrückend. „Sie rebellieren hier, wollen unsere Stiefel nicht putzen und schimpfen noch dazu hundsordinär! . . .“

„Wer rebelliert? Schenschin? Ich werd's ihm schon zeigen!“ antwortet er, ächzend seine Stiefel anziehend. „Aufstehen!“ quietscht er und reißt die Tür auf. „Habt Acht! . . . Wer rebelliert hier?! Schenschin?! Also du bist es, du, „Erde und Freiheit“*), der unsere Stiefel nicht putzen will? Hörst nicht auf die Befehle der Herren Korporale! Halt das Maul! . . . Hier gibt's nichts zu reden! Wenn du nicht willst, daß dich der Teufel holt, so tu was man dir sagt! Hier ist einer wie der andere, ob es

*) Anspielung auf die Losung der russischen Volkspartei, die als erste die Bodenverteilung verkündete.

nun Iwan, Jewssej oder sonst wer ist. Wer ist euer Diensthabende? Rasch die Stiefel holen! Meine werdet ihr schon später putzen. Und wenn jemand wagt, zu widersprechen, stelle ich ihn neben Meljechow unters Gewehr!”

„Welch ein Saukerl!” denke ich und öffne die Tür.

„Feldwebel!” schreie ich in das plötzlich entstandene unheimliche Schweigen hinein. „Feldwebel!” schreie ich und gehe zur Treppe.

Ich steige eine Stufe hinunter und sehe unten den ringelten Schnurrbart und die roten Augen, die sich erschrocken bis zu den borstigen Haaren erweitern.

„Feldwebel!” rufe ich und fühle, daß der Kragen meines Waffenrockes mich unerträglich drückt. „Der Korporal Scheweljew ist sofort unters Gewehr zu stellen. Meljechow ist freizulassen! Hast du verstanden?”

„Zu Befehl!” murmelt verwirrt der Feldwebel und an der Schläfe seines unbedeckten Kopfes zittert blödsinnig seine Hand.

Ich gehe rasch zur Tür, es fällt mir aber noch etwas ein:

„Diensthabender! öffnen Sie sofort in meiner Gegenwart das Zeughaus und lassen Sie die Frau heraus . . . Wie, schämst du dich nicht, dich dazu herzugeben?! . . .”

Rschawzew läuft zur Scheune, holt mit zitternder Hand die Schlüssel hervor und läßt die Frau mit dem kurzen Pelzchen und dem weißen Wolltuch um den Kopf heraus. Sie deckt ihr Gesicht verschämt zu, macht einige schüchterne Schritte und rennt dann an mir vorbei zum Hof.

„Eine schöne Ordnung haben Sie hier, Feldwebel!” Mit Mühe halte ich die in mir kochende Wut zurück und gehe rasch, die Tür hinter mir zuschlagend, hinaus.

VIERTES KAPITEL

Vergebens sah ich einige Tage hintereinander gierig in die blödsinnig-ehrfurchtsvollen Augen der zum Dienst kommenden Fähnriche und zur Mittagszeit griff ich vergebens nach den aus Petrograd kommenden Zeitungen. Das, was ich erwartete, traf nicht ein. Alles ging den unveränderten Gang in dieser durch Jahrhunderte geordneten Maschine: streng aufgezogen und unzerstörbar.

Jeden Tag roch es im Kommando, während der Abendkontrolle, nach Schweiß und dumpfem Borscht. Die kurz geschorenen Soldatenreihen brüllten gelangweilt: „Sie-ieg!“ und schrien bis zur Heiserkeit: „Es le-be un-ser recht-gläu-bi-ger Im-pe-ra-tor, Ni-ko-laj A-le-xan-dro-witsch! . . .“ und die angelaufenen Fenster zitterten klingend. Minister mit von Brillantine glänzenden Haaren, in buschigen, schwarzen, mit vergoldeten Federn geschmückten Dreispitzen, ruhten noch immer, mit ihren Berichten nach Zarskoje Sselo zu fahren. Der borstige Aufseher bog sich noch immer mechanisch der Reihe nach zu den Gucklöchern der Einzelzellen und rasselte hochmütig mit den eisernen Schlüsseln in der dumpfen Stille der feuchten Korridore. Scheweljew, der seine zwei Stunden unter dem Gewehr abgestanden hatte, zerriß noch weiter die frostige Bläue über der Landstraße mit seinem abgehackten: „Eins! . . . Zwei! . . . Drei! . . . Vier! . . .“ Es klang, als treibe er Nägel in die Bretterzäune der Gärten von Martyschkino, die durch unser Heizen gelichtet wurden. Und sogar die grau gewordene Fichte vor meinem Fenster streckte in der gleichen, traurigen Weise ihre Äste dem düsteren Grau entgegen. Nikolaus regierte. Der Umsturz im zaristischen Palais war nicht erfolgt.

Die mitgebrachten Zeitungen waren feucht von den feuchten Winden und sahen mit dem düsteren Netz ihrer

Schrift traurig drein. „In der Richtung nach Mitau, im Bezirk Olai, hat der Gegner einen Angriff versucht, wurde aber von unserem Feuer in seine Schützengräben zurückgedrängt. An der rumänischen Front griff der Feind unsere Position nördlich von Okna an und nahm von drei Hügeln Besitz. Unsere Armee geht zum Gegenangriff über.“

Draußen vor den Fenstern schwimmt ein grauer, leiser Frost. Der Winter geht zu Ende, doch der Frühling ist noch nicht da, und die langweilig-trüben Zeitungsspalten kriechen und kriechen in freudlosen Bändern, wie endlose Rollen von Verbandstoff nach Gegenangriffen.

In der ersten Zeit verschlang ich unersättlich die Zeitungsberichte über die Sitzungen der Duma. Vom Menschenwiken Tschecheidze bis zum verdamnten Industriellen Konowalow fielen alle wegen der blödsinnigen Verhaftung der „Arbeitergruppe“ über die Regierung her. Sie waren alle über die Sinnlosigkeit der Zertrümmerung der letzten Schutzwehr der Arbeiterschaft empört, die aufopfernd gegen die bolschewistische Agitation kämpfte. Tschecheidze machte den Fabrikanten Vorwürfe darüber, daß sie die friedlichen Vereinbarungen mit den Arbeitern brechen. Tatsächlich: die Löhne kriechen auf allen Vieren, die Teuerung fliegt aber wie ein Expresß. Dabei ist die Arbeitszeit von zehn auf zwölf Stunden verlängert worden. Und das Brot verschwindet . . .

Der vorsichtige Miljukow verkündet klug und sachlich — taktisch, daß die Nahrungsmittel nicht wegen der Höchstpreise verschwunden seien, sondern weil sich die Volkswirtschaft noch nicht dem Kriege angepaßt habe. Die ganze Misere kommt von der Einschränkung der auch sonst dürftigen Produktion und von dem unglaublichen Anschwellen der Zahl der Konsumenten. Die Rettung sei nur — Konstantinopel! Die Linken sollen die Duma nicht zu unmöglichen Sachen drängen. Die Aufgabe der Duma ist nur — ruhiges Beraten.

Der Sozialrevolutionär Kerenski, ein junger und flinker Rechtsanwalt Petrograds, der den Grafen Orlow in seinem skandalösen Scheidungsprozeß freundschaftlich zur Seite stand, drohte den Kadetten mit Volksaufstand und flehte sie an, Vernunft anzunehmen, und ihre Eroberungsgelüste, die das Volk niemals unterstützen werde, ein wenig zu dämpfen. Der Kadett Schingarjow rief ihm von seinem Platz aus zu: das sei alles Lüge! Und die Gutsbesitzer heulten auf der rechten Seite so laut, daß das ganze Taurische Palais dröhnte. Sie schrien, Kerenski sei Kaiser Wilhelms Handlanger. Doch Kerenski ließ sich nicht zum Schweigen bringen. Er entlarvte die Heuchelei der Kadetten, die die Volksbewegung als Verrat, oder sogar als Hochverrat erklärten. Zum Schluß schrie er erregt, die Rechten hätten doch schon ganz offen die Frage der nahenden Revolution behandelt. Sie hielten sogar Beratungen ab, auf welche Weise sie die Revolution am raschesten, in ihren ersten Anfängen, so lange es nicht zu spät sei, niederschlagen könnten.

Wie?! Sogar die Rechten sprechen schon von der nahenden Revolution?! Von der nahenden Revolution! Und ich habe noch gerade vor einigen Minuten wollüstig in dem Gedanken einer Palastrevolution geschwelgt . . . Was kann eine Palastrevolution schon bringen und wer braucht sie? Palastrevolution! Den weichlichen Krassnikow tröstet vielleicht diese Möglichkeit.

Aber Kerenski — das ist ein Kerl! Ich stelle mir erfrischt und ermutigt den dämmerigen Saal der Duma, mit seinen Nischen und Logen, vor. Derselbe Saal, in dem ich einmal in der Journalistenloge, während der ersten Duma den rundlichen Aladjin sprechen hörte. Er sprach schon damals sehr dreist über die „staatliche“ Lebensmittelvesorgung und machte sich mit beißender, schonungsloser Ironie über den Minister Gurko, den Haferspekulanten, lustig. Gurko, rund und klein, wie

ein Maulwurf in der anstoßenden Ministerloge zusammengekauert, legte den Kopf auf die Hände, die träge auf dem Tisch lagen, grinste über das ganze Gesicht, zwinkerte mit den Augen wie eine gehetzte Ratte und bohrte seine wütend glänzenden Blicke in den unheimlich still gewordenen Saal. In der Pause ging der hochgewachsene Stolypin, in schwarzem Rock und Sammetweste selbstsicher zum kleinen Saal und drehte nervös die Enden seines schwarzen Schnurrbartes. Damals sprach man ja ebenfalls über die nahende Revolution.

Während der zweiten Duma stürzte einmal, nachts der Plafond ein, zerbrach und zersplitterte die starken Eichenpulte der Abgeordneten. In der Früheschrie hysterisch der kleine, bucklige Bolschewik Aleksinski im runden Säulensaal. Er sprach ebenfalls von der nahenden Revolution.

Wo sind sie jetzt alle? Man sagt, sie seien irgendwo im Auslande, im Nebel Londons und inmitten der Lichter von Paris. Sie pumpen kriegerrischen Geist in die schottischen Bergarbeiter und in die Weinbauer der Champagne und vergessen über den zaristischen Siegen ganz ihren alten Revolutionsgeist. Wie sich alles ändert! Nur die nahende Revolution „naht“ noch immer, ebenso hoffnungslos wie ehemals, naht und kommt doch nicht und verliert, einen nach dem anderen, ihre eifrigsten Führer. Ist es denn möglich, daß sie alle so sind? Gummiteufelchen zum Aufblasen, die anschwellen, quietschen, hilflos zusammenschrumpfen und sich in ein welches, trockenes Etwas verwandeln. Ist auch Kerenski so? Nein, es wäre unanständig, das zu denken. In seinen Reden gibt es Worte, die aufrichtig erfüllt sind mit einem tiefen, menschlichen Leid. Ein Mensch kann nicht so lügen! Die feuchte Zeitung zerriß sogar, als ich mit rotem Bleistift seine Worte unterstrich. „Hütet Euch vor jenen, die im Munde stolze Losungen führen, sie aber nie verwirklichen!“

Die stolzen Losungen sind in Tat umzusetzen! Gut gesprochen, Kerenski! Schade, daß man die bolschewikischen Abgeordneten in die Verbannung gejagt hat. Die würden ganz bestimmt nicht nur reden, sondern auch die Losungen durchführen. Übrigens, was könnten sie durchführen? Und wer hat die Kraft, diese Losungen durchzuführen?! Die Arbeiter, die in der Preßnja eine Niederlage erlitten? Oder das Dorf, das in Soldatenmänteln steckt? Am Ende gar Melechow, gemeinsam mit Fenjkin, unter dem Kommando von Scheweljew?

Ich bin der Zeitungen jetzt überdrüssig geworden. Sie sind schal, haben die Farbe verloren und die Reden der Duma verdunsten, wie ein Schneehaufen, der vom Wind gefressen wird. Hat die Duma nichts, worüber zu sprechen wäre, oder läßt die Zensur nichts durch? In unserem Kommando werden aber dagegen zum erstenmal intensive Vorbereitungen getroffen. Vier Abteilungen sind schon ausgebildet und neue Offiziersernennungen stehen bevor. Gestern fand nur ganz zufällig kein Unterricht statt. Außer Ilowaiskij kam niemand von den Fähnrichen. Er kam, sah düster und wachsgelb aus. Er sagte, die Worte langsam durch die Zähne siebend, daß er sich verspätet habe, weil in Petrograd die Elektrischen nicht verkehren. „Auch Brot gibt es nicht und auf den Straßen gehen tolle Gerüchte um!“ fügte er unwillig hinzu. Das war schon, bevor er gekommen war, im Kommando bekannt, die Schreiber hatten diese Neuigkeiten von Oranienbaum noch in aller Frühe gebracht. Plötzlich kam der Bursche von Kasakow und bat Ilowaiskij, sofort zu Kasakow zu kommen. Ich ging zusammen mit ihm hin.

*

Kasakow saß am Fenster, er war in diesen letzten Tagen ganz schwarz geworden, wie ein überreifer Pilz, er machte ein verdrießliches Gesicht und rauchte eine

Zigarette nach der anderen. Er stand mit einem Ruck auf, als wir in das Zimmer traten, sah uns mit trüben Augen an, die verwirrt hinter aufgedunsenen Säckchen schwommen.

„Bitte, setzt Euch“, sagte er, mit gespielter Energie und warf unabsichtlich mit einer breiten Handbewegung einen Haufen von Zigarettenstummeln auf den Boden. Er selber setzte sich nicht, krümmte sich nervös, steckte die Hände tief in die Taschen seiner Hausjacke, deren Ärmel große Flicker an den Ellbogen hatten und stellte sich vor das Fenster.

„Ich wollte Euch nur fragen,“ wandte er sich an Ilowaiskij mit ungewohnter Schüchternheit, „was tatsächlich in Petrograd vorgeht?“

„Nichts besonderes,“ sagte Ilowaiskij zurückhaltend. „Nichts besonderes, aber auch wenig erfreuliches, Herr Leutnant. Wie soll ichs Ihnen sagen? Alles hat sich irgendwie aufgelöst. Eigentlich ist es von den Weibern ausgegangen.“ Er lächelte. — „Zu wenig Männer gibt es! Es ist also den Weibern gestern eingefallen, irgend einen „Frauentag“ zu feiern. Als wir gestern Abend von hier nach Petrograd kamen, standen sie im Halbdunkel noch immer in endlosen Polonaisen vor den geschlossenen Bäckereien und heulten: „Broo-t! Broo-t! Broo-t!“ Ein Wachmann erschien und jagte sie auseinander . . . Und heute verkehrt die Elektrische nicht mehr . . . Einige Wagen liefen aus, aber beim Warschauer Bahnhof haben einige Dutzend Kerle sie aufgehalten. Sie versuchten sogar, einen Wagen umzuschmeißen. Berittene kamen und peitschten sie nieder . . . Im Putilow-Werk dauert die Aussperrung schon drei Tage, das habt Ihr wohl gehört. Die Arbeiter arbeiten nicht, holen aber auch nicht ihren Lohn. In den Zeitungen steht selbstverständlich kein Wort über all diese Geschehnisse. Doch erzählte man, daß auch in anderen Fabriken der Streik beginnen soll. Das alles ist aber leeres Geschwätz, Herr Leutnant. Dummes

Geschwätz! Alle Maßnahmen sind schon getroffen. Seien Sie überzeugt, man wird sie, wie die Hasen zusammenschießen!” Er lächelte selbstgefällig und zog seinen Mantel noch fester mit dem Riemen zusammen.

„So, So! Sie glauben also, daß nichts geschehen wird!” sagte Kasakow nachdenklich und dumpf, als versuche er, seinen Zweifel zu unterdrücken. „Warum steht Ihr aber, meine Herrschaften? — bitte, setzt Euch doch!” begann er rasch, als sei er plötzlich aufgewacht. „Ich bin nicht ganz wohl, friere schrecklich. He, Klasch!” rief er in die Küche. „Schau mal rasch, daß wir was in unsere Kehle bekommen. Wir werden auf das Wohlergehen Petrograds anstoßen, trinken wir, um uns zu erfrischen. Jeder ein Gläslein! Nicht wahr, Herrschaften?” und mit zitternden Händen begann er in dem Buffet zu suchen.

Die Küchentür knarrte, ging leise auf und durch die Spalte lugte das flehende, schmerzlich verzogene Gesicht Frau Kasakows hervor, einen Geruch von gerösteten Zwiebeln um sich verbreitend.

„Beruhigt ihn doch, um Gottes willen! Er ist schon wieder im Saufen drin. Er ist doch Quartalsäuffer. Ich habe den Schnaps versteckt . . . er soll mich nicht wieder prügeln” . . . Frau Kasakow streifte rasch den zerrissenen Ärmel ihrer schmutzigen Bluse in die Höhe: Oberhalb des Ellbogens glühte ein großer, blaugrüner Fleck.

„Klaschka!” brüllte Kasakow, da er die Schnapsflasche nicht finden konnte. Die Tür des Buffets krachte wie ein Schuß, ein klirrendes Klingen ging durch die Teller und Gläser. Kasakow wurde krebsrot und keuchend fletschte er die Zähne.

„Laß das, Filipp Iwanowitsch, heute darf man nicht trinken!” Ilowaiskij sprang auf ihn zu, um ihn zu beruhigen.

„Klaschka, Luder!” Kasakow stürzte zur Küche und öffnete mit wütendem Stoß die Küchentür.

Seine Frau stand in krampfhafter Anspannung in der Küche und streckte ihm voller Wut das kleine, bloßfüßige Kind entgegen.

Ilowaiskij und ich packten Kasakow an den Armen.

„Laß das, Filipp Iwanowitsch, was machst Du da für Krach! Wenn der Schulkommandant das erfährt, weißt Du doch selber, was mit Dir geschieht . . .”

„Er soll es nur erfahren!” schrie Frau Kasakow wild, als sie sah, daß wir ihren Mann festhielten. „Vielleicht wird man diesen Kerl rascher an die Front schicken. Ist denn das ein Leben? Säuft wie ein Hund . . . und woher er sich nur immer den verdammten Schnaps verschafft! Auch früher, als er in Tscheremcha diente, kam er, Ihr werdet's gar nicht glauben, nach jedem Zahltag stockbesoffen nach Hause. Damals ging's noch, er hat außerdem noch genug Geld gehabt . . . Bestechungen. Jetzt ist er von der Front gekommen, nachdem er verwundet wurde . . . ein anderer würde Gott Tag und Nacht danken und loben . . . daß er ein stilles Plätzchen gefunden hat. Er könnte doch hier ruhig und warm bis zum Schluß des Krieges sitzen . . . und dann würde er wohl zum Polizeivorsteher ernannt werden.”

„Klaschka!” Kasakow wurde krebsrot und wir hielten ihn mit Mühe zurück.

Doch Klaschka beruhigte sich nicht und schrie weiter: „Du selbst, Du verdammter Teufel, hast mir doch gesagt, daß Du Aussichten darauf hast! Und sicher könnte er's auch erreichen: Er hat es doch bis zum Leutnant gebracht . . . Er wünscht sich wohl selbst nichts besseres, als den Tod an der Front . . .”

Kasakow keuchte wütend, versuchte sich loszureißen, stampfte mit den Füßen, und sie quietschte, spritzte Speichel und raste wütend in der Küche umher, das ungewaschene Kind fest an die Brust gepreßt. Der Kleine zog seine goldgelben Brauen, ganz wie der Vater,

zusammen und fuhr nachdenklich mit den feuchten Fingerchen über die Wangen der Mutter.

„Ach, lassen Sie doch Ihre Frau in Ruh!“ beruhigte Ilowaiskij unermüdlich Kasakow, während ich versuchte, der Frau gut zuzureden. „Sie müssen doch als Offizier verstehen, in welcher gefährlicher Situation wir uns jetzt befinden. Darf man denn jetzt trinken?! Sie sehen nicht, was los ist . . . Was in Petrograd vorgeht, ist kein Spaß, . . . das wird kein gutes Ende nehmen, wird noch zu allem Möglichen kommen und unser Kommando ist doch ein Schulkommando. Wir können jede Stunde die Ordre bekommen . . . Ein dringender Befehl und schon müssen Sie weg . . . Streng geheim: . . . Marschbereit!“ Er stellte sich in Hab-Acht-Stellung und klirrte mit den Sporen.

Kasakow wurde ganz weich gestimmt.

„Grischa!“ sagte er freundlich zu seinem Burschen. „Fege mal die Zigarettenstummeln vom Boden, rasch! Was für ein Geschrei und Gezeter . . . Die Disziplin scheint ganz vergessen zu sein!“ . . .

Wir verließen Kasakows Wohnung und gingen durch den Garten ins Kommando, als sein Bursche uns einholte und uns bat, in Kasakows Wohnung zurückzukommen.

Kasakow saß wieder ganz umdüstert neben dem Fenster, und rauchte eine Zigarette.

„Ich weiß wirklich nicht, was ich anfangen soll“, flüsterte er besorgt und nagte nervös an der Zigarette. „Ich bin ganz krank, der Frost schüttelt mich.“

Dann schwieg er. Durch das Fenster sah man, wie der Diener die Abfälle den Ferkeln vorsetzte.

„Sie werden uns zu Grunde richten, diese Schufte, das spüre ich schon“, sagte er ganz plötzlich und unerwartet und in seiner Stimme zitterten Tränen. „So viele Jahre habe ich gelitten. Habe immer nur davon geträumt, daß ich mich losreißen werde von diesem Dreckleben hier, daß

ich wenigstens auf meine alten Tage leichter das Brot verdienen werde. Aber nein! Verflucht sollen sie sein! Sie lassen es nicht zu." Er fletschte die Zähne. „Damals haben sie revoltiert und jetzt tun sie dasselbe . . . Ich kenne sie gut, Ihr könnt mir's glauben, ich habe schon manchen Scheffel Salz in den Bergwerken mit ihnen gegessen. Sind sie die Stärkeren und dann, dann ist unser ganzes Leben zum Teufel!" Er zog den Rauch ein, blies eine dichte Rauchwolke aus dem Mund und löschte mit zitternder Hand die Zigarette am feuchten Fensterbrett aus. „Ich bitte Euch also sehr, bleibt im Kommando und geht nicht fort. Wenn es mir schlechter werden sollte, werde ich mich krank melden. Schick dann die Meldung sofort in die Schule." In Kasakows Augen flackerte ein Funken von Schreck auf und erlosch sogleich. „Klatschenjka, meine Liebste, gib mir bitte ein Gläschen! Es ist mir ganz übel!" . . . Er legte seinen zerrauten schwarzen Kopf auf den geflickten Ärmel und begann hilflos zu weinen.

✱

Am nächsten Morgen kam Ilowaiskij nicht mehr zum Dienst. Ganz unerwartet kam Sastjoschkin. Seine kleine, rote Nase glänzte.

„Was werden wir heute machen?" fragte er und spreizte seine kurzen, krummen Beine in den großen, glänzenden Stiefeln weit auseinander und in seinen grau-grünlichen Äuglein flimmerte ein sorgloses Lächeln. „Na, das sind schöne Sachen. Nur Sie und ich sind hier zurückgeblieben, zwei Mann für alle Abteilungen, Herr Leutnant! Hi—hi—hi" . . . Dann hob er mit gemachtem Ernst seinen unverhältnismäßig großen Säbel auf, der sonst ewig nachschleppte, und sang sorglos ein Liedchen vor sich hin.

„Wir werden exerzieren gehen," sagte ich düster.

„Ausgeschlossen! Gestatten Sie, Ihnen zu melden: Es ist ein strenger Befehl, die Soldaten heute nicht aus dem Kommandogebäude zu lassen. Ein Geheimbefehl vom Schulkommando ist gerade angekommen, der Feldwebel hat ihn mir in die Hand gedrückt.“

„Gut, die Abteilungen sollen also in Ihren Räumen beschäftigt werden. Ich muß sofort nach Oranienbaum, um alles zu erfahren.“

Rasch nach Oranienbaum mit dem Zug. Ich gehe an Gestrüpp, das in seiner winterlichen Nacktheit grau geworden ist, vorbei und steige die Treppe herunter zum Bahnsteig. Der Zug aus Petrograd hat Verspätung. Keuchend, und sich schwer wiegend nähert sich der Zug aus Oranienbaum. Ich beeile mich eine Fahrkarte zu nehmen. Ich denke mir, Sastjoschkin wird in Martyschkino mich vertreten, und ich werde in Petrograd alles genau erfahren. Die Lokomotive schwimmt unter ihrem öligen, fetten Schweiß glänzend vorbei. Die staubigen Fenster des Vorortzuges ziehen vorüber. Die Waggons sind fast ganz leer. Ich steige ein. Wir fahren.

Auf dem Platze vor dem baltischen Bahnhof stehen zwischen schmutzigen Schneehaufen Abteilungen des Petrograder Kavallerie-Regimentes. Die Soldaten wärmen sich vor einem Lagerfeuer, ihre Gewehre sind in Pyramiden zusammengestellt, Offiziere sind nicht zu sehen. Im Bahnhofs-Restaurant ist es trocken und warm.

Auf dem Platze ritt ein Polizist in einem schwarzen Mantel auf einem schwarzen Pferde. Er zog ungeduldig am Zügel und die Schnur mit der kurzen Pfeife sprang im Takte gleichzeitig mit dem wippenden Schwanz des Pferdes auf und ab. An der Ecke standen starr und unbeweglich zwei Wachleute und ein Polizei-Offizier. Sein großes, pferdeähnliches Gesicht schien saffrangelb von gelblichen Lichte zu sein und die weißen Medaillen auf dem grauen Mantel glänzten wie Kupfer. Keine

Elektrische war zu sehen. Auf den verwaisten Schienen, die längs des Ufers des Obwodny-Kanals führten, gingen Soldaten-Patrouillen. Der Kanal war in der Mitte aufgetaut, und ein leiser Dunst schwamm über dem schwarzen dichten Wasser. Auf der Borowbrücke stand neben der Feldwache ein Offizier des Ssemjonow-Regimentes, er sah wie ein blankes Spiegelzeug aus. Das Gold seiner Epauletten war durch einen Feldriemen fest zusammengezogen, der blaue Kragen schien weicher, als sein glänzend emailliertes Gesicht, und sein weißer Handschuh lag fest auf der offenen Revolvertasche. Er sah stolz auf die Kette der Wachleute, die vor der Brücke den ganzen Verkehr zum Zentrum aufhielten. Zwei Fußgänger, in abgetragenen Mänteln und zerdrückten Mützen, mußten zurückgehen. Der dritte, ein Mann in einer kurzen Joppe und Stiefeln, begann hartnäckig zu widersprechen. Ein junges Mädchen, in einem lila Mützchen mit weißen Blumen und ihren gepuderten Kavalier in einem grauen Filzhut, ließen die Wachleute anstandslos durch, mir salutierten sie sogar. Der Offizier sah mich von der Ferne schon aufmerksam an: Wer hat den höheren Rang? Wer hat zuerst zu salutieren? Aber ich tue absichtlich, als ob ich meine Augen nicht vom Eis des Kanals wenden könne.

Von der Rasjezschaja-Straße biegt ein grüngraues Panzerauto auf den Snamenska-Platz. Unheil verkündend klirren die Ketten, schwer dröhnen die Panzerteile. Auf der Karosserie steht mit altslawischen Buchstaben „Oleg“ geschrieben.

Der dritte Hinterhof der Roschdestwenskaja 5 ist wie immer dumpf und feucht, wie ein alter Brunnen. Die nach Schimmel riechende Treppe mit den abgewetzten steinernen Stufen duftet hartnäckig nach Katzen. Man muß die ganze Tür absuchen, um endlich die Glocke zu finden. Eine zitternde, alte Stimme läßt mich in das staubige Dunkel, das nach erfrorener Kartoffel riecht, ein.

„Sie sind nicht zu Hause. Wollen Sie einen Zettel zurücklassen. Bitte, kommen Sie herein und schreiben Sie ihn.“

Ein schmales, düsteres Zimmerchen, dessen Fenster auf die Hausmauer stößt, das Bett ist wie in einem Mädchenzimmer mit einer Tülldecke zugedeckt. Ein krummbeiniges, kretonüberzogenes Sofa lehnt sich an den Schreibtisch. Dort liegen ordentlich und pedantisch zusammengelegt, Hefte und halb zerrissene embryologische und pharmakologische Bücher. In der Ecke das Bild einer kurzsichtigen Blondine in der Uniform einer Gymnasiastin. In der Mitte des Tisches ein Portrait eines jungen, schnurrbärtigen Marineleutnants, mit etwas aufgedunsenen Augenliedern und einem Ingenieurabzeichen auf der Brust.

Ich schreibe Walja einen Zettel, daß sie mir, sofort wenn ihr Mann und mein Bruder Borjka aus Helsingör nach Petrograd kommen werden, schreiben soll, da ich ihn dringend sprechen muß.

*

Ich gehe über den Ssuworow-Prospekt auf die alte Newskaja. Die Menschen huschten, wie gewöhnlich, eilig an mir vorüber. Rechts kamen aus dem Polizeirevier, in Reih und Glied streng geordnet, Wachleute heraus. Rutschkin wohnte im Hof. Der weiße Marmor der Treppe war mit einem bordeauxroten Teppich belegt. Der Portier mit der goldenbetreßten Livree führte mich freundlich mit dem Aufzug hinauf und fuhr zurück. Ich zögerte einen Augenblick, bevor ich an der glänzenden Messingglocke zog.

Was haben wir Gemeinsames? Daß wir vor vielen Jahren, während der Studentenzeit, in ausgefranzten Hosen, zusammen über ähnliche Marmortreppen gelaufen sind, und diesen eleganten Messingschildern das Lexikon von Brockhaus-Efron anboten? Oh, wir haben den Geschmack

unserer Käufer tüchtig studiert. Das Glanzpapier der Bücher glänzte ebenso wie die Marmortreppen, und die goldenen, in Leder eingepreßten Muster der Einbände schimmerten genau so, wie die Messingschilder der Türen. Die Messingschilder empfingen uns im Vorraum und geführt vom gepreßten Leder führten sie uns in ihre Herrenzimmer, stellten die Musterbände auf den Tisch, gingen ein paar Schritte zurück, sahen die Bücher mit zwinkernenden Augen an, unterschrieben begeistert die Bestellung und gaben die Anzahlung in neuem Papiergeld her.

Wir gingen, jeder für sich; Rutschkin war der Agent und ich sein Subagent. Er verdiente für sich und für mich. Wir lebten beide von den Büchern und jeden Vormittag welkten wir bei den Vorlesungen über die justinianischen Fragmente langsam ab. Nach diesen Fragmenten kam Ricardo und hinter ihm lächelte ruhig der langmähige Marx. Die neue Welt der revoltierenden Kühnheiten, die allen Tränen der Erde ein Ende bereiten sollten, flammte plötzlich vor mir auf und explodierte mir aus den trockenen Seiten des Kapitals entgegen. Die Kehle preßte sich in unbändiger Freude zusammen, das Los war gefallen.

Und Rutschkin? Er beschloß, zu den morgenlichen Vorlesungen nicht zu kommen, er behauptete, daß die Messingschilder während ihres Morgenkaffees freigebiger seien. Gelang es aber eine Bestellung vom Chef zu ergattern, dann konnte man eine ganze Masse neuer Bestellungen von dessen Untergebenen bekommen, wenn man nachlässig den Bestellschein mit seiner Unterschrift in der Hand schwang. Sie, die sogar im Tragen ihrer Backenbärte sich bemühten, ihren Chef nachzuahmen, unterschrieben ebenfalls eifrigst die weißen Bestellscheine. Rutschkin kaufte sich gestreifte Hosen, einen eleganten Rock und eine blaue Kravatte. Eine fast goldene Kette zog sich über seine Sammetweste. „Das alles gibt Brot!“

lachte er laut und klopfte mir auf die Schulter. Er ging nicht zu den Prüfungen, piff auf das Studium und fuhr mit Frau und Kindern nach Petrograd. Dort mietete er eine Wohnung auf der Alten Newskaja. Wenn es auch die Alte war, so war es immerhin die Newskaja! Ich hatte sogar einmal einen Tag bei ihm gewohnt, als ich zur ersten Duma kam. Er empfing mich sehr freundlich und sah mein damals versoffenes Gesicht voller Mitleid und Teilnahme an.

„Sie haben die Bücher aufgegeben? Sie schreiben jetzt in einer Zeitung? Was bringt es Ihnen monatlich ein?“

Ich log in ruhiger Verzweiflung und rechnete krampfhaft etwas in Gedanken aus und seine rosa Wangen glänzten wie Porzellan.

„Nun, das ist nicht so schlecht. Auch ich habe die Bücher aufgegeben. Das ist zu kleinlich. Ich arbeite jetzt in Häusern.“

Im Vorzimmer hing seine neue Studentenmütze.

„Haben Sie sich an die Petersburger Universität versetzen lassen?“ fragte ich.

„Nein“, sagte er, müde lächelnd. „Das ist so eine alte Gewohnheit . . . Man empfängt einen besser . . . hat mehr Zutrauen“ . . .

Soll ich läuten, oder nicht? Er ist jetzt eng mit der Geschäftswelt Petrograds verbunden und weiß sicher, was hinter den Kulissen vorgeht. Ich drücke auf die Glocke.

Das kleine Töchterchen von Rutschkin, genau so blauäugig und blond wie sein Vater, öffnet mir die Tür.

„Vater!“ schreit es erfreut, „Tarassow ist zu uns gekommen!“

Rutschkin erscheint in der Tür seines Zimmers, jetzt trägt er schon eine kostbare Sealmütze und ein lila Seidenhalstuch. Er steckt rasch Schriftstücke in die Aktentasche.

„Oh, wie ich mich freue! . . . Obwohl ich eigentlich böse bin: Sie haben Ihren Dienst in der nächsten Nähe

Petrograds und sind noch nicht ein einziges Mal zu uns gekommen. Legen Sie bitte ab. Meine Frau wird Ihnen gleich ein Frühstück bringen. Ich muß jetzt für einen Moment zu einer geschäftlichen Besprechung, aber zu Mittag werde ich mich bemühen, nach Hause zu kommen, bitte warten Sie unbedingt auf mich."

„Nein, danke sehr, ich bin selbst in großer Eile. Wenn Sie erlauben, werde ich Sie begleiten, ich muß sehr bald an die Bahn."

„Ach, Sie sind in ewiger Eile," lächelt vorwurfsvoll die in der Tür erscheinende Frau. „Bleiben Sie doch! Wir verplaudern den Abend, es wäre gut, in das Alexander-Theater zu gehen, dort ist heute Jurijews Jubiläum, eine Mayerholdpremiere: ‚Maskerade‘ von Lermontoff. Man sagt, eine wunderbare Regie. Es sind aber sicher alle Karten vergriffen, man bekommt fast nie Karten an der Kasse, nur so bei Agioteuren. Wann wird endlich diese Spekulation ein Ende nehmen? Wir können auch zu Ssaburow gehen. Die Granowskaja spielt sehr gut. Bleiben Sie doch über Nacht. Schade, daß Sie gestern nicht hier waren. Im Offiziersklub ‚Armee und Flotte‘, war ein sehr interessanter französischer Liederabend: Germaine Fabiani. Aber warten Sie mal, am Montag, am 27., wird es noch interessanter sein. Lola, bring mal die Zeitung! Lesen Sie: ‚Im kaiserlichen Michailow-Theater findet ein Abend der nationalen Künste der Verbündeten statt.‘ Wie die Lampe hier finster brennt! Lies mal das Programm vor, Lola."

Und Lola begann zu lesen:

„Rußland: ‚Das Leben für den Zaren.‘ Kszezynskaja. England: Mister Lesley Woller liest Gedichte von Miss Buchanan. Frankreich: Madame Boldas und Madame Dermaux."

„Du liest da irgendwelche Dummheiten, mein Kind," sagt Frau Rutschkin etwas gereizt und nimmt ihrer Tochter die Zeitung fort.

„Wir werden jedenfalls eine Karte für Sie nehmen,“ sagt Rutschkin liebenswürdig und zieht den Mantel an. „Wart auf mich mit dem Mittagessen,“ wirft er der Frau im Weggehen zu. Wir gehen zusammen fort.

„Schlechte Geschäfte,“ sagt Rutschkin auf der Straße. „Mit Häusern läßt sich jetzt nichts machen. Ich verkaufe momentan Wohnungen. Das sind nicht so großzügige Geschäfte, aber man kann jetzt mehr damit verdienen. Wenn nur nicht diese blödsinnigen Streiks wären! Wissen Sie, was gestern hier vorgegangen ist? Eine unübersehbare Masse von Arbeitern hat den Newskiprospekt neben der Kasanjkirche überfüllt. Mit roten Flaggen sind sie zum Snamenskiplatz gezogen. Wie kann man also da an Wohnungen denken! Wie sind da Geschäfte zu machen! ... Ich habe mit einem Klienten telephonisch besprochen, ihn heute um elf Uhr im Café de Paris zu treffen, ich fürchte aber, daß diese Hunde wieder anfangen werden ... Am unangenehmsten ist es, daß Lewaschow in der Duma plötzlich erklärte, daß die Unruhen von Juden und Spekulanten angestiftet sind ... Daß er von Juden spricht, das verstehe ich, aber ...“

„Alexej Finogenytsch, Sie haben doch die Universität besucht. Was hat das mit den ...“

„Unterbrechen Sie mich nicht, bitte! Es ist selbstverständlich im Interesse der Juden, daß der Krieg so rasch als möglich beendet werde, damit wir nicht jene Gouvernements zurückerobern, in denen sie Wohnrecht haben. Sie wollen selbstverständlich in der Residenz und in den Großstädten Rußlands bleiben und sie richten den ganzen Handel zugrunde. Sie verbreiten die unsinnigen Gerüchte, daß der Krieg die Volkswirtschaft untergrabe ... Professor Lokotj, der ist ein ganzer Kerl! Haben Sie seinen Artikel in der ‚Nowoje Wremja‘ gelesen? Er hat bewiesen, daß der Krieg die Landwirtschaft fördert. Wir haben nur wegen der Armee zu wenig

Getreide, deshalb steigen auch die Preise. Man muß also so viel als möglich säen . . . Und in den Städten? Ich habe noch niemals so viel Leute gesehen, die Geld haben, wie jetzt. Die Preise der Wohnungen gehen toll in die Höhe . . . Man könnte die fabelhaftesten Geschäfte machen. Und nun, wie zum Trotz . . . Schauen Sie mal rasch hin! . . .” Und er zeigte mit der Hand nach vorn.

Hinter dem untersetzten Denkmal des Selbstbeherrschers mit dem dicken Stiernacken, neben dem eisernen Gitter der Snamenska-Kirche, stellte sich eine Kompagnie des Wolynischen Regiments in Reih und Glied. Enganliegende Mäntel, lederne Patronentaschen, mit Munition vollgestopft an den Gürteln. Der Fähnrich in einem Mantel aus Soldatentuch, mit einem Feldriemen fest umgürtet, steht an der rechten Flanke. Einzelne Schneeflocken fliegen am kalten Glanz seiner Brille vorüber und legen sich weich auf die gelbe Kante und die schwarzen Ösen seines Kragens. Eine Masse von Vorübergehenden: Herren in steifen Hüten, Damen im modernen Pelzchen und auch ganz graues Publikum – solche, die ihre abgetragenen Mäntel fest zusammenhalten und sich vor Kälte krümmen – . . . niemand nimmt aber Kenntnis von den Soldaten. Jeder ist mit sich selbst beschäftigt. Auf Krücken gestützt, hinken Verwundete in weißen Verbänden an uns vorbei. Die sie begleitende Schwester in der weißen Pelerine, eine stumpfnasige Frau mit dicken Lippen, bringt sorgfältig ihr Häubchen mit dem roten Kreuz in Ordnung, das tief in die gepuderte Stirn gerückt ist.

Etwas weiter stehen drei Studenten an einem Zeitungskiosk, unterhalten sich lustig, und der eine von ihnen singt:

Die Popenfrau – die weiß genau,
Wo jeder ist und was er frißt!

Er stampft dabei mit seinen zerrissenen Galoschen, die Studenten lachen.

Automobile und elegante Equipagen rasen vorbei. Eine Lawine von Menschen rollt lärmend über die Trottoirs, beeilt sich in emsiger Geschäftigkeit. Hie und da hört man abgerissene Gespräche:

„Es ist kein Spaß. Viertausend Arbeiter wollten gestern den Weg zur Troizki-Brücke erzwingen . . .“

„Wollten sie die Brücke sprengen? . . .“

— — — — —

„Ob man will, oder nicht, regt man sich auf, wenn kein Brot da ist.“

„Es wird auch keines da sein, so lange die Verpflegung in den Händen von Weiß ist. Diese verfluchten Deutschen. Nicht umsonst hat Protopow sich in Stockholm mit den Warburgs und Aschbergs in Verbindung gesetzt . . . Alexandra Fjodorowna hat nur darauf gewartet . . .“

— — — — —

„Denken Sie sich nur, diesen Schurken Manassjewitsch — Manuilow hat man gegen Kautions freigelassen! . . .“

„Warum wundert Sie das? Stürmers Sekretär! Er hat ihm seine Geliebte geschenkt . . . Was wollen Sie also? . . .“

„Wissen Sie, nach der Urteilsverkündung ist Burzew persönlich zu ihm gefahren, um ihn zu trösten . . .“

— — — — —

„Schauen Sie nur hin! Dort hinter dem Anitschkow-Palais. Sehen Sie, dort hinter dem Gitter? . . . Dort sind Kosaken . . .“

— — — — —

„Klawdja Petrowna, Liebste, gehen wir heute in die Peterschule. Dort ist ein Tanzabend zugunsten der Waisen der Gefallenen . . . Das letzte Mal war es außerordentlich interessant und lustig! . . .“

„Hat man in Ihrer Fabrik gewählt?“

„Wohin gewählt?“

„Ja, in den Rat.“

„In welchen Rat?“

„Sind Sie ganz blöd? . . .“

„Haben Sie gehört? Ein Sieg. Man hat die Nahrungsmittelversorgung dem Stadtrat übergeben! . . .“

„Schaut nur die Schufte dort! Wie frech sie geworden sind! Seht nur, wie sie dort in der Ecke die Kundmachung des Generals Chabalow abreißen . . .“

„Was sich hier tut! Gehen wir rascher!“ Rutschkin zieht mich am Ärmel und wir gehen ins Café de Paris.

Das Lärmen und Schreien der Menge taucht hier sogleich in der Dämmerung des weiten Kellergewölbes unter. Erblindete Lämpchen lecken im blauen Tabakrauch badend faul und träge das düstere Schwarz von den staubigen Spiegeln herunter. Es scheint aber nur, als wäre es hier still und ruhig. Eine Prostituierte mit blauen Lippen sieht uns flehentlich mit ihren schwarz unterstrichenen, kokainglänzenden Augen an. Rund um die kleinen Marmortischchen lärmt ein geschäftiger Ameisenhaufen von Menschen. Das Geflüster dieser Schatten vermengt sich mit dem Klirren der Gläser und Löffel, dem Rücken von Stühlen, dem Geschlürfe von Schuhen. Durch die engen Zwischenräume gleiten lautlos die Kellner.

Rutschkin setzt sich an einen Tisch, mit dem Gesicht zum Eingang gekehrt, zieht langsam die Handschuhe von den Händen und bestellt zwei Tassen Kaffee.

„Mein Klient ist noch immer nicht da . . . wird er am Ende wieder nicht kommen? . . .“ sagt Rutschkin. „Nun,

wie gefällt Ihnen jetzt Petrograd? Es ist zwar augenblicklich ein Wirbel hier, aber sonst . . . Ja, jetzt ist eine schreckliche Wirtschaft hier: Deutsche, Juden, eine vollständige Niederlage . . . In Moskau, da ist es ganz anders. Moskau ist viel patriotischer, wird uns niemals verraten . . . Haben Sie übrigens gehört, Markow, Dr. Dubrowin und Orlow rufen in Moskau einen Kongreß der Rechten zusammen. Es ist schon höchste Zeit . . . Warum der Kerl wohl nicht kommt? . . .” Und Rutschkin schaut traurig seine massive Golduhr an.

Vor dem Eingang erhebt sich ein Lärm. Die Kellner rennen hin und wedeln mit den Servietten.

„Wohin?! . . . Wohin laufen Sie?! . . .”

Man hört das Klirren der zerschlagenen Gläser und das Dröhnen der umfallenden Tische. Ich drehe mich um. Eine dichte Welle von Menschen rollt die Stufen herunter zum Café.

„Wohin?! Wohin?! . . . Türen schließen . . .” schreit drohend ein dicker Mann im Frack.

„Eine Falle!” schreit jemand durchdringend, und die ganze Masse drängt wieder zum Ausgang zu auf den Newskij.

Rutschkin legt rasch einige Silbermünzen auf den Tisch und der Andrang der Masse, die krachend das Geländer der Treppe bricht, trägt uns wieder auf die Straße. Ich fühle mich in diesem Augenblick als ein kläglicher Pfropfen, der fest in eine Flasche eingezwängt, in einen Wasserwirbel geraten ist. Auf der Treppe sehe ich in der Ferne das verwirrte, erschrockene Gesicht Rutschkins. Er streckt krampfhaft die Hand mit der Aktentasche in die Höhe.

*

Das erste, was mir in die Augen fällt: Der Verkehr in der Richtung zum Admiralitätspalast stockt. Automobile und Pferde sind verschwunden. Alle, die zur Polizeibrücke wollten, mußten stehenbleiben, zurückkehren, oder in

Nebenstraßen flüchten. Nur in der Richtung des Snamenskaplatzes gehen die Menschen ruhig und langsam und füllen die mächtig breite Newskaja. Das ist keine dichte, in Reihen geordnete Masse. Die Menschen gehen ungeordnet, wie es sich gerade trifft, in kleineren Haufen und einzeln, und wunderbar ist es, wie sie die Gleichmäßigkeit ihrer leichten Bewegungen bewahren. Das erinnert verblüffend an einen Eisgang. Da gibt es dichte Menschenhaufen, die wie schwere Eisblöcke, einer hinter dem andern schwimmen. Manchmal geraten sie aufeinander, verlangsamen ihre Bewegung, drehen sich nach rückwärts. Dann gleitet der auf den anderen Eisblock geratene murrend hinunter. Am Rande stoßen sich diese Eisblöcke immer ab, die Splitter fliegen dann umher und rutschen von einem Eisblock auf den andern. In der Mitte geht das Eis rascher und kräftiger. Dort stört nichts. Je näher aber die Trottoire sind, um so langsamer ist die Strömung. Die Menschen verlangsamen ihre Bewegung, stoßen auf die Ufer der Trottoirs, auf die Entgegenkommen. Nur die kleinen Jungen schwirren wie Splitter herum.

Es ist schwer, herauszubekommen, was der Kern dieser Massen ist, und wer die neugierig Mitmarschierenden sind. Diese Menschenmasse hat keinen Kopf, zu Beginn schwimmen einige einzelne Eisblöcke, dann wird es immer dichter und dichter und auf einmal naht der ganze, kompakte Eisgang . . . Wer geht hier mit? Das ist nicht die gewöhnliche Masse des Newski-Prospektes: Beamte, Gecken, Spekulant und Kokotten. Die dunklen Kugeln der Melonenhüte, die Silberfüchse und glänzenden Bisam-pelze beeilen sich, in die Nebengassen zu entwischen, um von dort wie von allen Teufeln gejagt in Wagen nach Hause zu steuern. Nein, hier sind schmutzige Mützen und schwarze Wollkappchen und nur selten blühen hier und da, wie Kamillenblüten im bunten Feld, graue Soldatenpelzmützen auf. Ich springe auf einen Prellstein, stütze

mich auf die Schulter eines zufälligen Nachbarn und schaue nach rechts. Dort, hinter dem Turm des Rathauses, von dem Portal der Kasanjkirche aus naht drohend, sich bewegend und brüllend, eine Lawine von unzähligen Menschenköpfen. Das ferne Dröhnen eines abgerissenen Heulens von Tausenden von Stimmen kommt immer näher und näher. Und plötzlich strebt aus dem hartnäckig kriechenden Brei der Menschen eine rote Fahne wie ein scharfer, blutiger Dolch in die Höhe.

„Eine rote Fahne!“ stöhnen die Trottoirs.

Elegante Menschen flitzen rasch vorbei. Beunruhigt schauen sich die zurückgebliebenen Zylinder und Biberpelze um, stemmen fest gegen die Massen, schmiegen sich an die Häuser, um so rasch als möglich die nächste Seitengasse zu erreichen. Der Lärm und das Geheul kommen immer näher, und, eine nach der andern, erheben sich aus den Massen vier Fahnen, erheben sich und wehen und schwimmen. Als ob feurig-rote Zungen eines Signalfeuers über einem langsam fließenden Fluß flimmernd und grell flackern würden.

Die erste Fahne kommt in meine Nähe, sie ist in einen schwarzen Ring von Menschen fest hineingenagelt. Hinter ihm gehen Arbeiter, dann einige Männer in abgewetzten schwarzen Hüten, drei, vier Soldaten und ein Offizier . . . Ja, ein zaristischer Offizier, in einem grauen Mantel aus Soldatenstoff und einer zerdrückten Feldmütze, marschiert vor den Augen der ganzen Newskaja Arm in Arm mit aufrührerischen Arbeitern, marschiert dicht hinter der roten Fahne. Das Dröhnen der Massen wächst.

„Ah! . . . Ah! . . .“ schreit ein weißblonder Arbeiter neben der Fahne. Er reißt seinen Mund weit auf und seine Mütze rutscht dadurch auf den Nacken. Man kann aber seine Worte nicht verstehen.

„Bro—o—o—t!“ Wütend brüllt aus tausend heiseren Kehlen die Masse, und dieses dröhnende Brüllen prallt

an den Wänden ab, plätschert über die Dächer und verhallt in den Galerien des Gostinny Dwor.

Ich fange erstaunt wachsame Blicke auf, die mich mustern. Ein „Offizier“ auf einem Prellstein! „Ist er heraufgekrochen, um zu spionieren, dieser verdammte zaristische Söldling?“ fragen die von Rauch durchdrungenen Augen. „Ach so, er sympathisiert! Sooo!“ Bohren sich giftig Brillen unter einem steifen Hut in mich. Doch der menschliche Eisgang reißt mich mit und stößt mich vom Trottoir.

„. . . ie—ie—er! . . . Nie—ie—der!“ schreit der Weißblonde unter der Fahne und schiebt seine Mütze noch tiefer in den Nacken.

Das ferne Plätschern der Schreie ertrinkt im schweren Dröhnen der trotzigen Schritte der vielen Tausende.

„Nie—ie—der mit der Seeelbst—heeerr—schaa—ft!“ wälzt es sich über den ganzen Prospekt, und die vergoldeten Wappen der zaristischen Lieferanten erlöschen und krümmen sich vor der wahnsinnigen Frechheit dieser tollen Schreie. Und die überlebensgroße Katerina, in ihrem kahlen Parke, bläst sich unwillig hinter dem frostigen, grauen Nebelschleier auf. Ihre Bronzekrinoline ist mit Reif bedeckt und eine Schneepelerine liegt leicht und flockig auf ihren Schultern.

„Kosa . . . Kosa . . . Kosak . . . Kosaken!“ läuft ein Flüstern durch die Masse.

Die Bewegung verlangsamt sich und strebt den Trottoiren zu. Aus dem roten Tore des Anitschkow-Palais reitet eine Kosakenabteilung, mit einem Offizier an der Spitze, heraus. Sie sammeln sich, straff wie eine Saite, in eine Reihe, und reiten den Massen entgegen.

Unsere Lawine wälzt sich immer langsamer und langsamer. Sie ordnet sich, bildet Reihen, wird elastisch und fest. Nur rückwärts, ganz in der Ferne, dröhnt noch immer ein Tosen. Hier aber ist es still. Die rote Fahne ist

schmäler geworden, spitzer und wie abgeschliffen, sie ist plötzlich erstarrt. Der junge Kosakenoffizier hebt sich in den Bügeln, dreht sich zu den Kosaken um, zieht seinen Säbel aus der Scheide und plötzlich erglänzen, wie ein Streifen, die herausgezogenen Säbel, sie glänzen wie weiße Blitze auf und erlöschen an den Kosakenschuultern. Ein unheimlich gespanntes Schweigen. Nur die nahenden Pferdehufe ertönen laut und schallend.

In diesem Augenblick tritt aus der Masse ein Mädchen heraus. An den Füßen — große Schuhe, Galoschen. Eine dunkle, wattierte Jacke. Um den Kopf ein wollenes Tuch fest gewickelt, ein einfaches, gestricktes Tuch in der Farbe der Kosakenmäntel. Sie geht quer herüber, eilig, trippelnd rasch, den Kosaken entgegen. Nähert sich dem Kosakenoffizier. Tausend Augen folgen ihr mit erstarrtem Herzen. Plötzlich sieht man sie ein Papier wegwerfen . . . und sie überreicht dem Offizier einen Strauß frischer, roter Rosen.

Der Offizier ist jung, seine Epauletten blitzen lustig. Der spiegelblanke Säbel steckt fest in seiner starken Hand. Plötzlich wankt dieser Säbel hilflos und bleibt glänzend, aber kraftlos am elastischen, weiß behandschuhten Handgelenk hängen . . . Er bückt sich und nimmt den Strauß.

Einen so rasenden Schrei habe ich niemals und nie mehr wieder gehört. Das war ein wildes, tolles Brüllen tobender Freude. Ich sehe auf einmal nicht mehr . . . die Augenlider werden dummerweise feucht. Es flimmert vor den Augen. Irgendein doppelter Herr mit zwei Köpfen und zwei Perlen-Kravattennadeln, die gleichzeitig durch zwei Kravatten gesteckt sind, stößt mich in die Brust:

„Man darf doch nicht einem so wild in die Ohren brüllen! . . . und noch dazu . . . ein Offizier.“

Ach, was geht mich das an, wer ich bin! Ein Offizier! um so besser! Wie ein Wahnsinniger arbeite ich mich

mit den Ellbogen und Schultern durch, komme bis in die Mitte. Die Masse hat die Kosaken schon längst überflutet. Nun stehen sie einzeln, auseinandergerissen, ragen wie alte Pfähle aus dem tobenden Wasser einer Wassermühle heraus. Ich laufe rasch auf den Offizier zu. Der junge Tollkopf hat augenscheinlich selber nicht eine solche Wendung erwartet. Betäubt von den begeisterten Schreien sieht er hilflos und verlegen auf das vieltausendköpfige Lächeln, das an ihm langsam vorbeischwimmt. Mit der linken Hand hält er die Zügel, mit der Rechten versucht er nervös, sich einen Weg zu bahnen. Statt des Säbels preßt er den Strauß, den er schon vergessen hat, wütend in der Hand zusammen.

„Herr Offizier!“ schreie ich, ganz nahe an ihn herankommend, und erhebe meine Hand. „Herr Offizier!“ schreie ich heiser und alle stoßen mich willig nach vorn. Der Offizier wird noch verlegener und schaut mich furchtsam an. „Herr Offizier!“ Ich packe seine Hand mit dem Strauß. „Sie sind ein ehrlicher Sohn des werktätigen Volkes! Lassen Sie mich Ihre Hand drücken!“ Und ich drücke seine Hand am Knöchel, da er seinen Siegestrauß nicht aus der Hand läßt. Er lächelt mich fröhlich an und errötet freudig.

Die rote Fahne schwimmt wie ein Segel an uns vorbei nach vorn.

„Es lebe die Armee!“ schreit der Weißblonde in der Mütze.

„Huuu-raaa!“ hallt es und dröhnt von allen Seiten, aus der uferlosen Menschenflut heraus.

„Nieder mit dem Krieg!“ schreit derselbe Weißblonde.

„. . . Nie-ie-der! — . . . Nie-ie-der! . . .“ sekundiert tosend und tobend der menschliche Eisgang.

Der Kosakenoffizier lächelt freundlich, dreht sein Pferd scharf um, winkt mit dem roten Strauß und gibt dadurch den Kosaken ein Zeichen, ihm zu folgen. Jetzt

reiten sie alle im Schritt, der Strömung nach, bleiben zurück, lächeln schüchtern dem Winken und freundlichen Zurufen der sie umgebenden Menschen zu, die sie an den Bügeln packen und ihnen Geld, Bonbons und Zigaretten in die Taschen stecken. Eine große, rote Fahne holt die Kosaken ein und weht mächtig und weit ihnen voran. Und die stolzen Bronzepferde auf der Anitschkow-Brücke, bereit, sich aufzubäumen, zittern jetzt und lassen sich von den nackten Riesen nicht mehr zähmen.

Auf der Brücke reißt mich eine Gruppe Arbeiter aus der Masse und drängt mich zur Seite.

„Rauchen wir ein wenig“, sagen sie.

Der eine nimmt aus seiner Tasche eine Zigarette, der andere eine Pfeife. Ein bäuchiges Boot schläft einsam neben dem düsteren Granitufer. Vom schweren Wasser erhebt sich ein Dunst.

„He, Sie, Herr! Kommen Sie mit uns!“ Und drei Wachleute packen einen glattrasierten Mann am Arm.

Es sind nicht nur drei Wachleute, auch ein Polizeioffizier eilt ihnen, seinen langen Säbel haltend, zu Hilfe. Ein Mann mit einer Brille, mit einer tief in die Stirn gesetzten Pelzmütze und aufgeschlagenem Kragen, flüstert ihm etwas zu. Aus den Toreingängen schauen Dutzende von Wachleuten heraus.

„Genossen!“ schreit der Verhaftete, doch der Wachmann preßt ihm den Mund zu.

„Laß ihn los!“ stürzt ein Arbeiter, seine eben angezündete Zigarette wegwerfend, dem Verhafteten zu Hilfe. „Genossen, helft!“

Sofort stürzt sich der kleine Haufen von Arbeitern auf die Wachleute. Schwielige, verrußte Finger packen ihre Arme, ihre Schultern. Der Verhaftete schüttelt sich, schaut sich besorgt um und verschwindet sofort in der dichten Masse. Die Wachleute wehren sich verlegen gegen die Stöße und Püffe und laufen wieder den Hauseingängen

zu. Auch der Polizeioffizier läuft rasch weg und pfeift dabei durchdringend mit seiner Pfeife. Er rennt an mir vorbei.

„So ein Hund!“ Ich stelle ihm einen Fuß, er fliegt hin, springt aber sofort wieder auf. Wie Zucker, der von Fliegen in einem Augenblick schwarz wird, ist der Polizeioffizier in einigen Sekunden von einer dichten Masse umgeben. Man packt ihn, droht ihm erbittert, stößt ihn mit den Fäusten und schlägt ihn.

„Schlagt die Hunde! . . .“

Die bleiernen Augen des Polizeioffiziers erglänzen in tierischer Angst, werden rund und starr wie Kalbsaugen. Die Mütze ist heruntergerutscht, das schütterere Haar ist zerzaust. Der Kragen ist zerfetzt, die Epauletten sind heruntergerissen, Nase und Schnurrbart sind blutig. Er läuft hin und her, schützt krampfhaft seinen Kopf mit den Händen und von seiner herunterhängenden Lippe trieft blutiger Speichel.

„Genug, genug, laßt ihn!“ versucht jemand die Aufgeregten zu beruhigen.

„Schmeißt ihn jetzt in die Fontanka!“ schreit ein anderer.

„Ja, in die Fontanka mit ihm! . . . In die Fontanka! . . .“ fangen die Umstehenden den Ruf auf. Und eine sich sträubende, graue Masse fliegt über das Eisengitter.

Auf dem Ufer und auf der Brücke neigen sich alle tief herunter, um besser zu sehen, und Hunderte von Neugierigen strömen dem Geländer zu.

„Er lebt noch, der Saukerl! Schaut nur, schaut, wie er herauskriecht!“

Eine Unruhe bemächtigte sich meiner. Was geschieht, wenn Spitzel mich bemerkt haben! Ich tauche rasch in der Masse unter, versuche mich auf die andere Seite des Newski hindurchzuarbeiten. Eine rote Fahne schwimmt wogend nicht weit von mir. Die Menschen

singen voll kühner Freude. Die aufrührerischen Worte der „Warschawjanka“ prallen mutig und deutlich an die Spiegelscheiben der eleganten Geschäfte.

Wir haben der Freiheit leuchtende Flamme
Hoch über unsern Häuptern entfacht!

Gelbrote Apfelsinen aus Italien und bäuchige Ananas aus Singapore mit welken, bläulichen Blättern hören hinter den Spiegelscheiben diesen Worten zu. Fette, geräucherte Heringe vom Baltikum glänzen matt wie Bernstein auf Porzellanschüsseln in der Auslage. Hinter dem Obst schauen freudig und neugierig die Gestalten der Verkäufer in weißen Schürzen heraus. Die deutlich laut gesungenen Worte tönen gegen die Wände und Fenster, ein dröhnendes Echo überschallt sie fast:

Die Fahne des Sieges, der Völkerbefreiung
Die sicher uns führt in der letzten Schlacht.

„Huuuu—raa—aa!!!!“ donnert und rollt hinter uns eine tausendbrüstige Woge.

Rechts von einem grauen Haus an der Ecke der Troizki-straße, wo die kleinen Kuchen in der süßen Dämmerung der Filippow-Konditorei schlummern, brüllt und heult eine aufgeregte Menge.

„Mach' auf! ... Mach' auf, du Hund! ... sonst reißen wir dir den Kopf ab! ...“

Hinter dem eisernen Gitter des Haustores steht ebenfalls ein ziemlich großer Haufen Menschen und sie alle stürzen von allen Seiten auf den Portier ein.

„Ich bin ein Wurm. Ich bin hier ein Diener nur“, stammelt hinter dem eisernen Gitter der Portier und nimmt mit zitternder Hand die Schlüssel aus seiner Schürze. „Die Polizisten sagten mir, daß ich das Tor schließen soll. Wenn ihr aber befiehlt, werde ich aufmachen ... wir brauchen keine Verhafteten.“

Kaum ist das Tor geöffnet, laufen stolpernd, und vor lauter Eile hinfallend, die Verhafteten heraus: Winter-
röcke, kurze Joppen, zwei Soldatenmäntel.

„Und wo sind die Pharaone*)?“

„Durch die Nebeneingänge weggelaufen. Das Haus ist groß, ihr werdet sie nicht finden . . .“

Inzwischen kocht und siedet es auf dem Newski weiter. Vielstimmig und durcheinander fliegen die Worte scharf und deutlich dem Himmel zu.

Wieder ein Hindernis. Irgendwo stockt der Strom.

„Laßt die Kosaken vor! . . .“ schreit man uns von vorne zu.

Kosaken, mit einem Offizier an der Spitze, reiten in schnellem Trab nach vorn. Von rückwärts drängt die Masse, vorne stockt sie. Ich klettere auf die eiserne Balkonsäule des Restaurants. Ich sehe: Vom Litjeiny-Prospekt aus reiten berittene Gendarmen im wilden Galopp auf uns zu. Ein junger Offizier der Leibgarde reitet tänzelnd an ihrer Spitze. Der buschige Schwanz des Pferdes streichelt die schwarze, spiegelblanke Kruppe. Kalt und grausam glänzen die Lackstiefel des Offiziers. Er dreht sich um, zieht den Säbel aus der Scheide und durchschneidet die Luft mit der scharfen Unheimlichkeit des erbarmungslosen Kommandos. Die Gendarmen werfen im selben Augenblick ihre Karabiner von den Schultern. Ein kalter Frost läuft mir über die Haut, meine Finger, die das Eisen des Pfahles umklammern, erstarren.

Plötzlich — ein heißes, wie geschliffenes Aufblitzen auf der Straße. Die Gendarmen heben die Karabiner. Der Donner der Schüsse schlägt in die Ohren. Das Pferd des Offiziers bäumt sich auf. Der Offizier ist nicht mehr zu sehen. Unsere Kosaken haben jetzt die Litjeinaja erreicht und verdecken die Gendarmen.

*) Pharaone wurden im zaristischen Rußland die Polizisten genannt.

„Ist jemand tot?“

„Nein, es war ein blinder Schuß, er ist nur vom Pferd gestürzt. Sehen Sie, er wird dort zum Automobil geführt.“

Wir gehen rasch weiter. Unsere rote Fahne bewegt sich unter dem Donner der Schritte vorwärts. Es ist unmöglich, in diesem mächtigen Strom stehenzubleiben. Hartnäckig bewegt er sich, unübersehbar und breit und nimmt kein Ende. Dutzende von roten Fahnen schwimmen jetzt als Segel zauberhafter Legenden. Und hinter dem grauen Wulste, der tief über diesem märchenhaften schwarzen Flusse hängt, ist weit in der Ferne der scharfe Keil des Admiralitätspalastes sichtbar. Er droht uns. Drohe nur, drohe!

Dermenschenüberflutete Newski siedet, kocht und zischt und klingt von einer noch nie gesehenen, elementaren Macht, von einer erregenden Freude der lebendigen, menschlichen Kraft. Wie ein reißender Fluß rollen die Wogen von zehntausenden Menschen, überströmen den Snamenskijplatz. Die roten Fahnen schwimmen von allen Seiten wie rote Schwäne und nähern sich dem unförmig großen Granitpostament, auf dem, auf einem Nilpferd ohne Schwanz, die erzene Masse des Selbstherrschers thront. Ein ganzes Bündel dieser Fahnen glänzt grell, wie ein Feldfeuer mit seinen scharfen Feuerzungen rund um den unförmigen, dicken, erzenen Zaren. Irgendein besonders Mutiger, ohne Mütze, in einem geöffneten Mantel, kriecht, über die Schultern der Demonstranten, auf das zaristische Piedestal. Oben angelangt, reckt er sich in die Höhe und hebt die rechte Hand.

„Genossen! . . .“

„Ruhe! Ruhe! Ruhe!“ schreit es von allen Seiten und der Lärm legt sich langsam.

„Genossen, die niederträchtige zaristische Selbstherrschaft . . .“

„Kosaken!“ ertönt eine erschrockene Stimme.

Rechts von der Ligowka abgerissene Schreie. Alle wenden sich um, alle sind in höchster Erregung. Ein wirrer Lärm. Die Menge bewegt sich unruhig, man sieht von dort Menschen laufen.

„Kosaken hacken mit Säbeln auf uns ein!“ . . . heult jemand mit unmenschlicher Stimme und eine Frau, mit Wahnsinn in den Augen, kommt von dort hergelaufen. Sie läuft keuchend, und deckt ihre grauen Haare mit den Händen zu. Durch ihre knöchigen Finger hindurch fließt, wie ein breites, rotes Band, Blut. Hinter ihr galoppiert, sich aus dem Sattel hebend, ein Gendarm. Wie Hühner vor einem Raubvogel flüchten die Menschen von allen Seiten. Schreien, fallen, stehen wieder auf und laufen weiter. Einige von den Arbeitern heben große, vereiste Schneestücke von den Schneehaufen. Ein Polizeioffizier rennt die Stufen des Nikolajew-Bahnhofes herunter, direkt auf das Denkmal zu. Sein Revolver ist schußbereit, seine bläulichen Mantelschöße fliegen. Plötzlich rollt hinter dem Denkmal, von der Seite, wo sich das sechsstöckige Balabinski-Hotel befindet, eine Lawine von Kosaken hervor. Einer von ihnen schreibt mit dem Säbel einen zischen- den Kreis in die frostige Luft und der ausgestreckte Arm des Polizeioffiziers mit dem Revolver spaltet sich leicht an der Schulter und wirft, wie spielend, den unnütz gewordenen Revolver in die Höhe. Das Pferd und der Kosakensäbel tänzeln über den auf die Erde gefallenen Revolver. Ein Triumphgeheul ertönt über dem Platz. Vereiste, große Schneestücke fliegen in die Richtung zur Ligowka. Die berittenen Gendarmen sind im Nu wie weggefeht.

„Genossen!“ heult heiser der Redner auf dem Sockel des Denkmals. Er steht noch immer mutig oben und hält sich mit der Hand an dem erzenen Absatz des über ihm hängenden Zarenstiefels. „Genossen! Unter diesem hirnlosen, erzenen Stiefelabsatz verblutet Rußland noch

immer. Das irrsinnige Schlachten, das von der Kamarilla angestiftet wurde, hat das Volk vollständig vernichtet. Jetzt fleht ihr: Gebt uns Brot! Aber . . .”

Welcher Schalk wirft eine Handvoll eiserner Nüsse auf die Dächer der Häuser? Warum wird es plötzlich so still unter dem bleischweren Himmel? Welcher Dummkopf klirrt so wütend mit eisernen Streifen über den ganzen Platz? Warum schreien die Menschen! Warum laufen sie fort! Weder die Kosaken, noch die Polizisten, noch die Gendarmen sind zu sehen, und die Menschen stürzen wie Wahnsinnige in alle Richtungen, ohne zu wissen, wohin. Die Fahnen gleiten hilflos aus den Händen. Die Menschen fallen, die Menschen, die die Fahnen eben hoch und fest hielten. Schüchtern zusammengekauert springt der kecke Redner vom Denkmal herunter. Einsam nur weht auf dem Stiefel des Selbstherrschers, als wolle er jemand reizen, ein breiter, roter Streifen mit weißen Buchstaben: „Nieder mit dem Krieg!“

„Nieder mit dem Krieg!“ lacht, die Hand in die Hüfte gestemmt, der selbstherrliche Zar. „Ihr sagt also: ‚Nieder mit dem Krieg?‘ . . . Nun, und wie gefällt es euch jetzt? . . .”

Der düstere Platz wird in wenigen Augenblicken leer. Menschen, einzeln und in Haufen, bleiben liegen. Ein Arbeiter kriecht langsam auf der Erde und etwas Rotes, Langes, zieht sich hinter ihm. Das ist eine Fahne. Nein, das ist blutiger Schnee. Das ist ein blutdurchtränktes Tuch. Ein zweiter versucht, aufzustehen. Stöhnend greift er sich an den Bauch und stürzt wieder hin. Jemand heult. Jemand schreit. Jetzt quietscht ein kleiner Junge laut auf vor Schmerz. Er läuft zusammengeduckt, und hält den linken Arm mit der rechten Hand. Auf der linken Hand hängt als blutiger Fetzen ein abgeschossener Finger.

Auf dem Platze krachen die Nüsse. Es scheint, als würden sie laut dröhnend über die eisernen Dächer geschüttet, als heulten sie in den Wasserrinnen, als rollten

sie über die Granit-Trottoire. Aber nein, das ist doch ein Hagel. Das ist ein Hagel, der vom Himmel kommt. Oder ist das ein bleierner Hagel? Ja, das ist ein Hagel, ein Hagel aller Zaren, irdischer und himmlischer, ein Hagel der lilienweißen Engel und Erzengel, mit Epauletten und der ganzen herrschenden finsternen Finsternis der Seraphine, mit Kreuzen und Medaillen.

„Aha, revoltierende Sklaven!“ lacht schallend, mit bleiernem Lachen, der erzene Selbstherrscher. „Wie freue ich mich, daß ich jetzt allein bin. Wohin seid ihr alle wegelaufen, ihr Häuflein spielender Bengel? Wer von euch vergaß hier auf meinem Stiefel diesen roten Fetzen? . . .“

Ich liege, mit dem Bauch mich kläglich an die Erde pressend, vor der Gartenanlage der Snamenska-Kirche auf dem Newski. Wenn das Dröhnen des eisernen Hagels ein wenig aufhört, krieche ich rasch und mein Säbel klirrt auf den Steinen. Auch andere liegen wie ich und kriechen ebenfalls. Ja . . . aber ich bin Offizier! Welche Feigheit, welche Schmach! Habe ich denn keinen Revolver? Einen automatischen Revolver habe ich mit sieben Kugeln drin . . . Aber auf wem soll ich schießen? Rauchige Wolken der Stukkatur spritzen aus den Mauern der Häuser. Das sind Kugeleinschläge. Das bedeutet, daß man von oben auf die Männer schießt. Aber von wo aus? Der Hagel klopft jetzt nicht mehr, sondern dröhnt in ununterbrochenem Donner. Als ob man bleierne Erbsen in einem gigantischen Netz schüttelte.

„Hören Sie?“ sagt ein neben mir kriechender, blasser Mann in einem grauen Filzhut. Seine Augen glotzen erschrocken, und er hebt die Hand in die Höhe.

Wo sah ich ihn! War das nicht er, der in der Frühe die Borow-Brücke an der Seite eines jungen Mädchens mit einer lila Mütze passierte? . . .

„Hören Sie? . . . Das sind Maschinengewehre . . . Die Pharaone! Polizei von den Dächern.“

Ja, selbstverständlich höre ich. Das sind Maschinengewehre. Ich kann sogar genau sagen: Das sind Maxime. Die Kolts knattern trockener und in größeren Abständen . . .

„Die Polizisten schießen von den Dächern . . . mit Maschinengewehren“, setzt der blasse, junge Mann mit dem grauen Filzhut fort, „auf jeder Straßenkreuzung haben sie schon Maschinengewehre vorbereitet . . . und den Straßen entlang . . . und ich weiß nicht wo Anjuta ist . . .“

Was geht mich Anjuta an, wenn längs des Newski eiserner Hagel hagelt!

„Jetzt schießen Soldaten! . . . Wahrscheinlich vom Wladimirregiment . . .“ flüstert der graue Hut und preßt sich noch fester an die Erde.

Ich sehe vor mir eine kleine Erhöhung mit Stufen, die zu den geschlossenen Türen eines Geschäftes hinunterführen. Hier könnte man sich gut verstecken. Ich krieche so rasch es geht hin. Unter meiner Hand fühle ich kalte Steine, Zigarettentummel, Sand, Orangenschalen, vereiste Spuckflecke . . . alles eins . . . wenn ich nur bis zum Versteck kommen kann! Umsonst! Unten auf den Stufen liegt schon ein alter Mann. Ein alter, grauer Mann mit einem steifen Hut auf dem Kopfe. Irgendein Notar oder ein Besitzer einer Wechselstube. Das eine Auge kneift er zusammen, mit dem anderen forscht er in die Ferne, wie ein Habicht. Welch ein Pech! Doch die Gewehrsalven verstummen. Alles wird ruhig. Nur ganz in der Ferne gackern die Maschinengewehre. Die Menschen reißen sich von den geschlossenen Toren, von den Trottoiren, aus allen erdenklichen Verstecken los und rennen weiter. Auch ich laufe zur Ecke der Puschkinskaja. Von hier aus wird es gefahrloser sein, zum Bahnhof zu kommen. Hinter mir laufen viele Menschen. Wir sind bald eine ganz ansehnliche Gruppe. Wir verstecken uns

ängstlich in den Tornischen der geschlossenen Tore, wenn rückwärts wieder das Rollen des wütenden Donners ertönt.

„Herr Offizier!“ hält mich an der Ecke eine ältere Frau in einem grauen, löchrigen Tuche auf. „Herr Offizier, sagen Sie, um Christi willen, was macht Ihr dort?“ Ihre Lippen zittern, ihre Hand zittert, in ihrer Kehle zittern Tränen. „Mein Mitjinka ist auf den Newski gelaufen . . . Schon längst ist er hingelaufen und noch immer ist er nicht zurück . . . — Was macht Ihr dort mit dem Volk, Herr Offizier?“

„Man schießt dort, Mütterchen“, antwortet ihr ein Arbeiter.

„Man schießt?“ flüstert geistesabwesend die Alte, zieht ihr Tuch tief in die Augen und läuft rasch zum Newski hin.

Über den Häusern, Dächern tanzt dröhnend, Purzelbäume schlagend, das Knattern der Maschinengewehre. Wie wenn der schwere graue Himmel mit dem bleiernen Hagel alles Leben aus den bläulichen, toten Straßen auskehren wollte.

Als ich endlich den Baltischen Bahnhof erreichte, senkte sich schon die Dämmerung auf den Platz und es war öde und leer. Überall war es blau und finster und in der Ferne, in allen Ecken des endlosen steinernen Labyrinthes, das sich Petrograd nannte, gackerten unaufhörlich die Maschinengewehre der Polizisten.

Ein düsterer Bahnhof. Ein düsterer Zug. Düstere Äste abgeschlissener Laubbäume über dem hölzernen Bahnsteig von Martyschkino.

Nikita zündete das Lämpchen vor dem schmalen, hohen Heiligenbilde an, das die scheinheilige Hausfrau in die Ecke meines Zimmers gestellt hat. Die Perlenornate der verrußten Heiligen glänzen wie trockene Hagelkörner. Nikita kniet vor ihnen, beugt sich tief und schlägt mit

der Stirn den Boden. Er springt auf, als er mich erblickt und blinzelt verlegen in das spärliche Flämmchen.

„Ich betete um Ihr Leben, Euer Hochwohlgeboren . . . Es ist jemand aus Petrograd gekommen. Herr unser Vater, was sich dort tut! Heilige Jungfrau, erbarme dich unserer Sünden! . . . Wünschen Sie Tee?“ sagt er plötzlich rasch.

„Ich will nichts, Nikita, geh, leg' dich schlafen“, antworte ich und lösche das Heiligenlämpchen aus.

„Es ist noch früh, Euer Hochwohlgeboren, gerade jetzt hab' ich die Lampe angezündet. Erlauben Sie mir Euer Hochwohlgeboren, daß ich zu meinen Landsleuten in die Kommandantur gehe.“

Jemand klopft, ins Zimmer kommt Kasakow herein, auf seinen Stiefeln ist Schnee, den Mantel hat er über die Schultern gelegt, er trägt eine Bluse ohne Gürtel und seine Feldmütze sitzt ihm schief auf dem Kopf.

„Sie sind zurückgekommen?“ fragte er nälend und wankt, mit den Knien wackelnd, zum Stuhl. „Ich, weißt du, ich habe getrunken . . . hol' alle der Teufel! . . . Ich habe getrunken und . . . und die Frau durchgeprügelt. Sie soll sich nicht in die Kriegsangelegenheiten mischen, die Hündin . . . Bin ich der Chef oder bin ich's nicht? . . .“ Er brüllt plötzlich auf, er schlägt sich an die Brust und seine Mütze fällt auf den Boden. „Ich bin der Chef, ja! Chef der Offiziersmaschinengewehrschule! Das bin ich! . . . Und was ist sie? . . . Und du hast's auch nicht richtig gemacht, bist weggefahren, ohne dich zu melden. Gut, daß nichts passiert ist. Was wäre aber geschehen, wenn man unser Kommando angefordert hätte? Hauptmann Kowrowzew hat heute einen Befehl geschickt: alle haben heut abend bei ihm zu erscheinen. Nun, da ich krank bin“, er schluckst laut auf und hebt die Mütze vom Boden, „wirst du statt mir hingehen.“

„Nirgends werde ich hingehen, Herr Leutnant, hören Sie? Nirgends mehr geh' ich hin. In Petrograd werden

Menschen zerhackt. Man schlachtet sie ab. Nirgends gehe ich hin. Sie müssen aber, bitte, sofort schlafen gehen, man kann Sie jeden Augenblick holen und Sie sind betrunken. Was taugen Sie dann?"

„Schlafen“, murmelt verlegen Kasakow und steht wankend auf. „Was hab' ich denn gesagt? Ja, Herr Leutnant, Sie sind ein gebildeter Mensch und ich werde Ihnen folgen . . . Schlafen?“ und er zuckt die Achseln. „Gut, ich geh' schlafen . . .“ und er verschwindet leise auf den Fußspitzen hinter der Tür.

„Du kannst gehen, Nikita, und schließ die Tür.“

„Ich wollte Sie noch etwas fragen, Euer Hochwohlgeboren. Die Burschen der fünften Abteilung haben eine Annonce in der Zeitung gelesen. Es heißt, daß man für Geld ein Büchlein bekommt, aus dem man sich zum Fähnrich vorbereiten kann.“

„Nun?“

„Gestatten Sie mir, Euer Hochwohlgeboren, das Büchlein zu bestellen. Vielleicht werde ich's noch bis zum Offizier bringen . . .“

FÜNFTES KAPITEL

Ein leises Geräusch, ich öffne die Augen: Fenjkin stellt die geputzten Stiefel ins Zimmer.

„Werden Sie aufstehn, Euer Hochwohlgeboren? Ich bringe sofort heißes Wasser. Vielleicht bleiben Sie aber noch ein bißchen liegen. Heute gibt's, Gott sei Dank, keinen Unterricht, heute ist Sonntag.“

Die glasähnlichen Krusten der Schneehaufen glänzen grell in der Sonne. Auf der rötlichen Tanne vor dem Fenster huschen hurtige Sonnenflecke. Die Luft ist rosa-elastisch und bläulich durchsichtig.

Was geht jetzt in Petrograd vor? Herrscht dort die frostige Stille eines winterlichen Friedhofes? Ist alles

zerschossen, auseinander gelaufen, hat sich hinter Schloß und Riegel versteckt?

„Gut, Nikita, bring heißes Wasser und nimm auch meine Zeitungen aus der Kommandantur mit. Sollte jemand aus Petrograd gekommen sein, so frag', was es dort Neues gibt und komm rasch zurück, aber rasch.“

Nikita klopft mit den Stiefeln auf der Treppe und man hört, wie der Schnee unter seinen Schritten knirscht. Er kommt atemlos zurück. Aus dem Näschen der Blechteekanne ringelt sich Dampf. Die Zeitungen riechen nach Sonnenfrische und Tannenspänen, aber es ist nichts zum Lesen darin. Einfach nichts. Nur in der Duma hat Rodzjanko einen dringenden Bericht erstattet.

„Die Unruhen in Petrograd und in anderen Städten, die infolge der dürftigen Lebensmittelversorgung der Bevölkerung entstanden sind, haben, wie Sie wissen, einen solchen Umfang erreicht, daß sie unleugbar eine Form anzunehmen drohen, die in diesen schweren Kriegszeiten, die wir durchleben, unerwünscht und unzulässig ist . . .“

Langweilig, wie zerkautes Papier. Gehirnlos, wie ein altersschwacher Köter.

„Unruhen“ . . . — Hört! hört! — „infolge der dürftigen Lebensmittelversorgung der Bevölkerung“ . . . „Sie drohen eine Form anzunehmen . . .“ so sagt Seine Duma-Exzellenz.—Selbstverständlich ist das alles „unerwünscht“ und „unzulässig . . .“

Aber das bleierne Lachen als Antwort ist zulässig?
Aus Petrograd ist niemand gekommen.

Der Tag zieht sich langsam hin, wie knarrende Wagen im Straßendreck. Es knirscht, es knirscht, es knirscht. Knirschen vor dem Fenster: die Schritte des einsamen Fußgängers auf der Landstraße. Alles und alle sind mir ekelhaft. Ich werde nicht zu Kasakow essen gehn, ich schicke Nikita zu ihm, laß ihm sagen, daß ich Kopfweh habe, und lasse das Essen in mein Zimmer bringen. Vor

Langweile und Ungewißheit halt' ich es nicht mehr aus, ziehe den Mantel an und gehe zu Worobjow.

Im zweiten Stock eines hellgrauen Holzhauses in einem kleinen Zimmerchen mit einer Glastür, die auf einen Balkon führt, der mit Schnee ganz zugeschüttet ist, wälzt sich Worobjow angezogen in einem Bette. Er springt auf und über seinem breiten unrasierten Gesicht schwimmt eine Freude, wie Fett in der Pfanne.

Hinter dem Fenster löscht der Wind den glühenden Sonnenuntergang. Über das Fensterglas der Balkontür kriechen traurig wieder zum Leben erwachte Fliegen. Der liebe Wantscho freut sich sehr und schüttelt mir kräftig die Hand.

„Wann ist der Kurs fertig? Gibt es viel Arbeit? Komm ich mit den Fähnrichen aus? Was haben sie schon durchgenommen? Und was nicht?“ Wie ein Wirbelwind eine Frage nach der anderen.

Ich unterbreche ihn:

„Alles wäre schon richtig . . . Nur die Ereignisse hier . . . Petrograd stört unsere Arbeit . . .“

Worobjow schweigt verlegen. Augenscheinlich beunruhigt auch ihn dieser Gedanke sehr.

„Ja,“ sagt er, „heute hat Filatow zu Chabalow nach Petrograd zwei Maschinengewehre geschickt. Man hat uns darauf vorbereitet, daß man heute nacht oder morgen auch uns dorthin schicken wird.“

Ich schnelle auf wie eine Feder.

„Und du, Wanja, wirst fahren?“

Er senkt schweigend die Augen und zuckt mißmutig die Achseln:

„Und du . . . wirst du schießen? . . .“

„Und wenn man dich schicken wird: wirst du nicht schießen? . . . Wie bringst du das fertig? Leeres Geschwätz! . . .“

„Ich werde nicht schießen!“

„Dann wird man dich erschießen.“

„Wanja, wir sind durch die Laune des Schicksals Soldaten. Uns kann der Tod nicht erschrecken, wir sind Offiziere. Wenn man mich gegen den Aufstand schickt, so werde ich vielleicht schießen. Gut: sterben. Aber ich weiß, auf wen zu schießen ist. Doch niemals, hörst du, niemals dürfen wir die Henker unseres Volkes sein. Wanja, Wanja, wo ist dein Anstand, wo ist dein Gewissen?“

Worobjow seufzte müde und setzte sich auf das Bett.

„Die Sache ist sehr ernst, komm, sprechen wir darüber“, sagt er langsam und besorgt. „Ich weiß es ganz bestimmt, es ist in der Schule beschlossen, daß meine und deine Abteilung hingeschickt werden. In Petrograd hat es gerade erst begonnen. Die Schießerei wird von Stunde zu Stunde erbitterter. Die Arbeiter gehen auf Biegen oder Brechen. Tausende sind schon gefallen. Vor kurzem hat mir Marzinkjewitsch aus der Schule telephonierte. Er ist gerade aus Petrograd gekommen. Weiter als bis zum Obwodny-Kanal ist es unmöglich durchzukommen. Zweifellos wird man alles unterdrücken, die Kräfte sind zu ungleich. Man wird alles zerstampfen, Ssaschka, und wir werden zugrunde gehen . . . Was also ist da zu machen?“

„Wir gehen einfach nicht!“

„Und wenn es befohlen wird?“

„Du Schuft!“ brülle ich ihn an, er wird aber nicht böse.

„Reg' dich nicht auf. Laß uns ruhig darüber beraten. Was kann man tun, wenn ein Befehl kommt?“

„Woher soll ich wissen, was man tun kann, wenn ein Befehl kommt? Das weiß ich nicht. Ich werde aber ins Volk nicht schießen. Dann lieber sterben.“

„Gut, gut, Ssaschka, ich gebe dir mein Ehrenwort, daß ich in die Arbeiter nicht schießen werde, ich gebe dir mein Ehrenwort!“

Der bleierne Sonnenuntergang soll nur erlöschen. Wantchos Hand ist rau und hart wie Eisen.

Am Morgen, in greller Sonne werde ich von Fenjkin geweckt. Sein Gesicht ist erschrocken, die Hände sind schwarz von Schuhwichse. In der Tür steht, mit der Pelzmütze in der Hand, im Mantel, der Feldwebel Jegorytsch.

„Wichtige, dringende Aktenstücke von der Schule.“

„Warum bringen Sie Sie nicht zum Chef des Kommandos?“

Auf der gerunzelten Stirn des Feldwebels spielen regenbogenfarbige Sonnenreflexe. Jegorytsch fährt verlegen mit der Hand über die Borsten seines gepflegten kurzgeschorenen Haares. Sogar die Spitzen seines Schnurrbartes, die immer so sorgfältig nach oben gedreht sind, verraten Unruhe. Die eine Spitze hat sich heute der Feldwebeldisziplin nicht untergeordnet und in leichtsinnigster Weise wie eine Zwiebel im Frühling zwei Sprößlinge Herausschießen lassen.

„Seine Hochwohlgeboren haben befohlen, Ihnen die Aktenstücke zu bringen. Er hat auch diesen Rapport mitgegeben, der weiterzuleiten ist. Er ist krank . . .“

Eine dringende, geheime Meldung aus der Schule, unterschrieben vom Hauptmann Kowrowzew und Kapitän Loktjew. Kein Unterricht. Die Soldaten dürfen die Kasernen nicht verlassen. Alle Maschinengewehre und Gewehre des Kommandos haben in Bereitschaft zu sein. Zwischen der Schule und dem Schützenkommando hat beständige telephonische Verbindung zu bestehen und alle Offiziere haben beständig bei ihren Abteilungen zu bleiben.

„Wer von den Offizieren ist jetzt hier?“

„Niemand.“

„Sie können gehen, Jegorytsch. Ich komme sofort.“

Ich kleidete mich rasch an. Fenjkin wackelte bedenklich mit dem Kopfe.

„Was die Menschen jetzt alles machen! . . . Vom Waffenlager kam heute in aller Herrgottsfrühe ein Soldat zu uns gelaufen. Der Diensthabende ließ ihn nicht herein. Der Soldat bat um Hilfe . . .“

„Wofür Hilfe? . . .“

„In der Nacht, so erzählt der Feldwebel, haben in Oranienbaum die Offiziere die Hälfte der Abteilung verhaftet, weil die Soldaten ihre Maschinengewehre heimlich zu den Petrograder Arbeitern geschafft haben. Gestern Abend, so erzählt man, hat irgend eine Dame auf dem Oranienbaumbahnhof die Sache entdeckt. Steht ein Soldat und trägt etwas Langes, Schweres in eine Decke eingewickelt. Ein Arbeiter neben ihm hält eine Kiste und einen Sack und beide schauen sich verstohlen um. Die Dame ging sofort zum Gendarmen und machte ihn auf die Beiden aufmerksam. Man hat sie gepackt . . . Man fand ein Maschinengewehr und einige Kisten mit Patronen . . . Was diese Kerle alles machen! . . .“

Ich wasche mich fieberhaft im eiskalten Wasser, und ein nervöses Zittern geht durch meinen ganzen Körper.

*

In der Kommandantur läuft der Diensthabende mir entgegen, stolpert und stößt rasch, sich verschluckend und die Worte überhastend, den eingepaukten Rapport hervor:

„ . . . In der Kommandantur nichts Besonderes! . . .“

Von Tür zu Tür, von Abteilung zu Abteilung, rollt es jetzt laut: „Habt Acht! Rechts schaut! Haabt Acht! . . .“

„Ruht, Ruht . . .“

Vor dem Tisch in der Kanzlei sitzt der in Fett zerfließende Feldwebel und dreht seinen Schnurrbart. In der Ecke knarrt der Schreiber mit seiner Feder. Die Sonne bricht durch das Fenster und legt ihre warme helle Hand auf meine Schulter.

„Wie sollen die Abteilungen heute beschäftigt werden, Euer Hochwohlgeboren?“

„Alle Abteilungen sollen sofort mit dem Putzen der Gewehre beginnen . . .“

„Sollen nur die russischen geputzt werden, oder auch die französischen?“

„Alle!“

Der Feldwebel geht hinaus, schreit irgend etwas den Soldaten zu und sehr bald ertönt im Korridore und auf den Stufen das Stampfen der Soldatenstiefel. Die Abteilungen gehen in die Schulsäle, doch da es zu wenig gibt, bleiben die dritte und fünfte Abteilung in ihren Räumen.

Man hört, wie die dritte Abteilung Gewehre heranschleppt.

„Gib mir das Öl, Petro!“

„Wir werden zu wenig Öl haben. Man hätte uns mehr herausgeben sollen. Dieser Feldwebel ist ein großer Schuft . . . Soll das ein Krieg sein?! . . .“

„Krieg? . . .“ lacht jemand leise. „Schön haben wir, Brüder, diesen Krieg verloren . . . Welcher Dummkopf will jetzt noch kämpfen! Die fünfte Abteilung, die will es vielleicht noch. Warum auch nicht?“

Hier haben sie herumgelümmelt und jetzt sollen sie, so heißt es, in vier Monaten Fähnriche werden. Die Väter sind alle Kaufleute und Wucherer, fast jeden Tag bekommen sie Geld mit der Post, und später werden sie noch ihr Offiziersgehalt kriegen. In Friedenszeiten hätten sie sich doch sowas garnicht träumen lassen! Es ist auch sehr ehrenvoll, Fähnrich zu werden . . . Und die Vorgesetzten sind bekanntlich immer für den Krieg! . . .“

„Na, unsere Generäle und Offiziere haben sich schön ausgezeichnet, in diesem Kriege. Sie verstehen, zu kommandieren, die Regimenter hin und her zu schmeißen und ihre Taschen voll zu stopfen . . . Ja, das verstehen sie. Wie man aber den Deutschen zurückschlägt, . . . das verstehen sie nicht. Dann schicken sie unsere Brüder als Kanonenfutter . . . Es gibt doch genug Dummköpfe in Rußland, und wozu gebären die Frauen Jahr für Jahr . . . Um die Bauern kümmern sie sich nicht. Die Erde gehört

den Herren, für Bauern reicht die Erde nicht und nun haben sie begonnen, auch die Weiber durchzupflügen.“

„Unsere Weiber werden jetzt von den österreichischen Gefangenen durchgepflügt werden . . . vielleicht kommt eine gescheiterte Zucht zustande.“

„Mir kommt es vor, das einfache Volk ist deshalb so dumm, weil es nicht einmal Zeit hatte, nachzudenken. Was mich betrifft, zum Beispiel, so bin ich nur durch diesen Krieg in die Welt gekommen und habe Menschen gesehen, habe auch Zeit gefunden, auch über mich selbst nachzudenken. Hätte unser Bruder, der Bauer, mehr Zeit, um seinen Schädel zu beschäftigen, so würden wir sicher alles besser verstehen, als die Herren . . . Bei den einfachen Menschen ist doch das Blut frisch und die Seele rein.“

„Wirst bald erleben, daß dein Blut von dir fließen wird, dann wirst du schon wissen, Bruder, wozu wir heute Gewehre putzen . . .“

Ein rasches Flüstern, ein Gepolter, ein Lärm.

Die Sonne scheint fast frühlingsmäßig ins Fenster hinein, aber auf dem Dach der Scheune glänzt noch ganz winterlich, trocken und flaumig, der Schnee. Die Schlitten knarren über den Schnee. Irgendwo in der Ferne, hinter den Bäumen, knattert ein Maschinengewehr. Wahrscheinlich ist es wieder Marzinkjewitsch.

Warum ist es in der fünften Abteilung so still? Ich gehe hin. An der Wand klingelt gereizt und laut das Telefon, von Oranienbaum. Es klingelt hartnäckig und lang, macht einen nervös. Wann wird es aufhören?

„Hallo. Ja. Am Telefon ist sein Stellvertreter. Ja, sein Stellvertreter. Der Chef des Kommandos hat sich heute krank gemeldet. Gut, wir schicken es sofort. Wie bitte? . . .“

Ich höre deutlich: „Hauptmann Gervais hat befohlen, unverzüglich . . . alles in Bereitschaft zu halten . . . Genügend Munition für die Maschinengewehre vorzubereiten

... Alle Offiziere haben Felduniform anzulegen. Die Abkommandierung ist stündlich zu erwarten."

„Zu Befehl!" Ich hänge das Hörrohr auf.

Ich hänge es auf und bleibe schweigend stehen. Der Schreiber steht ebenfalls auf und sieht mich erwartungsvoll an und auch der Feldwebel ist auf das starke Läuten hin hergekommen.

„Haben Sie neue Befehle zu erteilen?"

„Nein!" Ich gehe rasch zu Kasakow.

Was Marzinkjewitsch heute treibt! Ununterbrochen knattert ein Maschinengewehr.

*

Kasakow sitzt in einem schmutzigen Nachthemd, in feldgrünen Hosen, aber barfuß auf dem blauen, altmodischen Sofa.

Ich teile ihm mit, daß der Kommandantur der Befehl erteilt wurde, in Bereitschaft zu sein und die sofortige Abkommandierung zu erwarten.

„Es ist befohlen," lüge ich spöttisch, „daß Sie in Feldausrüstung an der Spitze der Ihnen anvertrauten Kompagnie die Abkommandierung zu erwarten haben..."

„Alexander Ignatjitsch!" näselt er flehentlich. Sein ungekämmtes Haar ist zerzaust, sein Bart zerraut. „Ich habe mich doch krank gemeldet. Man soll mir einen Arzt schicken, wenn man es nicht glaubt. Ich bin krank!" und mit gemachter Hilflosigkeit lehnt er sich an das Sofa. „Ich bin krank, Chef der Kompagnie sind augenblicklich Sie! Ja Sie!" und seine Augen glänzen fieberhaft, wie die Augen eines gehetzten Wolfes.

Er beginnt mit Absicht schwer zu keuchen, rollt die Augen und läßt seinen Kopf im simulierten Schwächeanfall auf seine haarige Brust sinken. Über den blauen Samt des Sofas kriecht eine kleine, ausgetrocknete, rote Wanze.

Ich habe hier nichts mehr zu suchen.

„Nun, auf Wiedersehen, Filipp Iwanowitsch! . . .“

Kasakow nickt mir kläglich zu.

Marzinkjewitsch schießt noch immer . . .

*

Ich renne in mein Vorzimmer und höre hinter der Tür Stimmen.

„Meine Arbeit ist so: Kaum steigt die Sonne auf, muß ich Stiefel putzen, und glänzen müssen sie wie die Sonne,“ in Nikitas Stimme klingt ein Stolz.

Ich öffne die Tür. Vor dem Fenster steht Ferapont.

„Er kommt zu Ihnen, Euer Hochwohlgeboren,“ sagt Fenjkin, „er hat einen Zettel für Sie vom hochwohlgeborenen Leutnant Worobjow.“

„Eigenhändig abzugeben,“ sagt Ferapont und nimmt aus der breiten Manschette seines Soldatenmantels einen Zettel.

Worobjow schreibt flüchtig mit Bleistift:

„Sascha. In Oranienbaum hat eben ein Aufstand in der ersten Maschinengewehrschule begonnen. Die Offiziere beschießen, unter dem Kommando des Stabskapitäns Bortschewski, auf Befehl des Hauptmanns Gervais, die Soldaten mit Maschinengewehren an der Ecke der Michailowskaja und versperren ihnen den Weg zum Bahnhof. Mein Chef hat den Befehl bekommen, die Kompagnie in Kriegsbereitschaft zu halten. Antworte. Verbrenne den Zettel!“

Ich greife nach dem Bleistift und dem Notizbuch. Welche Dummheit! Vielleicht sind sie schon abmarschiert und man nimmt Ferapont den Zettel ab!

„Gut, Ferapont. Sag dem Leutnant, er soll mir sofort in die Kommandantur telefonieren. Gib mir die Riemen, Nikita . . . und hilf mir mal, sie fest zusammenzuschnüren . . . So!“

Ich fühle mich jetzt stark, leicht und elastisch. Fenjkin hilft mir, schaut sehr aufgeregt aus, und seine Hände zittern.

Beim Eingang klopft es. Ein Soldat kommt hereingelaufen. Die Tür wird rasch geöffnet und der Schreiber stürzt atemlos herein.

„Euer Hochwohlgeboren! Man ruft Sie zum Telephon, Sie sollen sofort hinkommen! Von der Schule! . . .“ Er kann kaum zu Atem kommen.

*

Ich renne, so rasch ich kann, in voller Felddausrüstung in die Kommandantur. Von allen Ecken dröhnen Maschinengewehre, ihr eisernes Bellen zerschneidet die frostige Luft über Martyschkino.

Ich stürze in die Kanzlei. Dort ist alles in größter Aufregung. Ich greife nach dem Hörrohr, das geduldig auf dem Tisch des Schreibers liegt.

„Ja, Hauptmann Loktjew spricht mit Ihnen. Haben Sie den Befehl des Hauptmanns Gervais durchgeführt? Ist die fünfte Abteilung zuverlässig? Das sind doch Kandidaten für die Fähnrichsschule? Freiwillige?“

„Zu Befehl!“

„Führen Sie unverzüglich die fünfte Abteilung mit sämtlichen Maschinengewehren zum Angriff . . .“

„Wir haben dort zu wenig Menschen.“

„Wieso zu wenig Menschen? Warum zu wenig Menschen? Teilen Sie mir sofort telephonisch mit, ohne vom Telephon zu gehen, wieviel Mann dort sind. Ich warte am Telephon . . . Aber rasch! . . .“

Ich hänge aber das Hörrohr auf. Mein Gesicht glüht, die Hände sind ganz feucht geworden. Was kann ich ihm antworten? Was könnte ich da vorlügen? Die Feldwebel und die Schreiber beobachten in düsterer, gedrückter Stimmung meine Verworrenheit. Das Telephon beginnt

wieder wie wild zu läuten. Ein ekelhaft schrilles Läuten, das sich ins Hirn einbohrt. Ich krümme mich gequält, packe das verfluchte Hörrohr. Loktjew brüllt mir irgend etwas wütend ins Ohr.

„Zu Befehl! Ich werde sofort melden,“ antworte ich mit Absicht deutlich und sehr ruhig und lege das Hörrohr auf den Tisch. Jetzt kracht es nur heiser und hilflos . . . aber es klingelt nicht mehr . . .

„Feldweibel! Soldaten!“ wende ich mich geschäftig an sie. „Geht sofort und kontrolliert, wieviel Mann und wieviel Gewehre sich in jeder Abteilung befinden, aber sehr genau. Passen Sie auf, Jegorytsch, daß alles in Ordnung ist, keine Irrtümer.“ Ich bemühe mich, sie so rasch wie möglich aus dem Zimmer zu bringen und will schon mein Messer aus der Tasche holen, als der Schreiber wieder ins Zimmer kommt. „Ja, noch etwas,“ sage ich besorgt zu ihm und sehe nachdenklich in seine großen, grauen Augen. „Ja, bitte, schicken Sie mir sofort den Zeughauswärter!“ Der Schreiber stürzthinaus. „Ach nein, übrigens holen Sie mir zuerst meinen Burschen, Nikita . . .“

Ich schließe rasch die Tür, drehe den Schlüssel um, stürze mich mit dem geöffneten Taschenmesser auf das Telephon und zerschneide die Drähte. Das Summen und das Surren im Hörrohr hört sofort auf, und das Hörrohr scheint sich ausgestreckt zu haben, länger geworden zu sein. Von der Wand nicken mir vorwurfsvoll die abgeschnittenen Enden der Drähte zu. Ich versuche sie hinter dem Apparat zu verstecken, doch sie sind zu kurz. Inzwischen ertönen im Vorzimmer Schritte. Hol' es der Teufel! Ich drehe die zerschnittenen Drähte zusammen und presse sie zwischen dem Kontakt an die Wand. Dann gehe ich leise zur Tür und drehe den Schlüssel um. Der Feldweibel kommt.

„Soll ich die Kranken mitzählen, Euer Hochwohlgeboren?“

„Nein, die Kranken werden extra aufgeschrieben.“

„Das habe ich auch befohlen. Sehr viel Kranke haben wir ...“ Er wackelt mit dem Kopfe. „Die Tochter der Nachbarin ist eben aus Petrograd gekommen. Dort ist eine furchtbare Schießerei! Sie erzählt, eine Kompanie des Pawelregimentes sei zu den Arbeitern übergegangen. Man hat sie alle verhaftet und in der Früh in die Festung gebracht . . . Was ihnen nur in den Kopf gefahren ist! Für solche Sachen wird man jetzt nicht gestreichelt. Wie kann ein Soldat gegen den Zaren gehen?! Pfui Teufel! Das ist eine Sünde!“ Und er schaut mich forschend, wohlwollend an. „Heut' morgen schon ist von der Waffenabteilung ein Soldat zu uns gekommen, wollte uns aufhetzen. Man hat heute Nacht bei ihnen sechzig Soldaten verhaftet ...“

Er wird von dem weinerlich-näselnden Pfiff des Feldtelephons unterbrochen, das auf dem Fenster steht. Das Telephon pfeift wie der Herbstwind im Kamin, bald kläglich, bald wie eine wütende Hummel. Der kleine Kasten heult hartnäckig. Ich springe hin, drücke den schwarzen Knopf herunter und nehme das Hörrohr in die Hand.

„Saschka? Bist du es? Hier Worobjow. Der Adjutant der Schule läßt dir durch uns einen Befehl mitteilen. Der Kanzleischreiber schreibt ihn auf. Geh' nicht fort. Wir werden ihn dir sofort diktieren ...“

„Wanja,” sage ich, einschmeichelnd und leise und sehe durchs Fenster, hinter dem schon die kalte Abenddämmerung graut. „Wanja!” Ich schiele zum horchenden Feldwebel. „Was ist los? Sag's doch in zwei Worten ...“

„Mir und dir wird der Befehl erteilt, sofort gemeinsam auszurücken ...“

„Höre aufmerksam zu!” unterbreche ich ihn rasch. „Du hast um Antwort gebeten . . . Also paß auf: weder du noch ich haben irgendetwas bekommen. Verstehst du? Nichts . . . Was? Also: irgendwo ist ein Fehler in der

Leitung. Die Verbindung ist unterbrochen. Was? Hm . . . hm . . . He Jegorytsch! Fragen Sie sofort die Zugführer aller Abteilungen, verlangen Sie die von uns gewünschte Auskunft, aber rasch! . . . Was? . . . Esel!" schreie ich wütend und heiser in das nervös aufzuckende Telephon. „Du sollst versuchen, die Antwort zu verzögern, jage alle aus dem Zimmer und zerschneide . . . zerschneide die Drähte!"

Wanjtscho ist, wie es scheint, vom Telephon fortgelaufen, denn das Hörrohr schweigt plötzlich.

Auch die Maschinengewehre vor dem Fenster schweigen.

Die abendlichen Schatten kriechen leise und schweigen.

Und, gespannt horchend, schweigt man in allen Abteilungen.

Was bin ich für ein Idiot, die Wand ist doch aus Holz und man kann mich hören. Ich packe jetzt das tote, leere Hörrohr des von mir beschädigten Apparates und schreie absichtlich laut hinein:

„Zu Befehl, zu Befehl, Herr Hauptmann! Ob es ruhig ist? Ja, auch bei uns ist es ruhig. Ich sprach jetzt gerade mit der Schützenkompagnie. Ihre Leitung scheint beschädigt zu sein . . . Ja, ich frage, ist das nicht ein Erdschluß? Ist es so, dann muß der Erdschluß aufgesucht und zerschnitten werden. Zu Befehl, Herr Hauptmann! Wird geschehen, Herr Hauptmann."

Ich hänge das Hörrohr wieder auf, bin übermütig und in der besten Laune, ich möchte laut singen, pfeifen, Dummheiten machen und an nichts denken, nicht daran denken, was heute oder morgen sein wird.

Aber Worobjows Apparat beginnt wieder kläglich zu singen.

„Aha. Nun, was ist los, Wanjtscho? Hast du's in Ordnung gebracht? Schweigt's? Ausgezeichnet! Hast du Ruhe? Siehst, ich hab's dir doch gesagt! Was? Das Waffenkommando ruft? Der Fähnrich Scherstnjew? Borshewski? Macht doch mit ihnen dieselbe Geschichte!"

Zufrieden mit dem Erfolge lege ich das jammernde Rohr hin, es surrt noch eine Sekunde, dann wird es ganz still.

Vor dem Fenster dichte, lila Schatten, auf der Schwelle stehen Fenjkin und der Kanzleischreiber.

„Sie haben mich gerufen, Euer Hochwohlgeboren?“

„Ach ja, Nikita, was wollte ich dir sagen? Hast du Tee getrunken? . . . Ja, ich erinnere mich schon, du sollst heute mein Mittagessen von Kasakow nicht abholen. Er ist schwerkrank, ich fürchte, es ist etwas Ansteckendes, verstehst du?“

Vor dem Fenster, irgendwo in der Ferne, knattern wieder Maschinengewehre, ja, sie knattern und knattern immer und immer wieder . . . und rechts stirbt am Horizont der kalte Sonnenuntergang. Seine grünlich-grauen Farben brennen grell hinter den schwarzen Netzen der dichten, schwieligen Ahornäste und die Nonnenkapuzen der Fichten bedecken undurchdringlich und düster diese Grellheit. Die kantige Dämmerung schreitet langsam die schwarze, ausgekühlte Lufttreppe hinunter. Es fröstelt mich. Die augenlose Finsternis wühlt schon längst im Zimmer herum. Der Schreiber dreht das elektrische Licht auf, in der Tür steht der Feldwebel mit sämtlichen Zugführern. Auch Fenjkin ist unter ihnen.

„Was willst du, Nikita? Was ich essen werde? Ich werde mir hier eine Grütze geben lassen. Du kannst gehen. Und ihr? Habt ihr die Informationen gebracht? Das ist fein. Gebt sie dem Schreiber, er wird sofort einen Rapport schreiben und ihn dem Adjutanten des Schulkommandos schicken. Bitte? Achja? die Grütze . . .“ Ich nehme unwillig den hölzernen Löffel. Die Buchweizengrütze im kalten Blechtopf ist ganz ohne Geschmack. „Die Zugführer sollen zu ihren Abteilungen und sich von dort nicht wég-rühren! . . . Schaut mal her, nun ist der Tag fast vorbei . . . Ich werde wahrscheinlich bald in meine Wohnung

gehen und Sie, Jegorytsch, werden mich sofort holen lassen, wenn etwas passiert. Vor allem aber: weniger Gerüchte verbreiten! . . .”

Ich sage das alles sehr kühl, horche aber unaufhörlich dem schnatternden Schlürfen der Maschinengewehre zu; es scheint, als ob eine endlose Reihe leerer Bauernwagen im Galopp über eine dröhnende Holzbrücke fahren würde. Ich höre ganz deutlich, wie gleichzeitig, mit dem unterdrückten Knattern der Maschinengewehre, einzelne Gewehrsalven krachen. Das Fenster brennt in grünlichem Licht und der Frost zeichnet, wie eine Spinne, silbernes Farnkraut auf die Scheiben. Zeitweise verstummen die Maschinengewehre und, sie ablösend, krachen immer greller und wütender die Gewehrsalven. Sind es wirklich die Schützen, die jetzt angreifen? Schade, daß Wanjtscho sich so beeilt hat, die Telephonverbindung mit mir zu zerschneiden. Jetzt kann ich hier sitzen, hinlauschen, mich in schrecklicher Ungewißheit quälen. Vielleicht schießt aber das erste Regiment auf die Offiziere? . . . Der Schreiber knarrt mit seiner Feder, der Schlaumeier versteht vorzüglich, was die Gewehrsalven bedeuten, macht aber aus Höflichkeit so, als hörte er nichts. Auch ich bewahre meine äußere Ruhe. Warum sollte ich mich auch beunruhigen? Die Telephonverbindung ist beschädigt, einen Boten kann man uns nicht schicken. Kein Teufel kann uns jetzt von hier herausschleppen. Leben Sie wohl, Hauptmann Gervais . . . ich denke an die fünfte Abteilung. Wie der Hauptmann Loktjew sich an sie klammert. Ich müßte mir eigentlich diese Kerle besser anschauen.

*

Ich komme in mein Zimmer. Die zurückgeschraubte Lampe leuchtet kaum, und in der Dämmerung sehe ich Nikitas Schatten.

„Herrgott im Himmel! Herrgott im Himmel!“ flüstert er in einem fort, ohne aufzuhören.

„Was ist los? Was willst du vom Herrgott im Himmel!“

„Herrgott im Himmel! Ach Herrgott im Himmel! Euer Hochwohlgeboren!“ Seine Zähneklappern und die Lippen zittern. „Gott verzeihe meine Sünden beim jüngsten Gericht! . . . Euer Hochwohlgeboren . . . Die Wiederkehr Christi . . . Die Wie—wie—der—kehr Christi . . .“ Er schluchzt auf und setzt sich auf den Boden.

„Dummkopf!“

Ich löse die Riemen auf, die mir Schulter und Brust zusammengepreßt haben. Draußen dröhnen Schüsse. Auf dem Boden weint und flüstert Nikita. Plötzlich ertönt, direkt unter unserem Fenster, ein Schuß. Nikita springt auf, stürzt zur Lampe und löscht sie aus. In das finster gewordene Zimmer strömt die blaue Nacht hinein.

Ich gehe zum Fenster, bleibe im toten, kalten Licht stehen. Durch das üppige Muster der vereisten Scheiben ist nur ein kleines Stück des Gartens zu sehen und der grelle Schnee der Landstraße. Alles übrige ist mit silbernen Flaum zugedeckt. Ich presse mich an die eiskalte Scheibe und sehe hinaus.

Der Mond hat den ganzen Garten in ein Brokatbett gebettet, die schwarzen Bäume des Gartens unserer Kommandantur sind düster. Nirgends ein Mensch zu sehen.

Plötzlich tritt ein einzelner Soldat von rechts, aus den Schatten der Bäume ins Mondlicht heraus, ein einzelner Soldat. Sein Mantel ist aufgeknöpft, das Gewehr schleppt er hinter sich. Er bleibt stehen, sieht sich um, stampft unschlüssig auf einem Fleck umher, hebt das Gewehr zum Himmel. Ein Feuer blitzt auf, und ein Schuß klirrt an der Scheibe vorbei, als ob jemand einen Stein hineinwerfe.

„Euer Hochwohlgeboren!“ flüstert Nikita und packt mich an den Beinen. „Gehen Sie vom Fenster weg.“

Ich stoße ihn wütend mit dem Fuß weg und sehe wieder hinaus.

Der Soldat stampft noch immer am selben Platz herum. Er macht einige Schritte nach links zur Landstraße hin und schaut sich wieder um. Aus den Bäumen heraus springt auf die Landstraße ein zweiter Schatten. Auch er schießt in den Himmel. Ebenso seltsam hüpfend wie der erste, nähert er sich ihm, und nun stehen sie beide auf dem grell weißen Schnee als lange, schwarze Flecken und scheinen miteinander zu sprechen. Vor ihnen flackern kurze, blaue Schatten. Ein dritter Soldat nähert sich ihnen. Jetzt beraten sie alle drei miteinander und einer von ihnen winkt zum finsternen Garten unserer Kommandantur. Dann gehen zwei von ihnen über die Landstraße und verschwinden in der Dämmerung des Gartens. Von dort blitzen nun einige Schüsse hintereinander auf. Der dritte Soldat bleibt auf der Landstraße stehen und winkt wieder jemandem zu. Nun kommen von der rechten Seite zwei Dutzend Soldaten auf ihn zu. Wieder stampfen sie unschlüssig herum, winken und die Mehrzahl von ihnen verschwindet wieder in die Richtung des Gartens unserer Kommandantur. Gewehrsalven rollen rund um unser kleines Haus. Und immer hartnäckiger und näher gackern die rastlosen Maschinengewehre.

Ich höre plötzlich genau, wie jemand rasch auf die Stufen unseres Balkons springt, die Tür vorsichtig hinter sich schließt, im Vorzimmer leise herumtastet und halblaut ruft.

„Fenjkin! Fenjkin!“

„Wer ist dort?“ flüstert Nikita und erhebt sich.

„Fenjkin! Wo bist du! . . . Sag', ist dein Herr hier?“

„Wozu brauchst du das zu wissen?“ sagt Fenjkin mit düsterer Stimme und stellt sich energisch vor die Tür.

„Wenn er hier ist, soll er für eine Zeitlang weggehen. Ich bin es, — Schenschin. Fremde Soldaten sind zu uns gekommen. Haben die ganze Kommandantur aufgestöbert.

Sie verlangen, daß wir mit ihnen gehen, die Offiziere erschlagen . . . daß wir gegen die Regierung . . . nach Petrograd . . . Sie verlangen auch Gewehre und Maschinen-
gewehre. Sie wollen, daß wir ihnen zeigen, wo die Offiziere wohnen. Ich bin von rückwärts hergelaufen. Denn sonst . . .”

„Wohin kann man sich denn verstecken? Sei nicht komisch! Komm gehen wir lieber in die Kommandantur.”

„Gut, gehen wir”, sagt er unschlüssig, „es soll nur nicht schlecht enden . . .”

Wir gehen hinaus.

Meine Mütze mit der weißen Kokarde und meine goldenen Epauletten erglänzen grell im Mondlicht.

„Ein Offizier!” ruft jemand erstaunt und aufgeregt.

„Ein Offizier!” tönt es erbittert von allen Seiten.

Ein Soldat läuft mir mit gezücktem Bajonett entgegen, hinter ihm einige andere.

„Wer bist du?” schreit er mir heiser zu und schaut mir haßerfüllt ins Gesicht.

„Ich bin Offizier der hiesigen Kommandantur.”

„Das ist unser Leutnant,” bestätigt Schenschin.

„Was glotzt ihr, schlägt dieses Luder tot!” schreit man von verschiedenen Seiten.

„Zum Erschlagen werdet ihr noch genug Zeit haben,” sage ich. „Ihr werdet der Sache nicht nützen, wenn Ihr einen brauchbaren Menschen erschlagt . . .”

„Wir kennen Euch schon! Erzähle uns keine Geschichten!” schreien immer hartnäckiger die mich umringenden Soldaten. „In Oranienbaum hat man vor dem Bahnhof mindestens zweihundert von unseren Leuten erschossen! . . .” Ich bekomme einen unerwartet scharfen Stoß von rückwärts. Jemand packt meinen Säbel.

„Soldaten! Hört mir zu!” schreie ich laut und hebe meine Hände in die Höhe. „Ich bin niemals ein Feind des Volkes gewesen! Ich bin sofort, wie ich euch gesehen

habe, von selbst zu euch gekommen! Ich bin nicht geflohen vor euch! Ich habe mich nicht versteckt! Und ich bin nicht gekommen, um gegen euch zu sein!”

„Halt Kinder! Laßt ihn ein Wort sagen! Wartet! Drängt euch nicht! Laßt uns zuhören!” ertönt es von allen Seiten.

„Ihr greift ihn grundlos an, Brüder!” flüstert Schenschin. „Er ist ein guter Offizier. Er und Krassnikow. Erst unlängst hat er sich für uns eingesetzt und hat den Zugführer bestraft.”

„Ob ich gut oder schlecht für euch bin, das werdet ihr schon sehen. Wenn ihr aber nach Petrograd fahrt, um den Arbeitern zu helfen, so werde ich euch nicht im Stich lassen.”

„Hurrah!” brüllt jemand laut und tanzt gleich hier auf der schneebedeckten Landstraße unter dem grellen Licht des Mondes. Die anderen schicken einige feurige Salven zum Himmel.

„Ganz Oranienbaum kommt her! Ganz Oranienbaum! Wir gehen nach Petrograd! Nach Petrograd! Alle Regimenter und Kommandanturen!” schreien sie von allen Seiten in mein Ohr. „Alle schleppen wir mit! Und auch deine Kompagnien werden wir mitschleppen!”

Um mich herum Schreie, Gewehrsalven. Die Soldatenmasse wächst rasch, wird immer größer.

Ein großer, magerer Soldat kommt auf mich zu:

„Was ist hier los?”

Laut durcheinandersprechend, erklärt man ihm, daß hier ein Offizier sei, der mit ihnen gehen will.

„Von welchem Kommando?” fragt er streng.

„Vom hiesigen!” schreien die Soldaten und zeigen auf den Garten der Kommandantur.

„Gehen wir hin und untersuchen wir dort die Sache,” sagt energisch der große Soldat und alle unterordnen sich ihm widerspruchslos.

In Begleitung der ganzen Soldatenmasse gehen wir zusammen durch den finsternen Garten in die Kommandantur. Überall einzelne Gewehrsalven. Rückwärts, unten auf der Bucht, bellen mit erschütternder Wut die Maschinengewehre.

„Es wäre gut, wenn man hier ohne Grund nicht schießen würde,“ sage ich ruhig.

„Recht hat er!“ sagen einige Soldaten.

„Was versteht er schon!“ meinen die anderen unwirsch.

*

Der ganze Hof der Kommandantur ist voller Menschen. Schüsse, Schreie, dröhnender Lärm. Der große, dicke Soldat von der fünften Abteilung hat über sein Nachthemd einen Mantel geworfen. Er bemüht sich, alle zu überschreien.

„Brüder! Wir sympathisieren mit euch! Ehrenwort, wir sympathisieren! Aber jetzt . . . jetzt ist es Nacht. Jetzt werden wir nur eine Panik hervorrufen. Laßt uns bis zum Morgen schlafen. Wie ihr wollt . . . Aber ich glaube, es ist besser, mit dem Zuge morgen früh . . .“

„Morgen früh ist es zu spät! Zu spät! Bis zum Morgen wird man in Petrograd alle abschlachten! Wir werden zu spät kommen!“ schreien wild die Soldaten und schlitzen die Luft noch wütender mit ihren Gewehrschüssen auf.

„Waffen heraus! Gebt uns Waffen! Maschinengewehre, wenn du am Leben bleiben willst!“ Ein Dutzend Soldatenhände schütteln im Vorzimmer den vor Schreck halb ohnmächtigen Feldwebel.

Wir gehen hin, und der Feldwebel klammert sich wie ein Ertrinkender an mich.

„Ja, ja, fragt nur ihn, wenn Ihr mir nicht glaubt. Fragt Seine Hochwohlgeboren! Er ist unser Kommandant. Lüge ich, wenn ich sage, daß unsere Maschinengewehre

auseinandergenommen sind? Sie taugen überhaupt nicht für einen Kampf . . . Sie sind alle nur zum Unterricht . . .”

„Ruhe! Ruhe!“ Alle Augen saugen sich in mich. „Er soll sagen, was los ist!“

„Das ist schon richtig,” rufe ich unter allgemeiner Aufmerksamkeit. „Unsere Maschinengewehre sind für den Unterricht, man kann zwar schlecht mit ihnen schießen, aber es geht dennoch. Wir werden sie selbstverständlich nicht zurücklassen.”

„Hurr—aah!” schreien die Soldaten, und das Klirren der Gewehre dröhnt in die Ohren.

„Huu—rraa—h!” echot es vom Garten und rollt die Landstraße entlang.

„Was ist mit der Kompagnie?” schreie ich dem Feldwebel zu.

Er hebt verwirrt die Hand zum Ohr, kann aber nichts in diesem Lärm hören.

„Sofort die Kompagnie zusammenrufen!” schreie ich wieder. „Alle sollen sich rasch anziehen und auf dem Hofe antreten! . . .”

„Wozu antreten! Sie sollen alle kommen!” brüllen die Soldaten. „Kommt her! Kommt alle her!” Und ein ohrenbetäubender Lärm zerreißt die traurige Nachdenklichkeit der Mondnacht.

Die grell beleuchteten vereisten Fenster der Kommandantur klirren. Auf den Stufen dröhnen und klopfen rasche Soldatenstiefel.

„Alle heraus! Alle heraus! Al—le her—aus! . . .”

Die Soldaten unserer Kompagnie, schon ganz feldmäßig ausgerüstet, kommen einander drängend und stoßend, mit den Gewehren klappernd und den Bajonetten klirrend, wie ein wilder Strom in den Garten und Hof und lösen sich hier in der dichten, brüllenden und schießenden Soldatenmasse auf.

„Pferde einspannen! Pferde! . . . Wo sind die Wagen?“ schreit der energische Soldat.

Das ist doch unser Meljechow! Er fuchtel eifrig mit den Armen umher. Wo ist seine frühere Schwerfälligkeit?

„Führe die Pferde heraus! Der Teufel soll euch holen . . . Diensthabender! Wo ist der Diensthabende?! Den Schlüssel vom Schloß! Wer hat den Schlüssel? . . . Her mit dem Schlüssel!“

Aber wo zum Teufel braucht man den Diensthabenden, wozu einen Schlüssel? Gewehrkolben hauen das Schloß herunter. Der Stall ist offen, die kleinen zottigen Pferde werden herausgezerrt.

„Schleppt die Maschinengewehre her!“

„Soll ich sie herausgeben, Euer Hochwohlgeboren?“ Der Feldwebel zieht mich erschrocken am Ärmel, er ist noch immer ohne Mantel und Hut.

„Selbstverständlich! . . .“ Ich muß lachen. Ganz unabhängig von unseren Entschlüssen sind die Maschinengewehre schon auf dem Hofe.

„Vergeßt nicht die Munition, Brüder!“

„Vergeßt nicht die Patronen! . . .“

„Nehmt die Patronengürtel! . . .“

„Wo sollen wir sie alle hinlegen? . . .“

„Auf den Wagen!“

„Hängt sie Euch um!“

„Umhängen! Umhängen! Umhängen!“ Die Munitionskisten werden zertrümmert.

Die Munitionsgürtel umspannen im Nu Rücken und Brust der Soldaten.

Ein kleiner Soldat schreit laut und arbeitet geschäftig. Mit Mühe erkenne ich in ihm Rschawzew. Das ist der sonst stille und ruhige, gehorsame Rschawzew. Er schleppt jetzt den vereisten Schlitten, in dem man sonst Wasser führt, aus der Scheune.

„Stricke!“ schreit er, „Stricke! . . .“

Kupry, der Liebling von Ilowaiskij, läuft, um Stricke zu holen. Porosow und Karnauchow schleppen ein Maschinengewehr. Sie binden es fest an den Schlitten. Neben steht der rothaarige, sommersprossige Anissimow. Er trägt einen Mantel, ist aber ohne Gewehr. Er schaut sie, die Hände in den Taschen, an. Über sein Gesicht zuckt ein spöttisches Lachen.

„Euer Hochwohlgeboren,“ zieht mich jemand am Mantel.

Ich drehe mich um. Scheweljew. Sorgfältig frisiert, in einem festanliegenden Mantel, rosawangig wie ein Äpfelchen, steht vor mir der grauäugige Scheweljew.

„Was sollen wir tun?“ sagt er. Das gleichmäßige Bürstchen seines Schnurrbartes ist wieder ganz ruhig und man kann in seinen starren Augen nichts lesen. „Die Soldaten zwingen uns, wir sind nicht verantwortlich.“ In seinen Augen flammt ein heimtückisch böses Fünkchen auf.

Hinter seinem Rücken sehe ich ein Dutzend erregter, aufmerksamer Blicke. Das sind lauter Soldaten der fünften Abteilung.

„Ich werde es sofort sagen. Ja, ich werde es Ihnen sagen,“ ich halte mich an den kalten Rädern und steige mit Hilfe der Soldaten auf das Maschinengewehr.

Hundert Augen wenden sich mir zu.

„Ruhe! Ruhe!“ ertönt es von überall her, und ich sehe den von Soldaten überfüllten Hof vor mir. „Ruhe!... Ruhe!“ Allmählich verstummen die Gespräche und die Gewehrschüsse. Nur in der Kommandantur selbst ist ein Lärmen und Dröhnen, was aber nicht stört.

„Genossen, Soldaten!“ sage ich. „Ihr wißt, was in Petrograd vorgeht. Nicht wahr? Die zaristische Regierung dezimiert schon seit drei Tagen mit Hilfe der Gendarmen und Polizisten unsere Brüder-Arbeiter und unsere Brüder-Soldaten mit unseren Maschinengewehren. Die Arbeiter und Soldaten wollen nicht hungern, wollen in

diesem wahnsinnigen, unnützen Kriege kein Blut mehr vergießen. Die Gendarmen erschießen die Arbeiter, weil sie beschlossen haben, für sich den Achtstundentag und für die Bauern Boden zu erkämpfen. Werden wir sie in ihrem Kampf unterstützen?! . . .”

„Ja, wir werden sie unterstützen! Hu—u—rraa—h!!!“ dröhnt in wilder Begeisterung der ganze Hof und der ganze Garten und vom Klirren der Gewehre scheint das Trommelfell zu platzen.

Ich bringe meinen Revolver und meinen Säbel in Ordnung und strecke die Hand aus: „Paßt einen Augenblick auf!“ Alle werden wieder ganz still.

„Was sollen wir anfangen?“ Man fragt mich: Ob ich, als Kommandant, allen Befehle mitzugehen? Ich antworte: „Ich gebe gar keine Befehle. Wir gehen in einen Kampf und nicht auf eine Parade. Wer Mut hat und anständig ist, geht mit uns. Feiglinge brauchen wir nicht.“

„Richtig! Richtig! . . .” rollt es donnernd durch den ganzen Hof.

„Nein, es ist nicht richtig!” schreit jemand gellend neben mir, klammert sich an das Rad und klettert auf das Maschinengewehr. Es ist Schenschin. „Nein, es ist nicht richtig!” schreit er, aufgeregte. Alles verstummt wieder. „Ist denn das richtig, daß wir in den Tod gehen und hier jene zurücklassen, die mit uns nicht sympathisieren?! Und was geschieht, wenn sie uns mit Maschinengewehren in den Rücken fallen?! . . .”

„Ihr nehmt doch die Maschinengewehre mit Euch!” schreit frech der Soldat der fünften Abteilung Anissimow.

„Und wenn auch!” fährt Schenschin fort. „Gibt es denn nicht genug Maschinengewehre in Oranienbaum, sind denn nicht genug Maschinengewehre zurückgeblieben?!”

„Wir haben alle mitgenommen! Alle! . . .” brüllt es im Garten und im Hofe, und dieses Gebrüll wird von Gewehrschießen unterstützt.

„Nein, nicht alle!“ Schenschin läßt sich nicht unterbrechen. „Glaubt Ihr, daß die Offiziere für diesen Fall nicht vorgesehen und heimlich Maschinengewehre versteckt haben? Wir werden abmarschieren und sie werden sich hier sammeln . . . ,Sammelt Euch!‘ ,Habt Acht! Marsch!‘ und dann kriegen wir’s! . . .“

„Richtig! Richtig!“ dröhnt es durch den Hof.

„Alle müssen mitkommen, alle! Aal—lee! . . .“

„Recht habt Ihr!“ schreie ich, „alle sollen sich sammeln! Alle haben mit uns mitzukommen! . . .“

Schenschin lächelt mir freundlich zu und springt vom Maschinengewehr herunter. Nun kriecht vorsichtig, den Radspeichen entlang, Scheweljew herauf.

„Genossen!“ ruft er laut, und seine Stimme ist einschmeichelnd und süßlich. „Genossen, wir sympathisieren miteinander und müssen deshalb zusammenhalten . . . Ich komme nämlich auch wie ein Bauer her . . . meine Eltern haben einen Fetzen Erde im Dorf . . .“

„. . . und einen Laden!“ wirft jemand hin, doch man hört ihn nicht.

„. . . Ich glaube also, Genossen,“ fährt Scheweljew fort, „wir werden ruhig und in Ordnung nach Petrograd marschieren, um dort für unsere Bauernrechte einzutreten. Da wir aber Bauern sind, einfache Soldaten, so brauchen wir keine adeligen Kommandanten. Solche Kommandanten,“ brüllt er los, „die in den Schulkanzleien sitzen und telephonisch Befehle gegen uns aufnehmen . . . Solche Kommandanten brauchen wir nicht . . . wir werden schon selbst fertig werden.“

Er schüttelt überzeugt den Kopf und steigt vorsichtig hinunter.

„Richtig! Richtig!“ ertönt es wieder.

„Rie—ch—tig! Rie—ch—tiig!“ . . . brüllt jemand im Garten und gibt einen Schuß ab.

An Stelle Scheweljews erscheint nun der rote Kupry in einem aufgeknöpften Mantel.

„Richtig ist es schon,“ sagt er, neigt den Kopf nach rechts und zwinkert schlau, „er spricht gegen unseren Leutnant. Ich denke mir aber so: Unser Leutnant ist ein vorsichtiger Mensch, ein anständiger, er hat uns nie gequält. Dieser Zugführer aber hat eine Wut auf ihn, der Leutnant hat ihn unlängst bestraft.“

„Richtig! . . . Richtig!“ läuft es durch den Hof.

„Genossen, Soldaten!“ schreie ich. „Ich werde kein Wort zur Verteidigung der Offiziere sagen. Diese Gutsbesitzersöhnlein, die unsere Soldaten und Bauern erschießen, sind unsere Feinde. Man muß sich aber bei den Menschen auskennen. Scheweljew hat hier vom Telephon gesprochen. Aber wißt Ihr, daß ich sofort, nachdem ich den Befehl erhielt, unsere Kompagnie gegen die Arbeiter zu schicken, die Telephondrähte zerschnitten habe? . . . Ihr könnt Euch in der Kanzlei davon überzeugen . . .“

Einige Soldaten, die am Balkon gestanden haben, laufen in die Kanzlei.

„Genossen! Ihr habt beschlossen, daß alle nach Petrograd zu gehen haben. Ob Ihr wollt, oder nicht, ich werde nicht hierbleiben . . .“

„Richtig! Recht hat er, Huu—rra—ah! . . .“ schreit man im Hof.

Die Soldaten, die eben in der Kanzlei waren, zeigen begeistert durch Zeichen, daß die Telephondrähte zerschnitten sind. Die Freude der Soldaten ist unbeschreiblich. Sie brüllen, schießen, wollen mich auf die Schulter heben. Doch ich habe mich auf den Wagen mit dem Maschinengewehr gesetzt und klammere mich fest an. Die Soldaten sind froh, daß der verdammte Zweifel wie fortgeschwemmt ist.

„Rührt Euch! . . .“ schreit Scheweljew. „Reiht Euch nach Kompagnien ein! . . .“

Manche versuchen, sich in Reihe und Glied zu stellen, doch die Masse stört, drängt nach vorn und strömt freudig singend auf die Landstraße. Scheweljew winkt mit der Hand und schreit, auf dem Schnee hüpfend:

„Eins! Zwei! Drei! Vier!“

Ich springe vom Maschinengewehr hinunter.

„Wie, sollen wir hier alles zurücklassen, Euer Hochwohlgeboren?“ sagt der Feldwebel ganz verwirrt, „Soldatenkoffer sind hier und Staatseigentum.“

„Vier Soldaten als Diensthabende zurücklassen, alle anderen haben mitzukommen!“

Ich laufe rasch über den Schnee, um noch in meine Wohnung zu gelangen, wo ich Patronen holen und Nikita meine Befehle erteilen will. Unsere Kompanie, die den Garten verlassen hat, bewegt sich nun als dichte, nicht geordnete, endlose Masse, auf der Landstraße von Oranienbaum nach Petrograd. Ununterbrochenes Knirschen von tausenden von schweren Soldatenstiefeln. Knarren von erfrorenen Rädern der Maschinengewehrkarren, die an Stricken gezogen werden. Klirren von Gewehren, stählernes Krachen der Bajonette; das Sprechen und Schreien der unaufhörlich marschierenden Soldaten, deren ernste Bauerngesichter mit den breiten Backenknochen ab und zu von glimmenden Zigaretten beleuchtet werden. All' das dröhnt und lärmt unter dem frostigen Glanze des Mondes, hebt sich gegen den Himmel mit dem heißen Vibrieren nicht aufzuhaltender menschlicher Kräfte.

Ich arbeitete mich mit Mühe durch diese Lawine hindurch, Schenschin und Kupry begleiten mich.

Maschinengewehrgeknatter hält uns plötzlich auf.

„Schlagt sie tot! Erschießt diese Saukerle!“ schreien die Soldaten und rennen, die Holzzäune zerschlagend, mit schußbereiten Gewehren zum Ufer der Finnischen Bucht. Wir folgen ihnen. Links auf einem Hügel bellt wütend ein im Schilf und Schnee verstecktes Maschinengewehr.

Schwarze Schatten laufen einzeln und in Haufen in eiliger Hast davon.

„Wie sie rennen, diese Hunde! Wollen nicht krepieren! Verstecken wollen sie sich,“ sagt ein Soldat neben mir, vor Wut keuchend. Er drückt fest das Gewehr an die Schulter und schickt das feurige Speien seines wütenden Geschosses auf die kläglichen Schatten der verschwindenden Feiglinge.

Kronstadt schläft im fernen, schweigsamen Dunkel. Kein Licht ist dort zu sehen, kein Geräusch zu hören. Rechts am Horizont, über dem fernen Nebel der Hafenbeleuchtung Petrograds, erheben und senken sich wogende, rötliche Wolken. Brennt es dort? Der Himmel wird bald schwarz, bald flackert er rot auf. Das ist eine Feuersbrunst. Petrograd brennt! Es ist also noch nicht zu spät! Ein wahnsinniger Wunsch, jetzt, sofort mit den tausenden von Oranienbaumer Maschinengewehren dort hineinzustürmen, tobt in mir. Ich laufe durch den Garten und will die Tür in mein Zimmer öffnen. Sie ist fest geschlossen und die Fenster sind schwarz. Ich klopfe wie rasend an die Tür und an die Fenster. Keine Antwort. Schließlich bemerke ich einen undeutlichen Schatten eines Gesichtes am vereisten Fenster.

„Mach auf, Nikita! Ich bin es! . . .“

Ängstliche Schritte, Krachen des Schlosses, Zwiebel- und Schuhwichsgeruch und schwarze Finsternis. Ich taste mich zu meinem Zimmer, ich habe keine Zündhölzer. Schade, daß ich kein Raucher bin.

„Mach Licht, Nikita!“ Ich suche im Finstern in der Schublade, finde ein Päckchen Patronen und stecke sie rasch in die Tasche. „Du bleibst jetzt hier, Nikita, ich muß fort.“

„Euer Hochwohlgeboren,“ flüstert er und hängt irgend etwas über meine Schulter. „Ziehen Sie sich um. Das ist mein Mantel, Euer Hochwohlgeboren. Der Kommandant

hat sich schon umgezogen. Grischka hat ihm geholfen, und er ist zu einer Witwe gelaufen, versteckt sich dort. Ziehen Sie sich um, Euer Hochwohlgeboren! Hier ist eine Lehrerin . . . Hinter der Kirche wohnt sie . . . Ich habe schon mit ihr gesprochen. Sie sagt . . .”

„Dummkopf!” Ich stoße ihn weg. „. . . Vergiß nicht, daß ich Offizier bin, du blöder Kerl du! . . .”

„Herrgott im Himmel, Herrgott im Himmel!” Nikita kniet wieder auf den Boden. „Herrgott, Herrgott, ich verstehe nichts mehr! . . . Nichts verstehe ich! . . .” Und er beginnt kläglich und jämmerlich zu weinen.

*

Eine eiserne, stechende Kälte geht von dieser unübersehbaren, brüllenden, sengenden revoltierenden Soldatenlawine aus, die unaufhaltsam über die Landstraße durch die frostigen Nadeln der Winde, durch die kalte, weiße Mondluft in den Kampf zieht, in den Kampf! In den Kampf!!! — In das ferne, in Granit und Erz gefesselte zaristische Petrograd. Lärmend bewegen sich diese endlosen, schwarzen Massen, breiten sich über die schneebedeckten Sümpfe aus, die zwischen den zottigen Fichten- und Tannenwäldern ruhig schlafen. Dumpf stoßen die Gewehre an die vorüberlaufenden Sträucher. Über die Hügel geht die Masse, wie ein gigantischer Drache mit den Schuppen der Bajonette glitzernd. Sie gehen an silbernen, im Mondlicht wie Kartenhäuser anmutenden Villen vorbei, an Gärten mit vor Schreck erstarrten, mit Reif bedeckten Wimpern. Die Pelzmützen bewegen sich wie Wogen auf und ab. Tausende von erstarrten Stiefeln und Maschinengewehrrädern zerreißen mit ihrem Knarren und Knirschen die stillen Weiten. Ein leichter, staubiger Schnee glitzert und versteckt hinter einem dichten Netz die Peterhofer Anlagen. Der tote Marmor der Statuen

gräbt sich tiefer vor den noch nie gehörten, frechen, herausfordernden Rufen in den Schnee:

„Heraus! . . . Heraus! . . . Heraus mit euch . . .”

„Genug gekämpft! Genug! . . .”

„. . . Genossen, wir sympathisieren mit euch, aber . . .”

„Heraus! Heraus! . . .” Der blaue Mond am Himmel lacht laut, als die Junker wie wild schießend, krampfhaft rasch in die Wälder rasen. Im lustigen Triller krachen die Maschinengewehre auf sie. Durch das Klirren der Fensterscheiben der Kaserne erwacht frohgemut das dritte Reserve-regiment. Die kläglichen Schüsse der Offizier-revolver tauchen im triumphierenden Dröhnen der neuen, aufgepulverten Massen unter.

„Heraus! . . . Heraus! . . . Heraus! . . .”

Der Himmel schwillt von den begeisterten Schüssen. Mit den Munitionskisten klirrend, von Fackeln beleuchtet, unter Pferdegewieher und lautem Schreien fährt eine Batterie nach der anderen aus der Kaserne.

„Hur—raa—aa—h!! . . . Hur—raa—ah!! . . .”

Die dickköpfigen Kanonen springen im Monde, die fette Schwärze ihrer breiten Mündungen glänzt.

„Schlagt die Offiziere tot! Auf nach Petrograd! In den Kampf!”

„Nie—ie—der mit dem Krieg!! . . .”

Die grauen, kleinen Häuser der Kleinbürger blinzeln ängstlich vor dem niegesehenen Grauen. Die steifen Paläste entblößen erschrocken die schwarzen, tiefen Fenster.

„Spuck ihnen in die Augen! . . .”

Und das Spucken der Gewehre klatscht und erstarrt auf ihnen in weißen, runden Flecken.

Irgendwo in der Nähe schmettern die aus Brettern zusammengezimmerten Hühnersteige das Echo des dröhnenden mitternächtlichen Zuges zurück. Der Zug fährt ebenfalls nach Petrograd. Wen führt er? Wird er nicht vor uns warnen? Wird man uns nicht irgendwo eine Falle

legen und uns nicht weiter lassen? Ist das alles von uns vorausgesehen? Wer führt uns? Wo sind die Kommandanten? An wen man sich auch wendet, — niemand weiß es. Alle haben sich schon daran gewöhnt, daß unter der Masse ein Offizier ist. Alle lächeln mich freundlich an, und die Soldaten unserer Kompagnie brüsten sich sogar damit:

„Unser Leutnant . . .“

Im Falle unserer Niederlage ist also der Tod durch Erschießen sicher.

Nur das erste Maschinengewehrregiment erwidert.

„Auch wir haben zwei Fähnriche . . . Dort vorne . . .“

Wie könnte man diesen starken Strom, der über die Landstraße schäumt, einholen? Ach, wenn man ein Pferd hätte!

„Brüder! Der Leutnant braucht ein Pferd!“

„Ein Pferd!“

„Sucht, Brüder!“

„Ein Pferd!“

„Für unseren Offizier! . . .“

„Ein Pferd!“

„Unbedingt! mit einem Sattel!“

„Sofort werden wir eines herschaffen . . .“

„Ein Pferd!“

„Wartet mal, jetzt kommt bald Streljna . . .“

Vorne ist wieder lautes Geschrei, ein Toben wahnsinniger Begeisterung, ein tolles Schießen.

„Brüder! . . .“

„Das zweite Schützenregiment!“

„Streljna ist im Aufstand!“

„Achttausend Mann! . . .“

„Huu—rraa—h!“

Die Füße sind vor Kälte starr. Wie wenn die Stiefel nur aus Bast wären, schneidet der Frost durch das Leder.

„Euer Hochwohlgeboren!“ Rschawzew kommt zu mir.

„Sie müssen sich ein wenig erwärmen! . . . Sie sind doch ganz erfroren, wir haben's schon alle gemerkt . . .”

Wir gehen in ein kleines Häuschen hinein. Der Vorraum ist mehr als überfüllt. Wahrscheinlich steht irgendwo in der Mitte eine Petroleumlampe, die in der dicken Luft nicht ordentlich brennen kann. Plumpe Schatten ziehen an den Wänden entlang und brechen sich an der Decke. Ein dicker Geruch von Fußlappen und schlechtem Tabak zieht die Kehle zusammen. Im Halbdunkel ein erregtes Summen von Soldatengesprächen.

„Wir gehen also zu ihnen in die roten Kasernen: „Heraus!” Sie kriechen erschrocken unter die Bänke und Pritschen. Da haben wir zwei Maschinengewehre vor den beiden Türen aufgestellt und haben sie auf den Mond gerichtet, wie die Hunde standen sie da und starrten ihn an. Und nun begannen wir mit den Maschinengewehren zu knattern und schrien dabei: „Geht hinaus, sonst zermalmen wir euch!” Auf diese Weise haben wir das ganze Regiment zur Revolte gebracht. Hätte sich das verdammte Offizierspack nicht eingemischt, würden wir auch sicher keine Toten haben.”

„Seid ihr aus der Kompagnie der Waffenschmiede?” frage ich sie freundlich und fange einen mißtrauischen Blick auf.

„Wir sind Arbeiter aus dem Putilow-Werk. Unlängst erst wurden wir mobilisiert und sofort nach Oranienbaum in die Waffenwerkstatt gebracht . . . Wenn uns nur jetzt der Stabskapitän Bortschewski unter die Hand käme oder der Fähnrich Scherstnjow! . . .” Und der Putilowarbeiter knirschte wild mit den Zähnen.

„Wir haben auch so einen Bluthund, vielleicht habt ihr schon von ihm gehört? Das ist der Hauptmann Gervais!” sagt ein Soldat, der ganz mit Patronengürteln behängt ist. „Wie ein Gewürm sollte man ihn zertreten! Er hat sich im Offiziersklub in Oranienbaum

festgesetzt und uns von dortaus die Hölle gemacht. Er und seine Offiziere . . . Wie Gras haben sie uns niedergemäht.”

„Soldaten!” Ein begeisterter Schrei wirbelte zu uns herein. „Das zweite Schützenregiment ist vollständig zu uns übergegangen, auch ihr Kommandant, der Hauptmann Scheremetjew” . . .

„Hu—u—rra—ah!!!” Die Mauern des kleinen Häuschens explodieren fast.

Die Lampe erlischt und mit wütendem Brüllen, wovon die Fenster zittern, stampfen die Soldaten heraus und die helle Freude der naiven Bauernherzen wächst und weitet sich aus. Auf die blauen, vereisten, vom Monde beleuchteten Fensterchen fallen Schatten. Wir marschieren, marschieren, marschieren . . .

„Ist der Leutnant hier? Ich habe Kognak für ihn ausfindig gemacht.”

Das ist Kupry.

„Man hat Ihnen ein Pferd gebracht!” zieht mich Schenschin freudig am Ärmel. „Ein Pferd für Sie, Herr Leutnant . . .”

Ganz einfach sagt er es, ohne „Hochwohlgeboren”, er sagt: „Herr Leutnant”.

„Vielleicht könntest du zu mir Genosse sagen und nicht Herr?” sage ich ein wenig beleidigt.

„Selbstverständlich, Genosse! . . .” Schenschin wird rot und drückt im Dunkeln fest meine Offiziershand.

Ein Schimmel mit einem englischen Sattel.

„Woher hast du ihn?”

„Vom zweiten Maschinengewehrregiment. Ein Offizierspferd. Manche von Offizieren sind zurückgeblieben, manche mit dem Zug weggefahren.”

Mit dem Zug? Nach Petrograd? Haben sie sich uns angeschlossen und sind selbst nach Petrograd gefahren? Ich verstehe nichts.

Ich ziehe mein Pferd an den Zügeln und komme mit Mühe vorwärts. Die ganze Zeit muß ich brüllen:

„Macht Platz! . . . Macht Platz! Bitte Genossen, macht Platz!“

Von dem Sergejewski-Kloster riecht es nach heiligem Lampenöl, und man fühlt das unterwürfige Beten und Knien in der Luft . . . Ich denke an Fenjkin.

„Hu! Die Langhaarigen haben sich eingesperrt!“ lachen die Soldaten.

„Sie beten wohl bei den Himmelsfürsten um das Paradies für uns.“

„Einen Fußtritt den Fürsten und den anderen . . . mit ihren Paradiesen!“

„Den Himmel kann man nicht pflügen. Erde müssen wir haben, dann würden wir uns selbst ein Paradies einrichten!“

„Fürchterlich, was unser Volk leidet . . .“

„Wir werden jetzt Erde verlangen. Die Duma wird uns Erde geben.“

„Sperr dein Maul noch weiter auf! Ja, Erde wird man dir geben! . . .“

„Ja schrecklich schwer ist's . . .“

„Sei nicht traurig, Genosse . . . Das Schicksal ist kein Weib, mit Tränen wirst du ihm nicht beikommen . . .“

„Macht Platz! Genossen! . . . Macht Platz! . . .“

Wo ist der Kopf dieser endlosen, dutzende Meilen langen, rollenden Lawine? . . . Wir sind schon in Ligowo. Das Ligowo der Holzkäfige, der Kuhställe und dunstiger Düfte. Die grauen Wolken der Morgendämmerung lul-len den einschlafenden Mond ein. Die Hähne krähen. Gewehrschüsse peitschen die wärmer gewordene Luft. Ja, hier ist er, der Kopf! Einige der Maschinengewehrkarren schmatzen laut mit den etwas gelockerten Rädern. Auf einem von ihnen schwankt und wogt eine rote Fahne. Einige Reiter reiten dicht nebeneinander. Unter ihnen

ein schwarzer, düster aussehender Soldat mit einem frisch verbundenen Bein und zwei Fähnriche. Der eine — ein rundlicher, spitznasiger mit kleinen Äuglein. Der andere stämmig, mit aufgeschlagenem Kragen, mit Brille und Bärtchen.

„Hier ist noch ein Offizier, Grigorij“ zeigt auf mich der Soldat mit der weißen Puppe als Bein.

„Woher? Aus Oranienbaum?“ fragt mich lebenswürdig das Bärtchen.

„Aus Oranienbaum . . .“

„Parteimitglied?“

„Ja, wie soll ich das sagen? Eigentlich Parteimitglied.“

„S. R.“*) sagt, mit etwas spöttischem Lächeln der Soldat.

„Nein, ich bin kein S. R.“, fahre ich auf.

„Ist es möglich, daß Sie Bolschewik sind?“ sagt das Bärtchen fast gerührt.

„Ich habe einmal ganz gut als Bolschewik gearbeitet. Jetzt bin ich losgerissen von der Bewegung . . .“

„Das macht nichts . . . Wir werden Sie schon wieder auflesen.“

Hinter der Straßenbiegung sieht man auf einmal Petrograd. Der graugelbe Himmel wogt in großen Wellen und wirft ein flackerndes Licht auf uns. Unsere Gesichter werden bald grell beleuchtet, bald sind sie grau und fahl wie Asche.

„Es brennt,“ sagt das Bärtchen.

„Ja, es brennt,“ bestätigt der Soldat und schiebt seinen Verband zurecht.

„Grigorij“ sagt jemand hinter uns. „Grigorij! . . .“

Ein magerer, kleiner Soldat, in einem unverhältnismäßig weiten Mantel, rast auf uns auf einem mit Schaum

*) Die Sozialrevolutionäre wurden in Rußland abgekürzt S. R. (Ess Er) genannt.

bedeckten, erhitzten Pferd zu. Seine schwarzen Augen stecken in tiefen Höhlen und glänzen mit der eigenwilligen Begeisterung des tuberkulösen Todes.

„Grigorij! In Petrograd rebellieren die Regimenter! Eine Armee nach der anderen geht zu den Arbeitern über! Die Regierung ist in den Admiraltätspalast geflohen. Auf den Straßen ist eine Schießerei! Das Arsenal ist genommen! Das litauische Palais und das Gericht brennen. Einer von unseren Burschen ist gerade aus Petrograd gekommen . . .”

„Es lebe die proletarische Revolution!” brüllt, rot werdend und sich auf die Steigbügel stemmend, der Fähnrich mit dem Bärtchen.

„Huuu—rrr—rraaa—hh!!! . . . rrr—aa—hh!! rrr—aa—hh!!” rollt, dröhnt, donnert es.

„Geflohen!” Ich erhebe mich vom Sattel und ziehe, ich weiß selber nicht warum, meinen Säbel aus der Scheide. Also, er ist doch gekommen, endlich gekommen, der so lang erwartete, festliche Tag! Hat Lenin doch Recht gehabt? . . . „In einem Jahr, in zwei oder in zehn, aber . . .” Ja! in zehn Jahren! Das uns teure, mit Blut, Tränen und Ketten erkämpfte Petrograd! Es leuchtet jetzt vor uns, flackert auf und erlischt, und deutlich sieht man auf dem Horizonte das lange, große eiserne Skelett der Putilow-Werke und seine Krahne. Die Luft wird wärmer und in den Wolken erglücken tausend Sonnen über den duftenden Märchen der smaragdgrünen, lila Gärten. Es gibt keine Herren mehr, alle Menschen sind Brüder!

„Vorwärts! . . . Vorwärts! . . . Vorwärts! . . .”

Stadt der märchenhaften Sonnen, wir werden dich erkämpfen!

SECHSTES KAPITEL

Durch die matte Trübe des frostigen Morgens arbeitet sich schwer die rote Sonne durch. Von dichten Rauchsäulen dampft das reifbedeckte Petrograd in seiner granitenen Unermeßlichkeit. Im wilden Galopp kommt es uns entgegen: Im Klirren und Krachen der tollen Maschinengewehre; in dem hüpfenden Knarren der durchschwitzten Sättel; im Dröhnen und Klirren der Soldaten-gewehre; im Rauschen der grauen Soldatenmäntel, die über Pfützen und Gruben springen, immer nach vorwärts. Dort, in der frostigen Vorfrühlingsausdünstung grauen die zweistöckigen Kisten der Holzhäuser. Hinter ihnen türmen sich, ihre rauchlosen Schlünde auf den Himmel gezielt, die gigantischen Säulen der Putilow-Schlote.

Plötzlich ertönen von rückwärts Schreie. Hinter uns wird geschossen. Mit Mühe halte ich mein Pferd zurück, das im wilden Trab nach vorwärts strebt. Dort geht etwas vor. Die Männer laufen rasch auseinander. Manche legen sich auf die Erde, manche hocken sich hin, andere wieder schießen kniend. Man winkt uns, wie rasend, zu. Und jetzt erst hören wir ganz deutlich: In der Luft summen Kugeln wie wütende Hummeln und von dort, vom Putilow-Werk aus, knattert unsinnig ein Maschinengewehr.

Nur eine Sekunde bleiben wir betäubt, mitten auf der Landstraße, wie Vogelscheuchen stehen, dann aber, mit den Sporen die Pferde bearbeitend, versuchen wir uns rasch hinter den Straßendamm zu decken. Die Pferde versinken in Schnee, Schaum bedeckt sie und sie schnauben laut. Die Soldaten des dritten Reserve-regimentes ordnen sich von selbst in Schwarmlinien, ohne Offiziere, ohne Kommando, nach vorwärts über die Schneehaufen stolpernd.

Ist es möglich, daß die erschrockenen Putilow-Arbeiter auf uns schießen?

„Her mit der Fahne! Bringt die Fahne! . . .“ brüllt es aus den Soldatenreihen und ein Soldat reißt vom Maschinengewehrkarren eine rote Fahne herunter.

„Lebt wohl, Genossen!“ schreit er und winkt uns mit der Hand, „wir werden nicht umsonst zu Grunde gehen! . . . Und wir sind nicht die Letzten! . . .“ Unter dem Pfeifen der Kugeln rast er, wie verbrüht, dem Putilow-Werk zu.

„Das sind doch nicht Arbeiter, die dort schießen! Woher hätten sie Maschinengewehre? Ganz bestimmt sind es Gendarmen, oder Polizisten . . .“

„Her mit den Maschinengewehren!“

„Die Batterie ist weiter hinter uns zurückgeblieben . . .“

Der Maschinengewehrkarren ist im Graben, der an der Landstraße entlang läuft. Die Maschinengewehrschützen schleppen ächzend Munitionskisten herbei. Ein pockennarbiger Soldat schleift stolpernd ein Maxim hinter sich. Der Mund des Soldaten ist weit geöffnet, auf seinem sonnverbrannten Hals geht der Adamsapfel auf und ab, seine eingefallenen Augen glänzen von kriegerischer Erschrockenheit.

„Paß auf, Genosse!“ schreit man ihm zu. „Das Maschinengewehr wird dir über deine Beine rollen . . .“

Doch er eilt, atemlos keuchend, den mit Schnee bedeckten Schienen der Trambahn entlang.

Ich springe vom Pferd in den Schnee, gebe einem schwarzen Soldaten die Zügel.

„Halt' es mal einen Augenblick, aber hock' dich nieder. Du siehst doch . . .“

Feindliche Kugeln fliegen uns entgegen, wirbeln die Spitzen der Schneehaufen auf. Die Luft heult mit unheimlichem Dröhnen. Die Soldaten verstecken sich im Schnee. Der pockennarbige Schütze stellt liegend sein Maschinengewehr auf und klebt sich daran fest. Ich krieche über die Schienen zu ihm. Neben mir kriechen ächzend und

Munition schleppend Soldaten. Plötzlich springt einer von ihnen auf, läuft nach vorwärts, stürzt zum Maschinengewehr und gibt das Patronenband hinein. Der pockennarbige Soldat hockt sich hin und zielt mit dem Maschinengewehr auf den Zaun eines gelben Hauses, und der Maxim zittert im nervösen knatternden Rattern. In der Ferne fliegen, dem bloßen Auge kaum sichtbare Schneewolken auf.

„Schlecht gezielt!“ schreie ich und krieche rasch auf allen Vieren zum Maschinengewehr. Der pockennarbige Schütze dreht sich unwillig um. „Laß mich zielen ...“ Energisch schiebe ich ihn weg und greife hastig nach der Kurbel.

Von allen Seiten rasche Gewehrschüsse. Die Soldaten kriechen hartnäckig vorwärts. Einer von ihnen zuckt plötzlich zusammen, vergräbt sein Gesicht schwerfällig in den Schnee und bleibt unbeweglich liegen. Sein unbedeckter Hinterkopf fällt nach vorn und ein Brei aus Blut und Hirn spritzt auf den Schnee, auf seinen Mantel. Zwei andere schleppen sich stöhnend zum Graben. Ich sehe deutlich, wie sie ihre gelben Zähne zusammenpressen, sehe wie sie einen Streifen von ihrem Hemd reißen, und wie die Blutstropfen hartnäckig durch den selbstgemachten Verband sickern.

Ich drehe die Zielscheibe. Das Maschinengewehr bebt in flammender Wut. Das gelbe Haus mit dem grauen Zaun wackelt vor meinen Augen und man kann nicht unterscheiden, wohin die Kugeln treffen. Ich sehe nur, wie auf der rechten Seite, schwerfällig im Schnee versinkend, ein Häuflein Soldaten mit einem Maschinengewehr auf einem Karren, auftaucht. Das ist ein Kolt! Sie machen sich einige Sekunden an ihm zu schaffen und verschwinden plötzlich. Mit einem raschen Bleiregen überschütten sie den Zaun.

Ich drücke auf den Hebel. Kein Schuß. Was soll das bedeuten? Ich schaue nach. Ja, das ist das berühmte

neunte Hindernis. Eine Patrone ist stecken geblieben. Ich ziehe das Munitionsband, drücke den Hebel und begeistere mich an dem erregenden Zittern der Maschine. Ich sehe ruhig zu, wie sie gierig das Munitionsband verschlingt. Und plötzlich steigt es in meiner Erinnerung auf: ein Schneegestöber draußen vor den Fenstern, der Riese Worobjow und das lackierte glänzende Fürstlein neben dem Schwarz-Lose Maschinengewehr . . . Welche schreckliche Angst hatte ich damals vor der Front! . . . War ich feige? Aber ich bin auch hier an der Front! Kugeln schwirren über mir und ich schieße! Ich habe aber gar kein Verlangen, fortzulaufen, nein, im Gegenteil! Ich bohre mich mit scharfen Augen in den fernen, grauen Zaun, hinter dem man schwarze Menschen eilig davonlaufen sieht. Ich ersticke fast vor Wut, daß das Maschinengewehr so schwer ist, daß meine Beine schwer sind. Könnte man doch die sausenden Kugeln einholen, könnte man doch aus nächster Nähe mit einem alles verheerenden Bleiregen die feindlichen Massen überfluten! . . .

Zuerst schüchtern, dann immer dreister, erheben sich die Soldaten, laufen nach vorne, eine Reihe nach der anderen, immer rascher, immer dichter. Ich stelle das Feuer ein. Das feindliche Maschinengeknatter hat aufgehört, und auch das Maschinengewehr auf dem Hügel ist verstummt. Und über der ganzen sumpfigen, schneebedeckten Ebene — vor uns, hinter uns, von allen Seiten — wächst, grollt, donnert, die rosenrote, sonnige Luft zerschneidend, ein sieghaftes, mächtiges Soldaten-Hu-rra—aa—h!!!

Die Maschinengewehrkarren hüpfen über die Landstraße. Der dichte, menschliche Strom rast wieder vorwärts, bemüht sich, die zur Stadt drängenden Soldaten einzuholen. Ich springe auf, lasse das Maschinengewehr stehen. Doch die Soldaten schleppen es zu einem Karren.

„Wir werden es noch brauchen,“ zwinkert fröhlich der pockennarbige Soldat und zwei rote Flecken glühen begeistert auf seinen Wangen.

Ich suche mein Pferd mit den Augen. Dort, vorn, tanzt federnd, mit dem Kopf und dem Schwanz im Takt wippend, mein Schimmel, von dem schwarzen Soldaten am Zügel gehalten. Er sitzt stramm auf dem Pferd, und der Sattel reibt an seinem verbundenen Bein. Die Wunde scheint wieder zu bluten, denn der Verband ist inzwischen ganz rot geworden.

*

Vor dem grauen Haus ertönen Schreie und Schüsse. Neben dem Zaun, vor einer dichten Soldatenmenge, liegt, die nackten Füße auseinandergespreizt, ein Polizist. Ein Soldat, ein Tatare mit breiten Backenknochen, zieht, übers ganze Gesicht fröhlich grinsend, eine rötliche Wollsocke über seinen schmutzigen Fuß. Der andere ist schon mit einem festen, gelben Stiefel bekleidet.

„Rachmatulla“, neckt man ihn, „deine Hosen bestehen doch aus lauter Löchern. Zu diesen Stiefeln müßtest du dir auch Polizistenhosen beilegen . . .“

„Magt nix“, zwinkert der Tatar und zieht die Stiefel noch fester auf den Fuß. „Schwarz Hos jeder erkennt, weiß, Polizeihos . . . Polizeistiefel niemand erkennt . . .“

„Hast Angst, Hasenfuß! . . .“ lachen laut die Soldaten.

„Hol’ sie der Teufel! und wenn man sie erkennt,“ ruft ein stämmiger, kleiner Soldat dazwischen. „Meine Hosen sind ganz durchgesessen . . .“

Er wirft sein Gewehr hin und beginnt dem Polizisten die Hose aufzuknöpfen . . .

„Halloh, Brüder, wir haben Maschinengewehre gefunden!“ Keuchend kommt ein Soldat gelaufen. „Vier Maschinengewehre! . . . Dort in jenem Hause . . .“

„Das sind wohl die Maschinengewehre, die auf uns geschossen haben? . . .“

„Und wo sind die Polizisten?!”

„Diese Hundekerle! . . .”

„Schlagt sie tot!”

Alle stürzen zum Haus. Doch das ist ohnedies menschenüberfüllt. Man hört das Brüllen der Massen und einzelne Schüsse.

Vor der Pforte steht, eine zerrissene Jacke fest zusammenhaltend, eine zitternde, barhäuptige Frau und weint laut.

„Mit Gewalt sind sie hineingekommen, mit Gewalt . . . Mein Mann ist in die Fabrik gegangen . . . Ich bin allein mit den Kindern, . . . und plötzlich sind sie gekommen, diese Hunde . . . Die Fenster haben sie herausgerissen . . . zwei Maschinengewehre haben sie hingestellt, auf die Fabrik gerichtet . . . damit niemand aus der Fabrik gehen kann und zwei Maschinengewehre haben sie auf euch gerichtet . . . Wir haben aber keine Fenster, die nach Ligowo zu liegen . . . Sie sind also in den Abort, und in den kleinen Stall gegangen . . . und von dort aus haben sie euch beschossen . . . Die Kinder sind alle davongelaufen . . . da—von—gee—lau—fen . . .” Ihr Heulen taucht im Lärm der Massen und Krachen der Gewehre unter.

„Warum weinst du?” lacht freundlich ein rothaariger Artillerist, „wir werden deine Kinder finden, und auch dein Mann wird kommen, sei ruhig. Hörst du denn nicht, wie man die Wachleute dort totschießt. Alle wird man totschießen . . . alle! . . .”

Der schwarze Soldat, mit dem verbundenen Bein, winkt mit der Hand. Sein rotbraunes Pferd schlägt nervös mit dem Schwanz herum.

„In die Reihen! Ordnet euch! . . . Iljinskij! Vorwärts!”

Das ganze Putilow-Werk wird von dem grauen, breiten Soldatenstrom überflutet. Der magere, schwindsüchtige Iljinskij zieht, den Befehl seines Kameraden zur Kenntnis

nehmend, straffer die Zügel seines zittrigen, schweißbedeckten Pferdchens. Es hüpfte wie ein Floh, alle vier Beine auf einmal hebend und bei jedem Hopser atmet Iljinskij erschrocken die kalte Luft ein und hält sich krampfhaft an der Mähne. Die eben aufgesetzte Polizeimütze fliegt in die Höhe. Ich reite im Galopp zu ihm.

„Die Schwarmlinie nach vorn! . . .“ schreit er heiser, „Vorwärts mit der Fahne! . . .“

In der Richtung zu uns bewegt sich eine vom fetten, schmutzigen Ruß schwarze Arbeitermasse mit einer roten Fahne. Eine Reihe von riesigen Schloten schützt drohend hinter dem düsteren Zaun die stummen, steinernen Fabrikgebäude. Das schwarze, freudig brüllende Meer der Arbeiter füllt unübersehbar die breite Straße. Aus allen Ecken ragen rote Fahnen hervor, die in aller Eile aus roten Flanellröcken und aus baumwollenen Kissenüberzügen, auf denen noch weißer Federflaum sichtbar ist, angefertigt wurden. Diese unzählbare, schmutzige Maschinenmasse siedet wie ein Kessel und brodelte uns, mit dem nicht zurückzuhaltenden Dröhnen einer tausendköpfigen zwitschernden Freude, entgegen. Durch das Toben, wie Funken durch einen dichten, schwarzen Rauch, arbeitet sich das kupferne Schmatzen eines kümmerlichen Orchesters durch. Hoffnungslos gegen den Zaun gedrängt, versucht es vergebens mit dem verzweifelten Aufschluchzen der aufreizenden Marseillaise das begeisterte Brüllen zu übertönen. Kläglich ertrinkt das kupferne Schreien in den schwarzen, tosenden Wogen der muskulösen, trotzig-ernsten Schultern, auf denen vereinzelt Gewehre kleben. Unsere Soldaten nähern sich mit verwirrtem Lächeln der Masse. Als näherte sich der eine irreführte, liederliche Bruder mit liebevoller Unbeholfenheit dem anderen, dem langmütigen, freundlichen, trotzig-hartnäckigen. Und auf einmal winkt ein rosa Meer von Arbeiterhänden, mit den Blüten ihrer schwarzen Mützen.

Es winkt und wogt stürmisch, mit lauten Schreien unermesslichen Glückes, uns entgegen.

Ein älterer, unrasierter, pockennarbiger Mann in einem von Öl glänzenden Mantel, einem zerrissenen Halstuch und ohne Mütze klettert auf Kisten, die neben dem Tor aufgestapelt sind.

„Ge—no—ssen!“ schreit er mit heiserer, verzückter Stimme und seine weit auseinanderstehenden, bräunlichen Zähne glänzen durch seinen Schnurrbart.

„Ge—no—ssen!“ schreit er mit väterlichem Vorwurf in der Stimme, nachdem der Lärm sich gelegt, und der heranflutende, breite Soldatenstrom sich mit dem unübersehbaren Heer der Arbeiter vereint hatte.

„Ge—no—ssen! Da die Selbstherrschaft und die Minister uns feindlich gesinnt sind, müssen wir Nikolaschka den Hals umdrehen. Sonst gehen wir alle zum Teufel! Wir, die Arbeiter und auch die Soldaten. Ohne Hilfe der Soldaten würden wir sicher kaputt gehen. Jetzt müssen wir, mit ihrer Hilfe, die Gewehre, die wir schon haben, fest anpacken, man wird uns noch mehr aus dem Arsenal bringen . . . Jetzt müssen wir, Genossen, mit unseren schwierigen Händen scharf aufpassen, daß unser allgemeiner Aufstand den Achtstundentag erzwingt . . . und daß der Grund und Boden des Zaren und aller Grundbesitzer unter die Bauern verteilt wird und . . . daß Brot zu kaufen ist . . . und daß wir nicht weiter leiden und unser Blut vergießen müssen, nur um den Arbeitgebern Profite zu verschaffen . . . Es lebe also, Genossen, die revolutionäre Armee! Es lebe die Arbeiterschaft des Putilow-Werkes, der Petrograder Fabriken . . . und anderer Städte . . . und auch die ausländischen! Huuu-rrraaah!”

Das kleine Orchester kreischte auf und ertrank wieder in den rollenden Wogen des triumphierenden Heulens. Arme tanzten in der Luft. Die Stoffstreifen wehten an

ihren Stangen. Über den Schultern der Soldaten hüpften weiße Zettel. Ich bückte mich und hob einen auf.

Graue, von Terpentinfarbe schmutzige Buchstaben schrien mit rebellierender Freude: „Die ersehnte Stunde ist gekommen . . . Die Revolution hat begonnen . . . Verliert keinen Augenblick Zeit . . . Wählet . . . Soldaten und Arbeiter . . . Es soll unter dem Schutze der Armee ein Rat der Delegierten geschaffen werden . . . Der finnländische Bahnhof wird das Zentrum sein, wo der revolutionäre Stab sich versammelt.“

Der Lärm verstummt. Auf die Kisten klettert der Soldat, den man Iljinskij genannt hat. Ein schwindsüchtiger, schwarzer, kleiner Mann mit hervorstehenden Backenknochen.

Seine Worte klingen heiser, einfach und gerade wie Schüsse:

„Nieder mit dem Zaren! Nieder mit dem Krieg! Erzwingt euch den Achtstundentag in den Fabriken, und die Erde für die Bauern. Die Verbrüderung zwischen den Soldaten und Arbeitern ist unantastbar. Werden wir niedergeknüppelt, so gibt es keine Gnade, weder für die einen, noch für die anderen. Erschlagt den Zaren! Ohne zu zögern! Vorwärts, Genossen, vorwärts!“

Das Orchester schmatzte laut auf. Wieder erhob sich der rosa Wald der winkenden, schwieligen Hände. Und wiederum setzte sich, mit den Bajonetten wiegend und wogend, die endlose, braune Soldatenarmee in Bewegung. Die Arbeiter gaben uns einige Fahnen, die uns voranschwommen.

In trotziger, revoltierender Begeisterung streben wir sicher und rasch vorwärts. Alle Soldaten wissen nun klar und deutlich, was ihnen bevorsteht.

Mit kollerndem Dröhnen, mit den Ketten klirrend, rasen uns Lastwagen, mit wehenden, roten Fahnen, entgegen. Auf aufgestapelten Kisten und Gewehren sitzen

schwarze Mäntel und Lederjacken, die im Benzinrauch an uns vorübersausen. Sie winken uns fröhlich mit den neuen Gewehren und verschwinden rasch in der Richtung zur Fabrik.

Geschwätzige Gruppen von Arbeitern, Frauen und Kindern laufen fröhlich neben uns auf den Trottoirs. Die tote Straße wird plötzlich laut und lebendig. Der sonnige Tag sprüht im Glanze der frostigen Luft. Die müden Soldatengesichter strahlen im stolzen Bewußtsein der rebellischen Tat. Lachen ... Scherze ... Und nur die bronzenen Krieger auf der grau-gelben Narwskaja Sastawa und das dumpfe, ferne Dröhnen der Maschinengewehre erinnern an den rachedurstigen Glanz der undurchdringlichen, dicken Palastsäulen, an die Standarten, die die lederbehandschuhten Gardeoffiziere fest umklammert halten, an das unheimliche, schrille Blasen der keine Barmherzigkeit kennenden Trompete und an das trockene Knattern der strafenden Trommel. Die Lippen pressen sich aufeinander. Die Schritte werden eisern. Die Hände, vom Frost erstarrt, krampfen sich fester um die Gewehre.

„Ordnet euch!“ Ohne einen Befehl abzuwarten, sagen es die Soldaten zueinander.

Die Soldatenarmee rückt ins zaristische Petrograd ein. Rückt mit der wahnsinnigen Kühnheit einer bewaffneten Revolte! Darauf steht Tod, wenn der Aufstand niedergeworfen wird. Tod, erbarmungsloser Tod. Wir sind bereit! Auch wir werden unser Leben nicht billig hergeben. Und wir wissen, wofür wir sterben, wenn es sein muß.

Tausende zerfetzte, von lockigem Reif weiße Soldaten zerschneiden mit dem eisernen Knirschen der Maschinengewehrräder den nebligen Frost.

Und an der Spitze der Armee reiten wir, ihre zufälligen Führer: ein Dutzend Soldaten und drei Offiziere, die sich heimlich ihrer vergoldeten Epauletten schämen. Hinter uns glänzen im hellrosa Dunste die Bajonette. Aufreizend

glühen vor uns die Fahnen und weit in der Ferne, von der linken Seite her, hinter dem Obwodni-Kanal dröhnen dumpfe Schüsse. Ja, wir wissen es: Die Sache ist noch nicht zu Ende . . .

Von unserem Klirren und Knarren, von dem lärmenden Dröhnen der Schritte der Tausende, erwacht der öde Obwodni-Kanal. Die Mehrzahl der Bewohner sind kleine Beamte, Schreiber, die geduldig die Stühle der zahllosen Behörden abwetzen, kleine Handwerker, Händler und sonstige Spießer. Nur ab und zu sieht man den abgetragenen Mantel eines Arbeiters, dafür aber stößt man immer häufiger auf Soldaten. Nur sehen uns diese Soldaten verlegen und verwirrt an und stehen ohne Gürtel und ohne Gewehre herum. Aus den dumpfen, stinkenden Toren, von den schmutzigen Höfen strömt immer mehr und mehr Volk auf die Straße hinaus. Die erschrockenen Hausmeister reißen mit zitternden Händen die weißen und blauen Streifen von den zaristischen Fahnen, verstecken sie umsichtig in ihren Taschen und befestigen rasch die Stangen mit den schmalen, roten Streifen an die Tore der Häuser. Einzelne Soldaten von uns laufen jetzt immer häufiger aus unseren geordneten Reihen auf die Trottoire. Gut-herzige Frauen strecken ihnen Kartoffeln und Fleisch entgegen, manche sogar verteilen Brot. Wir schauen gierig auf diese altbackenen Brotstücke, unser Mund füllt sich mit Speichel und ein nagendes Gefühl steigt vom Magen auf. Am liebsten würde auch ich zum Trottoir hinreiten. Doch die Räder unserer Maschinengewehre knirschen erbarmungslos und mit ungestümem Trotz rauschen und bewegen sich die vielen Tausende von Soldatenmänteln.

Von allen Seiten kommen einzeln und in Gruppen Menschen vom Trottoir auf uns zu:

„Genossen, auf der Prjaschka wird geschossen . . . Dort haben sich Gendarmen eingenistet . . . Sie haben Maschinengewehre.“

„Soldaten, helft uns! Man plündert den Alexandermarkt . . . Da habt ihr sie — die Freiheit! . . . Man hat die Gefängnisse geöffnet und nun plündert das Gesindel . . .”

„Hört nicht auf ihn Brüder! Er ist ein Spekulant. Das sind sie, diese Spekulanten und Schieber, die uns ausgeplündert haben . . . Genug! . . . Genug haben sie unser Blut gesogen!”

„Genossen, geht rasch auf die Gutujew-Insel . . . Die Soldaten haben sich dort noch nicht ergeben . . .”

Ohne uns aufhalten zu lassen, marschieren wir weiter. Was bedeutet auch für uns die Prjaschka mit einem kläglichem Häuflein von Gendarmen und einem Maschinengewehr! Oder irgendeine Gutujew-Insel! Den Todfeind muß man mitten ins Herz treffen. Wir wissen es: Minister des Zaren, in den goldgestickten Uniformen, mit den federgeschmückten Dreispitzen, mit den Moireebändern und Brillantsternen, mit dem Porzellanglanze ihrer glattrasierten aufgedunsenen Wangen,—diese ganze, zaristische Horde, hat sich jetzt wie eine Wanzenfamilie hinter die steinernen Säulen und die eisernen Tore des Admiraltäts-Palastes versteckt. Dort haben sie Telephone und Telegraphendrähte, die in einer Sekunde die Befehle der erlauchten Oberbefehlshaber weitertragen: „Unverzüglich . . . schickt uns unverzüglich . . . bewaffnete . . . bee—waa—ffnete . . . beeee—waaa—ffnete . . . Hilfe . . .” Dort ist also unser Feind!

Warte nur, du vergoldeter Keil, der du dich hochmütig über den drei Prospekten erhebst! Jetzt rechnet das Volk endgültig mit dir ab! Hörst du das Knarren der Maschinengewehrräder?! . . . Hörst du die bäuerischen Schritte der erwachenden Massen?! . . . Warte nur! Warte! . . .

Aus den schmutzig-grauen Gebäuden der großen Galoschenfabrik „Treugoljnik” riecht es ekelhaft nach

verbranntem Gummi. Eine Kolonne von Arbeitern, mit Gewehren über den Schultern, düster, wie die grauen, staubigen Fenster des Werkes, versperren das Ufer und beobachten aufmerksam unseren Anmarsch. Neben ihnen ein rotwangiger, kleiner Student der technischen Hochschule, mit einer roten Binde um den Ärmel. Ein aufgestülptes Näschen, wie ein Hämmerchen, ein Aufblitzen seiner Brille, ein blauer Sammetkragen mit dem Abzeichen der Techniker und schwarze Sammetepauletten mit den vergoldeten, zaristischen Initialen. In seiner ungewohnten Hand ein schwerer Polizeirevolver.

Wir kommen immer näher und auf den Gesichtern der Arbeiter schwimmt, wie Öl auf dem Wasser, ein freudiges Lächeln. Sie winken mit den Gewehren und bitten um Patronen.

„Wer seid ihr? Woher kommt ihr, und wohin geht ihr?“ fragt erstaunt und erfreut der kleine Student.

„Wir sind Soldaten!“ erwidert scherzend und stolz, für alle, unser bebrillter Fähnrich, den man Grigorij nannte, und streicht seinen kleinen Bart. „Wir kommen von Oranienbaum, von Peterhof, von Streljna . . . Wir gehen auf die Wyborgskaja . . .“

„Ah, auf die Wyborgskaja . . . dann geht den Obwodny entlang durch die Borowaja auf die Rasjezschaja und dann über die Liteinaja. Durch die Sagorodnaja werdet ihr ohne Kampf nicht kommen. Dort steht das Ssemjonow-Regiment. Es hat sich uns nicht ergeben. Die Petrograder und Ismailower sind in dieser Nacht zu uns übergegangen. Das Ssemjonow-Regiment aber nicht und auch die Regierung hat sich noch nicht ergeben. Sie sitzen im Admiralitäts-Palast. Auch die Peter-Paul-Festung ist noch für sie, so daß ihr wahrscheinlich weder durch Dworzowy, noch durch die Troizky-Brücke durchkommen könnt . . .“

„Wir werden schon durchkommen,“ sagt kurz und einfach der schwarze Soldat mit dem durchschossenen Bein,

und die bewaffneten Arbeiter nicken schweigend mit dem Kopfe.

„Warum wollt ihr aber unbedingt auf die Wyborgskaja?“ fragt neugierig der Student.

„Auf dem finnländischen Bahnhof ist doch der Sowjet der Delegierten!“ sagt, herablassend über die Brille sehend, Grigorij.

„Was für ein Sowjet?“ sagt der Student und schaut die Arbeiter ungläubig an.

„Wir müssen uns auch endlich irgendwo ausruhen . . .“ ein rothaariger Soldat, mit einem roten Band um den Ärmel, reißt ungeduldig an dem Zügel seines Pferdes. „Wir sind diese Nacht vierzig Werst marschiert . . . seit gestern haben wir nicht einen Bissen gegessen . . . wir werden uns beim Sowjet ein wenig ausruhen, zu Kräften kommen und uns kampfbereit machen . . . So mit leerem Magen . . .“

„Wartet nur, Genossen, wartet!“ ereifern sich die Arbeiter.

Sie laufen rasch fort, bringen Brot und ziehen die Soldaten in die Fabrikgebäude, um ihnen Tee und Buchweizengrütze zu geben.

„Aber nicht alle! nicht alle! nicht alle! für alle wird es nicht reichen, Genossen!“ schreien sie erschrocken und winken verlegen mit den Händen. Die Tür birst fast unter dem Ansturm der Soldatenmassen.

„Es wäre vielleicht besser für euch, ins Technologische Institut zu gehen! . . .“ — Von allen Seiten hören wir Ratschläge.

„Wohin jagt ihr sie?!“ sagt eine Arbeiterin empört. „Auch wir können sie füttern. Ist denn der Soldat nicht unser Bruder?! Der revolutionäre, nicht der zaristische, selbstverständlich . . .“

„Warum ereiferst du dich? . . .“ fährt sie ein junger Bursche in einer Lederjacke an. „Weigern wir uns denn, ihnen Essen zu geben? . . . Schau nur, was für eine Menge

da hereinkommt. Es reicht doch garnicht für alle. Oder willst du, daß für unsere Arbeiterwehr nichts bleibt?”

„Richtig, richtig!” dröhnt es bei den Arbeitern. „Wir geben’s doch gerne . . .”

„Geht ins Technologische, Genossen . . . ins Technologische . . .”

„Wir haben dort in unserer Studentenküche eine Verpflegungszentrale für Soldaten organisiert,” sagt, sich aufblasend, der kleine Student.

„Auf Anordnung unseres Delegierten-Sowjets . . .,” fügt ein graubärtiger Arbeiter stolz hinzu.

„Wie?! Was?! Der Sowjet arbeitet schon?! . . . Wo ist der Sowjet?! . . .” Von allen Seiten bestürmen wir die Arbeiter mit Fragen.

„Schon seit gestern . . .,” erwidern die Arbeiter durcheinander.

„Dort, wo die Duma war . . .”

„Dieses Siechenhaus hat der Zar aufgelöst, sagt man . . .”

„Und jetzt sitzen unsere dort an ihrer Stelle . . .”

„Wir wählen zehn Delegierte.”

„Auch ihr, Soldaten, müßt wählen . . . Jede Rotte wählt einen Delegierten.”

An der Tür entsteht ein Lärm.

„Genossen! Genossen! . . .” sagt unser Fähnrich, der mit seinem Pferd sich bis zur Tür durchgedrängt hat. „Hier darf man nicht mehr hinein! Haltet revolutionäre Disziplin!”

„Genossen!” schreit der jugendliche Fähnrich und seine scharfen Äuglein laufen besorgt hin und her. „Genossen! Marschieren wir jetzt zum Technologischen Institut, dort ist für alle ein Mittagessen vorbereitet . . . In die Reihen! Maarrsch!”

Auch wir feuern unsere müden Pferde mit den Sporen an. „Nur rasch etwas in den Magen kriegen! und auch dem Pferdchen würde Hafer gut tun . . .”

Auf dem Platze vor dem Baltischen Bahnhofe begegnen wir unerwartet einer dichten Masse von Maschinengewehrschützen. Man erkennt sie schon von ferne an den Patronenbändern, mit denen auch sie sich umwickelt haben. Der hölzernen Halle entlang frieren die in Maschinengewehrkarren eingespannten, mit Reif bedeckten, zottigen Pferdchen. Hunderte von Soldaten stampfen mit den Stiefeln um ein Feldlager herum. Auf dem Bahnhofe weht eine rote Fahne.

„Wer sind sie?! . . .“ Der spitznasige Fähnrich galoppiert zu ihnen.

„Das sind doch dieselben, die gestern Abend von Oranienbaum mit dem Zug hergefahren sind,“ wendete sich Iljinskij lächelnd zu uns.

„Eine so lange Rast habt ihr?“ schreit der Soldat, mit dem verwundeten Bein, sich vor Schmerz krümmend.

Wir reiten zum Gartenzaun. Auch unsere Armee wendet sich mechanisch, kommt uns nach und füllt den ganzen Platz.

„Genossen!“ schreie ich. „Rast und Mittagessen im Technologischen Institut! Jetzt geht's zum Warschauer Bahnhof! . . . Marsch! Maarsch!“

„Nein, lieber Genosse, wir ruhen uns hier nicht aus,“ erwidert unserem mageren, schwarzen Soldaten ein großer, bärtiger Zugführer. „Wir sitzen hier nicht herum. Wir haben zwar keine Offiziere, aber wir finden uns schon zurecht. Eine Kompagnie von uns ist noch in aller Frühe zum Anjutschkin-Palais marschiert, um es zu stürmen. Die andere auf die Ligowka, um die Polizei niederzumachen. Man hat sie dringend gerufen. Jetzt hat man zwei Kompagnien vom Taurischen Palais angefordert. Ich wollte sie auch schicken, aber unsere Jungen sind nicht einverstanden. Statt irgendeine Duma zu schützen, sagen sie, ist es besser, die Minister zu verprügeln . . .“

„Richtig! Richtig! . . .“ donnert es durch die Soldatenreihen.

„Stürmen wir die Peter-Paul-Festung!“ schreie ich und hebe mich mit den vor Frost erstarrten Beinen in den Steigbügeln hoch.

„Ja! Recht hat er! Huu—rraa—hh!“ klingt es durch den ganzen Platz. —

„Nun haben wir gehört,“ fährt der Zugführer, als der Lärm sich legte, fort, „daß ihr kommen sollt, haben beschlossen, euch hier zu erwarten und gemeinsam mit euch alles zu beraten.“

„Von wem habt ihr das gehört?“ fragt erstaunt Grigorij.

„Vom Taurischen hat uns der Vorsitzende telephonierte: Welche Armee — fragte er, marschiert zu dem Narwatore? Für wen ist sie? und wer kommandiert sie? Wir haben sofort verstanden, daß ihr es seid. Das ist unsere Armee, die kommt, sagten wir dem Vorsitzenden, und die Soldaten selbst kommandieren. Wir wußten nicht, daß auch Offiziere dabei sind,“ sagte der Zugführer und sah uns mißtrauisch an. „Und der Vorsitzende legte daraufhin das Hörrohr sofort ab.“

Der schwarze Soldat lächelte.

„Hört mal, Genossen! Ich schlage euch eine Rast vor. Wir müssen uns ausruhen und uns kampfbereit machen. Sonst wird es nicht gehen und passiert dann etwas, so werden wir weder Kanonen, noch Maschinengewehre finden . . . Ausruhen und dann in den Kampf! . . . Seid ihr einverstanden? . . .“ Er sah uns mit brennenden Augen an.

„Recht hat er! Recht!“ schrie es von allen Seiten.

„Ich werde mich inzwischen mit dem Komitee in Verbindung setzen,“ sagt Grigorij, seine Brille putzend. „Da die Gefängnisse alle geöffnet wurden, sind unsere Leute sicher wieder an Ort und Stelle.“

„Gut. Grigorij fährt also ins Parteikomitee,“ sagte der Soldat mit dem verbundenen Bein. „Iljinskij und der

Fähnrich Ssemaschko sollen inzwischen das erste Schützenregiment sammeln."

„Es ist aber noch sehr weit zurückgeblieben . . .," sagt der langnasige Fähnrich.

„Ja, eben deshalb muß man sie sammeln . . . Und unser Leutnant . . .," der Soldat sah mich freundlich an. „Wie ist Ihr Name?"

Ich nannte meinen Namen.

„Also, unser Leutnant soll sofort in die Maschinengewehr-Kommandantur in das Taurische Palais reiten. Wenn der Sowjet dort ist, müssen wir mit ihm in Verbindung treten. Melden Sie alles über uns und kommen Sie sofort zurück. Wir werden im Technologischen Institut sein. Haben Sie verstanden?"

„Zu Befehl, ich habe verstanden," antwortete ich und gewohnheitsmäßig salutierte ich stramm, als stände vor mir kein gewöhnlicher Soldat, sondern als erteile ein General mir Befehle.

Als ich ein paar Schritte weggeritten war, lächelte ich vor mich hin. Das ist Revolution! Ein gewöhnlicher Soldat mit einem durchschossenen Bein. In Oranienbaum hielt er noch die Zügel meines Pferdes, wie eine gewöhnliche Ordonnanz. Und jetzt erteilt er Kriegsbefehle einer vieltausendköpfigen Armee. Und was das Wesentliche ist: Die Befehle sind richtig und gescheit. Was bedeutet also ein „General"?!

Über die Borowoj-Brücke, wo erst vor drei Tagen ein Offizier des Ssemjonow-Regiments stand, der wie ein emailliertes Spielzeug anmutete und mit weißen Handschuhen den Revolverhahn elastisch abdrückte, raste jetzt holpernd ein rotbewimpeltes Personenauto und trompetete verzweifelt mit der Hupe. Wie ein Igel starrte es vor Bajonetten, und war vollgestopft mit kriegerisch brüllenden, bei jedem Straßenloch aufschnellenden Menschen. Sogar auf dem in der Sonne glänzenden schwarzlackierten

Schutzblech lagen, wie graue Haufen, Soldaten mit schußbereiten Gewehren. Die auf der Ligowka hin und her schwirrenden bewaffneten Soldaten und Arbeitergruppen jauchzten, begeistert von der vorübersausenden Festung und schossen in den schweigenden Himmel.

In hastigem Gespräch eilten bewaffnete Arbeiter in das Zentrum der Stadt. Die Gewehre schnalzten einander, in der frostig-sonnigen Luft, sorglose Schüsse zu. Mit den Borsten der Bajonette wackelnd jagten Lastautos mit Gepolter vorbei. Aus freudiger Kehle brüllten die Massen. Auch das rauhe Rollen der Polizei-Maschinengewehre, die sich irgendwo in den fernen Brunnen der widerhallenden steinernen Gäßchen eigensinnig festgesetzt hatte, konnte nicht mehr die frühlinghaft frische, frühlinghaft zwitschernde, frohlockende Stimmung der Straßen dämpfen.

Doch diese Stimmung war augenscheinlich nicht allen angenehm. Hunderte von gemütlichen Wohnungen verhüllten mit schweren Gardinen ihre satten Fenster. Das gläserne Prahlen der Schaufenster kniff seine Augen zusammen, versteckte sich feig hinter die Schale der Schilder und Läden. Sogar die hochmütigen Fassaden der steinernen Riesen schienen sich zu ducken und schielten angeekelt, in affektiertem Entsetzen, die für sie schrecklichen Fahnen an, mit denen sie dreist vollgespickt wurden. Eines war klar: die würdevollen Häuser haßten tödlich das stürmische Treiben der Straßen. Maschinengewehrblei wurde auf die Straßen gespuckt und die Straßen rächten sich an den Häusern. Grausam rächten sie sich.

Zuerst begriff ich das nicht. Es schien mir sogar ganz wahnsinnig, daß die Straße dieses Haus so erbarmungslos quält. Ich ritt heran und mit mir marschierte die siebzehnte Kompagnie mit zwei Maschinengewehren an. Das Eckhaus auf der breiten Ligowka war zum Tode verurteilt. Die triumphierende Masse umringte es in einem düsteren, gespannten Schweigen.

Dicke Papierstöße in blauen Umschlägen lagen auf dem schmutzigen Trottoir. Nebenan zerbrochene Stühle und Fetzen vergoldeter Fransen, von einem roten, tintebegossenen Tischtuch, das man gerade als Fahne an eine Stange annagelte.

„Genossen! Genossen!“ stürzten sich alle durcheinander auf uns. „Auf dem Dachboden dieses Hauses hat sich Polizei festgesetzt! . . . Die ganze Nacht haben sie mit den Maschinengewehren geknattert . . . Wieviele sie erschossen haben, die Hunde! . . . Und ergeben sich nicht . . . Wir haben sie jetzt angezündet . . . Wenn sie uns beschießen werden, dann helft uns, Genossen . . .“

Wir blieben stehen und machten für jeden Fall ein Maschinengewehr schußbereit. Die Polizei muß selbstverständlich vernichtet werden. Warum aber ein zweistöckiges Haus vernichten? . . . Inzwischen wälzten sich aus den zerschlagenen Fenstern dichte, rötlich-graue Wolken heraus. Ab und zu ergossen sich mit ihnen grelle Feuerbüschel. Das eiserne Dach zischte hilflos. Dünne Rauchlocken ringelten sich darüber. Plötzlich fiel das Dachfenster klirend auseinander und ein menschlicher Kopf erschien darin. Ein großer, keuchender, verzerrter Mund bäumte das schwarze Kämmchen seines Schnurrbartes heraus. In starrem Entsetzen krochen die Augen aus den Höhlen. Eine Hand griff nach dem Fensterrahmen und eine schwarze Schulter, mit dem roten Kißchen der Polizeiepauletten, schob sich, von einem flüssigen, bläulichen Rauch umweht, heraus.

„Das ist er! Das ist er!“ brüllte die Masse. „Schlagt die Polizistenhunde tot! . . . Kein Erbarmen mit ihnen! . . . Verbrennt das zaristische Gesindel! . . . Pfeffert mit den Maschinengewehren in sie hinein, Genossen! Ja, mit den Maschinengewehren! . . .“

Aber auch ohne uns klatschten schon Schüsse, einander überjagend. Der Rahmen des Dachfensters wurde

zum Sieb. Der Polizist schluckte müde die Luft und stürzte zurück in das graue Dunkel. Und plötzlich ging ein Knattern durch das Dach. Aus den Fenstern quollen fette, fetzige, graue Rauchknäuel hervor. Längliche Zotteln bunter Flammen leckten hinunterhängend die Fensterrahmen. Das Dach wurde lila. Der Rauch stieg in die Höhe. Im Innern des Hauses kollerte und zischte es. Durch die flimmernden Fenster des ersten Stockes sah man, wie grellrote Eidechsen im feurigen Dunste hinunterschwirrten und huschten. Das Haus des Polizeireviers ging demütig unter.

„Wozu haben sie die Akten alle herausgeschleppt?! . . . Will sie denn irgend jemand retten?! . . .“ Beunruhigte Ausrufe hüpfen durcheinander. „Verbrennt die Polizistenbrut mit ihrem ganzen Dreck zusammen!“

Die Masse gröhlte, brüllte auf, setzte sich langsam in Bewegung und dicke Papierbündel, vom Wind auseinandergejagt, flogen durchs Fenster ins Feuer.

Das Dach stürzte zusammen. Ein toller Wirbelwind von Funken und schwarzem Rauch stieß in die Höhe. Ein bitterer Dunst preßte die Kehle zusammen. Mein Pferd scheute zurück. Es wurde warm, schwarze verkohlte Papierschmetterlinge kreisten in der Luft.

„Die haben wir erledigt, diese Aasgeier!“ lächelten die Soldaten, als wir uns eilig auf den Weg machten.

„Ach könnte man nur jetzt auf Urlaub gehen!“ Ein schnurrbartloser junger Soldat kratzte seinen Kopf unter der Pelzmütze. „Wir würden unserer Landesregierung ebenfalls einen roten Hahn aufs Dach setzen, daß sie ihr Vergnügen daran hätt! . . . Prosit Mahlzeit . . .“

„Beeil dich nicht, Bruder,“ schnitt ein mürrischer Soldat düster ab. „Wart ein wenig, laß uns mal zuerst hier fertig werden.“

Vom Snamenskiplatz her ertönt unregelmäßiges, eisernes Klirren von Gewehrgeplänkel. Wer schießt dort?

Menschen liefen dort hin und kamen von dort hergelaufen. Im leichten Nebel des strahlenden Sonnentages erinnerte ich mich plötzlich: bleischwerer Himmel, ein unglücklicher Arbeiter kriecht mit durchschossenem Bauch den Schnee rot färbend, ein roter Fetzen, der auf dem Bronzestiefel des Selbstherrschers vergessen wurde. Wir beschleunigten unser Tempo. Unsere Schritte wurden rascher und fester, sogar mein Schimmel, den ich abgetreten hatte, konnte uns, mit dem aufgeschnallten Maschinengewehr hin und her schlenkernd, kaum einholen. Es drängte uns, einen der letzten zaristischen Eiterherde mit unseren Maschinengewehren aufzustechen. Auf uns, auf das explodierende Petrograd, schaut doch, den Atem anhaltend, voller Hoffnung, das ganze unermeßliche, vielgeprüfte Rußland.

Als wir auf den Platz vor dem Nikolajewski Bahnhof kamen, verstummten die Schüsse und es schien mir, daß der unsinnig aufgeblasene, bleierne Zar die Lippen seines Nilpferdes mit den Zügeln vor Ärger blutig reißt und sein verdüstertes Gesicht wütend von den immer neu hinzuströmenden Arbeiterreihen wegwendet. Gierig schaut der verlassene Imperator in das geheimnisvolle Dunkel der Bahnhofshalle. Auf wen hofft er?

„Heh! Offizier! Offizier! . . .“ schreien keck einige Soldaten und Arbeiter und umringen einen aus dem Bahnhof kommenden Offizier. Der zuckt zusammen und sieht in die rauen Mündungen der auf ihn gerichteten Revolver.

„Gib deine Waffen! Deine Waffen! Genug kommandiert . . .“

Der Offizier wird rot wie eine Fahne, wie die frische grellrote Fahne, die über dem Bahnhofs weht. Man zerzt ihm den Säbel herunter und nimmt ihm den Gürtel mit dem Revolver. Man tastet seine Taschen ab: ob nicht ein zweiter irgendwo versteckt sei. Er hebt demütig seine

Arme in die Höhe, wie es ihm befohlen wird. Sein kläglich irrender Blick fällt zufällig auf mich. In seinen Augen glänzt ein Funken einer Hoffnung, erlischt aber sofort in der Asche seiner grauen Wangen vor meinem kalten, spöttischen Lächeln. Es gibt noch genug Sastjoschkins und Ilowaiskis!

„Offizier! Offizier!“ schreit es von den Stufen und jetzt werde ich umringt.

„Wer seid Ihr?“ peitschen die Fragen auf uns ein. „Warum seid Ihr bewaffnet? Wohin geht Ihr?“ Erbarmungslos feindliche, forschende Blicke gleiten über uns, doch man greift nicht zum Revolver, wahrscheinlich, weil meine Kompagnie hinter mir ist.

„Was macht Ihr, Brüder! . . . Seht Ihr denn nicht, daß wir zu euch gehören?“ drängen meine Soldaten sie entrüstet zurück. „Er geht mit uns. Wir kommen von Oranienbaum . . . die ganze Nacht sind wir marschiert und gehen jetzt in den Sowjet, zum Taurischen Palais . . .“

„Ach so!“

„Woher können wir wissen, wer er ist? Vielleicht habt Ihr ihn gefangen und führt ihn irgendwo hin?“ schreit man aus der immer größer werdenden Masse.

„Höre mal, Offizier!“ Ein schwarzer, versengter, mit irgend einer stinkenden Säure durchtränkter, abgetragener Rock drängt sich heftig an mich heran. Er sieht durchdringend in meine geraden, etwas fassungslosen Augen. „Hör’ mal Bruder! Wenn das so ist, so steck’ dir irgend wo . . .“ er reißt rasch einen schmalen Streifen von einer roten Fahne, die ein Arbeiter neben mir in der Hand trägt, ab und gibt ihn mir. „Sonst werden dich auch noch andere anhalten.“

Dankbar greife ich nach dem Band und drücke ihm fest die Hand.

„Danke, Genosse,“ sage ich leise, „danke! Wer seid Ihr? . . .“

„Wir sind Arbeiter der Drahtfabrik . . . ,“ lächelt er schüchtern.

Bereitwillig helfen mir die Soldaten, die rote Binde auf dem Ärmel zu befestigen.

„Schaut mal jetzt her!“ mit triumphierender Geste schiebt der Drahtarbeiter die Menge auseinander. „Jetzt sieht man es sofort, Bruder: unsere Armee!“ Und ein gerührtes Lächeln schwimmt breit über sein von beizendem Säurendunst zerfressenes Gesicht.

„Huuur—rrrah! . . .“ Der ganze Platz winkt mit den Mützen.

Ich gehe mit meiner Kompagnie weiter, senke etwas beschämt die Augen, bin aber innerlich begeistert und stolz über diese „Einweihung“.

„Huuu—rrrah!!“ donnert es noch rasender. „Wir haben ihn gefangen! . . . Wir haben ihn gepackt! . . . Erschlagen muß man ihn! . . . Diesen langmähnigen Dreckkerl! . . .“

Ich hebe erstaunt die Augen. Auf der Ecke des Alten Newski-Prospektes steht ein Lastauto. Mit dem Rücken zum Chauffeur sitzt auf einem mit Kreide und Lehm beschmutzten Brett ein Pope, die seidene Kapuze tief ins Gesicht geschoben. Sein grauer Bart und Schnurrbart zittern hilflos von den feigen Zuckungen seiner schlaunen, erschrockenen Äuglein. Vergebens versucht er mit seiner bebenden Hand die Schöße seines weiten, glänzenden, prächtigen Pelzes zusammenzuhalten. Unter dem buschigen warmen Pelz glitzern kostbare Steine kleiner Heiligenbilder, die auf dicken, silbernen Ketten über einen lilaseidenen Priesterrock hängen. Neben ihm sitzt, einen schußbereiten Revolver in der Hand, ein Arbeiter. Mit den Gewehrkolben klirrend, steigen Soldaten rasch und lustig lachend in das Lastauto.

„Oh du liebe Zeit! . . .“ zwinkert einer von ihnen und klappt die Tür des dröhnenden, nervös zitternden Kastens fest zu. „Wenn man so einen Pelz hätte,“ er zeigt

frech auf den Geistlichen, „dann könnte man leicht in die Schützengräben gehen! . . .“

„Wer ist das?“ frage ich einen Studenten, mit einer roten Armbinde, der sich zum Chauffeur setzt. Doch das Lastauto bewegte sich schon.

„Das ist Pitjirim! Pitjirim!“ schnattert es um mich herum. „Man hat ihn jetzt gerade in der Alexander-Newski-Kirche gepackt . . .“

„Was wird jetzt mit dem Kreuz in Konstantinopel geschehen?“ lächele ich spöttisch vor mich hin.

„Rasputins Kumpan!“ schnalzt triumphierend ein vorbeigehender Arbeiter. „Man schleppt ihn ins Taurische Palais . . .“

„Wie ist das? Der Metropolit, die allerheiligste Person selbst . . . Und plötzlich so . . . unehrerbietig!“ . . . zischelt ein altes kleines Weib, der das alles nicht einleuchten will und wackelt mit dem welken Kopf.

Vom Alten Newski-Prospekt zogen graue stickige Brandwolken herüber. Das mächtige Alexander-Newski-Polizeirevier brannte langsam aus. Sein steinerner Turm über dem eingestürzten Dach legte sich drohend auf die Seite und eine fette, dichte Glut strömte, Asche atmend, dem frostigen sonnigen Himmel zu. In den steinernen Löchern der Fenster siedete noch stürmisch ein Feuerbrei, und bis zum Weißglühen erhitze Eisenbalken blendeten die Augen.

Die Straßen rächten sich erbarmungslos an den Häusern.

Wie mag sich wohl Rutschkin in dieser Nachbarschaft fühlen? . . .

Einzeln herumschlendernde bewaffnete Soldaten sehen uns freundlich an, salutieren aber nicht. Was wäre das auch für eine Revolution, wenn man vor jedem Herren, vor jeder Offiziersepaulette stramm stehen würde?! . . .

Ich wollte so rasch als möglich ins Taurische Palais kommen. Dort ist der Stab. Dort der Kopf der Arbeiter-

klasse. Von dort kommen alle verantwortlichen Kampf-befehle zur Führung des Aufstandes. Dort wird man über alles gut und genau orientiert sein. Dort weiß man, wo der Zar ist, wo das Militär ist, wo die Polizei, wo die Minister sich befinden . . .

„Durch die Suworowskaja werdet ihr nicht durchkommen,“ sagen geschwätzige Neugierige aus der Masse, die neben uns den Trottoir entlanggehen, „dort geht momentan ganz Fürchterliches vor . . . ganze Berge von Toten und Verwundeten! . . . Das litauische Regiment ist hingegangen, um sie herauszuschlagen . . .“

„Wen herauszuschlagen?“

„Man sagt, daß die Offiziere sich in den Spitälern verschanzt haben . . . von dort aus knattern sie mit ihren Maschinengewehren . . . geht lieber durch die Ligowka und dann durch die Paradnaja . . .“

„Nun, was meint ihr dazu?“ wende ich mich an die Kompagnie.

„Es ist schon besser, durch die Ligowka zu gehen, Leutnant. Wir sind doch nicht mehr als drei Dutzend, dort kommen wir schneller durch . . .“

Wir gehen durch die Ligowka. Eigentlich schäme ich mich. Doch vielleicht ist es besser, so zu marschieren, als sinnlos zu riskieren. Das litauische Regiment wird sie schon herausprügeln.

SIEBENTES KAPITEL

Schon von Ferne flogen uns die messing-klirrenden Aufschreie der Orchester entgegen. Die ganze Weite der Schpalernaja, gegenüber dem Taurischen Palais, war von immer neu heranflutenden Menschenmassen, die die roten Kämme der Fahnen und Plakate bewegten, dicht überfüllt. Schwarze hartnäckige Keile von Arbeitern

bohrten sich vorwärts. Automobile, die mit dem geschliffenen Glas ihrer Fenster glänzten, krächzten bereits und konnten sich nur mit Mühe Platz zur Einfahrt ins Palais verschaffen. Fettglänzende Gesichter mit Sealkragen glimmten in kläglicher Unbeholfenheit zwischen den weichen Kissen.

„Platz! Platz!“ schrien Studenten und sprangen auf die Trittbretter der Autos. „Abgeordnete der Duma! macht Platz!“

Unwillig wird Platz gemacht. Kalte, neugierige Blicke glitten über die Autos, und rasch lief man, mit den Mützen winkend davon, zu den dichten, langen Soldatenkolonnen, wo hinter den wiehernden Orchestern breite rote Fahnen wogten. Über die Straßen holpernd, wackelten langsam, mit ihren Motoren keuchend, abgewetzte Lastautos. Wie ein riesengroßer, von der Hand eines frechen Buben aufgestöberter Ameisenhaufen, wimmelte die Parkanlage vor dem hellgelben Palais von unübersehbaren Menschenmassen. Vor dem linken Tor war ein massiver Granitprellstein herausgeschleudert und lag quer über der Straße. Neben ihm ein zertrümmertes, verbogenes Lastauto. Ein Mann in einem Mantel, ohne Hut, stand auf ihm und fuchtelte laut schreiend mit den Armen. Er bewegte sich hin und her, drohte mit den Fäusten, doch waren seine Worte nicht zu hören. Das aufgewühlte Meer von Menschenköpfen: in verschiedenartigen Studentemützen, in Frauenhüten und Tüchern, in Arbeiterkappen und Wollkäppchen, vor allem aber in grauen, abgetragenen Soldatenpelzmützen, brüllte und tobte, und dieser Lärm prallte am hohen eisernen Zaun der Parkanlage ab. Die welken Hecken des Hagedorns und die geschorenen Akazien knisterten und duckten sich. Kavalleristen mit roten Fetzen auf den Lanzen, versuchten ihren Pferden Platz zu machen, um sich in einer Reihe zu ordnen. Die freudestrotzenden Trompeten zerschnitten, mit ihren

Klängen spritzend, die Luft. Die Marseillaise wirbelte, die Marseillaise schwang sich in die Höhe, wie die leichtbeflügelte Fahne der alten Barrikaden des fernen Paris. Die Marseillaise wob und dröhnte über der erregten, bewegten Masse, die von den neu hinzuflutenden Menschen gegen die weißen Säulen des Palais gedrängt wurde. Dort, vor einem schmalen schwarzen Tortrichter stand eine Wache der Preobraschenski-Soldaten. Sie verlangten Passierscheine, doch die Menschen drängten sich vorwärts in unaufhörbarem Strome und wurden von der offenen Tür verschlungen.

„Wozu Passierschein? . . . Siehst du denn nicht, daß wir eine Arbeiterdelegation sind?“ schreit heiser, sich an die lederne Brust schlagend, irgendein Chauffeur. Er kommt auch durch.

„Laßt mich! Laßt mich! Ich habe einen dringenden Bericht für die Abgeordneten der Duma!“ kreischt unwillig ein kleiner Student. Und man läßt ihn hinein.

„Ich gehöre doch zu ihm!“ quietscht eine kleine Studentin und huscht rasch durch.

Soldaten werden zurückgehalten:

„Nicht alle, Genossen!“ Es sind schon genug Soldaten-delegierte drin. Sie können sich gar nicht mehr rühren.

Ich ließ meinen Schimmel und die Hälfte der Kompagnie im Hof. Mit den anderen Soldaten arbeitete ich mich der Tür zu. Die rote Binde unter den Offiziersepauletten veranlaßte die Wache, ohne viele Fragen, uns Platz zu machen.

*

Das Dunkel der Halle mit dem Spinngewebe der vorspringenden schwarzen Logen unter der Decke verschluckte uns rasch mit den vom Menschengewühl tobenden Stufen und stieß uns in den schweißigen Wirbel des runden Saales. Die weißen Kacheln der untersetzten

Öfen preßten sich erschrocken an die hohen rosa Wände. Reihen von neugierigen Soldaten tasteten mit schwierigen Fingern den Marmorglanz der Säulen ab und hoben die offenen Münder zum prächtigen Stuck der hochmütigen Plafonds. Andere, sich faul auf die Gewehre stützend, schlugen lärmend die Rahmen der runden Vitrinen mit den Bildern der Duma-Delegierten aneinander.

„Schau mal her: Markow, der Zweite! So stehts hier geschrieben. Was der für eine Fresse hat! . . .“

„Zerschlag es, das Aas!“

Das Glas klirrte. Das Bild wurde herausgerissen.

„Und hier: Purischkewitsch. Dieser kahle Teufel!“

„Der hat immer gegen uns geredet, dieser Hund! Raus mit ihm!“

Das Bild des polternden, beßarabischen Magnaten wird in einer Sekunde mit einem Bajonett zerfetzt.

„Und was ist das für eine Vogelscheuche? Das ist: der Präsident! So ein Truthahn . . . Raus mit ihm!“

„Was machst du?! Bist du verrückt geworden? Das ist doch Rodzjanko.“

„Und wenn? Ist doch einer wie der andere! . . .“

„Er ist doch jetzt für uns . . .“

„Für uns? . . .“ ein skeptisches Mißtrauen in der Stimme.

„Genossen! Wo ist hier der Sowjet?“

Man schielt uns gleichgültig an:

„Wer kann das wissen . . .“

„Der Sowjet ist dort. Fragt jene da drüben!“ Ein breit-schultriger Soldat zeigt mit der Hand auf die Säulen. Auf seiner Brust eine große silberne Medaille: „Für Glaube, Zar und Vaterland“, darüber ein rotes Band.

Vor den Marmorsäulen ein Haufen schmutziger Soldaten, die Brot kauen und an Heringsschwänzen nagen. Von der Ferne hört man einen Redner. Er hat ein unraisiertes mageres Gesicht. Er steht auf einem runden Tisch aus Ebenholz und bewegt seinen Adamsapfel unter seinem

grauen Bärtchen hin und her. Seine Augen glänzen müde und er sagt:

„Ge—nos—sen! Die revolutionäre Demokratie . . . die Freiheit . . . wird . . . ein siegreiches Volk . . . die Freiheit . . . muß sofort organisieren . . .“

„Warum spricht er nicht vom Krieg? . . . Was soll jetzt mit dem Krieg geschehen?“ brummt ein bärtiger Soldat.

Vor mir steht, ein breites rotes Band malerisch um die Pelzmütze geschlungen, ein Fähnrich.

„Wer spricht?“

Ausdrucksvolle begeisterte Augen blitzen mich an:

„Tschcheidze.“

„Ah, Tschcheidze! . . .“

Das dumpfe Tosen des riesengroßen Saales wird plötzlich durch einen Hagel von Beifallklatschen gespalten. Ein „Hurra“ wirbelt auf. Tschcheidze springt vom Tisch.

Sein Gesicht in verächtliche Falten gezogen, drängt sich mit fliegenden Rockschoßen Krupenski durch. Ich erkenne sofort den Delegierten der „Schwarzen Hundert“ nach der Photographie.

„Wie komme ich zum Sowjet?“ frage ich den Fähnrich.

„In das Exekutivkomitee? Das ist dort um die Ecke im Zimmer Nr. 11.“

Der Fähnrich scheint ebenfalls von meiner roten Armbinde entzückt zu sein und freut sich, mir helfen zu können.

„Sie wollen vielleicht in die Kriegskommission? . . . Mein Name ist Kowrigin.“

Ich nenne meinen Namen.

„Nein, ich brauche den Sowjet . . .“ ich beeile mich, dem Soldaten Kowrigin zu folgen.

Die Wache an der Tür will uns nicht durchlassen.

„Wohin wollt Ihr? Wohin?“ drängt man uns zurück.

Durch die Spalte zischt ein Cutaway wütend.

„Hier ist Sitzung . . .“

„Wir suchen den Sowjet!“ sage ich mit Nachdruck.

„Was wollen Sie dort?“

„Lassen Sie uns herein, Genosse Ssuchanow“, bittet über meine Schulter hinweg Kowrigin.

„Ich komme um Instruktionen! Wir sind hier fünfzigtausend Mann hoch angekommen . . .“

„Woher?! Was für fünfzigtausend Mann?!“ wenden sich halb erstaunt, halb unzufrieden, die am Tische sitzenden Männer zu mir. „Nikolaj Nikolajewitsch lassen Sie ihn doch herein!“

„Ach das nimmt doch kein Ende!“ sagt Ssuchanow mißmutig.

„Kommen Sie herein! Was ist los?“ ertönt es besorgt und hartnäckig von allen Seiten.

Zwei große Fenster, die auf einen stillen, schneebedeckten, sonnigen Garten gehen. Portieren. Tabaksrauch. Hinter einem großen, grünen Samttischtuch zwei Dutzend ungewaschener, unausgeschlafener Männer in Röcken, Cutaways, Mänteln. In einem der Lehnstühle, mit einem Pelz fest zugedeckt, der müde, gereizte, borstige Tschcheidze.

„Woher fünfzigtausend?!“ fragt gutmütig ein breitschultriger, großgewachsener Mann mit einem breiten Bart und einer klugen Stirn.

„Aus Oranienbaum. Maschinengewehrschützen. Zwei Regimenter, hunderte von Maschinengewehren. Batterien aus Peterhof.“

„Oho!“ sagt verschlafen lächelnd, ein grauäugiger, zarter Intellektueller mit blondem Bärtchen.

„Seid ihr nun alle hier?“, fragt liebenswürdig der bärtige Mann und steckt seine Finger in die Taschen seiner grauen Weste.

„Nein, hier nicht. Die Soldaten sind sehr müde. Haben nichts gegessen. Sind jetzt ins technologische Institut gegangen. Ich bin mit einer Kompagnie und zwei

Maschinengewehren hergeschickt, um die Verbindung mit Ihnen aufzunehmen."

Enttäuschtes Schweigen.

Ich füge hinzu:

„... und um weitere Dispositionen zu bekommen..."

„Ich habe doch gesagt, daß man niemand herein lassen soll!" brummt Ssuchanow. „Sonst geht es ewig so weiter. Das ist ein Meeting, aber keine historische Sitzung des Exekutivkomitees. Ich möchte wissen, wann wir die Frage der Druckereien lösen werden?! Die Hälfte unserer Leute ist schon fortgegangen und jetzt müssen wir die Sitzung des Sowjets eröffnen! Ich habe gesagt..."

„Nikolaj Nikolajewitsch! genug gebrummt. Das wird rasch erledigt werden!" spricht wichtigtuerisch ein kleiner stämmiger Mann im Cutaway. Eine sorgfältig versteckte Glatze. Ein blitzender Kneifer. „Das ist doch sehr wichtig!" Er erhebt plötzlich seinen buschigen, breiten Bart. „Man muß ihn sofort in unsere Kriegskommission führen!" Er springt auf, macht mir ein Zeichen ihm zu folgen und rennt geschäftig zur Tür.

Ein magerer Jude mit müden, hervorquellenden Augen, grau, der einen grauen Anzug trägt und ausschaut, als wäre er gerade von der Kasse einer Drogerie hergelaufen, dreht gleichmäßig einen Bleistift in der Hand. Wahrscheinlich hat er Protokoll geführt. Jetzt neigt er mit ehrerbietigem Flüstern sein lockiges Haar zum aufhorchenden Tschcheidze.

„Nikolai Dmitrijewitsch!" sagte er rasch, „bitte gehen Sie nicht fort! Ein anderer soll den Offizier begleiten. Genosse Kapelinski kann mit ihm gehen!..." er wendet sich zum Lockigen. „Bleiben Sie hier! Wir werden sofort den Sowjet eröffnen. Wir haben eine dringende Anfrage von der Elektrischen."

„Genossen! Laßt mich herein!" drängt sich ein Student mit ganz grün gewordenem Gesicht uns entgegen. „Ich

sage doch: eine außerordentlich wichtige Angelegenheit! Eine dringende Mitteilung! Verstehen Sie: Proklamationen! Ja, Proklamationen der ‚Schwarzen Hundert‘!” Er streckt den verwunderten Soldaten einen dichtbeschriebenen Zettel hin.

Das ist also das Exekutivkomitee des Arbeitersowjets! Das mächtige Steuer, das die ganze Revolution führt? Wie klein und kläglich erschien mir jetzt unser Oranienbaumer Aufstand: die schlaflose Nacht, der dumme närrische Marsch, die morgendliche Schießerei, die schmutzigen Putilowarbeiter, die hungrige Müdigkeit. Was sind das alles für Nichtigkeiten im Vergleich mit der Größe der hier zu beratenden wichtigsten Aufgaben! Und warum störe ich diesen Stab der Revolution durch meine naiven Dummheiten! Ich schämte mich ein wenig und fühlte mich wie leer geworden.

Nur dem blinden Gefühl der Disziplin mich unterordnend, folgte ich mechanisch den wehenden Rockschößen Ssokolows. Er drängte sich rasch durch die Soldaten, runzelte seine dichten Augenbrauen, hob feierlich seinen buschigen schwarzen Bart, unter dem man das blau-weiße Universitätsabzeichen sah. Eine tiefe Ehrfurcht vor diesem berühmten Advokaten, der mit seiner Verteidigung so vielen Bolschewiken geholfen hatte, ließ mich kaum die komische Zerzaustheit seiner stämmigen, kleinen Gestalt bemerken.

„Wer ist der Mann mit dem breiten Bart in dem Exekutivkomitee?“ fragte ich Kowrigin, der mich noch immer begleitete.

„Das ist Stjeklow, ein Journalist.“

„Und der Blonde, der Sympathische, mit dem Bärtchen? . . .“

„Wissen Sie das nicht? Das ist der Abgeordnete der Duma, Sozialdemokrat, Menschewik Skobeljew. Er ist einer der Stellvertreter des Vorsitzenden des Exekutivkomitees.“

„Wer ist der Vorsitzende?“

„Tschcheidze.“

„Und wer ist der zweite Stellvertreter des Präsidenten?“

„Kerenski!“

„Welcher von den Herren dort war Kerenski?“

„Er war nicht dort. Er ist jetzt immer im Provisorischen Komitee der Duma. Dies Komitee befindet sich auch dort, wohin wir jetzt gehen.“

„Sind Sie schon lange hier?“

„Seit heute morgen. Ich bin schon zum zweiten Male hier und gehe jetzt wieder gleich fort.“

„Wohin?“

„Ich verhafte Gendarmen und führe sie hierher.“

„Sind Sie Bolschewik?“

„Nein, Sozialrevolutionär!“ blitzt er mich mit den Augen an.

✱

Wir haben uns durch den Menschenwirbel hindurchgearbeitet und sind an Soldatenreihen und Wachtposten vorbei in den rechten Korridor gelangt. In gedrückter Stimmung triebensich hier lange Priesterröcke mit großen Kreuzen auf der Brust und gestärkte Hemden unter Cutaways und Smoking herum. Das waren die vornehmen Abgeordneten der Duma, die durch das ungebetene gemeine Volk hierher zurückgedrängt wurden. Einzelne Offiziere huschten der Wand entlang an uns vorbei. Hinter einer Wand mit matten Scheiben glänzte öde eine tote Post- und Telegraphenabteilung.

Skolow rannte zu den weißen Türen des Zimmers Nr. 41, wo eine Soldatenwache der emsigen Masse von Offizieren und Zivilisten standhielt.

„Hören Sie, was die dort brüllen? ‚Nieder mit dem Krieg!‘ Wie gefällt Ihnen das? Dieser verdammte Pöbel! Diese Horde frecher Deserteure! Diese lausige Bande!

Oh, wenn das bei uns in Wollhynien passierte! . . . Man muß ihnen zu verstehen geben, daß wir nicht rebellieren wollen. Wir sind die Duma und keine wilde Horde! Dieses niederträchtige Pack!”

Das boshafte kleine Hasengesicht dieses großgewachsenen, schimpfenden Herren im schwarzen Rock zuckte von verhaltenem Haß. Ohne sich vor den anwesenden Offizieren zu schämen, im Gegenteil, scheinbar dadurch aufgepulvert, brachte er seine Wut durch nachträgliches Schimpfen zum Ausdruck. Neben ihm, wie angeklebt, rannte Krupenski.

„Haben Sie nur Geduld, Wassilij Witaljewitsch! Zwei Batterien von Peterhofsind zu Chabalow abmarschiert. . .”

„Haben Sie gehört?!” zwinkerte ein neben der Türe stehender Offizier. „Es scheint also noch nicht alles verloren zu sein! . . .”

„Wenn es nur dem Provisorischem Komitee der Duma gelingen würde, diesen Pöbel zu zähmen!” wackelte ein anderer besorgt mit dem Kopf.

Ein Dritter zieht seine Mütze vom Kopf und wischt mit dem Taschentuch seine rote Stirn ab.

„Miljukow ist gerade vom ersten Reserveregiment zurückgekommen. Dort soll alles in mustergültigster Ordnung sein! . . . Dort unterwerfen sich die Soldaten vollständig den Offizieren! . . .”

„Wer war dieser schimpfende Mann?” fragte ich einen der Offiziere, auf den Herrn mit dem Hasengesicht zeigend.

„Das ist ein Mitglied des Provisorischen Komitees, Schuljgin, ein sehr reicher Adliger”, sagte mit stolztem Selbstbewußtsein der Offizier.

In diesem Augenblick gelingt es endlich Ssokolow, uns in dasschwüle, menschenüberfüllte Zimmer hinein zu führen. „Ich werde Sie sofort zu Filippowski bringen”, wendet er sich zu mir, drängt einen Haufen Offiziere auseinander,

die aufdringlich [um den Tisch kleben, rennt auf einen brünetten Seeoffizier in einer blauen Bluse zu.

Es kam mir vor, als wären sein Bart, sein herunterhängender Schnurrbart, seine eingefallenen Augen aus ein und demselben hartgewordenen Teer gegossen. Den goldenen Epauletten nach war er Leutnant.

„Wassilj Nikolaitsch, bitte empfangen Sie diesen Offizier . . . Maschinengewehrregimenter aus Oranienbaum! . . . Er wird Ihnen selbst alles erzählen . . .“ Ssokolow drängt sich wieder durch den Offiziersbrei und ertrinkt mit seinem Bart und seiner sorgfältig versteckten Glatze in der lärmenden Menge.

Filippowski unterschreibt sehr aufmerksam irgend etwas, ohne sich von dem raschelnden Papierberg loszureißen. Meine Soldaten haben sich bis zu mir hindurchgedrängt. Riesengroße Spiegel spiegelten dieses Offiziersgewühl wieder.

Ins Zimmer kamen immer neue und neue Offiziere und Zivilisten. Stellten sich förmlich vor, ihre bis zu Tode erschrockenen Seelen hinter den Spiegeln ihrer Stiefel und Scheitel versteckend. Mit gespielter Nachlässigkeit rauchten sie ihre Zigaretten an, stellten sich in feierlich stramme Position und schielten dabei mit verstohlenen feigen Blicken zu den Soldaten, die Gewehre, Säbel, Revolver, irgendwelche schwere Polizeipanzer, große Lederstücke, Weinflaschen und alle möglichen anderen konfiszierten Dinge von überall zusammenschleppten. Beamte verschiedener Behörden scharwenzelten herum und verschafften sich Order, um ihre Wohnungen vor Haussuchungen zu befreien. Von ihnen kamen dumpfe Gerüchte über Plünderungen von Geschäften, Proviantlagern, Märkten und Banken. Über heimliche Verstecke der Schwarzen Hundert, über Ernennung irgendeines Diktators. Zerzauste, gequälte Offiziere, die nervös an ihren Tischen saßen, empfingen

sie und fragten sie gierig aus: über die Bahnhöfe, die Polizeimaschinengewehre, die zu den Arbeitern übergegangenen Regimenter. Einzelne energische Männer, mit eigenhändig geschriebenen Ordres für Befehle und Haussuchungen, forderten sofortige Abstempelung, die Filippowski gleichgültig vornahm. In der Ecke, neben einem Tischchen, auf dem Geld in unordentlichen Haufen lag, das für „die Revolution“ gespendet wurde, stand schläfrig auf sein Gewehr gestützt ein Posten. Die grünseidenen Empiresofas und die aus dem Garten hergeschleppten Eisenbänke waren dicht besät von Offizieren und Zivilisten. Hysterische Telephonglocken zitterten. Ein schlanker Leutnant raste in einemfort zu ihnen und warf jedesmal seine Zigarette wütend weg.

„Ja . . . ja . . . Kriegskommission . . . Beim Telephon Leutnant Skobeiko . . . Admiralität? . . . Sie wünschen? . . . Hinschicken? . . . Wozu? . . . Ich höre! . . . Zu Befehl . . . Sofort . . . Legen Sie das Hörrohr nicht ab . . . Genosse Filippowski!“ Er klinkt mit den Sporen, „die Admiralität ergibt sich wie es scheint. Jemand verlangt dort Duma-Abgeordnete . . . Er nennt nicht seinen Namen und will unbedingt irgend einen Duma-Abgeordneten sprechen.“

„Was haben wir damit zu tun?“ brummte schläfrig Filippowski. „Melden Sie das Rodzjanko oder Engelhardt.“ Skobeiko läuft rasch heraus.

Filippowski wendet sich zu mir.

„Siesind aus Oranienbaum? Wie steht dort die Sache? . . .“

„Wir sind alle hergekommen.“

„Was heißt das alle?! . . .“

„Ganz Oranienbaum, Peterhof und Streljna. Wir haben die Offiziere weggejagt und sind hergekommen. Wir kampieren im technologischen Institut.“

„Was sagen Sie!“ Er springt erfreut auf und in einem Nu sind wir von einer erstaunten Menge umgeben.

Die Offiziere schweigen und sehen mich vorsichtig an, als wäre ich ein Ungeheuer.

„Skobeiko! Leutnant Skobeiko!“ schreit Filippowski. „Wo ist er?! . . . Ssinani! Warum haben wir bis jetzt nichts vom Anmarsch der Oranienbaumer erfahren?“

„Rodzjanko wußte es,“ unterbreche ich ihn. „Er hat sich bei unseren Leuten auf dem baltischen Bahnhofe darüber erkundigt.“

„Rodzjanko?!“ Ssinani springt erregt auf. „Ach ja, tatsächlich: Engelhardt drohte uns heute Nacht, daß Maschinengewehrregimenter Chabalow zu Hilfe kommen. Rodzjanko hat sogar Automobile ihnen entgegengeschickt. Das seid also Ihr gewesen?“ Filippowski schüttelt meine Hand.

„Registrieren Sie alles sofort, Genosse Ssinani. Wie haben Sie das aber so rasch gemacht? Es ist doch eine große Entfernung . . .“

„Vierzig Werst forcierten Marsch!“

„Sergej Dmitrjewitsch! hören Sie?“ sagte Filippowski zu einem Herrn in einem abgetragenen grauen Röckchen. Er saß auf dem Fensterbrett des riesengroßen Fensters.

„Kennt Ihr Euch?“ Filippowski zieht mich zum Fenster. „Mstislawski . . .“

Der Name sagte mir nichts, sein Träger wandte mir seine Augen zu. Dann wackelte er mit den herunterhängenden Falten seiner verwelkten Wangen, atmete pfeifend Luft ein, zuckte unabsichtlich nachdenklich mit dem Gesicht und über mich hinwegschauend sagte er nachlässig:

„Jaaa?“

Ich wiederholte dasselbe, was ich schon dem Exekutivkomitee erzählte, doch Mstislawski schien tiefsinnig über etwas nachzudenken.

„Ich bin hergeschickt worden,“ sagte ich, „um die Verbindung aufzunehmen.“

„Seid Ihr wirklich fünfzigtausend?!“ triumphierte Filipowski. „Und hunderte von Maschinengewehren habt Ihr? Das ist gut! Das ist mehr als gut! . . . Bleibt nur hier, wir werden euch schon brauchen können! . . .“

„Sind die Kämpfe denn noch nicht zu Ende?“ fragte ich.

„Das hängt davon ab, wo die Kämpfe stattfinden,“ erwiderte er unbestimmt. „Hier hat's den Anschein, als würden wir siegen, obwohl die Admiralität mit Chabalow sich nicht vollständig ergeben hat. Auch vor dem Volkshaus ist eine Schießerei. Vom Semjonowregiment haben wir überhaupt keine Nachrichten. Sie halten sich „neutral,“ lächelte er spöttisch, „wie alle Kriegsschulen . . . ich glaube übrigens, die Michailowschule ist zu uns übergegangen“, er sah erfreut durch das Fenster.

„Meine Herren!“ Ein hochgewachsener Militärbeamter, mit einem runden, wie gemeißeltem Gesicht, schwarzem Schnurrbärtchen, schnurgeradem Scheitel und schwarzen freundlichen Augen, stürmte erregt in das Zimmer. „Meine Herren, man hat Stürmer hergebracht! Stürmer! Man hat ihn verhaftet!“ Er sprach rasch, mit leichtem polnischen Akzent und lief sofort aus dem Zimmer.

„Meine Kompanie ist hier mit mir, es werden wohl dreißig Mann sein. Sie haben seit gestern nichts gegessen,“ lenkte ich schüchtern die Aufmerksamkeit auf mich, da meine Soldaten immer hartnäckiger nach Essen verlangen.

„Man sagt, daß hier irgendwo ein Verpflegungsmagazin für Soldaten eröffnet wurde. Gestern war noch nichts. Wir haben hier so einen kleinen Soldaten, Joffin! Er hat mit Brot und Butter gehandelt. Ich selber weiß nicht, wo dieses Magazin sein soll . . . Genosse Joffin! Joffin!“ schreit Filippowski. „Ssinani! Wo ist Joffin? . . . Alle sind weggelaufen . . . Sie werden selber versuchen müssen, sich etwas zu verschaffen. Kommen Sie aber, bitte, unbedingt zurück.“

Ich bat meine Soldaten, mich am Fenster zu erwarten und ging selbst den Korridor entlang. Wo wären sonst Nahrungsmittel zu finden, wenn nicht hier? Dort, rechts glänzten die Schloßzimmer.

Ein stattlicher, rosawangiger Herr mit zusammengekniffenen Augen und grauem katerähnlichem Schnurrbart erhob sich und kam mir entgegen. Es war nicht schwer, in ihm Miljukow zu erkennen.

„Was wünschen Sie hier, Fähnrich?“ Mit einer trockenen, mir unverständlichen Kälte blitzte mich sein Kneifer an.

„Ich suche Essen für meine Soldaten. Außerdem bin ich auch nicht Fähnrich“, sagte ich gekränkt.

„Wir können Ihnen leider nicht helfen. Hier ist eine geschlossene Sitzung des Provisorischen Komitees der Duma.“

Mit derselben schweigsamen Gehässigkeit starrten sie alle meinen linken Ärmel an. Ich hatte ihn ganz vergessen! Dort glühte eine rote Armbinde . . .

Ich ging unentschlossen zurück in den Korridor. Vor irgend einem Ausgang standen Garderobenständer, die mit eleganten Pelzen behängt waren. Neben ihnen saßen viele Portiers in Livree und sahen mich mit feindlicher Neugierde an.

Zum Teufel, was ist das für ein neugebackenes Provisorisches Komitee, von dem ich heute schon so oft gehört habe? In was für einer Beziehung steht es zum Sowjet der Arbeiterdelegierten, und was ist das für ein seltsames Benehmen der Krupenskis, Schuljgins und Miljukows?!

Ljubarski unterhielt sich noch immer mit dem Offizier des Preobraschenskieregimentes, und die Soldaten schlugen mit den Bajonetten auf die marmornen Fensterbretter. Es stellte sich heraus, daß sie sich stritten, ob das Fensterbrett ganz aus Marmor sei oder nicht. Blaue,

schräge Schatten schlichen schon durch das Fenster des Schlosses.

Plötzlich ertönte irgendwo, wahrscheinlich im Saale, Musik. Gleichmäßige Soldatenschritte kamen immer näher. Ich erinnerte mich an Scheweljew: „Eins! . . . Zwei! . . . Drei! . . . Vier! . . .“

„Es kommt wieder irgendein Regiment angelaufen,“ sagt Ljubarski höhnisch.

„Das Preobraschenskieregiment, das Preobraschenskieregiment!“ ein Ulan kommt ohne Mütze dahergestürmt. „Wo ist Michail Wladimirowitsch? . . .“ Und sie verschwinden alle in den Türen des Exekutivkomitees.

Ljubarski schaut ihnen gespannt nach. Der Offizier des Preobraschenskieregiments ist spurlos verschwunden.

„Wartet,“ sagte ich verlegen zu den Soldaten. „Proviand ist wahrscheinlich im anderen Flügel, ich werde dort nachschauen.“

Ich gehe durch das Menschengewühl in der Richtung zum Saale, doch eine Gruppe dicker, schwerfälliger Menschen drängt uns in die Ecke und läßt uns nicht durch.

„Macht Platz! Rodzjanko kommt!“ lispelt ein Offizier und macht mit dem Ellbogen Platz.

Einen Pelz um die Schultern geworfen, wackelt Rodzjanko, rasch mit seinem großen Bauche, sich wie ein Truthahn an der Spitze einer Herde grauer, unterwürfiger Truthennen aufblähend. Seine Knie wanken und er keucht durch den ganzen Korridor. Seine welken Wangen zittern wie Sülze. Ich versuche neben dieser einflußreichen Gruppe zu bleiben, die nach warmen Pelzen und Parfüms riecht.

Der mächtige Katherinensaal war bis zum Bersten mit Soldaten voll. Doch die regelmäßigen Reihen des feierlich einmarschierenden, mit seinen Bajonetten glänzenden Regiments zerschnitten scharf diesen dichten Brei.

Vor einigen Abteilungen marschierten geschäftig einzelne Fähnriche. Die Kompagnien wirbelten, polterten kriegsrish und ordneten sich in Viererreihen.

Von einer Loge aus fuchtelte ein toll gewordener Pope mit seinem Kreuz über ihnen. Er wollte scheinbar die revolutionäre Armee zur Revolte gegen den „Allerheiligsten“ und „Gottgesalbten“ segnen, für den bis nun so eifrig in allen Kirchen gebetet wurde. „Der himmlische Zar“ hatte, wie es scheint, ebenfalls nichts dagegen, Revolution gegen den irdischen Zaren zu spielen.

Vor dem in Reih und Glied stehenden Regimente kroch Rodzjanko auf den Tisch.

„Preobraschenzer, aufgepaßt!“ schrie, vom selbsterdachten Kommando verlegen der Hauptmann und legte die Hand federnd an die Mütze.

Höhere Offiziere waren nicht zugegen.

Rodzjanko stand schwerfällig wie ein Bär auf den Hintertatzen und sah auf die reich mit roten Bändern geschmückten Soldaten. Sein Gesicht war rot vor Anstrengung. Die Ansprache gefiel ihm nicht. Auch die Reihen waren ihm nicht stramm genug.

„Gestattet mir vor allem, rechtgläubige Krieger, euch als alter Militär zu begrüßen“, krächzte er laut und durchdringend und schielte unbemerkt auf den Hauptmann. „Guten Tag, Jungens!“ kreischte er und glotzte die Soldaten an.

„Guu—teen Taag, Euerr Hooch—woll—gebboorn! . . .“ rollte der Jahrhunderte lang eingedrillte Gruß.

„Gestattet mir“, wackelte Rodzjanko befriedigt mit dem dicken Hals, „euch dafür zu danken, daß Ihr hergekommen seid, um den Dumaabgeordneten bei der Herstellung behilflich zu sein und die Ehre und den Ruhm des Vaterlandes sicherzustellen.“

Seine dicke Hand suchte etwas unter dem Pelz.

„Eure Brüder kämpfen . . . Mein Sohn dient seit Kriegsbeginn in den ruhmvollen Reihen des Preobraschenski-regimentes . . .“

„. . . im Stab . . .“ lächelte höhnisch ein Kanzleischreiber in den letzten Reihen.

„Um uns die Wiederherstellung der Ordnung zu ermöglichen, dürft Ihr keine führerlose Masse sein. Ich bitte euch, euren Offizieren zu glauben und sich ihnen zu unterordnen. Ihnen zu glauben, wie auch wir es tun . . .“

Ich mußte unwillkürlich an den Leutnant des Preobraschenski-regimentes denken, der sich mit Ljubarski unterhielt.

„Kehret ruhig in eure Kasernen zurück, damit Ihr auf den ersten Befehl dort erscheinen könnt, wo man euch braucht . . .“

Diese Worte waren vielsagend und nebelhaft.

„Seid Ihr einverstanden?“ schloß Rodzjanko schüchtern.

„Einverstanden . . .“ erwiderten ebenso ganz vereinzelte Stimmen und verwelkten sofort.

„Zeigt uns den Weg!“ zerschneidet unerwartet und frech eine grelle Soldatenstimme das dämmrige Schweigen.

Rodzjanko prallt verwirrt zurück. Die Falten seines Nackens gleiten in den Pelz, wie Teig, der sich besonnen hat, wieder in den Backtrog zu kriechen.

„Die alte Regierung“, er griff mit der Hand nach seinem hinuntergleitenden Pelz, „die alte Regierung“, kaute er verlegen, „kann Rußland nicht auf den richtigen Weg führen. Unsere Aufgabe ist es“, keuchte er dumpf, mit seinen Augen mürrisch rollend, „eine Regierung zu schaffen, der alle vertrauen, und die unser Mütterchen Rußland wieder zum Ruhme führt.“

Doch die Augen der Soldaten sahen ihn kalt an, ihre Stirnen runzelten sich und ihre Hände umklammerten fest die Gewehre.

Rodzjanko verstummte und kroch langsam vom Tisch herunter. An der rechten Flanke, scheinbar um alles wieder gut zu machen, ertönte die Marseillaise.

Ja, dachte ich, ihr Preobraschenzer seid ganze Kerle! Man kann euch nicht mehr zur Wiederherstellung des Zaren-Thrones mißbrauchen. Selbst wenn die Großfürstin Jelisaweta, die Besiegerin aller Offiziersherzen, in höchst eigener Person mit ihrer goldgestickten Gardeuniform zu euch käme.

Bös und niedergedrückt, wie ein nasser Auerhahn, drängte sich Rodzjanko zurück.

*

Nach langem Suchen fanden wir schließlich Essen für die Soldaten. Das war in einem großen feuchten Keller, der von Soldaten wimmelte und einen süßlichen Geruch von warmem Bort ausströmte. Jeder von uns bekam ein riesengroßes, noch feuchtes, klebriges Stück davon abgeschnitten. Geschickte Abwaschfrauen und irgendwelche junge Mädchen bestrichen es dick mit gesalzener Exportbutter. Vor lauter Begeisterung drückten wir die Augen zu. Als man uns dann später eine Blechschüssel mit Reis gab, war ich schon ganz satt. Ich zog es daher vor, zwei Glas Tee zu trinken. Meine Soldaten saßen glücklich vor ihrem Reis und ihrem Tee und machten es sich im halbdunklen Winkel, auf schmutzigen, elastischen Mehl- und Reissäcken, bequem. Mit dem Geruch von Butter vermengte sich ein scharfer Käsegestank. Der kam von den Soldaten, die sich die Fußlappen fester wickelten. Die Bedienung kümmerte sich nicht mehr um uns: die Reihen der Hungrigen wuchsen ständig. Die warmgewordenen Soldaten erzählten einander prahlerisch von den Eindrücken des Tages. Ihre verschwitzten Gesichter glänzten.

*

Ich schickte meine sattgewordenen Soldaten zu dem Reste meiner Kompanie, die wir auf dem Hofe mit unseren Maschinengewehren und meinem Pferd zurückgelassen hatten. Unsere durchhungerten, durchfrorenen Genossen mußten selbstverständlich so rasch als möglich etwas in den Magen bekommen. Wir besprachen, daß sie mich später in der Kriegskommission abholen sollten, wohin ich mich begab, um weitere Instruktionen und Vorschriften zu holen.

Der runde rosa Saal dröhnte noch lauter als früher und müßige Soldaten bewegten sich unaufhörlich hin und her. Studenten trugen Haufen von nachlässig zusammengeordneten Akten in blauen, grünen und gelben Mappen.

„Kerenski befahl, sie herzubringen!“ erklärten sie stolz und selbstsicher. „Das ist das Archiv des Polizeidepartements.“

Patrouillen bewaffneter Arbeiter führten verhaftete, kläglich zusammengeduckte Zivilisten, mit versoffenen Gesichtern und feig herumirrenden Äuglein, in das Innere des Saales. Von einem hieß es, er sei Minister. Ich sah mich rasch um. Herrgott! Wie hatte sich das Äußere der zaristischen Würdenträger geändert. Ein gewöhnliches Mäntelchen auf dem gekrümmten Rücken, ein zerrissenes Halstuch, schmutzige Schuhe . . . Wie wenig sieht das den goldbestickten hochmütigen Uniformen, den Brokatstreifen der weißen Hosen, den stolzen, federgeschmückten Dreispitzen, der eisernen Wucht der Admiralitätstore, dem toten Klirren der unbarmherzigen Schlösser der Peter-Paul-Festung ähnlich.

„Genug Blut haben sie uns ausgesogen! . . . dieses Gesindel!“ Die Soldaten spuckten schmatzend aus und hoben etwas verspätet die Gewehrkolben wütend in die Höhe.

„Führt sie dorthin! Dorthin! In den kleinen Saal!“ riefen Studenten besorgt mit den Armen fuchtelnd den Arbeitern zu.

Die Verhafteten, die Akten, die Nahrungsmittel, die Waffen — alles wurde in einen anderen Saal geschleppt, der, wie eine große halbrunde Nische, unbemerkt hinter den großen Präsidiumslogen des jetzt leer gewordenen weißen Dumasitzungssaales lag. Im milchweißen Lichte der Glasdecke klappte über Rodzjankos Sessel ein leerer Abgrund in einem großen, vergoldeten Rahmen. Wahrscheinlich haben ungeduldige Soldatenbajonette eigenmächtig die Revolution vertieft, indem sie das Bild des „vielgeliebten Monarchen“ herausgerissen und zerfetzt haben.

„Könnte man hier vielleicht Hafer bekommen?“ fragte ich den Posten, der neben den aufgestapelten Säcken steht, hinter denen, der halbrunden Wand entlang, auf verschiedenartigsten Stühlen, auf Kofferchen oder auf dem nackten Boden Verhaftete mit aufgeschlagenen Krügen geduldig sitzen. Ich denke an meinen hungrigen Schimmel und will versuchen, Hafer für ihn zu bekommen. „Ich glaube, hier gibt's keinen Hafer“, antwortet der Posten. „Reis ist hier, aber Hafer war überhaupt nicht da. Schauen Sie nach.“

Ja, hier gab es Säcke mit hartem Zucker, sprödem Reis und weißem Mehl. Hier gab es auch Verhaftete: Generale mit roten Streifen auf blauen Hosen und Zivilmänteln, Provokateure mit zitternden Händen, klägliche Würdenträger mit herunterhängenden Lippen. Die im Saale hin und her huschenden Journalisten, von denen niemand wußte, wie sie hierher gekommen waren, erzählten flüsternd, daß in der Ministerloge, wohin von hier aus ein isolierter Korridor führte, schon Tscheglowitow, Stürmer, der Metropolit Pitirim und der Admiral Giers gefangen sitzen ... Die Galerien krächzten und stöhnten unter der Herde der dort zusammengejagten Gendarmen und Polizisten.

Hafer konnte ich tatsächlich nirgends finden, und ich ging zurück.

Vor der Tür saßen, mit den Gewehren in der Hand, zwei Wachposten und unterhielten sich gutmütig.

„Hast du dir die Aborte hier angeschaut?!“ sagte der eine von ihnen begeistert und schnappte mit dem Hahn des Gewehres, „riesengroß sind sie. — Unsere ganze Rotte könnte dort Platz finden. Und hell ist es dort und warm! Ich sag’ dir, dort wär’ es fein, zu wohnen! . . . Ehrenwort . . .“

„Hol dir deine Frau noch dazu!“ lachte der andere. „Du Blödian, du!“

Im Durchgangszimmer, dort wo breite Treppen zu den düsteren Galerien des Sitzungssaales führten, saß einsam auf dem Fensterbrett ein Sanitärer mit der Roten-Kreuz-Binde am Arm und las gierig in einem großen, zerknitterten Blatt. Ich sah im Vorbeigehen hinein. Mit großen Buchstaben stand darauf: „Iswestija, 27. Februar.“

„Was ist das für ein Wunder?! Bitte Genosse,“ ich schaue ihn flehentlich an, „geben Sie es mir zu lesen! . . .“

„Sofort,“ nickte er mechanisch mit dem Kopf, ohne mich anzusehen, ganz ins Lesen versunken.

Ich setze mich, ohne mich zu genieren, neben ihn und verschlinge, über seine Hand hinweg, die Zeitung.

Die Zeitungen erscheinen nicht. Die Ereignisse überstürzen sich. Die Bevölkerung muß wissen, was vorgeht.

Mein Herz zuckt wie ein kleiner Vogel. Unten die Unterschrift: „Komitee der Petrograder Journalisten.“

In diesem Blatt stand kurz zusammengefaßt alles, was an diesem verworrenen, denkwürdigen Tage die Schläfen erregt pochen ließ. Hier standen die Neuigkeiten: Der Befehl Nikolajs über die Auflösung der Duma. Der vorsichtige Beschluß der Duma „sich nicht aufzulösen“ (wohin kann man auch gehen, wenn rundherum geschossen wird?). Der Aufstand der Wolhynsker, Preobraschenzer, Litauischer und der Garde-Pionierregimenter.

Ihre Deputation zu Rodzjanko mit der Anfrage über die Absichten der Duma. Die Antwort Rodzjankos, die ich schon heute gehört habe: „Armee, Vaterland, Ordnung.“ „Ordnung und Ruhe“ und was den „Regierungswechsel“ betrifft: ebenfalls sehr nebelhaft und weitschweifig.

Dann kamen zwei Depeschen von Rodzjanko an den Zaren: Die erste: „Die Lage ist ernst, in der Residenz herrscht Anarchie . . . es ist notwendig, unverzüglich eine Persönlichkeit, die das Vertrauen des ganzen Landes besitzt, zu beauftragen, eine neue Regierung zu bilden . . . Jede Verzögerung bedeutet den Tod (schön gesagt!). Ich bete zu Gott . . .“ usw. (Wie der treue Sklave seinen Monarchen anfleht!) Zweite Depesche: „Die Lage verschlechtert sich“. (Verschlechtert sich? hm . . . für wen verschlechtert sie sich?!) Unverzüglich sind Maßnahmen zu ergreifen, (ja, da steht es schwarz auf weiß: „unverzüglich sind Maßnahmen zu ergreifen“) da es morgen schon zu spät sein kann. (So?!) „Die letzte Stunde für das Schicksal des Vaterlandes und der Dynastie hat geschlagen.“

(So ist es also? Diese alte Eule bemüht sich um die Rettung der Dynastie?!)

Weiter: über die Sitzungen der Duma, über die Wahl des hochberühmten Provisorischen Komitees zur Wiederherstellung der Ordnung in Petrograd und Aufnahme der Beziehungen mit Behörden und einzelnen Persönlichkeiten.

Greller und deutlicher kann das nicht gesagt werden: „zur Wiederherstellung der Ordnung in Petrograd?!“ . . . und das in diesem Augenblicke, in dem das Feuer des bewaffneten Aufstandes von einem Regiment aufs andere übergreift! Wo die Gewehre den nächtlichen Frost mit den wütenden Schreien: „Heraus! Heraus!“ zerreißen. Das „Provisorische Komitee“ hat sich also gegen uns zur „Wiederherstellung der Ordnung“ organisiert . . .

Und jetzt heißt es: die Admiralität besetzen, die Minister von dort herausjagen. Was soll das bedeuten: „Ordnung“ oder „Unordnung“?!

Und was ist das für eine keusche „Beziehung zu den Behörden und einzelnen Persönlichkeiten“? . . . Jetzt verstehe ich erst, worauf und auf wen die reaktionären Offiziere im Vorzimmer der Kriegskommission gehofft haben. Ein Verdacht wird wach in mir. Gierig lese ich die Namen dieses „Provisorischen Komitees“. Selbstverständlich ist es so. Rodzjanko, Schuljgin, Ljwow . . . Miljukow . . . Jetzt ist alles verständlich. Diese schon vereinte Front arbeitet also fieberhaft gegen uns. Die Bourgeoisie und die höfischen Gutsbesitzer . . .

Aber was ist das? . . . Ich lese weiter: „Kerenski, Tschcheidze . . .“ Ich verstehe nichts mehr. Gar nichts verstehe ich . . . Genau wie Fenjkin gestern . . .

Der Sanitäter ist schon lange weggegangen. Das Zeitungsblatt ist in meinen Händen. Ich bin allein. Bin ich vor Müdigkeit ganz blöd geworden? Ist es möglich, daß der gestrige Wirrwarr, die schlaflose Nacht, das heutige Karussell der Revolution mich derart verwirrt haben, daß . . . nein, ich muß mich beruhigen! Muß kaltblütig überlegen. Wenn Tschcheidze und Kerenski am Provisorischen Komitee teilnehmen, so bedeutet es schließlich und endlich nichts . . . Was ist aber mit Schuljgin und Rodzjanko?! Schuljgin und Rodzjanko, die ich gerade jetzt mit eigenen Augen in ihrem vollen reaktionären Dunste gesehen habe.

Ich stehe wankend auf. Keine Lust mehr zum Lesen. Weder über die Verhaftung Tscheglowitows, noch über die Zertrümmerung der Ochranka des Arsenal . . . Nur der Aufruf des Arbeiterrates: sofort Arbeiter- und Soldatendelegierte zu wählen, und die Aufforderung an die Bevölkerung, die hungrigen aufständischen Soldaten zu speisen, rühren mich. Das ist doch nicht das Provisorische

Komitee, das ist der Sowjet, der diese Aufrufe erläßt! Und im Sowjet sind dieselben Tschcheidze und Kerenski Vorsitzende. Mag sein, daß solche Einzelpersonen sich irren. In so einem Wirrwarr ist es kein Wunder. Dafür kann aber die Kollektive der besten Köpfe der werktätigen Massen sich niemals irren. Es lebe der Sowjet!

*

In der Ferne lodert wieder die rebellische Marseillaise auf. Mutwillig und freudig dringen die Soldaten durch die für einen Augenblick geöffnete Türe ein, gleichzeitig mit dem gleichmäßigen festlichen Dröhnen der immer neu anmarschierenden Regimenter, die zur „Huldigung“ der „Revolution“ kommen.

Durch die Tür treten rasch zwei nicht mehr ganz junge Zivilisten ein, in einfachen, aber eleganten Anzügen. Sie sehen sich furchtsam um, schauen mit ruhiger Sicherheit auf meine goldenen Epauletten, gehen eilig in die Ecke und beginnen leise zu sprechen:

„Iwanow ist schon ausmarschiert.“

„Nun und wir?“

„Wir werden warten. Der Zar hat von jeder Armee eine Brigade mit berittenen Batterien abkommandieren lassen. Ich habe es gerade von Rodzjanko erfahren. Er hängt die ganze Zeit am direkten Telephondraht.“

„Dieses verdammte Gesindel wird jetzt was erleben!...“

„Hoffentlich ...“

Sie rauchen beide.

Wie die Wände zurückhallen! Ich hätte nie geglaubt, daß man hier alles so genau hört.

„Wo sind sie jetzt?“

„Engelhardt sagt, das 171. Regiment ist schon in der nächsten Nähe Petrograds. Es soll in einer Stunde schon hier sein.“

„Gott sei Dank!“ Der elegante Anzug schaut dankbar zur Decke hinauf, unter der, in der Galerie, verhaftete Gendarme keuchen. Er bekreuzigt sich breit.

„Aber um Gotteswillen, sagen Sie niemandem ein Wort!“

„Was fällt Ihnen ein! Was denken Sie! . . .“

Sie werfen beide die Zigarettenstummel in die Ecke und gehen aus dem Zimmer.

Ein kalter Frost läuft über meinen Rücken.

Der Wirbel der Marseillaise hat sich etwas gelegt. Nur das verstummende Rollen der Soldatengespräche war noch hörbar. Irgend jemand hält vor ihnen eine Rede.

Ich gehe in den Saal.

Auf dem Tisch steht in grauen, gestreiften Hosen und enganliegendem schwarzem Rock, mit dem Kneifer glitzernd, der elastisch-rotwangige und silbergraue Miljukow. Mit seiner weichen Professorenhand, die fest in einer weißen Manschette steckt, unterstreicht er sachlich und selbstbewußt seine glatt wie Elfenbeinkugeln gedrechselten Worte:

„. . . Diese Macht ist jetzt das Provisorische Komitee der Duma. Nur dieser Macht hat man sich zu unterwerfen und keiner anderen. Eine Doppelregierung ist gefährlich und bedrohlich . . . Ich habe gestern das erste Regiment gesehen, das in vollster Ordnung, mit all seinen Offizieren, hergekommen ist und die Dumaregierung anerkannt hat . . .“

„Bravo!“ ertönt es nur spärlich aus den Offiziersreihen.

„. . . Denkt immer daran, daß die einzige Bedingung unserer Kraft die Organisation ist. Stark könnt ihr nur zusammen mit den Offizieren sein . . . Ihr müßt euch noch heute organisieren und dasselbe tun, was das erste hier erschienene Regiment tat. Sucht eure Offiziere, die sich hier unter dem Kommando der Duma befinden und stellt euch selbst unter ihr Kommando. Das ist jetzt die

wichtigste Aufgabe. Denkt daran, daß der Feind nicht schläft und bereit ist, uns vom Antlitz der Erde wegzufegen."

„Das wird niemals geschehen!" schreit ein Hauptmann, der in der ersten Reihe steht und hält seine Hand salutierend an der Mütze.

„Das wird also niemals geschehen?" Miljukow gleitet, seinen Schnurrbart leckend, mit falschen Katzenaugen über die gutmütigen Soldatenreihen.

„Das wird nicht geschehen! Wird nicht geschehen!" schreien die Offiziere und die neben ihnen stehenden Soldaten.

Wo hat er seinen Schwanz? Meiner Meinung nach hat Miljukow ganzbestimmt irgendwo einen großen buschigen Katzenschwanz versteckt.

Die Marseillaise sprüht. Miljukow klettert geschäftig vom Tisch herunter und ein Hauptmann, dessen Mantel mit einem Feldriemen fest zusammengeschnürt ist, springt hinauf. Er hebt seine weiß behandschuhte Hand und alles verstummt.

„Jetzt eben sprach der Dumaabgeordnete Miljukow", der Hauptmann neigt seinen Kopf auf die rechte Seite. „Habt Ihr verstanden, was er gesagt hat?"

„Wir haben alles verstanden! Das war sehr verständlich! Natürlich haben wir verstanden!" schreien die Soldaten ärgerlich durcheinander.

„Nun also: wir müssen uns organisieren ..." der Hauptmann schweigt einen Augenblick und neigt den Kopf auf die andere Seite. „Wie man das aber machen muß, werde ich euch gleich sagen ..." er schweigt wieder und sieht die vom Sonnenlicht überfluteten gelblichen Seidenvorhänge an. „Die Offiziere und Unteroffiziere müssen alle zu ihren Abteilungen und sich vor der Duma in Reih und Glied stellen und dann durch die ganze Stadt marschieren. Aber schön! So, daß die ganze Stadt

von ihrer Armee begeistert sei! Beruhigt euch und marschieret in voller Ordnung. Glaubt mir, die Duma wird schon die Sache nach bestem Wissen und Gewissen ordnen! Wir werden alle zu ihrer Verfügung stehen! Hurrah!“ Er nimmt seine Mütze ab und winkt mit ihr.

Er springt vom Tisch. Die spärlichen Hurrah-Schreie ertrinken.

„Ach, Cervantes hat recht: Kaufen kann man das Volk nicht, aber man kann es leicht betrügen. Launisches Soldatenpack! . . . Genug!“ sage ich zu mir selbst. „Ich habe hier jetzt nichts mehr zu suchen! Rasch in das Technologische Institut! Ich muß nur noch für einen Moment in den Sowjet gehen, und mich mit den Delegierten in Verbindung setzen, ohne dies . . .“

Doch das Zimmer Nr. 11 ist schon leer. Zwischen nachlässig hingeschmissenen Blechkrügen, Brotresten, Zigarettenstummeln und Papierfetzen, stand ruhig, die Hände auf dem Rücken, der nachlässig gleichgültige, glattrasierte Ssuchanow.

„Die Frage über die Konstituierung der Regierung . . .“ sagte ihm, mit den Händen fuchtelnd, ein schöner, braun-äugiger Jude.

„Wen wünschen Sie zu sprechen?“ fragte mich Ssuchanow ruhig. „Alle sind schon weggegangen . . . der Sowjet hat im Zimmer Nr. 13 eine Sitzung. Sie werden von hier aus nicht hinkommen. Sie müssen rund herum gehen . . .“

Die untergehende Sonne schielte mit frostigen Strahlen auf seinen grün gewordenen, kurzgeschorenen, borstigen Kopf.

*

Im linken Korridor, der zum Zimmer Nr. 13 führte, stand neben dem Fenster, das auf die von wilden Menschenwogen überflutete Parkanlage ging, ein nicht sehr groß

gewachsener dicker Soldat, in einer abgetragenen Litewka. In dem verschwommenen Gesicht eine birnenähnliche Nase. Kurzgeschorener Schnurrbart. Beginnende Glatze. Selbstbewußte, energische dunkle Augen über aufgedunsenen Säckchen. Seine Hand war durch den engen Gürtel gesteckt und er bemühte sich, die ihn Umgebenden von etwas zu überzeugen, mit durchdringenden Blicken über sie gleitend. Neben ihm stand ein untersetzter stämmiger Mann, der mit einer rundlichen Hand seinen lockigen, großen, wie einen Ball elastischen Kopf streichelte. Ein hartnäckiger Gedanke schien tief hinter seinem Kneifer in der glänzenden Gewölbtheit seiner Stirn versteckt zu sein.

„Man muß doch mit sich selbst im Klaren sein, Bogdanow!“ sagte der Soldat mit heiserem Baß. „Warum lassen Sie es zu, daß Rodzjanko vor den Soldaten spricht? Was ist das für ein planmäßiges Vorschieben der am lebendigen Leib verfaulten Duma? . . . Wozu brauchen Sie diesen Esel, der sich noch jetzt bemüht, den Zarismus zu retten?!“

„Sie verschärfen immer unrichtig die Fragen, Laschewitsch.“ Bogdanow runzelte die Stirn und sah seine sorgfältig geschnittenen Nägel an. „Erstens, vergessen Sie die Demokratie . . . und dann: Rodzjanko wird uns objektiv noch nützlich sein. Man weiß noch nicht, wo der Zar ist . . . Von der Front kommen nach Petrograd Regimenter! . . . Haben Sie nicht gehört, General Iwanow kommt mit einem Bataillon der Kavallerie des Georgenkreuzes. Und wissen Sie, derselbe Rodzjanko . . .“ Bogdanow steckte die Hände selbstbewußt in die Taschen, zuckte mit den runden Schultern und ging zur Tür des Zimmers Nr. 13.

„Passen Sie nur auf! Ihr Rodzjanko wird Sie noch verraten!“ sagte Laschewitsch laut und trollte hinter ihm her. „Ihr Mißtrauen gegen die Arbeiter- und Soldatenmassen . . .“

Wie schäme ich mich, daß ich erst vor einer Minute an der Standhaftigkeit all dieser Massen gezweifelt habe. Hol's der Teufel! — Auch ich gehe zur Türe.

Doch der unvermeidliche Posten der Preobraschenzer kontrolliert sorgfältig die Mandate der Delegierten. Ich habe nichts in Händen. Komisch schauen die Mandate aus. Ich sehe sie mir an. Schmutzige, fettige Papierfetzen. Manche von ihnen haben lila Stempel. Es war schon das höchste, das man erreichen konnte, wenn in der Ecke eines solchen Mandates der Stempel des Regimentes sich breit machte. In den meisten Fällen waren es selbstgemachte Dokumente, die von den Kanzleischreibern der Rotte mit geschnörkelten und unleserlichen Unterschriften versehen waren, so unleserlich, daß der Verfasser selbst sein Werk nicht entziffern könnte.

Ich erklärte lange und umständlich den Preobraschenzern, daß ich hergeschickt bin, um die Verbindung mit dem Sowjet aufzunehmen, daß die ganze Kriegskommission des Sowjets davon weiß, daß ich also tatsächlich ein Delegierter der Oranienbaumer Maschinengewehrschützen bin. Ich zeigte meine kleinen Maschinengewehre auf meinen Epauletten. Die roten Tressen auf meinen Ärmeln und die rote Armbinde. Endlich ließ man mich durch.

Das riesengroße Zimmer summt wie ein Bienenstock. Ein Teil der Soldaten saß auf Stühlen und Bänken. Ein anderer auf den Fensterbrettern. Soldaten klammerten sich an die Portieren. Soldaten füllten den ganzen Raum. Soldaten hingen schwerfällig, sich aneinanderhaltend, auf dem polierten Mahagonitisch. Schwarze Arbeitergruppen unterstrichen den matten Hintergrund der grauen Soldatenmäntel. Es roch nach Schweiß und Stiefeln. Tabakqualm blaute um die Bronzekronleuchter.

Auf dem Tisch, fest in die Soldatenmauer eingekeilt, stand der erschöpfte Tschcheidze, seine mageren Wangen

waren schlecht rasiert, er trug einen Pelz. Neben ihm lehnte, nobel wie ein Herr, der monumentale Stjeklow. Er sah mit zusammengekniffenen Augen die Decke an und streichelte seinen breiten braunen Bart. Bogdanow saß zu ihren Füßen und flüsterte eifrig mit Soldaten, die sich tief zu ihm herunter beugten. Am Rande des Tisches schaukelte, bis zur Heiserkeit laut sprechend, ein riesengroßer Soldat des Pawelregimentes. Er fuchtelte schwerfällig mit den Händen, wie mit Ketten, und über sein sommersprossiges, sonnverbranntes Gesicht floß in großen Tropfen Bauernschweiß.

„Genossen! Das verfluchte zaristische Regime . . . was hat es mit uns gemacht? . . . Wir sind vom Pawelregiment, von der vierten Rotte . . . und gestern sagte uns abends der Gefreite: ‚Morgen, sagte er, morgen Brüder, kommen wir an die Reihe, zum Ordnung machen, zum Niederknüppeln.‘ Niederknüppeln? Wen? . . . Ihr habt doch selber Unordnung gemacht. Ihr Herrn . . . die Arbeiter in Verwirrung gebracht . . . wolltet den Deutschen durch die Front lassen und jetzt plötzlich heißt es: Niederknüppeln? . . . Nein, der Vorsitzende hier, Rossjan-kin, der hat heute recht gehabt. Ihr müßt uns, sagt er, vor allem helfen, Ordnung zu machen, Brüder, und dann wird der liebe Gott euch nicht verlassen! Nun gut . . . wir haben uns also alle besprochen, in der Nacht . . . und sind am Morgen . . . das war also Sonntag Morgen, zum Katherina-Kanal gegangen. Dort steht so eine Kirche, eine schöne Kirche . . . man hat den Zaren dort ermordet . . . nun gut . . . wir gehen also hin und stehen dort . . . es war sonnig und hell, wie heute . . . und plötzlich beginnen sie uns vom Dach aus zu begießen: Ta-ta-ta-ta-ta! Ta-ta-ta-ta . . . die Polizei war es . . . und um die Ecke, da sehen wir, eine ganze Eskadron drängt auf uns zu . . . Nun, da haben wir’s ihnen gegeben: eins! zwei! Schuß um Schuß . . . und noch und noch . . .”

Er sprach lange, dieser Soldat des Pawelregimentes, und die Soldatenmasse hörte jedem Worte dieses Delegierten gespannt zu. Man sah, wie jeder dieser Soldaten Lust bekam, auch seine Erlebnisse zu erzählen. Der ganzen arbeitenden Bauernschaft, dem ganzen werktätigen Volke zu erzählen, wie das verfluchte zaristische Offizierregime sie gewürgt und gedrosselt hat. Jeder wollte gleich hier vor Allen, vor Allen, die ihnen nah und lieb waren, das Herz ausschütten, das ehrliche bäurische Soldatenherz, und alles laut in die Welt hinein schreien.

Ich mache leise die Türe auf und gehe heraus.

„Nun ja, das ist interessant! Das ist alles sehr interessant!“ brumme ich wütend, „aber ist denn jetzt Zeit, sich damit zu beschäftigen . . . jetzt, wo zaristische Generale nach Petrograd marschieren, wo die Soldatenregimenter noch ganz desorganisiert sind, wo wir alle in allernächster Zeit ein fürchterliches, noch nicht erlebtes Blutbad zu erwarten haben? Leben! Leben!“ Ich presse die Fäuste zusammen. „Das bedeutet — sich organisieren! Sich verteidigen! Schießen! Ach, ihr lieben Maschinengewehre! Ich muß mich rasch auch von der Kriegskommission verabschieden!“

*

Die Zimmer der Kriegskommission sind bedeutend leerer geworden. Viele Offiziere ziehen es vor, vor den Fenstern des Korridors herum zu tuscheln.

„Wo stecken Sie?“ stürzt Filippowski mir entgegen. „Sie sind doch der einzige Offizier hier, der tatsächlich eine ungeheure revolutionäre Soldatenmasse leitet. Auf dem Nikolajewski-Bahnhof ist das 171. Regiment von der Front angekommen zur Niederknüppelung Petrograds. Wir haben beschlossen, alle unsere Maschinengewehr-schützen gegen sie zu schicken. Das Telephon zum Technologischen Institut ist beschädigt. Wir haben Sie überall

gesucht. Die Sache hat sich aber von selbst erledigt. Das Regiment ist angekommen, hat die Waffen niedergelegt und ist auseinander gegangen. Wir müssen jetzt die nächsten erwarten."

„Man sagt" — Skobeiko kommt hereingerast — „die Georgen-Kreuzler kommen mit ihren Batterien von der Front!"

„Und bei uns hier ist es plötzlich leer geworden." Filippowski sieht sich höhnisch in den leeren Zimmern um.

Tatsächlich, es waren viel weniger Menschen in den Zimmern.

Eine ganze Reihe von Preobraschenzer Kanzleischreibern saßen hinter den Tischen und knatterten auf den Schreibmaschinen.

„Ich gestehe, ich dachte schon: Sie wären auch . . ." Filippowski sah mich an.

„Nein!" Ich werde krebsrot und klirre mit den Sporen. „Ich habe meiner Kompagnie Essen verschafft und war dann auf der Sitzung des Sowjets. Hat man mich hier gesucht?"

„Man hat Sie gesucht und gesucht und schließlich aufgehört zu suchen", scherzte Filippowski. — „Sie wollen wahrscheinlich ins Technologische Institut gehen? Ich hatte vor, Ihnen einen kleinen Auftrag für unterwegs zu geben . . . übrigens . . . Fähnrich Ljubarski!" wendet er sich plötzlich zu einem jungen, mir schon bekannten Zivilisten, der gelangweilt auf dem Sofa sitzt und vor lauter Nichtstun im Spiegel das Zucken seiner Wangen beobachtet. „Fähnrich Ljubarski! Warum sind Sie noch nicht in Uniform! Ich glaube, es wäre schon höchste Zeit, daß Sie Ihr Ssemjonow-Regiment verführen. Mstislawski ist schon längst gegangen, um sich umzukleiden . . ."

„Mstislawski ist kein Beispiel für mich!" Ljubarski springt erregt auf. „Er wohnt hier nebenan. Beruhigen Sie sich. Ich werde meine Sache schon machen."

„Genossen! Meine Herren!“ Ins Zimmer kommt zischend und spuckend ein dicker krummbeiniger Herr hineingejagt. „Man plündert die Kalaschnikow-Börse! Helft um Christi Willen! Die Stadt wird doch ohne Brot bleiben . . .“ Er schaut kläglich und forschend, mit suchenden Augen, uns alle, der Reihe nach, an und versucht zu erraten, von wem er eine Hilfe zu erwarten hat.

„Wenn Sie wollen . . .“ Ljubarski steckt die Hände in die Taschen seiner tadellos gebügelten Hose und unter dem geöffneten Mantel wird ein Frack, mit einem Universitätsabzeichen auf dem seidenen Latz, sichtbar. „Wenn Sie wollen, werde ich mich sofort zur Kalaschnikow-Börse begeben, um sie zu beschützen. Geben Sie mir nur eine zuverlässige Kompanie . . .“

Der krummbeinige Dicke hebt gerührt seine Arme.

Im selben Augenblick ertönen Schüsse. Schallende Maschinengewehrschüsse. Ich höre sofort, daß es ein Kolt ist und mein Herz fängt an zu schlagen.

Ljubarski wird ganz blaß und wendet sich um. Seine Wange zuckt und seine dünnen Lippen zittern. Die Zigarette fällt auf den Boden. Auch alle anderen springen auf. Die Offiziere stürzen zu den Fenstern und in den Korridor. Die Schreiber lassen die Maschinen stehen. Ssinani holt mit der Hand etwas aus der Schublade. Skobeiko preßt seine Lippen zusammen und drängt sich mit dem Bauch zum Tisch. Filippowski wird rot und geht zum Fenster.

„Man schießt!“ flüstert stotternd Ljubarski.

„Man schießt! Man schießt! . . . Kosaken!!! Ein Überfall!!!“ tobt und dröhnt eine Panik in dem Korridor.

Ins Zimmer stürzt Ssuchanow, ganz verwirrt, neben ihm ein unansehnlicher, ihm ähnlicher kleiner Mann, in einem schwarzen Rock. Er springt Hals über Kopf auf das Fensterbrett, öffnet die Fensterluke, stellt sich auf die Zehen, steckt seinen kurz geschorenen Kopf heraus und schreit mit kreischender, sich überschlagender Stimme:

„Richtet euch! . . . Verteidigt die Duma! . . . Hört Ihr! . . . das sage ich! Kerenski! Ja, ich, Kerenski!! . . . Verteidigt eure Freiheit, verteidigt die Revolution, verteidigt die Duma! Seid alle an Ort und Stelle! Das sagt euch Kerenski! Ja, Kerenski! . . .”

Er zuckt krampfhaft im Fenster, wie eine ungeschickte Ratte, die mit dem Kopf in eine Mausefalle geraten ist.

Dann atmet er schwer auf, springt müde vom Fensterbrett herunter und wirft sich wortlos in den Lehnstuhl.

„Alles in Ordnung, Alexander Fjodorowitsch“, sagt leise Ssuchanow, nachdem er durch das Fenster in die Parkanlage hinausgeschaut hatte, wo der leichte Wirrwarr langsam abflaute. „Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn Sie die Panik durch Ihre Worte nicht noch mehr verschärft hätten, als es schon durch die Schüsse geschehen war.”

Kerenski springt, wie mit einem Stock geschlagen, auf. Sein Gesicht verzerrt sich, die Augen sprühen Funken, die Lippen zittern wütend.

„Ich bitte . . .” kreischt er auf, „ich bitte Jeden . . . seine Pflichten . . . zu erfüllen . . . und sich nicht einzumischen, wenn ich Befehle erteile! . . .”

Zentnerschweres Schweigen. Ssuchanow schaut verlegen weg.

„Sehr richtig!” sagt Ljubarski, steht stramm und klappt ehrerbietig die Absätze zusammen.

Ich laufe auf den Hof. Eine große Masse drängt sich um meine Maschinengewehre.

„Wir haben nur versucht”, rechtfertigt sich schuldbeußt ein Unteroffizier meiner Kompagnie. „Man kann doch nicht weiter marschieren, ohne ausprobiert zu haben!”

„Ihr hättet uns vorbereiten sollen! . . . Wer ist euer Ältester? . . . Das ist eine Provokation! . . .” ertönen Stimmen.

„Was habt Ihr hier angerichtet? Das darf man doch nicht!” ziehe ich den Unteroffizier am Ärmel.

„Euer Hochwohlgeboren!“ flüstert er verwirrt. „Wir wollten Sie heraustrufen. Wir konnten Sie nirgends finden, und irgendein Leutnant mit einem roten Band ist uns direkt mit dem Messer an die Gurgel gekommen: „Ihr seid verpflichtet,“ sagte er, „sofort mit mir zu kommen. Ich bin,“ sagte er, „bin selber Maschinengewehrschütze und habe den revolutionären Befehl, euch mitzunehmen!“ Da haben wir also beschlossen: Sie auf diese Weise zu finden und heraustrufen . . . Wie Sie alle erschrocken sind! . . . Sie sind noch nicht daran gewöhnt . . .“

Wir verabredeten, daß ich sofort einen Passierschein der Kriegskommission hole und wir zum Technologischen Institut abmarschieren.

*

Filippowski war irgendwohin weggegangen und Ssinani ließ mich nicht fort.

„Nein, wir können Ihre Kompanie nicht mit Ihnen fortlassen. Wozu brauchen Sie sie? Habt Ihr denn wenig Soldaten im Technologischen Institut? Man hat gerade telephonierte,“ krächzte er aufgeregt, „daß nebenan Weinkeller geplündert werden. Verstehen Sie, was das bedeutet?! Wenn sie sich alle vollgetrunken haben! . . .“ Seine braunen Augen erweitern sich unheilrohend.

„Wir werden Ihre Kompanie mit dem Fähnrich Ljubarski, oder mit irgendeinem anderen, zur Verteidigung der Weinkeller schicken. Das ist jetzt sehr wichtig. Wenn Sie zum Technologischen müssen, so gehen Sie hin! Und unterwegs . . . übrigens rufen Sie mal Ljubarski. Ich glaube, er ist im Korridor.“

„Ein Führer?! Der ein Führer!!“ schrie erregt Ljubarski im Korridor.

„Warum schreien Sie? Was habe ich denn Besonderes gesagt?“ Ein Fähnrich mit glattgescheiteltem braunen Haar runzelte die Stirn und sprach mit polnischem

Akzent. „Vielleicht ist er ein Führer“, beruhigte er mit selbstbewußter milder Ironie. „Ich habe doch nur erzählt, daß erst vor ganz kurzer Zeit, es war am vorigen Freitag, dieser selbe Kerenski während einer geheimen Versammlung bei Nikolaj Dmitrijewitsch Ssokolow, bei der alle Vertreter der linken Partei teilnahmen, dieser selbe Kerenski sich energisch gegen alle Demonstrationen ausgesprochen hat!“

„Und es geschah in einem Augenblick, das müssen Sie beachten, als man schon die Demonstrierenden beschuß!“ fügte, mit einschmeichelndem polnischem Akzent, Dobranizki hinzu. Seine schwarzen Augen blitzten erregt.

„Waren Sie denn dort?“ schrie Ljubarski dem weggehenden Fähnrich nach. „Warten Sie doch, Fähnrich! Waren Sie denn dort gewesen? . . .“

Der Fähnrich blieb trotzig stehen, hob stolz sein Kinn, zog die Augenbrauen hochmütig in die Höhe und schnitt heiser ab:

„Ja, ich war dort!“

„Wie ist Ihr Name?“ Ljubarski spuckte vor Wut. „Wir werden das kontrollieren! Ich werde Nikolaj Dmitrijewitsch fragen. Ich kenne ihn persönlich sehr gut . . .“

„Sie können fragen. Ich heiße Jablonski.“ Und der Fähnrich wandte sich schroff weg.

„Verdammte Polen! . . .“ zischte jemand giftig hinter ihnen.

Ich sah mich um. Alle waren im Begriff fortzugehen. In der blauen Dämmerung des gegenüber liegenden Fensters stand mit dem Rücken zu mir gekehrt, ein eleganter geschniegelter, blonder Fähnrich und unterhielt sich halblaut mit einem anderen Offizier.

„Mansagt, General Iwanow soll kommen. Seine Soldaten sollen schon in Wyriza sein.“

Ich trete lautlos zur Nische des Fensters. Durch den Korridor gehen ab und zu sich beeilende Menschen.

„Ja, er ist zum Diktator ernannt“, sagt der andere ruhig und sicher. „Auf allerhöchsten Befehl hat Rodzjanko den Hauptmann Domanjewski zum Generalstabschef befördert. Er ist schon Iwanow entgegen gefahren.“

„Warum hat also dann dieser Chabalow sich so eilig ergeben? Hat Rodzjanko ihn denn nicht benachrichtigt?“

„Chabalow ist ein Dummkopf. Jetzt beklagt er sich, Michail Alexandrowitsch habe ihn dazu veranlaßt. Er hatte Angst, die Soldateska wird sich auf das Winterpalais stürzen! . . . So ein Esel!“

„Ja, ja, ein Esel!“ nickte der Fähnrich und schwieg.

„Ist es möglich, daß man hier ohne Unterstützung von der Front nichts mehr mit eigenen Kräften unternehmen kann?“ begann der Fähnrich wieder, rauchte eine Zigarette an und streckte sein Zigarettenetui den anderen entgegen. „Es gibt doch so viele Offiziere hier!“

Herrgott! Wie bekannt mir die Stimme vorkommt! Wo habe ich sie schon gehört? . . .

„Das bezweifle ich“, antwortet ruhig der andere. „Wissen Sie, wir haben gestern mit dem Hauptmann Kutjepow etwas versucht. Wir haben zwei Dutzend zuverlässigster Offiziers-Freiwilliger versammelt — schade, daß Sie nicht dabei waren — haben hundert Soldaten mit uns genommen und sind von Newski aus losmarschiert. Durch die ganze Liteinaja gingen wir wie die Sieger. Neben der Kirotschnaja ging's nicht weiter. Unterwegs haben sich irgendwelche fremde Soldaten an uns herangemacht. Haben begonnen, mit unseren zu tuscheln, und kaum haben wir aufgeschaut, ist so ein Wirrwarr entstanden, daß es uns mit Mühe gelungen ist, davon zu rennen.“

„Kutjepow hat man aber doch verhaftet.“

„Keine Spur. Seit heute morgen ist er wieder frei.“

„Wie hat er sich freigemacht?“ Der blonde Fähnrich ist ganz erstaunt.

„Es ist ihm eben gelungen!“ lächelt der andere selbstgefällig.

Wie schade, daß ich in der Dämmerung das Gesicht dieses Schuftes nicht unterscheiden kann! Ich sitze und rühre mich nicht. Ich höre, wie das Blut in meinen Schläfen pocht.

„Und warum arbeitet die Polizei so schlecht?“ fährt der Fähnrich fort, ohne sich vor den Vorbeigehenden zu genieren, als spräche er speziell für mich. „Man hat ihnen doch so viele Maschinengewehre gegeben!“

„Was taugen die Maschinengewehre, wenn keine Patronengürtel dabei sind? Das ist doch immer so bei uns. Mit einem Worte: Rußland! Die Polizei hat eben keine Munition. Auch beim Kriegsausbruch sagte man, daß alles vorbereitet sei, und dann ist alles so plötzlich gekommen. Das muß doch ein genialer Dummkopf gewesen sein, der sich ausgedacht hat, die Munitionsmagazine auf der Wyborg-Seite zu bauen! Wenn dieses ganze dreckige Gesindel sich erhoben hat! Verstehen Sie? Was kann da die Polizei machen? Unser zuverlässigstes Preobraschenski-Regiment blieb im kritischsten Moment ohne Patronen.“

Aha! Das ist der Leutnant des Preobraschenski-Regimentes, der sich am Tage mit Ljubarski unterhalten hat . . .

„Oh!“ er seufzt schwer auf, „wenn diese Katastrophe nicht passiert wäre, hätten wir alles bis zur Wurzel ausgerottet . . . Außerdem taugen die Maschinengewehre auch nicht für die Straße.“

„Die Maschinengewehre taugen nicht für die Straße?“ bäumt sich der Fähnrich spöttisch auf. „Sie kennen nicht die Maschinengewehre, Leutnant! . . . Ich habe sie jetzt sehr gut studiert. Da gibt es so herrliche Systeme . . .“

Eine unglaublich bekannte Stimme! Ich stehe ganz leise auf.

„... Dort gibt es fabelhafte Systeme! Schwarz-Lose zum Beispiel.“

Ein Licht geht mir auf. Wie ein Wahnsinniger springe ich zur gegenüber liegenden Wand, um das Gesicht des Sprechenden zu sehen.

Erschrocken wendet er sich um. Die brennende Zigarette beleuchtet den küchleingelben Flaum seiner Oberlippe.

Das Fürstlein!

„Aha!“ schreie ich wild. „Halt! Halt! ...“ ich greife nach meiner Revolvertasche. „Ich werde schießen! ...“

Doch beide Offiziere laufen furchtlos an mir vorbei und ertrinken in der dunklen Tiefe des Korridors.

Die Vorbeigehenden bleiben beunruhigt stehen. Aus dem Zimmer der Kriegskommission springen aufgeregt Menschen heraus. Sie stürzen zu mir:

„Was ist hier passiert?“ Sie führen mich in ihr grellbe-leuchtetes Zimmer. „Was ist passiert? Mit wem haben Sie dort geschrien?“

„Monarchisten“, flüstere ich. „Ihr seid hier mit Gegen-revolutionären durch und durch verseucht! Ich habe jetzt gerade ein Gespräch belauscht ... ich werde es euch gleich erzählen. Ihr müßt sie aber suchen, müßt sie sofort suchen! Sie sind weggelaufen ... zu Rodzjanko. Ich kenne aber ihre Namen.“

Alle umringen mich aufgeregt. Ein schlanker, hell-blonder Leutnant, mit einem länglichen, mageren glatten Gesicht und mit dem weißen, emaillierten Georgen-Offi-zierskreuz an der Bluse, nimmt teilnahmsvoll meine ner-vös zitternde Hand.

„Regen Sie sich nicht auf“, sagt er milde, „beruhigen Sie sich!“

„Wie soll ich mich nicht aufregen?“ fahre ich miß-trauisch auf. „Ihr müßt sie sofort finden! Sie sind hier. Ich kenne ihre Namen. Der eine ist Maschinengewehr-fährnrich, es ist der Fürst Golowkin. Der andere ist ein

Leutnant des Preobraschenszker-Regimentes, Ljubarski kennt seinen Namen."

Ljubarski wird puterrot.

„Ljubarski hat heute Vormittag mit ihm im Korridor gesprochen."

„Und wenn?" stottert Ljubarski erschrocken und wird ganz blaß. „Ich kenne seinen Namen nicht und habe ihn heute zum erstenmal gesehen. Ebenso wie ich auch Sie zum erstenmal sehe", wirft er mir wütend ins Gesicht. „Und ich kenne auch Ihren Namen nicht und will ihn auch nicht kennen. Hören Sie, ich will es gar nicht! . . . Mich kennen hier die Mitglieder des Exekutivkomitees vom . . . Sowjet . . . Genossen! Das ist doch eine Provokation! . . ."

„Beruhigen Sie sich! Beruhigen Sie sich!" Alle Anwesenden beruhigen uns beide, mich und den nervös zuckenden Ljubarski.

„Weiß der Teufel! Vielleicht habe ich wirklich ganz grundlos Ljubarski . . ." Ich beeile mich, in knappen Worten den Inhalt des belauschten Gespräches wiederzugeben.

„Sie sagen, das war der Fürst Golowkin?" unterbricht mich besorgt der Leutnant mit dem Georgkreuz. „Ich werde sofort alles erfahren . . . seien Sie nur ruhig! . . ." Er bemerkt meinen mißtrauischen Blick. „Mich kennen hier alle. Ich heiße Petrow, Leutnant Petrow . . ." und er geht mit raschen Schritten aus dem Zimmer.

„Der gehört zu uns! . . ." sagen die Offiziere der Kriegskommission. „Er lag im Krankenhaus, hat jetzt fünfzig Mann gesammelt und das Arsenal wieder erobert, nachdem die Gendarmerie von ihm Besitz ergriffen hatte."

„Das ist alles Unsinn! . . ." wackelt jemand mit dem Kopf.

„Das ist kein Unsinn! . . ." sagt ein zerraufter Militärarzt. „Das ist hier Gang und Gäbe! Man hat hier in der Nacht

einen verkleideten Gendarmerieoffizier verhaftet. Er ging herum und notierte alles ...”

Ich schaute auf den Korridor hinaus. Er ist schon beleuchtet, ganz in der Ferne sieht man einen Haufen Streitender.

Inzwischen hat Skobejko schon über die Soldaten verfügt. Meine Kompanie ging unter dem Kommando des Fähnrichs Prigorowski, um die Weinmagazine zu bewachen. Mir erlaubte man aus Gefälligkeit, vier Mann für mich zu behalten. Sie kamen gerade vom Hof herein und setzten sich müde seufzend auf das Sofa am Fensterbrett.

„Sie sind fort“, sagte düster Leutnant Petrow, der mit anderen Offizieren zurückgekommen war. „Die Portiers sagen, daß viele Offiziere an ihnen vorbei gegangen sind. Dort steht auch noch eine ganze Horde von Polizisten, Polizeioffizieren und Gendarmen ... Sie sind über die Hintertreppe zu Rodzjanko gekommen, um sich ‚verhaften‘ zu lassen ... Schade, daß Sie Radau gemacht haben. Man spukt jetzt bei Rodzjanko Gift und Galle auf uns ... Sie hätten sie nicht erschrecken sollen, sondern ganz leise zu uns kommen müssen ... dann hätten wir sie schon gepackt ...”

Ich stand auf, es ist Zeit wegzugehen. Ich suchte mir in der Ecke einen leichten Karabiner aus und steckte Patronen in die Tasche.

„Ja, noch etwas, wenn Sie jetzt weggehen“, wendet sich Leutnant Skobejko zu mir, „seien Sie so liebenswürdig und schauen Sie unterwegs in den Nikolajewski-Bahnhof hinein. Dort kommandiert irgendein Leutnant Grjekow. Wir haben ihn schon telephonisch zum Kommandanten ernannt. Er hat uns vor einiger Zeit sehr aufgeregt telephoniert. Man konnte aber nichts verstehen. Und jetzt antwortet niemand. Bitte, klären Sie auf, was dort vorgeht und ergreifen Sie die nötigen Maßnahmen.”

„Gute Nacht!“ Ich nehme meine vier verwaisten Soldaten mit.

„Gute Nacht ...“

„Wohin? Gehen Sie fort?“ Der Fähnrich Ssinani kommt in höchster Aufregung im Korridor auf mich zu. „Weiß der Teufel! Man kommt jetzt hergelaufen und erzählt, daß man eine Explosion des Gaswerkes verhindert hat! Es war schon alles vorbereitet! Ein Arbeiter hat zum Glück etwas bemerkt ... Das ist doch hier ganz in der Nähe! ... Können Sie sich vorstellen, was da gewesen wäre? Wie ein Mühlrad geht es mir im Kopfe herum! Von überall wird telephonierte! Alle fordern Hilfe! Die Nacht naht und wir bleiben hier allein. Die Soldaten sind teils weggegangen, teils haben sie sich schlafen gelegt. Weiß der Teufel, was noch alles kommen wird! Haben Sie vielleicht Filippowski gesehen? Sitzt der noch immer in der Beratung des Exekutivkomitees? ... Nun schön ... auf Wiedersehn einstweilen.“

Im matten Lichte der kleinen Lämpchen glänzen die Wände der leer gewordenen Korridore. Auch der grell-beleuchtete Saal ist halbleer. Soldatengruppen wanken schläfrig herum. Graues, müdes Flüstern. Die Mehrzahl schläft schon, trotzdem es nicht sehr spät ist. Die Glücklichen haben sich auf Berge von Leder, auf Säcke von Mehl und Zucker und auf Kisten mit anderem Proviant hingewälzt. Viele sitzen zusammengeduckt auf Stühlen, die Gewehre zwischen den Beinen. Die meisten schnarchen aber auf dem Boden, ganz in der Nähe der schmutzigen abgeschabten Wände. Andere wieder haben ihre Bauernköpfe auf die zarte Seide der mit Teer und Schmutz beschmierten Schloßsessel gelegt. Manche stampfen mit ihren schläfrigen Stiefeln, ohne Acht zu geben, auf die am Boden liegenden Gewehre. Auf dem klebrigen Schmutz des Parketts krachen die Splitter des abgeschlagenen Stucks und Gewehrpatronen werden zertreten.

In der kalten, zugigen Halle, wo es noch schmutziger ist und nach ausgegossenem Benzin riecht, weil sich dort Chauffeure zu schaffen machen, führt eine Arbeiterpatrouille einen verwirrt um sich sehenden runzligen, groß gewachsenen, etwas gebückten alten Mann mit einem schwarzen Bart. Das ist der Vorsitzende der „Schwarzen Hundert.“ Der Führer der allrussischen Pogromhelden, der berühmte Dr. Dubrowin.

*

In der Parkanlage ist es leer und finster. Einige Automobile und Lastautos knattern. Dunkle Schatten von eilenden Menschen huschen vorbei. Der Himmel ist düster, der Hof ist nur durch einen Lichtstrahl, der aus dem Fenster kommt, erleuchtet. Eine einsame kleine Laterne brennt trüb im linken Toreingang.

Mein Kopf ist bleiern. Meine Beine sind schwer, ich muß aber noch weiter gehen, ins Technologische Institut.

„Was für ein Wirrwarr hier ist!“ Meine Soldaten halten Schritt mit mir. „Man kennt sich nicht aus! Aber interessant ist es. Ich habe nie gedacht, daß ich lebendige Minister sehen werde, und jetzt ist's mir gelungen. Ihre Hosen sind an den Beinen blau und über dem Gürtel rot.“

„Wie hast du das gesehen?“

„Ich war gerade im Abort, als man sie hineingeführt hat . . . Und wieviel Offiziere es hier gibt! . . . Ich habe nie im Leben gedacht, daß so viele von ihnen für das gemeine Volk sind. Ich habe auch den Kerenski gehört. Sehr unansehnlich schaut er aus, aber so flink ist er, so flink. Rodzjanko, sagt man, soll General gewesen sein. Und aus lauter Mitleid mit uns ist er Zivilist geworden. Das ist schön.“

Über den Häusern loderte der Himmel feuerrot. Immer noch brannte das Kreisgericht auf der Liteinaja und

konnte nicht ausbrennen. Wir bogen in die Snamenska-Straße ein. An den Ecken schlenderten Patrouillen vor Feldfeuern. Arbeiter mit Gewehren, Soldaten und kriegerrische Studenten mit Revolvern und roten Binden um den Ärmel.

„Woher kommt ihr, Genossen?“ fragte man uns. „Vom Taurischen? . . . Nun, was ist dort? Hat man die Regierung gefangen genommen? . . .“

„Fast alle Minister sind schon verhaftet“, erwidere ich.

„Sie sitzen jetzt fest, die Spatzen!“ sagen vergnügt meine Soldaten.

„Fein ist das!“ freuen sich die Patrouillen, ducken sich im frostigen Wind zusammen und hüpfen von einem Fuß auf den anderen. „Danke, Genossen! Wir danken euch für die angenehme Nachricht.“

Einzelne Gewehrschüsse reißen hie und da die aufgeregte nächtliche Stille der halbbeleuchteten Stadt auf.

Was steht noch bevor? Irgendwo, hundert Meilen entfernt, und vielleicht auch näher, rasen stürmisch Frontregimenter hierher. Munitionskisten krachen auf den Plattformen der Eisenbahnwagen. Goldene Kreuzchen glitzern auf den aufgehängten Litewskas, im Halbdunkel der Coupés, In der Abteilung des Stabes zieht ein hagerer General einen Glacéhandschuh über die Hand . . .

Das Taurische Palais schläft jetzt wahrscheinlich. Es schlafen die Offiziere mit ihren Dekabristenidealen. Es schlafen die Soldaten. Sie träumen von zertrümmerten Regierungen und von kleinen fröhlichen Kirchen, wo „man den Zar angeblich ermordet hat“, es schläft wahrscheinlich sogar Dubrowin. Er schläft leise, sein Kragen ist hoch aufgeschlagen und er zuckt greisenhaft im Schlaf. Nur Rodzjanko schläft wahrscheinlich nicht. Ja, er schläft nicht. Er sitzt und wartet. Geduldig und sicher wartet er. Weil er alles weiß . . .

Hinter uns jagt ratternd ein Lastauto. Ein Wirbel weißer Zettel fliegt auf die Straße. Alle Vorübergehenden stürzen erfreut hin und fangen die weißen, flatternden Zettel auf. Das Lastauto rast mit den von Bajonetten starrenden Soldaten, hin- und herschlenkernd, im weißen Schneesturm der Zettel, von begeistertem Brüllen, Klirren und Knattern begleitet, weiter.

Frische Terpentinfarbe. Die zweite Auflage der „Iswestija“. Alle Reden Rodzjankos an die Soldaten sind abgedruckt. Ja, ja. Da sind sie:

„Folgt euren Offizieren, sie werden euch nichts Schlechtes lehren und in vollem Einvernehmen mit der Duma Befehle erteilen . . .“

„. . . Ich bin ein alter Mann und werde euch nicht betrügen . . .“

Eine unruhige Wut tobt in mir. Ich weiß noch Einen, der jetzt nicht schläft. Das ist der Hauptmann Kutjepow. Er sitzt schweigend und düster auf dem Fensterbrett.

Und plötzlich! Was ist das?

„Manifest?!“

„Manifest an alle Bürger Rußlands!“

„Eine Provisorische Revolutionäre Regierung muß sich an die Spitze einer neuen entstehenden republikanischen Regierungsform stellen. Die Arbeiter der Fabriken und Werke und die rebellierenden Armeen müssen unverzüglich ihre Vertreter für die Provisorische Revolutionäre Regierung wählen.“

„. . . Man muß den Achtstundentag verwirklichen, den ganzen Grund und Boden konfiszieren. Eine gesetzgebende Versammlung einberufen, die Versorgung der Armee und der Städte sichern.“

„. . . Mit den Proletariern der kämpfenden Staaten in Verbindung treten, für den revolutionären Kampf der Völker gegen ihre Ausbeuter, für die sofortige Einstellung des schrecklichen Blutbades!“

„Zentralkomitee der RSDAP*) der Bolschewiken.“

Die Bolschewiken! Hu—rra! Die Bolschewiken! Sie sind es, die nicht schlafen, sie sind es, die jetzt in den rauchigen, schmutzigen Fabriksbezirken, in nervöser Eile, neue Gewehre aus dem Arsenal schleppen.

(Ihr Leutnant Petrow hat für sie das Arsenal von den Gendarmen zurückerobert. Leutnant Petrow und nicht ich.)

Ich wollte jetzt, hier, sofort irgendeine, noch nie erlebte Heldentat vollbringen. Mich sofort in einen Kampf stürzen, in einen blutigen Menschenhaufen, in eine wahnsinnige Schießerei.

Eifrig lade ich meinen Karabiner, werfe ihn hoch und schieße. Ein scharfer, feuriger Streifen zerschneidet den düsteren Himmel und erlischt. Und irgendwo, in der Ferne knattern, wie platzende Blasen, ebenfalls Gewehre.

In der Ecke, neben der Snamenskakirche liegt vor den Stufen, über die ich erst unlängst vom Snamenskapplatz aus gekrochen war, eine Soldatenleiche. Das eine Bein ist ausgestreckt, das andere hochgezogen. Die Wange, der Bart und der Hals sind mit schwarzem, erstarrten Blut bedeckt.

„Wie es ihn gepackt hat, diesen Riesen!“ sagen teilnahmsvoll meine Soldaten.

Dort ist der Newski. Dort rechts, — im Halbdunkel unsichtbar, — ragt der vergoldete Keil des Admiraltätspalais wie ein Degen in die Höhe. Wie kläglich ist dieses von den Ministern verlassene Imperatorsymbol Peters des Großen! Wie hilflos und kläglich ist dieser Keil, im Gegensatz zu dem gigantischen Arbeiterocean, der seine mächtigen roten Wogen jetzt über die ganze Welt rollt! Im Vergleich mit diesem Ozean ist unsere Petrograder Explosion ein winzig kleiner Vulkan.

*) RSDAP = Russische Sozialdemokratische Arbeiterpartei.

„. . . in Verbindung treten mit den Proletariern aller kämpfenden Staaten zum revolutionären Kampf der Völker gegen ihre Bedrücker! Für eine unverzügliche Einstellung des Blutbades!“

„Zentralkomitee der Bolschewiken.“

Vor mir, der Nikolajewski Bahnhof. Ich bin beauftragt, hineinzugehen. Das düstere Denkmal breitet sich, wie ein Bleifleck, vor ihm aus. In den hohen Hallen des Bahnhofes steht ein trübes Dunkel. Im Zimmer, der ehemaligen Gendamerieabteilung, geht ein jugendlicher Offizier einsam auf und ab, wie ein Hahn, das Köpfchen zur Seite geneigt.

„Leutnant Grjekow!“ kikerikit er. „Jetzt hat sich alles beruhigt, aber es war sehr unruhig. Es kamen irgendwelche Regimenter, wir haben sie aber zurückgeschickt. Die Züge aus Moskau kommen ohne Hindernis an. Ja, wissen Sie übrigens, Moskau hat sich auch angeschlossen! . . . Von irgendwo hat man auch gebeten, einen zaristischen Zug durchzulassen.“ Ich antwortete: „nein“. Worauf man ganz frech fragte: „Wer spricht dort?“ Ich fragte: „Wer will das wissen?“ Man erwidert: „Seine Majestät persönlich.“ Ich sagte nun: „Sagen Sie, es wäre der Leutnant Grjekow!“

Grjekow sieht mich keck an, wie ein fröhlicher kleiner Hahn.

Wohin soll ich jetzt gehen? Ich schleppe die Füße kaum. Die müden Soldaten seufzen. Bis zum Technologischen Institut ist es weit und dort schlafen wohl schon alle. Es ist besser, in der Früh', mit frischen Kräften hinzugehen. Und jetzt irgendwohin, in die Nähe. Rutschkin fällt mir ein.

„Wie wäre es, Kinder, wenn wir jetzt hier irgendwo in einer Wohnung übernachten würden?“

„Uns ist es egal wo,“ antworteten die Soldaten, „wir sind schrecklich müde.“

Das wird bei Rutschkin ein großes Hallo geben. Nun, das macht nichts. Hol' ihn der Teufel! Er soll nur selbst unters Bett kriechen.

Doch bei Rutschkins öffnet man uns gastfreundlich die Türe. Er selbst empfängt uns erfreut und strahlend. Sogar meine rote Armbinde betrachtet er als selbstverständlich.

„Ach, wissen Sie, ich bin schon selbst im Taurischen Palais gewesen. Wie schade, daß ich Sie dort nicht gesehen habe! Was dort für ein Wirrwarr ist! . . .”

„Kommt nur herein! Kommt herein!” begleitet er liebenswürdig die Soldaten in die Küche. „Annuschka! Gib mal den Soldaten Brot! Aber soviel wie möglich. Und mit Butter. Seid ruhig Genossen, viel Platz habe ich nicht, aber Ihr seid mir willkommen. Wir werden schon alle unterbringen . . .”

„Wollen Sie nicht etwas essen?” wendet er sich an mich. „Wie lieb, daß Sie gekommen sind!”

„Nein, danke,” sage ich verwirrt. „Ich möchte mich hinlegen. Ich bin furchtbar müde . . .”

Seine Frau bettet mir in liebenswürdiger Eile ein Lager auf dem Sofa im Eßzimmer.

„Wer hätte das voraussehen können?! . . .” Rutschkin läßt mich nicht locker.

Mein Kopf schlenkert wie ein Eimer auf dem Schulterjoch, und ich schlafe schon, während ich meine Stiefel ausziehe, ein. Ich träume, daß ein riesengroßer Haufen sich auf mich wälzt. Übrigens, nein, das ist kein Haufen, das ist Rodzjanko. Er quillt, wie ein Sauerteig, auf und lockt alle, mit dem kleinen Finger winkend.

ACHTES KAPITEL

Ich höre durch den Schlaf: die Gläser im Büffet klirren und jemand geht leise, leise auf den Zehen über das Parkett. Wo bin ich?

Ich hebe den Kopf vom Kissen. Rutschkin, rosawangig und sauber, wie eine marinierte Gurke in einem Glas-tiegel, nickt mir freundlich zu.

„Schlafen Sie, schlafen Sie, Alexander Ignatjewitsch!“ lächelte er liebenswürdig.

Ich greife nach der Uhr. Es ist schon zehn. Welche Schande! Wie kann man sich so verschlafen! Und ich habe mich noch mit den Soldaten verabredet, in aller Herrgottsfrühe ins Technologische zu gehen. Hals über Kopf ziehe ich mich an.

„Sind meine Soldaten schon aufgestanden?“

„Die Soldaten?“ Rutschkin lächelt gerührt. „Die Soldaten sind schon längst aufgestanden. Seien Sie nur ganz unbesorgt, sie haben gefrühstückt und sind weggegangen. Annuschka hat sie durch die Hintertreppe hinausgeführt. Ich habe nicht erlaubt, Sie zu wecken. Sie haben Ihnen einen Zettel zurückgelassen . . .“ er streckt mir ein Stück Papier hin.

Mit Bleistift darauf gekritzelt:

„Herr Leutnant, erlauben Sie, vor Ihnen zu unserem Bataillon zu gehen, um Sie nicht zu wecken. Wir danken dem Hausherrn für Brot und Salz und für das Nachtlager. Soldat Ssemjonow.“

„Regen Sie sich nicht auf!“ tröstet mich Rutschkin. „Wozu sich beeilen? Wir trinken jetzt gerade Kaffee. Um Sie nicht zu stören, sind wir im Herrenzimmer. Wir trinken Kaffee, mit frischem warmem Brot und Butter. Wer hätte das gedacht?! Ja, das sind die Wunder der Revolution! Unter Protopopow war nichts zu bekommen. Und jetzt, bitte sehr, wieviel man will, und fast ohne sich anzustellen. Sie müssen unbedingt mit uns frühstücken. Länger wagen wir es selbstverständlich nicht Sie aufzuhalten. Glauben Sie, daß wir die Wichtigkeit Ihrer Aufgaben nicht verstehen? . . . Hier haben Sie ein Handtuch. Die Seife ist dort . . . Wir erwarten Sie. Ich streiche

Ihnen ein Butterbrot . . . Nein, nein, wer hätte das vorausgesehen?! Welche gewaltigen, freudigen Ereignisse, Alexander Ignatjewitsch! . . .”

Ich wasche mich rasch und gebe mir Mühe, diesen phantastischen Wandel zu begreifen. Was für große Worte das sind! „Wichtigkeit Ihrer Aufgabe“, „gewaltige, freudige Ereignisse?!“ Und alles das aus dem Munde desselben Rutschkins, den ich nicht das erste Jahr beobachte. Derselbe Rutschkin, der sich immer, wie ein fetter, schleimiger Aal, im dichten schmutzigen Sumpf aller möglichen Spekulationen windet, und von Zeit zu Zeit seiner Seele durch Ausstoßen stinkender Bläschen von Judenfresserei Erleichterung schafft. Und jetzt plötzlich: „Die Wunder der Revolution!”

Auf dem Schreibtisch im Herrenzimmer ein warmes, noch klebriges Brot, Teebutter, heißer Kaffee mit Sahne. Man begrüßt mich freudig. Die ältere Tochter steht, sich unter den Blicken der Mutter zierend, auf, um mich mit dem eingelernten Knix zu ehren. Das älteste Söhnchen Rutschkins beeilt sich mit seiner gebrochenen Hühnerstimme, sich am Butterbrot fast verschluckend, mich zu fragen:

„Warum haben Sie auf Ihrem Mantel ein rotes Band?”

Das jüngere Söhnchen baumelt mit den Beinen und sucht einen passenden Augenblick, um seinen Mund und seine Nase am Rock der Mutter abzuwischen. Kurz und gut, es ist alles so, wie es in Häusern zu sein hat, wo man sich bemüht, „nobel” zu sein.

Eine wilde Wut gegen mich selbst siedet in mir. Die Soldaten sind brave Kerle: sie haben die Gastfreundschaft höflich ausgenutzt und sind sofort weggegangen. Mich aber verpflichtet die „gute Erziehung”, eine „höfliche” Unterhaltung zu führen.

„Was wird jetzt mit dem Monarchistenkongreß in Moskau geschehen?” provoziere ich Rutschkin mit naivster

Miene. „Es kam mir gestern vor, als sähe ich Doktor Dubrowin im Taurischen Palais unter den Verhafteten.“

„Ja, wissen Sie, es hat sich herausgestellt, daß das eine ganz unernste Sache ist,“ erwidert Rutschkin ruhig. „Eine unrentable Sache und dazu noch mit deutschem Geld inszeniert. Mit deutschem Geld!“ er runzelt angeekelt seine Stirn. „Es stellt sich heraus, daß wir auch deswegen den Krieg bis jetzt verloren haben. Wären nicht die Verbündeten, so wäre, weiß der Teufel was passiert. Urteilen Sie selber: Protopopow. Er hat Tuchfabriken in Ssimbirsk, aber was für ein Esel er ist! Was für ein Esel! Das können Sie sich gar nicht vorstellen. Rasputin hat ihn doch zum Minister gemacht. Man sagt, daß er ihn gewaltig geschmiert hat und Protopopow, der Industrielle, wurde Minister. Das ist noch nichts. Man sagt, der Metallkonzern hat für ihn speziell eine große Zeitung gegründet. Die öffentliche Meinung des Landes! Das hat ebenfalls nicht wenig gekostet. Für die ‚Russkaja Wolja‘ hat man Leonid Andrejew und Amfitjeatrew gekauft. Warum auch nicht! Wenn der Metallkonzern und der Kohlentrust diese Sache in die Hand genommen haben! Solche Industriegiganten, wie der Fürst Meschtscherskij und Putilow bleiben nicht auf halbem Wege stehen. Das ist doch die größte Industrie unseres Landes. Das ist doch die Pariser Bank ‚Société Générale‘. Das ist die Londoner City. Eine solche Firma!“ Rutschkin schmalzte mit der Zunge und schob mir die Butter zu. „Und denken sie sich nur, dieser Esel Protopopow wagt es plötzlich, hinter dem Rücken seiner Gönner sich in Stockholm, im Auftrage der Zarin, mit Wilhelms Agenten, Warburg, zusammen zu setzen. Ich möchte wissen,“ Rutschkin wackelte mit dem Kopf, „wo es einen tüchtigen Kapitalisten gibt, der es seinem Bevollmächtigten erlaubt, ihn bei so wichtigen Operationen zu beschummeln!? Und sie wollen noch, daß Protopopow und die Zarin und Nikolai und diese

ganze Bande nach all dem bleiben sollen?!... Ein wunderbares Brot!" Rutschkin schob mir das Brot hin. „So eines gab's während Protopopows Zeiten nicht. Bitte essen Sie, Alexander Ignatjewitsch! In einem gesunden Körper ist eine gesunde Seele... Aber selbstverständlich keine Soldatenseele..." er lächelte höhnisch. „Mit diesen Soldaten werden sie noch gehörig zu tun haben..." Er seufzte und rührte umständlich den Kaffee. „Ja, mit Nikolai ist es zu Ende. Es ist mir gestern Abend im Taurischen geglückt, bei einem Gespräch dabei zu sein, das ein hohes Tier vom Metallkonzern führte. Es stellt sich heraus, daß sowohl Buchanan wie auch Paléologue schon längst bestimmte Instruktionen aus London und Paris hatten. Und stellen Sie sich nur vor, man sagt, daß dieser alte Dummkopf, Rodzjanko, vor lauter Schreck wahrscheinlich, ebenfalls versucht hat, Nikolaj zu retten. Man hat ihn also gestern gehörig geknetet. Selbstverständlich, sagt man, Georg habe nichts gegen Nikolaj. Sind doch Vettern. Wenn aber der Vetter sich unter dem Pantoffel der Alice von Hessen-Darmstadt befindet... hat er sein Liedchen endgültig ausgesungen. Seien Sie überzeugt: Alexej wird Zar werden, Michail sein Regent und das Ministerium wird aus Kadetten bestehen. Es stellt sich nämlich heraus, daß es lauter tüchtige Kerle sind! Wer hätte das früher gedacht?!... Buchanan wollte jetzt sogar den Rodzjanko nicht Minister werden lassen. Wenn er sich, wie ein alter Papagei, in solche Sachen einmischt, so kann ihn niemand brauchen. Ja, Sie fragen nach dem Monarchistenkongreß! Wissen Sie, Alexander Ignatjitsch, auf dem Antisemitismus allein kann man nicht herumreiten. Leider. Es geht eben nicht. Es geht nicht, wenn das mit den ökonomischen Weltinteressen unserer Verbündeten nicht im Einklang ist. Mit der Börse, Freund, kann man nicht streiten. Zwanzigstes Jahrhundert! Verstehen Sie?" Rutschkin erhebt sich sogar ein bißchen,

wie ein neugebackener Pastor, der von seiner ersten Predigt begeistert ist. „Nachdem 65 Prozent unserer ganzen Schwerindustrie in Händen der englischen und französischen Banken sind, muß man sich eben fügen... um so mehr, als uns erlaubt wird, uns in Konstantinopel schadlos zu halten. Man wird uns ein wenig mit Technik unterstützen, nun, und Menschen, Menschen haben wir genug. Jetzt ist das wichtigste: so rasch wie möglich die Soldaten in die Hand zu bekommen. Es wurde also beschlossen, die ganzen Offizierskräfte dieser Sache zu widmen. Schlafen Sie also nicht, Alexander Ignatjitsch, ich rate es Ihnen als Freund. Das ist doch eine Karriere!... Wissen Sie, ich war gestern fast fünf Stunden in der Duma, bin aber um fünf Jahre klüger geworden. Und was glauben Sie, weshalb? Gespräche mit einflußreichen Menschen... Aber warum essen Sie nichts?“...

„Herrgott, Herrgott, was für ein Dummkopf bin ich“, pocht es in meinen Schläfen. „Ich bin gestern den ganzen Tag in der Duma gewesen und bin um zehn Jahre dümmer geworden.“

„Warum essen Sie nicht?“...

„Nein, danke sehr. Ich muß mich beeilen. Muß mich beeilen, beeilen.“...

*

„Wohin eilen? Wozu eilen?“, denke ich müde und gehe auf die Straße. Grauer, nebliger Himmel oben. Unten trägt der Wind den Brandrauch des abgebrannten Alexandro-Newski-Polizeireviers. In der Ferne knattern Maschinengewehre. An der Ecke, vor einer Bäckerei, eine belebte Polonaise. Es duftet nach heißem, ausgebackenem Brot. Rote Bänder werfen einen rosa Schein auf die sinnlos strahlenden Gesichter der Vorübergehenden. Es ist, als würde ich mich schämen, eine rote Binde am Arm

zu tragen. Auf wessen Brot streichen wir Butter? Ist es Revolution oder Marionettentheater?

An der Ecke drängt sich eine Masse vor frisch plakatierten Kundmachungen. Die erste lautet:

Offizielle Mitteilung!

Das Provisorische Komitee der Dumaabgeordneten teilt mit, daß es, nach Beseitigung des Ministerrates, die Regierungsmacht übernommen hat.

Der Vorsitzende der Duma
Michail Rodzjanko

Die „Bank of Commerce“ schläft also nicht! Ihre neuen Bevollmächtigten nehmen die Macht in die Hände.

Die zweite Kundmachung war ein Befehl an sämtliche Offiziere der Petrograder Garnison und an die in Petrograd anwesenden Offiziere anderer Regimenter. Das Kriegskomitee der Duma (was ist das für ein neu aufgetauchtes Komitee?) lud alle Herren Offiziere ein, am 1. und 2. März, von 10 Uhr früh bis 6 Uhr abends, im Saale der Armee und Flotte zu erscheinen, um „Legitimationen und Passierscheine“ zu bekommen, genau registriert zu werden und um Befehle der Kommission zur Organisierung jener Soldaten durchzuführen, die sich den Volksvertretern zum Schutz der Residenz angeschlossen haben . . . Darunter die Unterschriften: „Kriegskommission des provisorischen Komitees der Duma“ und „Rodzjanko“.

„Beeil' Dich nur, Hochwohlgeboren!“ wirft mir spöttisch ein sorgfältig angezogener Soldat hin, nachdem er die Kundmachung gelesen hat. „Also Euer Rodzjanko meint, daß wir nur deshalb die Fenster in den Kasernen zerschlagen und die Offiziere auseinandergescheucht haben, um uns ausgerechnet an ihn, zum Schutze der Residenz anzuschließen . . . Komisch ist das, Brüder!“

Wir sollen also uns vor uns selbst schützen?!... Das habt Ihr Herrschaften gut ausgetüftelt!" ...

Die Soldaten lachen höhnisch und wenden sich zu mir. Nur der für einen Offizier ungewöhnliche Karabiner, und die rote Binde um den Arm, veranlassen sie, sich nur mit dem Hohn zu begnügen.

Wohin soll ich jetzt eilen? Und wozu? In den Saal der Armee und Flotte, um auf Rodzjankos Befehl die Soldaten „zu organisieren"? Oder soll ich ins Technologische Institut gehen, um dort die Schenschins, Meljetchows, Kuprys, Rschawzews zu sammeln und, gemeinsam mit den Scheweljews, als Schutzkompanie für die Don Quichottischen Dekabristen der Offizierskriegskommission zu dienen?!... Für die „Bank of Commerce" und die „Société Générale"?!... Danke ergebenst! Wäre es nicht einfacher, jetzt gleich zu Walja zu gehen, um so mehr, als sie ganz in der Nähe wohnt. Vielleicht ist Borjka zurückgekommen ...

Entschlossen biege ich in den Ssuworowsk-Prospekt ein.

Die Trottoirs sind belebt. Soldaten, Arbeiter, Bürger, alle eilen in der Richtung zum Taurischen Palais. Überlastete Automobile wälzen sich heulend vorbei. Von Bajonetten wie Igel starrend, holpern sie über die Straßenlöcher. Hartnäckiges Maschinengewehrgeknatter lockt sie in die Ferne. Zwei Soldaten, die einen dritten führen, kommen mir entgegen. Er ist ohne Mütze, atmet schwer und irrt mit verlorenen Blicken seiner rauchgrauen Augen umher. Seine Haare sind zerraut, eine schmerzverzerrte Grimasse der trockenen Lippen entblößt bei jedem Auftreten des rechten Fußes seine gelblichen Zähne und blassen Gaumen. Rote Spuren bleiben auf dem schmutzigen Trottoir und aus seinem Knie fließt schäumend die rote Flüssigkeit.

„Auf dem Newski ist ein Verbandsplatz!" sagt ein Student geschäftig.

„Es wäre besser, wenn er ins Krankenhaus ginge, das ist näher“, lispelt eine alte Frau in einem abgetragenen Mäntelchen.

„Danke Dir, Großmütterchen!“ sagt der eine der Soldaten und packt den kranken Genossen noch fester unter den Arm. „Aus den Offizierskrankenhäusern wurde auf uns tüchtig geschossen... dort hat man ihn auch verwundet... diese verfluchten Kerle!“ schleudert er mir voller Wut nach. „Ihr habt noch nicht genügend unser Blut gesogen!... Die Kehlen sollte man ihnen allen durchbeißen!...“

Mit den Borsten der Soldatenbajonette und den Haufen brüllender, sich anklammernder kleiner Jungen hin und her schlenkernd, knattern rasch Lastautos vorbei. Aus einem von ihnen fliegen, wie ein Schwarm weißer Vögel, Papierzettel heraus. Die hineilende Menge fängt sie im Fluge auf. Auch ich greife nach einem. Die noch nicht getrocknete Farbe beschmutzt meine Finger. Im engen Ring drängt man sich an mich und alle lesen durcheinander, sich über meine Schulter beugend:

Genossen, Soldaten!

Es ist geschehen! Ihr habt Euch erhoben, Ihr unterjochten und versklavten Bauern und Arbeiter. Ihr habt Euch erhoben und mit Krach und Schande stürzte die zaristische Regierung zusammen.

Soldaten, das Volk hat lange genug gelitten...

... Während die Herren Adligen praßten und das Blut des Volkes aussogen, hungerten die vielen Millionen Bauern.

Brüder Soldaten! Was braucht Ihr, Bauern-Feldarbeiter? Was brauchen alle Arbeiter? Den ganzen Boden und die ganze Freiheit – das braucht Ihr! Sollt Ihr Euer Blut umsonst vergossen haben? Zwei Tage

schon ist Petrograd in den Händen der Soldaten und Arbeiter. Zwei Tage ist es, daß die aufgelöste Duma ein Provisorisches Komitee gewählt hat und es Provisorische Regierung nennt. Bis jetzt habt Ihr, weder von Rodzjanko noch von Miljukow, auch nur ein Wort darüber gehört, daß die Erde von den Gutsbesitzern genommen und dem Volke gegeben wird. Eine leere Hoffnung.

Soldaten! Warum spricht die Duma nicht darüber? Man muß die zaristische Willkür mit der Wurzel ausrotten. Wenn wir die Sache nicht bis zu Ende durchführen, wenn nicht eine konstituierende Versammlung geschaffen wird, zu der alle Bauern und alle Arbeiter ihre Delegierten schicken, nicht wie in die jetzige Duma, wo nur die Reichen und Vornehmen drinsitzen, dann wird die Sache des Volkes scheitern...

... damit die Adligen und Offiziere — diese Romanowhorde — Euch nicht betrügen, nehmt die Macht in Eure Hände. Wählt Euch selber die Zugführer, die Regimentskommandanten. Wählt Komitees für jede Rotte, für Lebensmittelversorgung. Alle Offiziere müssen unter der Kontrolle dieser Komitees stehen.

Nehmt nur jene Offiziere an, die Ihr als Volksfreunde kennt.

Ordnet Euch nur den Delegierten des Arbeiter- und Soldatenrates unter!

Soldaten! Jetzt, wo Ihr Euch erhoben und gesiegt habt, kommen zu Euch, zusammen mit Freunden, auch feindlich gesinnte Offiziere, die sich als Eure Freunde aufspielen. Soldaten! Ein Fuchsschwanz ist uns gefährlicher als ein Wolfszahn!

Soldaten! Höret auf unsere Stimme! Fordert von der Duma jetzt gleich Antwort: ob der Grund und Boden von den Gutsbesitzern, von den Klöstern und dem Staate weggenommen wird. Ob man sie dem Bauern geben wird.

Ob man dem Volke Freiheit gibt. Ob eine konstituierende
Versammlung einberufen wird? Verliert keine Zeit!

Den ganzen Boden den Bauern!

Die ganze Freiheit dem Volke!

Es lebe der Sowjet der Arbeiter- und Soldaten-
delegierten!

Es lebe die provisorische revolutionäre Re-
gierung!

Petersburger internationales Komitee der
russischen sozialdemokratischen Arbeiter-
partei und der Partei der Sozialrevolutio-
näre.

1. März 1917.

„Das trifft den Nagel auf den Kopf!“ sagt einer der
Soldaten froh und dampft mit seiner Zigarette.

„Das ist doch eine Schweinerei! Das geht doch gegen
Sie, Herr Offizier!“ regt sich ein Herr im steifen Hut
neben mir auf und zupft nervös sein weißes Seidenhals-
tuch unter dem Bart. „Das ist doch ein Hetzen gegen die
Duma! Das bedeutet Untergang der Ordnung! Das ist
Anarchie!“ wendet er sich zu seiner Begleiterin, die ihre
rot gewordene Nase in den Kragen ihres Fehpelzes steckt.

„Warum ist das eine Ennarchie?!“ stürzt sich derselbe
Soldat auf ihn und spuckt wütend seinen Zigarrenstummel
aus. „Als man die Polizisten von den Dachböden herunter-
lotsen wollte, da kam man zu uns: ‚Helft bitte, Brüder,
Genossen!‘ Wenn aber jetzt von der Erde die Rede ist,
so heißt es plötzlich Ennarchie! Brüder!“ wendet er sich
zu der ihn rasch umringenden Masse von Soldaten und
Bürgern. „Im Krieg werden wir getötet, und hier erschießt
uns die Polizei, aber über Grund und Boden dürfen wir
nicht sprechen . . . man müßte ihnen allen eine tüchtige
Ennarchie verschreiben! . . .“

Ich lache unwillkürlich laut auf und durch meine Adern
ergießt sich wiederum elastischer Mut und Energie. Einige

von den Soldaten schauen mich mißtrauisch an, als ob sie mich mit den Augen abtasten wollen, doch sie begegnen meinem offenen freundschaftlichen Blick und beruhigen sich.

„Nein, was hier geschrieben ist, ist schon ganz richtig!“ Der aufgeregte Soldat beruhigt sich nicht. „Das haben die richtigen Parteien unterschrieben: die Arbeiterpartei und die Partei der Sozialrevolutionäre. Die werden nicht versagen. Nur die Herren, die Adligen und die Offiziere — die Fuchsschwänze — betrügen uns. Sie möchten ohne Ende weiterkämpfen! Also müssen wir unsere eigene Macht haben, Brüder! Unsere eigene! Nein, Brüder, uns wird man jetzt nicht mehr bemogeln können! Wenn wir jetzt . . . Wenn man uns jetzt . . .“

Die Soldatenmasse wächst immer mehr an. Ein Soldat ist schon auf einen Prellstein gesprungen, um zu sprechen. Die steifen Hüte und Fehpelze winden sich erschrocken aus der Menge heraus. Ich gehe langsam weg und habe das Verlangen, laut aufzujauchzen, oder, wie gestern, wie toll aus dem Karabiner in den Himmel zu schießen. Ja, und die „Société Générale!“ Wartet nur ihr Messieurs und Misters! Es wird sich hier noch manches abspielen! . . .

*

An der Ecke liegt ein zerschlagenes Automobil.

„Schauen Sie nur her, das haben die ‚Genossen‘ fertig gebracht!“ zischt der steife Hut, zu mir gewendet. „Sie haben Recht, Herr Offizier, daß Sie von denen dort weggegangen sind. Um diese ordinäre Soldateska zähmen zu können, braucht man eine starke Macht!“ Er drückt im Takt seiner Worte den Arm des Fehpelzes. „Wissen Sie, Viele beginnen begründete Angst zu bekommen, daß sie jetzt, wo sie den Kopf abgeschlagen haben, sich nach den Haaren sehnen werden . . .“

Mit herablassendem, spöttischem Blick beegne ich seinen mich vertrauensvoll ansehenden Augen. In der Ferne dröhnen unheilverkündend Maschinengewehre. Was habe ich mit diesem Mann zu reden? Ich werde jetzt rasch zur Schwägerin gehen und dann ins Taurische.

Im finsternen Treppenhaus scheuche ich die rebellisch gestimmten Katzen auf. Ach ja, wir sind doch jetzt im März. Ich klopfe, das Schloß klirrt. Walja ist zu Hause.

„Wie freue ich mich! Kommen Sie von Oranienbaum? Sind Sie schon lange hier? . . . Von Boris sind gar keine Nachrichten. Ich weiß gar nicht, was ich denken soll . . . Welche Ereignisse . . .! Ich wollte gerade in die Duma gehen. Legen Sie bitte ab. Wir werden Tee trinken.“

„Nein, danke sehr, wenn Sie zum Taurischen wollten, so haben wir denselben Weg, auch ich wollte hingehen.“

„Gut, dann gehen wir . . . Wie geht es Ihrer Frau, Ihren Kindern? . . .

„Rascher, Walja, rascher!“ treibe ich sie an.

„Ach, Sie kennen mich doch gar nicht, Sie werden mich nicht einholen können, ich gehe sehr rasch.“

Wir gehen tatsächlich sehr schnell, als ob wir um die Wette laufen würden. Ein feuchter, frostiger Wind peitscht uns stechend, wie mit Salz.

„Sie haben einen Karabiner! Für welches Wild?“ Sie lacht und kneift die Augen vor dem stechenden Wind zusammen.

In den Straßen rattern Schüsse, doch niemand beachtet sie. Wir holen rasch vorwärtsdrängende Soldatenabteilungen ein. Auf ihren Schultern schaukeln auf elastischen Riemen Gewehre. Ihre schweren Schritte versinken im schmutzigen Schneebrei. Schon den vierten Tag wird der Schnee nicht fortgeschafft.

Knirschende Schüsse zerreißen plötzlich die Luft über uns. Vor uns eine kleine Kirche. An der Ecke drängen sich Menschen aneinander, pressen sich mit ihren Rücken

an die Hausmauer. Peitschende Kugeln zerschlagen den Stuck der Wände und schütten ihn über die Menschen.

„Gehen Sie in den Toreingang, Walja! Hier könnte Sie noch eine Kugel treffen“, sage ich beunruhigt.

Doch Walja geht, sich an die Mauer pressend, weiter.

In der Seitenstraße ein Regen von Schüssen.

„Man schießt aus den Krankenhäusern! . . . Offiziere! . . .“

„Seit einer Stunde kann man weder durchgehen noch durchfahren . . .“

„Gestern sagte man, daß man sie entwapfnet habe, und heute knattern sie wieder ununterbrochen . . .“

Die Gewehrschüsse werden für einen Augenblick schwächer. Ein Soldat rennt kopfüber auf die andere Seite der Straße. Dort, an der Ecke ist ein großes, graues Haus. In seiner Seitenmauer sind eng nebeneinander drei kleine Fenster. Ach, wenn man nur dorthin ein Maschinengewehr hinbringen könnte.

„Laufen wir“, sagt Walja.

Auch die Soldaten stürzen mit uns auf die andere Seite der Straße.

„Ordnung schaffen sie, die Hochwohlgeborenen! . . .“ spucken sie wütend aus.

Ein toller Sturm von Gewehrschüssen peitscht die menschenleer gewordene Straße mit Blei, als wir hinter dem Zaun des Kirchenturmes zu Atem kommen.

„Sie haben sich ein wenig verspätet, die Rodzjankokerle!“

*

Das vom Alter durch und durch gelb gewordene Potemkinsche Palais, mit den Lakaienbackenbärten seiner Seitenflügel, spreizt sich heute breit mit dem welken Lächeln eines Geburtstagskindes. Mit der Glatze seiner Kuppel matt glänzend und wie ein Walroß die langen

Hauer der Säulen flutschend, schwimmt es selbstzufrieden in den tausendköpfigen Strömen der endlosen Soldatenreihen. Sie umwogen es mit den Federn der roten Fahnen, necken es mit den Kämmen der roten Plakate und sprühen mit dem quietschenden Messing der hochmütigen Orchester. Schwätzende Massen überfluten alle daneben liegenden Straßen. Müßiggänger klettern auf die Prellsteine, klammern sich an die eisernen Spitzen der Gartenzäune, an die Rinnen, kriechen auf die Dächer, hängen auf den Zäunen. Eine Herde von steifen Hüten, Damenhüten, Persianerkragen summen begeistert auf den Trottoiren.

„Ach Gott, wie ist das interessant! Die Duma selbst . . . denken Sie nur: die Duma selbst, die den Zaren mit dem schrecklichen Gespenst des „roten Ungeheuers“ feige bedroht hat, beschloß jetzt unwiderruflich, sich an die Spitze der Revolution zu stellen.“

„Ach, wie ist das interessant! Wie ist das interessant!“ hüpfte Walja.

Die Masse tobt, die Masse schwätzt, die Masse klatscht in allen Tonarten.

„. . . das Provisorische Komitee . . .“

„. . . ja, das Provisorische Komitee . . .“

„. . . alle Minister, der letzte war Protopopow selbst. Er kam in der Nacht, sagt man, und ging ganz leise direkt zu Kerenski.“

„Zu Kerenski selbst?!“

„Ja, ‚gestatten Sie‘, sagte er, ‚Euer Hochwohlgeboren, daß ich mich melde, um verhaftet zu werden . . .‘ Die Menge wollte ihn sofort erschlagen, doch Kerenski hat ihn gerettet . . .“

„Nun und das Provisorische Komitee? . . .“

„Warten Sie einmal. Was wird noch dieser Sowjet der blöden Delegierten dazu sagen . . .“

„Unsinn.“

„. . . selbst Rodzjanko . . .“

„Ach was. Wird sich denn Rodzjanko jetzt mit irgendeinem Ministerium für Handel und Industrie befassen? Das ist sein Neffe, Rodzjanko, der als Kommissär dorthin ernannt wurde, und nicht der alte Rodzjanko.“

„Schauen Sie nur dorthin, Anna Iwanowna, schauen Sie hin! Die Gardeleibwache seiner Majestät. Welch ein ungestümes Vorwärtsdrängen! Sogar die Gardeleibwache!“

„. . . und Miljukow. Das ist doch eine bezaubernde Persönlichkeit! . . .“

„Ist es wahr, man sagt, Nikolaj sei geflohen?“

„Man hat am Bahnhof gesagt, daß er gestern vom Hauptquartier weggefahren ist, und man weiß bis jetzt nicht, wo er sich befindet.“

„. . . und ich bleibe dabei: im Ministerium des Innern ist als Kommissär des Provisorischen Komitees Fürst Wassiljtschikow ernannt.“

„Keine Idee! Graf Kapnist ist ins Ministerium für Landwirtschaft bestimmt worden.“

„. . . man sagt, daß man schon neue Minister suche . . .“

„Miljukow hat schon alle ausgesucht. Nur für das Finanzministerium kann man niemand finden.“

„Maklakow ist selbstverständlich Justizminister.“

„Nein, Kerenski.“

„Kerenski??!“

„Warum wundert es Sie? Sehen Sie nur, wieviele sich da herumdrängen . . . und alle ohne Offiziere . . . Um dieser Horde wieder ein menschliches Gesicht zu geben, braucht man eine rauhe Hand und einen weichen Handschuh. Was also die Hand anbetrifft, so . . . warum ist also Kerenski als Handschuh schlecht?“

„Viktor Sergejewitsch! Wer hüpfet dort herum? Schauen Sie, dort hinter den Säulen . . .“

Vor den Säulen, auf den Stufen des Palais, schüttelte Skobeljew vor der verwirrten Leibwache des Imperators sein keilähnliches Bärtchen.

Er hat, um die festliche Stimmung zu markieren, den Hut abgenommen, und die demokratischen Pompons der Schnur, die er statt Krawatte um seinen Kragen trägt, sind mit einem üppigen Pelz fest zusammengepreßt. Durch das unterdrückte Sprechen der müßigen Masse, durch die fernen Klänge der Orchester fliegen, wie erschrockene Spatzen, seine etwas stotternden Worte: „... die wirrr-kliche Macht des Volkes . . . die rrrevolutionäre Demokrrratie . . . das grrroße frfreie Volk . . . die rrrevolutionäre Orrrdnung . . .”

Bumm! Bumm! — donnerte es in den Straßen. Tschan! Tschan! Tschan! — polterten die Pauken. Pu-oo-pu-pu-pu-pu heulten die Trompeten.

In den kalten Glaspupillen des Palais schwimmt gefahrlos der rote Widerschein der Fahnen.

*

In der Halle Gedränge und Geschrei: „Laß mich durch, sage ich! . . . und wenn ich auch kein Delegierter bin! . . . Wir gehen nicht zu Euch, wir gehen in unseren Sowjet. Wir müssen dort nachfragen . . .”

„Wir werden schon reinen Wein einschenken! Mit welchem Rechte erteilt man von hier aus Befehle, daß die Offiziere wieder über uns zu kommandieren haben?! . . . Und daß wir ihnen unsere Waffen ausliefern sollen?! Glaubt Ihr, wir seien so blöd?! . . .”

„Laß durch! Sonst bekommst du eins mit dem Kolben! . . .” Die Soldatenmassen brachen durch und strömten stürmisch in den linken Korridor. Dort ging vor dem Zimmer Nummer Dreizehn ein heftiger Kampf vor sich. Kapelinski ist an die Tür gedrängt, seine dichte Haar-mähne steht zu Berge.

„Der Sowjet hat damit nichts zu tun, Genossen! Ich versichere Euch! Der Befehl ist von Rodzjanko, ohne unser Wissen herausgegeben worden . . .”

„Das kannst du deiner Großmutter erzählen! . . .“

„Und was habt Ihr getan, habt Ihr geschlafen?!“

„Wozu haben wir Euch gewählt?!“

„Rodzjanko kommandiert . . . und Ihr, was tut Ihr?! . . .“

„Ach Ihr, Raßjanka soll der Schuldige sein . . . Ihr seid alle nicht besser, seid alle Raßjankas! . . .“

„Was steht Ihr da mit offenem Maul? Macht doch eine Sitzung des Sowjets! . . .“

„Ihr seid doch nicht hergekommen, um Euch auszu-
ruhen! . . .“

„Beruhigt Euch“, schrie Kapelinski heiser. „Beruhigt Euch! Die Sitzung des Sowjets wird sofort eröffnet werden! . . .“

*

Der runde Saal kreiste wie ein Mühlrad. Die Vitrinen mit den Photographien der Dumaabgeordneten waren in weiser Voraussicht herausgetragen worden. Statt ihrer klebten in zwei entgegengesetzten Ecken kleine Tische an den rosa Wänden. Die Tischchen waren mit ordentlich zusammengelegten Papierhaufen bedeckt. Rund um sie drängten sich Soldaten, und über ihnen bäumten sich auf der Wand, unerhört keck und aufreizend, deutliche Aufschriften, die sofort in die Augen fielen: „Zentralkomitee der sozialrevolutionären Partei“ und – das Herz hüpfte vor Freude – „Kriegsorganisation der RSDAP der Bolschewiken“. Neben diesem Tischchen machte sich eine ältere strenge Dame mit einer geraden Nase, auf der ein Kneifer saß, dessen Schnur hinter das Ohr gelegt war, zu schaffen, und vor dem Tisch saßen zwei Soldaten und ein Zivilist in einem einfachen Arbeitermantel. Einer dieser Soldaten, ein Pionier mittleren Alters, mit einem breiten Gesicht, runder Stirne und vor Müdigkeit gelben, eingefallenen Wangen, schrieb sorgfältig in ein kleines Wachsleinennotizbuch etwas ein und

steckte dabei ununterbrochen einen Tintenstift unter die Fransen seines Schnurrbartes. Der andere Soldat war jung, sauber, und der roten Tresse seiner Litewka nach, Soldat des Preobraschenskiregimentes. Er wandte sein rosa glattrasiertes, längliches Gesicht nach allen Seiten und beantwortete gutgelaunt die Dutzende auf ihn einstürmender Fragen der Soldaten. Zu diesem bolschewistischen Tischchen drängten sich jetzt Dutzende von Soldaten mit sachlichen Anfragen. Sie wurden immer von Neuankommenden verdrängt. Das laute Sprechen ging hier sehr oft in freundschaftliches Geflüster über. Die Augen brannten in warmem, brüderlichem Gruß, und das Notizbuch des schnurrbärtigen Soldaten füllte sich mit rasch eingeschriebenen Adressen. Hier nahm die Arbeiterpartei wieder die verlorene Verbindung mit dem Soldatenmeer auf.

Im großen Katherinensaale kneteten ungeordnete Soldatenmassen den klebrigen Schmutz, der das Parkett bedeckte, mit ihren schweren Stiefeln. Über ihnen sah man durch die graue Dämmerung der Rauchwellen in allen Ecken und Winkeln nebelhafte Schatten eigenmächtiger Redner.

„Die zaristische Leibgarde, Genossen . . . die Gutsbesitzerklique . . . die dunklen Kräfte Rasputins . . .“ glitt es über die weichen Vorhänge der Fenster.

„Der ganze Grund und Boden muß unverzüglich in die Hände der Werktätigen übergehen!“ prallte das Echo von der Decke im entgegengesetzten Winkel zurück. „Die Diktatur des Proletariats und der revolutionären Bauernschaft muß jetzt . . .“

Und in der Mitte, vor dem Eingang zu den Galerien des Sitzungssaales der Duma, bewegte sich auf einem Tisch, bald ruhig, bald aufgeregt, ein kleiner, magerer Arbeiter. Sein Gesicht war von einem dürftigen Bärtchen umrahmt. Seine Hosen waren ausgefranst.

„Selbstverständlich verlangt der Vorsitzende der Duma von Euch, Genossen, daß Ihr die russische Erde für ihn rettet . . . selbstverständlich! Er hat doch was zu verlieren! Fahrt zum Beispiel in das Jekaterinoslawer Gouvernement. Viele Zehntausende von Jochen schwarzer, fetter Erde, und noch was für einer Erde, gibt es dort, Genossen!“ ,Wem gehört diese Erde?“ — werdet Ihr fragen. — ,Dem Vorsitzenden der Duma, Rodzjanko‘, wird man euch antworten. Fragt dann noch in dem Nowgoroder und dem Smolensker Gouvernement: ,Wem gehören diese reichen Güter und diese zahllosen Wälder?“ — ,Dem Vorsitzenden der Duma, Rodzjanko‘, wird man euch antworten, Genossen. Und dann fragt einmal dort: ,Und wem gehören diese gewaltigen Brennereien? Wessen Eigentum ist diese riesengroße Fabrik, die jetzt für tolle Preise unserer Millionenarmee Birkenschäfte für die Gewehre liefert?“ — ,Sie gehören dem Präsidenten der Duma, Rodzjanko‘, werdet Ihr zur Antwort bekommen, Genossen. Warum soll also der Vorsitzende der Duma, Rodzjanko, nicht bis zum Endsiege kämpfen?“

„Nieder mit Rodzjanko!!!“ brüllt wütend der Saal.

„Ihr seht also, Brüder, Genossen,“ setzt der Arbeiter ruhig fort, „daß die Rodzjankos und alle diese Fürsten Ljwows, Wassiljtschikows, die Grafen Kapnist, die Schuljgins, die Krupenskis, Purischkewitschs, all diese Duma-Gutsbesitzer mehr als genug zu beschützen haben. Ihre Besitze, ihre fürstlichen gräflichen Güter nennen sie russische Erde. Fragt ihn einmal, diesen Vorsitzenden der Duma, Rodzjanko, fragt ihn einmal, Genossen, ob er sich ebenso um die Rettung der russischen Erde sorgen wird, wenn diese russische Erde plötzlich nach dem Rat der Bolschewisten von den Gutsbesitzern und Herren in eure Hände übergehen wird?!“

„Nieder mit Rodzjanko!!!“ donnert und heult es durch den Katherinensaal.

„Nieder mit Rodzjanko! Nieder mit dem Krieg!!!“

Ein nervöses, aufmunterndes Vibrieren geht durch meine Muskeln. Liebevoll sehe ich meinen Karabiner an, der lustig über meiner Schulter hängt. „Aha, ‚Bank of Commerce‘! Das wird also doch nicht gehen!“

„Ach, wie ist das interessant!“ sagt Walja freudig erregt.

„Interessant? Ja, ich glaube, es ist nicht nur interessant . . . Werden Sie aber allein nach Hause können, wenn ich Sie jetzt wegen einer wichtigen Angelegenheit verlassen muß.“

„Selbstverständlich!“

„Dann gehen Sie aber, bitte, über den Snamenskaplatz. Es ist zwar ein Umweg, aber es ist sicherer.“

Ich drücke ihr fest die Hand und gehe in den runden Saal zurück.

Doch neben dem bolschewistischen Tisch sitzen weder der Soldat, noch der Zivilist. Nur die strenge Dame ist zurückgeblieben. Es gelingt ihr aber, Flugblätter zu verteilen und gleichzeitig mit den Soldaten zu sprechen.

„Genossin,“ sage ich ihr, einen freien Augenblick abwartend, „man braucht jetzt Menschen. Ich bin Bolschewik, Maschinengewehroffizier. Sie können über mich verfügen.“

„Standen Sie hier mit dem Komitee oder mit der Kriegsorganisation in Verbindung?“ Forschend werde ich durch den Kneifer angesehen.

„Nein, ich stand mit niemand in Verbindung, ich bin erst seit kurzem in Petersburg.“

„Dann müssen Sie hier etwas warten, Genosse. Die Genossen, mit denen ich Sie sofort zusammenbringen könnte, sind eben weggegangen. Die Soldaten sind zur Sitzung des Sowjets gegangen und Molotow ins Exekutivkomitee. Wenn Sie keine Zeit haben“ sie bemerkt meine unwillkürlich ärgerliche Handbewegung, „versuchen Sie

ins Zimmer Nummer Dreizehn zu gehen. Sie werden dort Molotow finden. Nebenan ist die Sitzung des Sowjets. Bitten Sie, daß man Ssadowski heraufrufe. Das ist ein Pioniersoldat. Schade, daß Sie ihn nicht dem Gesicht nach kennen.“

„Doch, ich habe sie hier alle gesehen . . . ich werde versuchen . . .“

*

Ins Zimmer Nr. 13 wurde man nicht mehr vorgelassen.

„Nur Mitglieder des Exekutivkomitee! Nur Mitglieder des Exekutivkomitee!“ schrie in nervöser Hast ein Student mit roter Binde. Und die ergebenen Wachposten versperrten mit ihren Gewehren die Tür.

„Erlauben Sie! Ich brauche Molotow . . .“

„Ach was, Molotow . . .“

„Gestatten Sie!“ Ein Hauptmann mit einem parfümierten Schnurrbärtchen, in Feldadjustierung, kommt herangestürzt. Hinter ihm, ein glatter, wie eine Weintraube saftiger, junger Gardemarineleutnant in einer golden betreten Uniform. „Gestatten Sie! . . . Wir kommen mit einem dringenden, nicht aufzuschiebenden Auftrag von seiner Exzellenz, dem Herrn Vorsitzenden der Duma, Rodzjanko. Wir wollen mit dem Exekutivkomitee der Arbeiterdelegierten direkt sprechen. Gestatten Sie! . . .“ Aufdringlich drängt sich der Hauptmann vor und nimmt seine Mütze ab.

Der geschäftige Student verliert sich ganz, die Wachposten nehmen die Gewehre zurück, und ich dränge mich hinter dem Hauptmann und dem Gardemarineleutnant, gemeinsam mit noch vielen anderen, zuerst in ein Durchgangszimmer und dann in das Zimmer, hinter einem grünen Vorhang, wo die Sitzung des Exekutivkomitee abgehalten wird. Zirka dreißig, vielleicht auch mehr, intelligente Zivilisten, vom Militär nur der Marineoffizier

Filippowski, sitzen rund um einen großen Tisch und stehen die Wände entlang und vor großen Fenstern, die auf einen einsamen, verlassenem Garten gehen.

„In einer bürgerlichen Revolution brauchen wir keine Macht . . . ! Ich werde mich in keine Koalition einlassen! . . .“ sagte Tschcheidze, seine Augen wütend rollend, zog seinen Marderpelz fester um die Schultern und lehnte sich müde im Lehnstuhl zurück.

Ungeduldige, böse und gleichgültig müde Blicke hielten den Hauptmann auf.

„Gestatten Sie, mich vorzustellen!“ Er klirrte mit den Sporen, hob das Kinn mit einem Ruck in die Höhe und legte die Hände an die Hosennaht. „Unsere große russische Armee und alle vernünftigen, ihrer Heimat ergebenden Bürger unseres ruhmvollen, teuren Vaterlandes und ich, Ihr ergebener Diener, erkennen voll und ganz an, daß nur das Arbeiterkomitee der Delegierten als einzige und gerechte Regierung anerkannt werden kann, die gesetzmäßig die Staatsmacht in der Hand hat und der sich alle wohlgesinnten Bürger mit größter Bereitwilligkeit unterwerfen, ohne ihr Leben zu schonen . . .“

„Was ist los? . . . Fassen Sie sich kürzer! . . . Sprechen Sie deutlicher! . . .“ Wütende Blicke und Ausrufe füllten den Saal.

Doch der kampflustige Hauptmann zuckt nicht einmal zusammen. Er steht stramm da und stammelt:

„Gestatten Sie, Ihnen zu melden . . . erlauben Sie, Ihnen zu versichern . . . seit meiner jüngsten Jugend habe ich auf die Revolution gehofft und bin ihr ergeben. Mein seliger Vater war ein Mensch liberalster Anschauungen. Meine Tante, geborene . . . ist mit einem der Verunglückten verheiratet . . .“

Die darauffolgenden Worte waren nicht mehr zu hören. Ein wütender Lärm, ein Schreien und Knarren der weggeschobenen Stühle übertönten die Worte des Hauptmannes.

Er stand aber trotzig und hartnäckig, wie der Ahorn vor dem Fenster gleichgültig im Schneesturm steht.

„Was ist das für ein Dummkopf? sprechen Sie verständlich und sagen Sie, was Sie wollen. Was wollen Sie hier? Was ist los?“ Im Zimmer entstand ein Wirrwarr. „Jagt sie zum Teufel!“ schrie jemand in der Ecke.

„. . . Seine Exzellenz . . . der Vorsitzende der Duma, Rodzjanko geruhte, ein Telegramm von Seiner Majestät zu bekommen, mit dem Befehl, unverzüglich zu ihm auf die Station Dno zu kommen“, hörte man endlich die stammelnden Worte des ganz verwirrt gewordenen Hauptmannes. „Seine Exzellenz geruhte, mir aufzutragen, ehrerbietigst zu bitten, das Exekutivkomitee zu ersuchen, Seiner Exzellenz einen Sonderzug zur Verfügung stellen zu wollen. Die Interessen des Vaterlandes und der Revolution . . .“

„Was haben wir damit zu tun?!“ Ein Gewirr von Stimmen erstickte die Worte des Hauptmanns.

„. . . Eisenbahnarbeiter . . .“, drang die Fistelstimme des Hauptmanns durch, „. . . man hat geantwortet, daß man ihn ohne Erlaubnis des Exekutivkomitee nicht geben wird . . .“

„Gut! Gut! — Bitte warten Sie im Korridor. Wir werden sofort die Sache beraten und Ihnen unseren Entschluß mitteilen. Bitte alle Fremden das Zimmer sofort zu verlassen!“ sagte Ssuchanow geschäftig.

Ich suchte Molotow mit den Augen.

„Gestatten Sie mir zu bemerken, daß meine nicht erschaffende Ergebenheit für die Revolution,“ explodierte wieder der Hauptmann, „die ich sozusagen mit der Muttermilch eingesogen habe . . .“

„Gut, gut!“ summte es von überall. „Wir werden uns beraten. Wir bitten, alle Fremden sofort wegzugehen!“

„Ich erlaube mir,“ tauchte plötzlich hinter der Schulter des Hauptmannes der Gardemarineleutnant auf und

stammelte eifrig, „ich erlaube mir, im Namen aller Seeleute und Offiziere zu fragen, welche Einstellung ihr zum Krieg und zur Verteidigung des Vaterlandes habt? Ich unterwerfe mich euch widerspruchslos und erkenne eure Autorität an. Wir müssen alle . . .“

„Hol's der Teufel!“ Alle sprangen von ihren Plätzen. „Werden Sie uns die Sitzung fortsetzen lassen oder nicht?!“ stürzten sie sich auf ihn.

„Ich halte es trotzdem für notwendig zu sagen,“ schnatterte der Gardemarineleutnant, sich zur Tür wendend, „daß unsere ganze Armee und Flotte hier und an der Front für eine unbedingte Fortsetzung des Krieges, bis zum endgültigen Siege, sind. Das Arbeiterkomitee kann auf uns nur dann rechnen, wenn es auch . . .“

„Genug!“ brüllte ein Herr in einem schwarzen Rock auf, wurde krebsrot und schlug mit aller Wucht mit der Faust auf den Tisch.

Unheimliches Schweigen.

„Die Frage über Krieg und Frieden ist im Sowjet noch nicht gestellt worden!“ predigte Tschcheidze.

„Wenn wir einen Entschluß gefaßt haben, werden Sie davon erfahren“, fügte Ssuchanow hinzu.

„Seien Sie so liebenswürdig und stören Sie uns nicht mehr in unserer Arbeit!“ dröhnte Stjeklow.

Wir wurden alle zur Tür gedrängt . . .

*

Aus dem Saal, in dem der Sowjet tagte, ertönte verhaltener Lärm. Der ganze Raum war bis zum Bersten mit Soldaten vollgestopft. Nur ab und zu sah man zwei, drei Paar Fähnrichsepauletten und einzelne Gruppen von Arbeitern. Es war kein Platz zum Sitzen, alle standen, auch auf den Bänken, Stühlen, Fensterbrettern und auf dem großen Tische. Auf einem Tisch stand, zwischen einer dichten Masse von Soldaten, der schwarzbärtige

Nikolaj Dmitrijewitsch Ssokolow. Seine Glatze und sein Zwicker glänzten, und er zupfte sich ununterbrochen die weißen Manschetten zurecht.

„Es stellt sich also heraus, daß wir unser Blut vergossen haben,“ schrie heiser, auf dem Tisch stehend, die Hände in die Manteltaschen gesteckt, ein pockennarbiger Soldat mit breiten Backenknochen, „dazu haben wir also Revolution gemacht, damit uns die Duma die Offiziere wieder auf den Hals hetzt? . . . schon gut, schon gut! Ich weiß . . .“ streckte er plötzlich die Hand aus, da er irgendwo einen Widerspruch fühlte. „Schon gut, ich habe gehört: jetzt ist Krieg und ohne Offiziere kann man nicht auskommen. Gut, Genossen, wir verstehen das und wir wünschen unserem Vaterland nichts Schlechtes. Wir sind selbstverständlich bereit, weiter zu kämpfen, gestattet uns aber, uns die Offiziere selber zu wählen. Aber Offiziere, die uns in die Fresse gehauen haben, die dem Zar und dem Fürsten gutgesinnt sind, die die Deutschen durch die Front lassen wollen . . . diese Offiziere brauchen wir nicht.“

„Richtig! Richtig! . . .“ Die Fensterscheiben zittern.

„Wozu, fragt es sich, plagen wir uns jetzt hier so lange?!“ fährt ein Soldat plötzlich auf und sein Gesicht wird ganz rot. „Da wir jetzt unseren Sowjet haben, und alle damit einverstanden sind, daß man überall Rottenkomitees einführt, die die Lebensmittel verwalten, so sollen auch diese Komitees die Offiziere kontrollieren. Und alle unsere Waffen: Gewehre und Maschinengewehre . . .“

„Und Panzerautos!“ schreit ein groß gewachsener, rot-haariger Soldat neben der Tür.

„. . . Und Panzerautos“ setzt der Redner fort. „Über alles hat nur unser gewähltes Komitee zu verfügen . . . man darf den Offizieren auf keinen Fall, und auf Grund gar keines Befehls, die Waffen ausliefern. Gebt die Waffen nicht her, Genossen! . . . Und jene Offiziere, die wir

nicht aufnehmen wollen, die soll der Sowjet sofort an die Front schicken! . . .”

„Richtig!!” tobt der Saal und unter donnerndem Beifallsklatschen springt der rot gewordene Soldat auf den Boden.

Ein großer, magerer Soldat mit einem offenen Gesicht, schmaler Nase und grauen Augen löst ihn ab.

„Ich heiße Borissow”, sagt er einfach. „Ich will folgendes sagen. Das Wegschicken der Offiziere an die Front ist eine sehr gute Maßnahme. Die Herrensöhnchen sollen nur dort gemeinsam mit der Polizei kämpfen.”

„Richtig!” brüllt der Sowjet.

„Sie knattern auf den Straßen noch immer mit den Maschinengewehren”, setzt Borissow fort. „Was geschieht aber, wenn jene Generäle, die hierbleiben und die wir anerkennen, uns alle an die Front schicken werden? Wenn sie, statt uns, Bauernrekruten hierherjagen, oder von der Front Soldaten herkommandieren, solche, die an unserer Revolution noch nicht gerochen haben . . . Ich frage euch, Genossen, wer wird dann unsere Freiheit verteidigen, wer wird unseren Sowjet schützen?! . . . Ich schlage also vor,” Borissow hämmert jedes Wort klar und deutlich in die aufhorchende Stille, „ich schlage unserem Exekutivkomitee vor, unverzüglich einen strengen Kriegsbefehl zu erlassen, daß die ganze Petrograder revolutionäre Garnison auf keinen Fall von hier weggeschickt werden darf.”

Ssokolow nickt beifällig mit dem Kopf. Tolles Beifallsklatschen und Schreien . . . Auf den Tisch springt ein stämmiger, mittelgroßer Offizier in blauen Hosen mit silbernen Tressen.

„Ich bin der Delegierte des neunten Kavallerieregiments, Reiterfähnrich Sachs”, er klirrt geckenhaft mit den Sporen. „Seid ruhig, ich bin kein Deutscher. Ich bin ein echter Russe. Ich halte es für meine Pflicht, hier

etwas über die Kriegskommission zu sagen. Sie wurde hier wiederholt angegriffen. Ich will nur mitteilen, daß ich gestern dort selbst gearbeitet habe, aber heute haben das Dumamitglied Oberst Engelhardt und Gutschkow den ganzen alten Bestand beseitigt . . .”

„Auseinandergejagt“, schreit man durcheinander. „Und man hat die reaktionärsten Offiziere des Generalstabes an ihre Stelle gesetzt . . .”

Ich wende mich um und erkenne in dem Schreienden, nach dem schwarzen Schnurrbärtchen, dem glatten Scheitel und den verschwommenen dunklen Augen, Dobranizki.

„Das wollte ich eben sagen“, runzelt der Reiterfähnrich Sachs seine Stirn. „Mir scheint, daß man den Kriegsstab der Revolution nicht in dieser Verfassung lassen darf. Alle ihre Befehle und Anordnungen müssen unbedingt sehr vorsichtig kontrolliert werden und im Falle des geringsten Zweifels hat das Exekutivkomitee des Sowjets der Arbeiterdelegierten befragt zu werden. Damit aber auch unsere Vertreter drin sind, schlage ich vor, in die Kriegskommission von unserem Soldatensowjet aus genau so viele Mitglieder zu wählen, wie viele jetzt dort vorhanden sind.”

„Richtig! Richtig!“ donnert es durch den Saal. Ein junger, sauberer, spitznäsiger Soldat des Preobraschenskiregimentes, mit Brille auf der Nase, der im runden Saal neben dem bolschewikischen Tisch gesessen hatte, steigt nach dem Reiterfähnrich auf den Tisch.

„Alexander Padjerin“, nannte er seinen Namen, wurde rot und kniff verlegen die Augen zusammen. „Ich schließe mich vollständig den praktischen Vorschlägen meiner Voredner an, und will nur folgendes hinzufügen: Wenn schon von der Mehrzahl so hartnäckig die Erhaltung der Befehlsmacht der Offiziere verteidigt wird, so müssen wir als Sowjet unbedingt hinzufügen, daß diese Gewalt der Offiziere ausschließlich im Dienst und keinesfalls auf die

Politik ausgedehnt werden darf. Politisch müssen wir Soldaten uns nur dem Sowjet unterwerfen. Außerhalb des Dienstes müssen die Soldaten absolut in allen politischen und bürgerlichen Rechten mit den andern Bürgern gleichgestellt werden. Und das blödsinnige Salutieren und Strammstehen außerhalb des Dienstes hat abgeschafft zu werden."

„Was sagt er? . . ." springt der Reiterfähnrich Sachs auf.

„Außerdem schlage ich vor, die Titulierung selbst im Dienst abzuschaffen. Man kann sie einfach nennen: Bürger Fähnrich, Bürger General."

„Rrrichtig!!" brüllt erregt der ganze Sowjet.

„Es wäre jedenfalls besser, das frivole Zivilistenwort ‚Bürger‘ mit dem höflicheren ‚Herr‘ zu vertauschen", schreit der Reiterfähnrich Sachs dazwischen.

„Schon gut," Padjerin macht eine abweisende Handbewegung, „das ist alles, was ich heute vorschlage. Die Hauptsache aber ist, daß wir unsere heutigen Beschlüsse publizieren und als endgültigen und verpflichtenden Befehl in der Armee verbreiten. Darauf bestehe ich aufs energischste. Wir haben uns hier im Sowjet versammelt, nicht um Domino zu spielen, sondern um Revolution zu machen. Und nur wir, die Vertreter der Arbeiter und Soldaten, sind faktisch die provisorische revolutionäre Macht."

„Richtig! Richtig! Rrrichtig!! . . ." Soldaten- und Arbeiterhände klatschen laut, als Padjerin vom Tisch herunterspringt und sich seine Brille zurechtrückt.

„Man wird aber jedenfalls diese Vorschläge zuerst durch das Exekutivkomitee bestätigen müssen", knarrt Ssokolow wichtigtuerisch und spreizt seinen Schnurrbart in die Höhe.

„Wir werden unsere Delegierten in eure Kommission wählen, dann werden sie alles rasch und dringend durchführen", sagt Padjerin, schnell an ihm vorbeigehend.

„Richtig! Richtig!" hallt es durch den Saal.

Der große, rothaarige Soldat, derselbe, der die Bemerkung über die Panzerautos machte, trat zu Padjerin und begann ihm etwas Wichtiges zu erzählen. Padjerin hörte mit besorgter Miene zu.

„Genosse Padjerin“, ich trat an ihn heran, und er wandte sich mir zu.

„Achso!“ sagte er, als er mich angehört hatte, nickte mir liebenswürdig zu und seine Augen glänzten mir freundlich entgegen. „Um mit der Organisation in Verbindung zu treten, müssen Sie in unser Komitee auf die Wyborg-Seite gehen, aber jetzt . . . Sie sagen, Sie seien Maschinengewehrschütze? Wollen Sie nicht auf einem Panzerauto arbeiten? Wollen Sie nicht helfen, die Maschinengewehrnester der Polizei auszuheben?“

„Selbstverständlich!“

„Hier hast du einen Maschinengewehrschützen!“ Padjerin drehte sich fröhlich zum rothaarigen sommerprossigen Soldaten, der mich freundlich ansah.

„Wir haben auf unserem Panzerauto zwei Maschinengewehre,“ sagte er, „ich bediene das eine. Der andere, der das zweite Maschinengewehr bediente, ist eben vor der Telephonzentrale erschossen worden.“

„Wieso erschossen? Sie sagen doch, Sie hätten ein Panzerauto!“

„Ach was!“ Der Soldat macht eine nachlässige Handbewegung. „Zaristisches Eigentum kennt man schon. Die Intendanten haben wahrscheinlich ihre Taschen gepanzert. Durch unser Auto gehen die Kugeln hindurch, als wäre es aus Papier. Es schaut nur von außen aus, als wäre es gepanzert! Können Sie gut schießen?“

„Selbstverständlich!“

„Nun also kommen Sie. Wir müssen nur noch in der Kriegskommission Munition herauskratzen. Man gibt nämlich heute nichts mehr heraus, und wir haben unsere längst verbraucht.“

„Wie heißt Ihr Auto?“

„Oleg.“

„Oleg?!“ O ja, ich erinnere mich, an jenen bleiernen Tag, an dem zum erstenmal eine friedliche, unbewaffnete Arbeiterdemonstration von Gendarmen und Polizei beschossen wurde. Ich erinnere mich, an die öde Ligowka und das unheilverkündende Panzerauto „Oleg“. An jenem Morgen. Ja, „Oleg“ und jetzt plötzlich ...

„Wie ist Ihr Name, Genosse?“

„Aja.“ Sein Gesicht erstrahlt freundlich. „Und wie heißt du, Genosse?“

Ich nenne meinen Namen.

„Laßt uns durch! Laßt uns durch!“ Durch den Korridor läuft ein Fähnrich und dicht hinter ihm der trübe und spitzige Kerenski.

„Was ist los?“ Alle weichen zurück.

Kerenski und der Fähnrich tauchen in dem Zimmer Nr. 13 unter und ein Haufen Neugieriger folgt ihnen.

„Was habt ihr angestellt?!“ kreischt Kerenski, ins Zimmer stürzend. „Wo ist Tschcheidze?! ...“

„Rodzjanko hat ihn eben zu sich kommen lassen.“

„Das ist heller Wahnsinn! ... Wie konntet ihr nur?!“

Er spricht mit heiserem, tragischen Flüsterton. „Rodzjanko hätte doch jetzt, sofort, fahren sollen, um Nikolaj zu zwingen, seine Thronentsagung zu unterschreiben. Das war mit meinem Einverständnis! ... Was habt ihr angestellt?! Ihr habt ihm keinen Zug gegeben! Ihr habt alles zugrunde gerichtet! Ihr habt den Romanows in die Hände gespielt! Ihr rettet die zaristische Dynastie! Seid ihr Monarchisten?! Das ist doch Provokation! ... Ihr! ... Ihr ... Ihr ...“ er erstickt fast, spritzt Speichel und springt auf einen Sessel. „Die Verantwortung für alles fällt auf euch!!!“ Er gleitet herunter, fällt hilflos im Sessel zusammen, atmet schwer und rollt wild seine Augen. Seine blauen, rasierten Lippen krümmen sich wie nasse Würmer.

„Wasser! Wasser, bringt rasch Wasser!“ Einige der Anwesenden stürzen sich auf ihn und versuchen, ihm den Kragen aufzumachen.

„Gehen wir“, sagt mir Aja verlegen.

*

Im rechten Korridor ließ man Aja durch die dreifachen Posten sauberer, glattgeschniegelter Junker nicht durch. Hier schlenkerten, über das verhältnismäßig noch saubere Parkett, einzelne Offiziere.

Im Zimmer Nr. 41, wo sich die Kriegskommission befand, herrschte nicht mehr das gestrige Getümmel. Auf dem Sofa saßen zwei Damen und drei unbekannte Zivilisten. Vor den Fenstern knatterten Kanzleischreiber auf Maschinen und eine rothaarige Stenotypistin mit vibrierenden Nasenflügeln und schwarz untermalten Augen. Vor dem Tisch, wo gestern Filippowski intensiv gearbeitet hatte, und auf dem jetzt Ordnung und Sauberkeit herrschte, saß ein mittelgroßer, stutzerhafter, grauhaariger Herr, der einem welken Hahn ähnlich sah. Er rieb sich nervös die Hände, die Ellbogen auf die Akten gestützt und wurde bald rot wie ein Krebs, bald blau wie ein junger Truthahn. Zwei Hauptleute in Generalstabsuniform beugten sich ehrerbietig zu ihm herab. Einer von ihnen, ein groß gewachsener, dicker puterroter Mann, atmete keuchend. Sein fetter Bauch, sein Kinn und seine Wangen hingen schwer in Falten herunter.

Der andere, mit einem viereckigen kurzgeschorenen Kopf, überflog angestrengt ein Aktenstück und versuchte mit ehrerbietig überzeugender Stimme irgend etwas zu beweisen.

„Nein, ich würde Ihnen nicht raten, diesen Befehl zu unterschreiben. Was ist denn das: Das Nichtgestatten ähnlicher Handlungen seitens der Offiziere wird mit dem

Tode bestraft. Die Offiziere? Dafür, daß sie der wildgewordenen Soldateska die Waffen wegnehmen? ..."

„Was kann ich da machen?“ Der vor dem Tisch sitzende Herr wird ganz blau im Gesicht, „was kann ich da machen, wenn diese ... ‚Genossen‘ ...“ sein Gesicht verzerrt sich vor Ekel.

Die Stenotypistin bemerkt mich und ein langer, abgeleckter Fähnrich, der tief herabgebeugt sich mit ihr unterhielt, schnellst auf und wendet sich rasch zu mir:

„Was wünschen Sie? ...“

Mit irgendeiner rätselhaften Neugierde in den Augen sehen mich alle auf einmal an. Ein mir unverständlich peinliches Gefühl wegen meines Karabiners und meiner roten Binde erfüllt mich.

„Ich will in die Kriegskommission ... ich brauche Munition für ein Panzerauto.“

„Die Kriegskommission befindet sich jetzt oben. Hier ist das Zimmer des Vorsitzenden, des Hauptmanns Engelhardt, ohne Meldung darf hier niemand hereinkommen.“

Der Fähnrich begleitet mich zur Tür.

— — — — —
„Nun, Hauptmann, hat es Ihnen gefallen?“ ruft spöttisch jemand vom Fenster.

Ich schaue mich um, im Korridor befindet sich kein Hauptmann. Vor dem Fenster stehen vier mir unbekannte Fähnriche, und auf dem Fensterbrett sitzt ein groß gewachsener Militärbeamter mit schmalen silbernen Epauletten. Wahrscheinlich war er es, der mich aus der Unkenntnis eines Zivilisten heraus für einen Hauptmann gehalten hatte, da seine trüben grauen Augen mich mit einem nachlässigen Lächeln fixierten. Nach der Art und Weise wie er seinen braunen Schnurrbart drehte, wie er mit den welken Falten seiner Wangen schlenkerte und mit leisem Pfeifen atmete, erkannte ich sofort Mstislawski in ihm.

„Es scheinen hier große Veränderungen vorgegangen zu sein?“ sage ich, auf seinen Ton eingehend und reiche ihm die Hand.

„Wie Sie sehen. Ich dachte schon, daß Sie zu Engelhardt gegangen sind, um sich ihm vorzustellen, so eilig stürzten Sie in sein Zimmer“, sein Mund zuckte spöttisch, die Fähnriche lächelten. „Ich wollte Sie sogar warnen, daß Sie nicht zur richtigen Zeit gekommen sind. Engelhardt empfängt momentan die Hauptleute des Generalstabs: Jakubowitsch und Tugan-Baranowski. Das macht nichts,“ er lächelt giftig, „daß die beiden erst gestern im Stabe Chabalows gearbeitet haben. Das hindert sie nicht daran, heute gemeinsam mit Engelhardt einen ‚revolutionären‘ Stab zu bilden! Ja, Rodzjanko und Miljukow haben unsere Kriegskommission aufgefressen.“

„Was ist aber mit dem Sowjet? Die Kriegskommission besteht doch neben ihm? Warum haben weder Kerenski, noch Ssokolow, noch Ssuchanow, .. noch der revolutionäre Teil der Offizierschaft ...“

„Ach! ...“ Mstislawski macht eine höhnische Handbewegung, „wenn Sie eine Ahnung hätten, wie viele von unseren Offizieren jetzt hierher laufen! ... Wie Fliegen auf Zucker. Wir sitzen als ‚endgültig‘ Beseitigte hier und beobachten, wie man herrast ... sich vorstellt, herumdienert ... Sie sehen doch, wir haben auch Sie verdächtigt ...“

„Was fällt Ihnen ein! Ich brauche Brennstoff für ein Panzerauto ... Wo ist hier die Kriegskommission ...“

*

Ich fand endlich die Kriegskommission am anderen Ende des Palais, hinter einer ganzen Reihe von zugigen Korridoren, hinter niedrigen Türen, die zu Verpflegungsmagazinen führten, woher ein Geruch von feuchtem Brot,

satten Mäusen und dampfender Buchweizengrütze kam. Über halbfinstere Stufen rannte ich in die Dämmerung eines Treppenflurs, auf den einige Türen führten. Nach dem schüchternen Sporengeklirr und dem ehrerbietigen Flüstern von dunklen Schatten zu urteilen, war der Treppenabsatz von wartenden Offizieren gefüllt.

„Wünschen Sie ebenfalls zu Gutschkow zu gehen?“ fragte man mich.

„Ja, ich komme um Brennstoff für ein Panzerauto.“

„Dann bitte . . .“ lächelten sie spöttisch, „hier rechts! Hier müssen Sie sich nicht anstellen.“

In dem Zimmer, in das ich hineinging, befanden sich nur zwei Personen, beide waren Zivilisten. Einer von ihnen, wie fest hineingehämmert in einen schwarzen Rock, sah nachdenklich zum niedrigen viereckigen Fenster hinaus. Sein großes, unförmiges, wie aus Lehm geknetetes Gesicht drückte trotzige Energie und eiserne Gespanntheit aus. Er sah herunter auf die roten Fahnen, auf die Massen, und ein leises, spöttisches Lächeln lag um seine Lippen.

„Ich komme vom Panzerauto Oleg, ich brauche Benzin.“

Das Lehmgesicht wandte sich vom Fenster zu mir, blickte mich forschend an und zeigte mit einer eckigen Bewegung der Stirn auf den in großen Buchhaltungsbüchern herumwühlenden Ingenieur. Der zog seine niedrige Stirn in Falten und spreizte die rauen Stacheln des schwarzen Schnurrbartes.

„Ingenieur Parschin!“ er sprang auf und glotzte mich mit seinen Bleiaugen an. Dann sprang er mit seinen Blicken rasch über die Seiten seiner Notizen und sagte mit gesprungener Stimme: „Ihr Auto ist bis jetzt noch nicht bei uns registriert. Wann haben Sie sich angeschlossen?“

„Ich bin erst seit kurzem auf diesem Posten. Ich bin Maschinengewehrschütze.“

„Das Brennmaterial kann Ihnen nur dann ausgefolgt werden, wenn Sie eine bestimmte Kampfaufgabe bekommen . . .“

„Das haben wir, wir haben uns vorgenommen, die Maschinengewehrnester der Polizei zu vernichten.“

„Das ist nicht so dringend,“ wandte sich jetzt das Lehmg Gesicht im schwarzen Rock zu mir. „Die Staatsbank hat uns gerade um Hilfe gebeten. Eine große Masse von Plünderern und Huligans sollen sich auf der Ssadowaja sammeln . . . Die Gefängnisse sind doch geöffnet worden . . . wir übergeben Ihnen, als Offizier, den Schutz der Staatsbankzentrale.“

„Den Schutz der Staatsbank? Gut, ich fahre hin. Was soll geschehen, wenn dort keine Massen angesammelt sind? . . .“

„Sie werden wohl nichts dagegen haben,“ sagte er nachlässig, herablassend lächelnd durch die Zähne, „Sie werden wohl nichts dagegen haben, daß ich, Ingenieur Paljtschinski, Vertreter des Vorsitzenden der Kriegskommission Gutschkow, persönliche Informationen habe, auf Grund derer ich selbständig vorgehe. Wenn ich Ihnen sage, daß die Bank von einer Masse umringt ist, dann . . . Wollen Sie hinfahren oder nicht?“

„Ja.“

Eine Minute später jagte ich schon mit dem Befehl in der Tasche, die Bank zu beschützen, und einem Belegschein für Benzin aus dem Zimmer. Aus der gegenüberliegenden Tür kam ein Herr mit einer Brille mir entgegen. Die Offiziere machten ihm ehrerbietig Platz. Sein grauer Bart hing wie in zerfetzten Büscheln herunter, die Schläfen und die Glatze schienen mit grauem Flaum eines Löwenzahns bedeckt zu sein. Ein junger Gardemarineleutnant, den ich schon im Exekutivkomitee des Sowjets gesehen hatte, scharwenzelte geschäftig um ihn herum. „Um Gottes willen, Alexander Iwanowitsch, das muß so rasch wie möglich geschehen! Es sind noch keine

zehn Minuten her, daß der Kommandant von Zarskoje Selo telephonierte. Das ist einfach schrecklich! Die Soldaten sind in das Schloß eingedrungen. Die Zarin bittet Michail Wladimirowitsch, als Vorsitzenden der Duma, sofort zwecks Verhandlungen zu ihr zu kommen. Michail Wladimirowitsch telephonierte aber jetzt dringend mit der Front. Miljukow bittet Sie, Alexander Iwanowitsch . . .”

Ihre Schritte tauchten im schallenden Lärm der steinernen Treppe, im Knistern von Stiefeln unter. In einen grauen Tscherkessenmantel fest eingeschnürt, ging knapp hinter uns ein Kosakenhauptmann mit keck aufgezwirbeltem Schnurrbart.

„Polowzew! Polowzew!” flüsterten Offiziere ihm nach. — Ist es wirklich wahr, daß dieser Naseweis aus der Duma in die Kommandantur des Petrograder Bezirkes kommt?!..

*

Aja erwartete mich geduldig vor den Säulen des runden Saales.

In der Tür der Halle stießen wir mit keuchenden Soldaten zusammen, die eine schwere Kiste schleppten.

„Vorsichtig, Genossen! Macht Platz! Bomben! Sie können explodieren!” schrien sie.

„Das haben alles die verdammten Offiziere vor uns versteckt!” rief einer der Soldaten empört und riß ein losgegangenes Brett von der Kiste. Die Kiste war mit Waffen und Munition gefüllt. „Das haben sie alles im Hafen versteckt . . . gegen uns . . . diese Schufte!”

NEUNTES KAPITEL

Durch schmutzige Türen, durch ein undurchdringliches Getümmel, durch die wimmelnden Massen in der Parkanlage, arbeiteten wir uns endlich zur Straße durch, wo das

Panzerauto an der Ecke düster dastand. Auf dem graugrünen runden Turm stand mit byzantinischen Buchstaben „Oleg“ geschrieben. Darunter mit großen, roten Buchstaben „RSDAP“. (Russische Sozialdemokratische Arbeiterpartei.) An beiden Seiten des Autos wehten rote Fahnen. Durch die offene Tür des Autos hörte man das unregelmäßige Arbeiten des Motors und das eiserne Knirschen der Hebel. Eine Menge von Neugierigen umringte dicht das Panzerauto, tastete zufrieden seinen kalten Panzer ab und beugte sich furchtsam zum dunklen Loch, wo der von Öl triefende Gehilfe des Chauffeurs schmutzige Lappen ordnete.

„Hier bin ich, Brüder!“ schrie Aja ins Auto hinein. „Ich habe euch einen Offizier gebracht. Er ist Maschinengewehrschütze. Er gehört zu uns, ist Parteimitglied!“

Das Klirren der Hebel verstummte und ein leises, gleichmäßiges Zittern schüttelte das Auto. Aus dem finsternen Loch erschien zuerst, übers ganze Gesicht grinsend, der zottige Kopf des Chauffeurgehilfen mit schmutzigen Fettflecken auf Nase und Wangen und dann sah der Chauffeur selber hinaus, ebenfalls verrußt und ölbeschmiert.

„Wohin fahren wir jetzt?“ fragte er mich fröhlich, winkte mir freundlich zu und streckte mir seine, mit Benzin und Öl beschmutzte Hand entgegen: „Nun kriecht herein, Genossen Spechte, wir werden jetzt versuchen frische Höhlen zu bohren!“

Im Panzerturm war es eng, dunstig und finster. Ich warf meinen Karabiner auf den Boden, kletterte auf den hohen Stuhl und setzte mich vor das linke Maschinengewehr, meinen Kopf in die Schachtel des kleinen Turmes steckend. Durch die Schießscharte war der Rand des grauen Himmels und ein Teil eines Hauses zu sehen. Der Chauffeurgehilfe schob mir den Kasten mit den Patronengürteln in meine Nähe und schraubte die hintere

Tür zu. Ich stieß mit dem Kopf ungewohnterweise fortwährend an die Stahlpanzer, untersuchte das Maschinengewehr und führte den Munitionsgürtel ein.

„Los, Genossen!...“

„...Nikolajew!“ rief der Chauffeur, das Auto krächzte auf, zuckte zusammen, klirrte, die Panzerwände dröhnten und ich stieß mit dem Hinterkopf gegen den Turm.

In der Manege des Neunten Kavallerieregimentes gab es kein Brennmaterial. Alles hatten die von Soldaten schwerbeladenen Lastautos fortgenommen, die eigenmächtig zu Kampfexpeditionen fuhren. Wir mußten uns zur Michailowmanege begeben.

„Dort wird es zu einer Auseinandersetzung kommen“, schrie Aja, sich zu mir hinunterbeugend und das Geknatter übertönend. „Sie müssen uns heraushelfen...“

Unser Panzerauto rollte rasch über die von Menschen überfluteten Straßen. Durch die Spalte der Schießscharte sah ich erschrocken zurückweichende Gesichter, die sich aber sofort in begeisterter Freude aufhellten. Auf unserem Auto strahlte ja eine ganz neue Aufschrift. Ein unermeßlicher Stolz federte in meinem Herzen. All diese Soldaten, Mädchen und Studenten lächeln doch dem Panzerauto unserer Partei zu. Unserer Partei! Ich hielt mich fest am Maschinengewehr an, wenn das Auto, ohrenbetäubend ratternd und summend sich auf den Straßenbiegungen schwerfällig auf die Seite legte.

— — — — —

Durch die Tore der Michailmanege zog ein grauer Benzinebel auf die Straße. Im trüben Dunkel der mächtigen Halle, die von Bogenlampen spärlich beleuchtet wurde, glänzte eine Reihe von Panzerungetümen. Auf dem von Öl und Benzin übergossenen Asphalt wimmelten schmutzige Soldatenschatten.

Ein blonder Leutnant der Panzerautodivision nahm meinen Benzinlieferschein in Empfang und rief den

Soldaten mit dünner Stimme zu, daß sie den Gummischlauch zu unserem Auto auf die Straße führen sollen.

„He, he . . .“, besann er sich plötzlich, „das ist doch unser ‚Oleg‘? Wie kommt er zu Ihnen? Das ist unser Auto, das vor drei Tagen eigenmächtig geflüchtet ist. Sie werden es hier bei uns lassen müssen. Wer ist der Chauffeur? Nikolajew? Ja, ja. Wir Offiziere dürfen nicht die Disziplin verletzen. Seien Sie so freundlich . . .“

Doch ich gab das Panzerauto nicht her. Ich erklärte dem Leutnant, daß das Auto sich jetzt in den Händen seiner Soldaten befände, die darüber verfügen. Außerdem sei es schon in der Kriegskommission registriert und soll deren Aufträge erfüllen.

„Wir stehen jetzt alle der Duma zur Verfügung“, schnitt der Leutnant hochmütig ab. „Unsere Division hat sich heute in vollem Umfange angeschlossen und deshalb . . .“

„Um so besser,“ unterbrach ich ihn. „Der Sowjet der Arbeiter- und Soldatendelegierten hat festgesetzt, daß die Offiziere nicht das Recht haben, die von den Soldaten ergriffenen Waffen und . . . Panzerautos zurückzufordern.“ Ich erinnerte mich an den Vorschlag des vorausahnenden Aja.

„Aber der Sowjet . . .“

„Ja, der Sowjet und Engelhardt selbst werden einen entsprechenden Befehl veröffentlichen . . .“

„Sie sind aber doch ohne Offiziere von uns geflüchtet!“ fährt der Fähnrich auf.

„Ist es denn die Schuld der Soldaten, daß die Offiziere sich ihnen nicht rechtzeitig angeschlossen haben?“ sage ich etwas spöttisch. „Jetzt haben sie einen Offizier“, ich stelle mich vor und zeige ihm den Auftrag der Kriegskommission.

„Leutnant Filonenko“, näselte er verlegen, sieht den Befehl an und mißt mich mit verhaltener, hilfloser Wut

vom Kopf bis zu den Füßen. „Ich wage Sie nicht aufzuhalten. Wir werden das aufklären. Nehmen Sie aber zur Kenntnis, daß wir die Bedienungsmannschaft dieses Autos nicht mehr verpflegen werden...“

„Sei nur ruhig, wir werden auch ohne Dich satt werden!“ brummt der erfreute, strahlende Aja und hilft mir in das Panzerauto hinein.

*

Es stellte sich heraus, daß auf der Ssadowaja keine Spur von einer Masse zu sehen war. Die vergitterten eisernen Tore der Bank waren von innen mit schweren Schlössern abgesperrt. An der Ecke der Gasse schlenderten einige aufgescheuchte Müßiggänger.

„Man sagt, daß an der Ecke der Bankowskaja und der Jekaterinenskaja sich Polizisten auf dem Dache des ‚Treugoljnik-Hauses‘ festgesetzt haben und aus Maschinengewehren pfeffern“, Aja kommt außer Atem zu uns zurück.

Wir drehen uns zum Newski um, machen gegenüber der Kasanj-Kirche eine scharfe Kurve und rasen über das Granitufer des zugefrorenen Katherinakanals. Im Stahlkäfig ist es heiß, bis zur Übelkeit dunstig von Benzindampf und knattert es ohrenbetäubend. Durch die frische Luft hereinlassende Schießscharte sehe ich das Dach eines dreistöckigen gelben Hauses vor mir und ein großes dreieckiges Schild. Ich bemühe mich mit dem Maschinengewehr auf das Dachbodenfenster zu zielen. Doch die Maschinengewehre sind flach angebracht und, um sie hochzuheben, müßte man mehr Zeit zur Verfügung haben. Durch die Schießscharte hört man das wütende Schwatzen der rasend gewordenen Polizeimaschinengewehre. Es ist aber unmöglich, daß ich sie von hier aus packe.

„Zurück!“ kommandiere ich.

Das Panzerauto wendet sich mit Mühe um. Wir jagen zurück.

Wir rasen am Denkmal des Feldherrn Kutusow, an der schlanken Kolonnade der Kasanj-Kirche vorbei, tauchen auf der anderen Seite des Katherinkanals auf und jagen zur Bank. Zwei Paare großer, schwarzer gußeiserner Panther mit vergoldeten Flügeln halten vor ihr zwischen den Zähnen eine kleine eiserne, hängende Brücke.

„Halt!“ sage ich. „Bitte Aja, schießen Sie nicht, sonst werden Sie mich beim Zielen stören. Ich werde schon allein mit ihnen fertig werden.“

Ohne einen Augenblick zu verlieren, richte ich das Maschinengewehr auf das Gesimse der oben gelegenen Fenster des Hauses. Das Maschinengewehr zittert toll, wie ein riesengroßer, gefangener Vogel, in meinen Händen und erfüllt den kleinen Käfig des Panzerautos mit dröhnendem Bellen. Mit dem schweren Benzindampf und dem Dunst vermischt sich jetzt der scharfe Geruch des rauchlosen Pulvers. Die Fensterscheiben krachen und fallen klirrend herunter. Eine gleichmäßige Girlande von Stuckwirbel ringelt sich von diesem Kugelregen längs des Gesimses. An der Ecke der Gorochowaja glaubt man, die Schüsse kämen aus dem Hause und ein erbittertes Gewehrknattern richtet sich dagegen. Das ganze Haus bedeckt sich rasch mit Pockennarben. Eine Soldatenmasse, die hinter dem Steingeländer der Brücke und an den Ecken steht, feuert mit Wucht hinein.

„Etwas nach rückwärts!“ kommandiere ich. „Ich muß das Dach des Hauses erfassen.“

Einige Kugeln schlagen schallend auf die Panzer und hinterlassen kleine Vertiefungen. Das Panzerauto wälzt sich etwas nach rückwärts und ich ziele auf das Dachfenster. Es kommt mir vor, als mache sich dort jemand zu schaffen. Ich bohre einen Schwarm scharfer Kugeln

hinein und schneide das Eisen des Daches dem Gesimse entlang auf, damit niemand davonkommen kann.

„Das wird genügen!“ Ich höre auf zu schießen. „Öffnen Sie die Tür! Gehen wir jetzt in die Bank, Aja.“

Die kleine Brücke ist eng und die Granitwände des Kanals sind abschüssig. Die schwarzen Panther heben wie Schmetterlinge die goldenen Flügel in die Höhe. Die mutwilligen Kugeln können ruhig hoch über der kleinen Brücke pfeifen, das Polizistennest ist vernichtet! Die Menschen laufen zu dem von uns beschossenen Hause und lärmern erregt vor ihm. Wir klopfen an das Tor des Gitters, das die Bank umgibt. Ein aufgeregter Portier, in einer grünen Livree unter einem weiten Pelz, will uns nicht aufmachen und ruft einen Beamten. Der erscheint, einen Mantel um die Schulter geworfen, zittert vor Kälte, liest den von der Kriegskommission ausgestellten Befehl und läßt mich erst dann zusammen mit Aja hinein.

Hier ist sie, die goldene Bastille, wo hinter vergitterten Fenstern glitzernde Haufen liegen, die mit Kohlenhacken herausgegraben werden. Hier schlafen in den kleinen Käfigen der Safes Perlen und Brillanten, diese kalte, harte Pracht, die in festlichen lärmenden Nächten mutwillig auf gepudertem, fettem Fleisch glitzert und flimmert. Überglänzende, breite, weiße Marmorplatten, deren Echo mit weichen Teppichen gedämpft ist, laufen wir in Büros, die in schwere Portieren eingewickelt sind und wo der Leiter der Bank, in einen kostbaren Pelzmantel eingehüllt, mir feig die Hand schüttelt und versichert, in der Bank wäre alles in bester Ordnung, alles wäre fest verschlossen. Er schüttelt dabei einklingendes Schlüsselbündel. Die Soldatenmasse unten, die die auf dem Boden des Nachbarhauses sitzende Polizei beschoß, hätte ihn beunruhigt.

„Ich bin mit der Polizei dort oben telephonisch verbunden!“ Der Direktor der Bank fuchtelte mit einem der

Hörrohre, das auf dem festgespannten Tuche des breiten massiven Tisches lag. „Sie antworten mir aber momentan aus irgendeinem Grunde nicht“, fügte er traurig hinzu. „Wir wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mit Ihrem Panzerauto in unseren Hof kämen und hier zum Schutze der Bank blieben.“

„Nein,“ sage ich, „schließen Sie nur fest ab, niemand wird Sie hier belästigen. Wir sind hier überflüssig und würden nur unnötige und unliebsame Aufmerksamkeit erregen.“

Die ganze Zeit, während ich sprach, blitzte es mir durch den Kopf: „Nieder mit den anarchistischen Gedanken!“ Sie bohrten nämlich unentwegt in meinem Hirn. Aja und ich sind doch bewaffnet und von Empörung lodernd hier hineingestürzt . . . rund um uns das widerspruchslose, feige Gesindel der Beamten und Wächter. Wie wäre es, wenn wir ihnen jetzt sofort befehlen würden: „Hände hoch! Bitte um die Schlüsselchen . . .“ Die Telephondrähte abschneiden, Aja hier zurücklassen und selber mit den Schlüsseln in den Sowjet der Arbeiter- und Soldatendelegierten rasen! Welche Begeisterung würde sich dort erheben! Die Staatsbank in den Händen des Sowjets! . . . Wie würden Miljukow und Rodzjanko hilflos erzittern! Gutschkow würde vor Angst den letzten Rest des Flaumes verlieren, der seinen Schädel bedeckt. Und Engelhardt würde wie ein Wurm erblassen . . . Die goldene Bastille in den Händen des Volkes?! „Ja,“ dachte ich, . . . „aber über dem Sowjet steht doch noch das Exekutivkomitee“, und ich sah den breiten grünen Vorhang vor mir und die wütenden Blicke wegen meines ungebeten Besuchs:

„Was wünschen Sie? . . .“

„Wieder etwas Außertourliches? . . .“

„Hier ist kein Meeting, sondern eine historische Sitzung!“ würde Ssuchanow zwischen und Tschcheidze würde

knarren: „Die Bankfrage ist im Sowjet noch nicht behandelt worden! . . .”

Nein, nieder mit den rebellischen Gedanken!

„Sagen Sie bitte”, fragte mit einschmeichelnder Stimme der uns begleitende Direktor, „sollen wir nicht auf das Gebäude und auf das Tor eine rote Fahne hissen? Unsere Polizisten antworten nicht und ich fürchte, daß . . .”

„Ja, ja, hängen Sie rote Fahnen aus! Unbedingt!” sagen Aja und ich einstimmig.

Wir laufen zu der schon gelichteten Masse an der Ecke. Auf dem Trottoir vor dem Hause wälzt sich, die Wand besudelnd, ein Haufen, der aus einer Masse von schwarzem Tuch, Menschenknochen, Haaren und blutigem Teig bestand.

„Gut habt ihr aus eurem Panzerauto hineingepfeffert! . . .” sagt einer der Anwesenden nachdenklich unter allgemeinem Schweigen . . .

*

Mit den Ketten der Räder klirrend und mit meinem Karabiner grimmig knatternd, jagen wir dröhnend mit unserem Panzerauto über den Newski. In den Ohren wiederum Rattern und Poltern, wiederum Benzindunst und Hitze im Panzerturm. Die durchsichtigen Spiegel der Geschäftsauslagen fangen unsere drohende Widerspiegelung auf, die gespenstisch über die ausgestellten Waren gleitet. Auf den mächtigen, dicken Scheiben glänzen die von Kugeln gebohrten Löcher wie graue Spucke. Auf den Trottoiren: sich ängstlich umschauende Herren in steifen Hüten, selbstsichere Patrouillen bewaffneter Arbeiter, die ihre Mäntel mit Gürteln fest zusammengeschnürt haben und in feierlicher Stimmung herumschlendernde Soldaten ohne Gürtel. An der Ecke die massiven Reihen der Bronzepferde vor dem leer gewordenen Generalstab, die im tiefen Schweigen vor den

starräugigen Fenstern des in seiner blutigen Farbe erstarrten Winterpalais stramm stehen. Wir jagen am Alexander-Park vorbei. Wie würden sich die am 9. Januar 1905 erschossenen Frauen, Kinder und Arbeiter freuen, wenn sie erwachen könnten und unser rächendes Panzerauto sähen! Rechts von uns laufen die jetzt toten, bleichen Säulen des Admiralitätspalastes vorbei und der von den zaristischen Ministern ruhmlos verlassene, vergoldete Keil ragt verwüstet und verheert in die Höhe. Die bereiften Granitfelsen der mächtigen Isaak-Kirche fliegen an uns vorbei, und wir biegen über die spiegelnde Morskaja in die Gorochowaja.

„Ja! Ja! Ja! Dort, an der Ecke der Ssadowaja, vor dem Kino ‚Fledermaus‘, ist eine wütende Schießerei! Eine ganze Abteilung von Polizisten!“ schreien uns kleine Jungen zu, die hüpfend neben uns laufen.

Aha! „Fledermaus“. . . Wir rollen, so rasches geht, auf die Ecke der Ssadowaja. Aber so sehr wir auch unser Panzerauto nach rückwärts steuerten, gelang es uns nicht, das Dach unter unsere Kugeln zu bekommen. Entweder störten die Nachbarhäuser oder der tote Raum der Fassade. Das bedeutet also, daß auch ihre Kugeln nicht treffen können. Wir bleiben an der Kreuzung stehen, steigen einer nach dem anderen aus dem Panzerauto auf die Straße und rufen die an der Ecke schüchtern das Dach Beschießenden.

„Seid ruhig. Wir sind hier, unter ihrer Nase, vollkommen sicher . . . es hat keinen Sinn, von hier aus zu schießen! Klettert vom Hofe aus auf den Boden, und erschlagt die Polizistenhunde.“

Ich war verteufelt hungrig. Bereitwillige Studenten führten uns in die eilig eingerichtete Soldatenküche, die zwei Häuser entfernt von hier lag. Vor den Türen standen Studenten und Studentinnen mit Roten-Kreuz-Binden. Dorthin rollte das Panzerauto und wir gingen einer

nach dem anderen essen. Die saure Krautsuppe, die fette Buchweizengrütze, die freundlichen weißen Schürzen der Mädchen, die in diesem wohlriechenden Dunste herumhüpften, das alles wickelte uns nach dem Knattern und Rattern in Wärme und Gemütlichkeit ein.

„Eßt bitte! Eßt bitte, Herrschaften!“

„Siehst Du“, sagte Aja schmatzend, „wir bekommen auch so zu essen . . . der Teufel hole Filonenko . . .“

Als wir die Küche verließen, führten Soldaten und Arbeiter der Patrouillen schon die geduckten Schatten der entwaffneten Polizisten, die sie vom Dachboden heruntergezerzt hatten. Rückwärts führte man einen Polizeioffizier, der eine Galosche trug, barhaupt war und über der Uniform einen Zivilistenmantel trug. Sein Gesicht war blutig zerschlagen und schußbereite Revolver glänzten kalt vor seinen Augen.

„Du hast wohl geglaubt, das sind Späße! Wie viele sind für nichts und wieder nichts niedergeknallt worden! . . . Nikolaschka wollt ihr retten?!“

Der Chauffeur Nikolai sah ihnen lange neugierig nach, während wir in das Panzerauto stiegen.

„Fertig“, sagte er, „sie haben ihn niedergemacht“, er bestieg hinter uns das Auto.

„Wen?“ fragte ich.

„Den Polizeioffizier . . . Sie haben ihn nicht weitergeschleppt . . .“

*

Über der Litejnaja lag opalener Rauch. Das Kreisgericht brannte mit bürokratischer Hartnäckigkeit immer weiter. Eine einsame Kanone, die vor drei Tagen das Polizisten-nest auf der Litejna-Brücke zertrümmert hatte, langweilte sich jetzt ohne Arbeit. Sie war gemeinsam mit der Munitionskiste an der Ecke der Ssergjewskaja im Stich gelassen worden. Das Arsenal mit den offenen Türen und

zerschlagenen Fenstern war verwüstet. Hier und da klatschten in der Ferne ziellose Schüsse. Der Tag der tobenden Schreie und der roten Flammen der Fahnen ertrank im Dunste der grauen Dämmerung.

Vor der Potjomkinskaja blieb unser Panzerauto hoffnungslos in einem Schneehaufen stecken.

„Man wird noch eine Kette holen müssen“, brummte Nikolajew. „Gehen Sie nur, Genosse-Leutnant, ins Taurische, wir kommen schon nach.“

Aja verabredete mit mir, wo wir einander finden sollten.

Auf der Potjomkinskaja tobte es auf den Trottoiren. Kleine Jungen sprangen aufgeregt umher. Unterdrückte Orchesterklänge tönnten und über die ganze Weite der Straße marschierten mit roten Fahnen unzählige, endlose Reihen von Matrosen. In schwarzen, kurzen Matrosenkitteln, mit wehenden gestreiften Mützenbändern marschierte die Gardemarinebesatzung. Unzählige Reihen scharfer, flacher Messer auf runden, japanischen Gewehren wogten, drängten das revoltierende Messing des Orchesters vorwärts, hinter dem stolz, vor einer Reihe von Offizieren, ein magerer affektierter, junger Admiral schritt.

„Der Großfürst! Der Großfürst Kyrill Wladimirowitsch geht die Duma zu begrüßen . . .“ ging es wie ein Windstoß durch die Masse, die mit aufgesperrtem Mund die Trottoire bedeckte.

Maschinengewehrknattern ertönte plötzlich vor uns und über den Matrosen pfiiff ein Schwarm bleierner Nüsse. Hier, neben dem Taurischen Palais! Ach, wie schade, daß unser Panzerauto steckengeblieben ist! Mit welchem Genuß würde ich dieses freche, halsstarrige Eiternest zerdrücken! Die Matrosen kamen nur für einen Augenblick in Unordnung, die Offiziere hinter dem Orchester stockten und die Musik verstummte. Doch sofort ordneten sich wieder die Kolonnen der Seeleute in elastische Reihen

und wogten nach vorne. Ich benutzte die kleine Stockung, um die Kolonnen einzuholen.

*

Die Taurische Parkanlage kreiste wieder wie ein Mühlrad von Soldatenpelzmützen, Arbeiter- und Studentenkappen, steifen Hüten und roten Fahnen. Durch die weitgeöffneten Türen des Schlosses wälzten sich mit der Kälte zusammen immer neue Massen von Regimentern, Delegationen, Orchestern und Fahnen. Die halbdunklen Treppen lärmten unruhig, die mit Soldaten vollgestopften Säle brüllten wie ein rasender Sturmwind.

Im rechten Korridor hielt mich der mir entgegenlaufende Ssinani auf, mit vor Schreck weit aufgerissenen Augen, erregt und totenbleich.

„Haben Sie gehört?! . . . Kronstadt!! . . . Noch heute früh! . . . Alle Offiziere sind erschlagen! Admiral Wiren ist in Stücke gerissen worden! . . . Rodzjanko schickt jetzt die Dumaabgeordneten Pepeljajew und Taskin hin . . . das ist doch Anarchie!! . . .”

Er raste weiter.

„Mein liebes, schweigsames Beton-Kronstadt! Du mein lieber Nachbar! Lieber, lieber, verzeih mir, daß ich vorgestern nacht über den finsternen, öden, zugefrorenen Kanal hinweg auf dich hoffnungslos gesehen habe. Du bist uns zu Hilfe gekommen und hast die zerschossene rote Fahne der Panzerkreuzer ‚Potjomkin‘ und ‚Otschakow‘ wieder aufgerichtet. Nicht ohne Grund ist das alte adlige Potjomkin-Palais so erschrocken vor dir!”

Im Korridor glühten kleine Lämpchen auf.

„Gestatten Sie, zu melden . . .” vor zwei schwarzen Rökken klinkt ein abgeschleckter kleiner Offizier mit den Sporen. „Die Matrosen sind gekommen . . .”

„Matrosen??!!” Die Augen entblößen sich vor Entsetzen.

„Ja, aber andere . . . die ganze Gardebesatzung. Sie wünschen den Vorsitzenden der Duma zu sehen. Großfürst Kyrill Wladimirowitsch ist mit ihnen.“

„Seine Hoheit?!“

— — — — —

Die Tür zu Engelhardts Zimmer war geöffnet und weder er noch die Hauptleute, noch die Adjutanten, nicht einmal die rothaarige Stenotypistin, mit den vibrierenden Nasenflügeln, waren heute zu sehen. Nur die Kanzleischreiber klopften, wie gestern, auf ihren Maschinen und Offiziere standen müßig herum.

Wie rasch und unverständlich sich hier alles ändert! . . .

„Nun, Leutnant, wie sind Ihre Erfolge?“ ruft mir ein stämmiger frischer Fähnrich zu. „Sie waren es doch, der gestern mit den Oranienbaumern hergekommen ist. Wie ist die Stimmung bei Ihnen? Hier, bei den Hornochsen, ist schlechte Laune! Das Tarutinische Regiment, das von der Front zur Niederwerfung der Unruhen hergeschickt wurde, kam bis zu Zarskoje Selo und verbrüdete sich dort mit unserem. Hören Sie mal zu, was ihre Delegierten im Katherinensaale sprechen. ‚Die ganze Armee ist für die Revolution! Es lebe die Republik!‘ Das ist was! Die Kadetten setzen ihre ganze Hoffnung auf General Iwanow und auf das Bataillon der Georger-Ritter. Die rollen noch immer irgendwo herum. Wie steht es mit Ihren Maschinengewehrschützen? Sind sie organisiert?“

Eine Masse von Offizieren und ein einzelner Soldat umringen uns.

„Ich habe heute vom Panzerauto aus in Polizeinester hineingepfeffert. Habe auch einige ausgehoben. Ich war noch nicht bei meinen Soldaten, werde aber unbedingt zu ihnen gehen . . .“

„Genosse Leutnant!“ Ein rosawangiger Unteroffizier, mit hellblondem, kurzgeschorenem Schnurrbart schaut

mich verliebt an. „Bitte kommen Sie zu uns. Werden Sie unser Kommandant!“

— ??! . . .

„Ich bin der erste Delegierte des Moskauer Regimentes, bin von sämtlichen Soldaten gewählt. Wir stehen auf der Wyborg-Seite. Unsere Offiziere haben wir gestern verjagt; sie waren unzuverlässig, haben sich mit uns in eine Schießerei eingelassen. Wie sollen wir jetzt ohne Kommandanten sein? Ich selbst treffe es nicht. Bitte kommen Sie zu uns als Kommandant unseres Regimentes! Wir werden Sie sehr liebhaben! . . .“ seine Augen blitzten.

Eine warme Freude zog durch mein Herz. Ich sah die regelmäßigen Reihen der begeisterten frischen Soldaten, vor mir die wehende rote Fahne und mich an ihrer Spitze! Und neben uns zahllose Fabrikschlote, verrußte Straßen, trotziges Ausschreiten von Arbeitern und unser bolschewistisches Komitee. Ich war bereit, die Hand des Moskauer Unteroffiziers zu drücken und ihm freudig ja zu sagen! Aber ich erinnerte mich sofort an die schlaflose Nacht unseres Marsches, an die Schießerei vor der Narws-kaja Okoliza, an den schwarzen Soldaten mit dem durchschossenen Bein, an die lärmende Lawine der erfrorenen Maschinengewehre, an Schenschin, Meljchow, Kuprij . . .

„Nein!“ sagte ich seufzend. „Nein, ich kann nicht. Ich habe schon meine eigenen Soldaten . . . Vielleicht wird der Genosse Fähnrich . . .“ Ich sah den Fähnrich, der mich angesprochen hatte, an. „Sind Sie von einem hiesigen Regiment oder von der Front?“

„Von der Front“, sagte er bescheiden. „Ich bin momentan im Kommando der Rekonvaleszenten.“

„Ausgezeichnet. Nehmen Sie diesen Fähnrich!“ sagte ich zum Unteroffizier. „Er kommt doch von der Front! . . .“

„Das trifft sich sehr gut!“ lächelte freudig der Moskauer. „Und wie sich erst unser Regiment freuen wird! . . . Kommen Sie, kommen Sie mit mir, Genosse Fähnrich! . . .“

„Wieso . . . wieso so plötzlich? . . .“ der Fähnrich war ganz verlegen, „so ganz ohne Dokumente . . .“

„Ich werde Ihnen gleich eines geben“, springe ich auf. „Schreiben Sie mal rasch!“ stürze ich zu den Schreibern: — „Befehl“, neue Zeile: „Die Kriegskommission des revolutionären Volkes ernennt hiermit den Fähnrich . . .“ wie ist Ihr Name?“ — Er nennt seinen Namen, ich diktiere, vergesse ihn aber sogleich, — „ . . . zum Kommandanten des Moskauer Regimentes“ unten: „für den Vorsitzenden der Kriegskommission . . .“ Sind Sie fertig?“

Ich unterschreibe mich kühn. Alle anwesenden Offiziere sehen zustimmend auf den Zettel, als könnte es gar nicht anders sein.

„Bitte schön! Das macht nichts, daß kein Stempel darauf ist! Man wird es Ihnen im Regiment schon abstempeln! . . .“

Glückliche Reise! Bringen Sie das ganze Regiment in strengrevolutionäre Bereitschaft! . . . Treten Sie mit Arbeitern in Verbindung! . . .“ Ich drücke ihm die Hand. Die Brust des Fähnrichs hebt sich erregt und seine Augen schließen sich vor Glück. Er schwimmt in die gewaltige Zukunft! Auch der Unteroffizier strahlt vor Begeisterung. Hol's der Teufel! Das ist die Revolution! . . .

— — — — —
Im Korridor steht eine Delegation von Offizieren. Sie drängen sich alle ehrerbietig zur Türe des Provisorischen Komitees der Duma. An ihrer Spitze ein großer, schlanker, junger kaukasischer Fähnrich.

„Wir müssen Rodzjanko dringend sprechen! Wir sind eine Delegation. Ich heiße Fähnrich Schachwerdow.“

„Rodzjanko ist beschäftigt. Er ist im Katherinensaale. Er spricht vor den Matrosen. Was wünschen Sie? Sie können auch ohne Rodzjanko . . . hier in das Provisorische Komitee.“

„Wir kommen vom Klub ‚Armee und Flotte‘ . . . dort haben sich Offiziere versammelt . . . einige tausend Mann . . . unsere Stimmung . . . kurz . . . für die Duma . . . Wir haben eine Resolution angenommen . . . man muß sie in Druck geben . . . wir wollen beraten . . . sie kann noch geändert werden . . . die Mehrheit ist dort für uns: was wir vorschlagen werden, wird geschehen . . . wir haben hier etwas über die Konstituante . . .”

Auf dem Fensterbrett sitzt der düstere abgemagerte Schuljgin. Wütend beißt er seine Nägel. Vor ihm steht ein schwarzer, schnurrbärtiger, dicker Mann.

„Oh, wenn es nur zu einem Angriff käme! . . . Zu einem Angriff! . . . Ein Wunder! . . . Und alles wäre gerettet! . . .”

„Ja”, murmelt der kugelrunde Mann. „In der Früh hat man mich befreit und abends wieder hergeführt . . . ein Karussell! . . .”

„Wo ist Mstislawski?! . . . Wo ist Filippowski?! . . . Dort geht, weiß der Teufel, was vor! . . . Es stellt sich heraus, daß die Bolschewiken die ganze Stadt mit aufreizenden Flugblättern überflutet haben. Schauen Sie sich mal an.”

Eine dichte Masse von Offizieren umringt den Sprechenden. Das Flugblatt wird fast in Fetzen gerissen.

„Schweinerei! . . . Provokation! . . . Haben sie nicht mit Kronstadt genug!? . . . Will man, daß mit uns allen dasselbe geschieht was mit Wiren!” Wütende Stimmen ertönen von allen Seiten. „Laufen Sie zu Mstislawski! Das muß konfisziert werden. Er ist, glaube ich, jetzt in der Kriegskommission. Dort oben! . . .”

Ich sehe mir das Flugblatt an. Es ist dasselbe, das ich in meiner Tasche habe. Dasselbe, das ich heute morgen auf der Straße gelesen habe. Ein ausgezeichnetes Flugblatt. Warum toben sie alle so? . . .

„Wenn hier Soldaten vom Panzerauto nach mir fragen werden,“ sage ich im Zimmer Nr. 41, „so teilen Sie ihnen bitte mit, daß ich im Sowjet bin . . .“

In einer finsternen Ecke des Korridors schüttelt ein Journalist einen anderen am Rockkragen.

„Haben Sie gehört? Der englische und der französische Botschafter waren eben bei Rodzjanko. Sie haben die neue Regierung der Duma offiziell anerkannt.“

„Kolossal! Und was geschieht jetzt mit Nikolaj?“

„Ach was, Nikolaj! Kein Teufel kennt sich jetzt aus . . . Hast du Kirjuschka gesehen?“

„Ja. Er stinkt nach Rum, daß es eine Freude ist . . .“

„Dazu gehört aber Mut! Eine kaiserliche Hoheit und beugt sich plötzlich vor der Revolution . . .“

„Ach was! Er ist davor erschrocken, daß die Matrosen Admiral Wiren zerfleischt haben . . . Das ist alles! Er will seine Haut retten. Gestern noch hat er Matrosen zur Unterstützung Chabalows geschickt und heute . . . ,Man wird mich nicht erschlagen, wenn ich alles anerkenne.' Außerdem spitzt er auf den Zarenthron. Die Wladimir-söhne sind alle ihrem Vater nachgeraten: Dummköpfe, Trunkenbolde, Weiberjäger und Schurken!“

★

Im Sowjetsaale ist keine Sitzung. Einzelne Gruppen von Soldaten und Arbeitern unterhalten sich halblaut.

Im Zimmer Nr. 13 sitzt der zerraupte Ssokolow vor einem langen grünen Tisch. Er neigt sich kurzsichtig über ein Blatt Papier und schreibt. Eine Gruppe von Soldaten umringt ihn. Ich erkenne sofort Padjerin, Ssadowski, Borissow und viele andere aus dem Soldaten-sowjet. Sie diktieren alle etwas.

Padjerin nickt mir zu:

„Gratulieren Sie uns!“ flüstert er. „Jetzt sind wir Mitglieder des Exekutivkomitees.“

„Und was weiter?“ knarrt Ssokolow.

„Weiter, kommt der 5. Punkt“, sagt langsam der müde Ssadowski und neigt seine runde Stirn herunter. „Weiter heißt es: ‚Alle Arten von Waffen: Gewehre . . .‘“

„Und Maschinengewehre“, fügt Padjerin hinzu.

„Und Panzerautos“, ergänze ich.

„ . . . Gewehre, Maschinengewehre, Panzerautos und ähnliches . . .“ summt Ssokolow unter der Nase. „Nun? . . .“

„. . . Müssen unter der Verwaltung und der Kontrolle der Bataillon- und Rottenkomitees stehen und dürfen auf keinen Fall den Offizieren, selbst wenn sie sie auch anfordern, ausgeliefert werden“, setzt Ssadowski fort.

„Wir schreiben die schon beschlossenen Verordnungen des Sowjet“, lächelt Padjerin stolz. „In der Nacht werden wir das im Namen des Exekutivkomitees als unseren ersten Befehl an die Garnison publizieren.“

„Sind wir also jetzt die Macht?“

„Wer denn sonst?“

Die Soldaten diktieren. Ssokolow summt geschäftig unter der Nase und seine Manschette wackelt emsig über das vollgeschriebene Papier.

„Hast du Molotow gesehen?“

„Er ist, glaube ich, mit Schljapnikow im Zimmer Nr. 11“, antwortet Padjerin.

„Guten Tag!“ Ein unbekannter Soldat streckt mir mechanisch die Hand entgegen. „Linde.“

Linde hat ein grüngelbes, versoffenes, nervöses, rasieretes Gesicht, große graue Augen und kurzes braunes Haar.

Im Zimmer Nr. 11 ist es öd und düster. Vor dem Tisch sitzen Stjeklow und Ssuchanow nebeneinander und schreiben etwas. Ssuchanow schaut mit unwilligen Augen mich an und zischt:

„Wir arbeiten hier. Wir haben keine Zeit . . .“

„Das macht doch nichts“, unterbricht Stjeklow laut. „Der Genosse-Offizier wird uns nicht stören. Im Gegenteil. Wir wollen hier eine Kundmachung des Exekutivkomitees über das Vertrauen der Soldaten den Offizieren gegenüber entwerfen. Die Schrecken in Kronstadt und das gemeine bolschewikische Flugblatt . . . dagegen muß man . . .“

„Verzeihen Sie, ich teile nicht Ihre Meinung . . .“

„Wieso? Wieso teilen Sie nicht? . . .“ Stjeklow lehnt sich betroffen zurück, als ich das Zimmer verlasse.

*

Der Katherinensaal war so überfüllt, daß die Menschen in dichten Haufen wimmelten, den ganzen Raum verstopften und mit ihren schmutzigen Stiefeln auf die polierten Tische und die seidenen Sessel stiegen. In der rechten Ecke des Saales, wackelte wie eine Kirchenglocke Rodzjanko. Links, sich mit den unrasierten Borsten seines Bartes wie ein Igel sträubend, knarrte, wie ein Nagel über Eisen, der heisere Tschcheidze. Rechts dröhnte es über der Menge: „. . . rechtgläubige Krieger . . . unser Mütterchen Rußland zu Grunde richten . . . wir stehen dafür ein . . .“ und von links ertönte es, wie von einer rostigen Eisenplatte: „. . . Rasputins zaristische Leibgarde . . . Provokateure . . . Bedrohung durch Anarchie . . . Aufgaben der bourgeoisen Revolution . . . freie Demokratie . . .“

„Jungens!“ donnerte Rodzjanko, mit Macht seinen Bauch in die Höhe werfend. „Der schrecklichste Feind! . . . Unruhen! . . . Spione! . . . Das Durchbrechen der Front! . . . Wir werden, Brüder, das teutonische Joch nicht zulassen! Wir werden unsere Felder und Dörfer nicht Plünderungen preisgeben! Unsere Frauen und Schwestern nicht

schänden lassen! Eine feste Regierung aus dem Schoße der Duma! . . . Strengste Ordnung! . . .”

„Die rrrrevolutionäre Demokrrratie“, predigte Tschcheidze, „wird nicht zulassen! . . . Pogrome der Schwarzen Hundert . . . Das Rrresultat der Demagogie ist die Anarrarchie! . . . Die Aufgabe der bourgeoisen Revolution . . . ist die Orrrdnung! . . .”

Diese zwei Redner wackelten an beiden Enden des überfüllten Saales wie zwei Schalen einer Wage, die immer mehr und mehr ins Gleichgewicht kommt. Und die immer ernster werdende Masse von Soldaten, Matrosen und Arbeitern schaute stirnerunzelnd auf sie, stützte sich schwer auf die Gewehre, rauchte, spuckte und schwieg unheilverkündend.

„Erzähle uns lieber Folgendes!“ Ein lebendiger, kleiner Soldat sprang plötzlich auf irgendwelche Kisten und rutschte mit einem Krach herunter. Doch von Dutzen den Händen aufgehalten, und wieder auf die Kisten gestellt, begann er mit klingender Stimme wie ein Messingglöckchen zu klingeln Über Grund und Boden, über die Gutsbesitzer . . . Dann ging er auf die Zaren über, nannte sie alle Bösewichte, erklärte, die Bäuche der Zaren seien sehr empfindlich, die Soldaten hätten aber viele Bajonette, und diese Bajonette seien sehr scharf und für jeden Bauch gäbe es eben eine Unmasse dieser Bajonette. so daß, wenn es noch Liebhaber für den Zarenthron gäbe . . . und ähnliches sprach er.

Rodzjankos Stimme sang bis zur klanglosen Heiserkeit, es schien, als wackele er wortlos hin und her. Von Tschcheidze war nur ein unterdrücktes Krächzen zu hören: „Demokra— Demokra— Demokra . . .” Und der kleine Soldat auf den Kisten begann nun unter dem Beifallsbrüllen des ganzen ihn jetzt umringenden Saales über den Krieg zu sprechen. Er schrie jetzt laut über die feuchten Schützengräben, über die gierigen Läuse und

die niederträchtige Offiziersbande, über das Fehlen von Gewehren und Munition, über beschädigte Kanonen. Er schrie, daß die Bauern weder türkische noch deutsche, noch polnische Erde brauchen, daß es in Rußland genug Erde für alle gäbe, wenn es nur eine eigene Regierung geben würde . . . Der Saal explodierte unaufhörlich in rasender Begeisterung, und der kleine Soldat, rot geworden, mit dem kristallinen Glanz seiner Augen blitzend, streckte in beklemmender Traurigkeit seine Arme aus und heulte, daß auch die Deutschen von ebenso verfluchten Generalen geführt werden, daß es überall Zaren gäbe, wie Mäuse in Scheunen, daß man die Front jetzt unmöglich verlassen, aber auch nicht weiterkämpfen könne. Man hätte keine Kraft dazu und es wäre auch kein Grund, wofür man kämpfen solle. Der kleine Soldat streifte unruhig mit seinen Augen die zutraulich lodernen Blicke und die offenen Münder des aufgewühlten Saales und erlosch plötzlich wie eine Kerze, die zu Ende brennt, indem er schüchtern und zitternd fragte: „Was ist zu machen?! . . . Was ist zu machen?! Was ist zu machen?! . . .“

Und plötzlich kam es mir vor, als säße ich wieder in der Oranienbaumer Offiziersküche, als läge vor mir der alte Brief meiner Frau, als sähe ich das von mir zerbrochene Glas. Der Saal summte verhalten und dumpf. Erregte Unruhe zuckte in dunklen Schatten über die verwitterten Gesichter. Alle suchten gierig nach einem kleinen, einfachen, dabei aber grellen und notwendigen Worte. Und niemand fand dieses Wort.

Als wäre er durch das Summen aufgeweckt, zischte Tschcheidze:

„. . . Deutscher Imperialismus! . . . Verteidigung der Revolution! . . . Vertrauen den Offizieren gegenüber! . . .“

Rodzjankos volle Metallstimme übertönte den ganzen Saal:

„Rechtgläubige! Werden wir es denn zulassen, daß die Deutschen unter uns vernichtende Zwistigkeit säen?!...“

Es wurde mir irgendwie unwohl und ich ging in den runden Saal.

Hinter unserem bolschewikischen Tisch saßen jetzt neue, mir unbekannte Genossen. Ihre Gesichter waren böse und durch irgend etwas erregt. Auf dem Tische gab es keine Flugblätter mehr. Die Genossen sahen mich mißtrauisch und feindlich an, ich trat nicht zu ihnen, sondern ging an ihnen vorbei, und es wurde mir für einen Augenblick unerträglich traurig ums Herz.

Plötzlich ertönte rückwärts ein rasendes Heulen. Alle stürzten in den Katherinensaal. In diesem wütenden Lärm konnte man im ersten Augenblick nichts unterscheiden. Menschen fuchtelten wild mit den Armen, Menschen klopfen mit den Gewehren, Menschen schrien erregt:

„Nein, sag' uns lieber: warum ist der Zar nicht verhaftet?! Warum schickt man noch immer Regimenter von der Front uns entgegen?! Warum machst du dich hier patzig: „Deutsche – Deutsche! ...“ Von den Deutschen wissen wir mehr als du! Du erzähle uns lieber etwas über Grund und Boden! ... Brüder, wozu sollen wir hier auf diesen Dickbäuchigen glotzen? Steckt ihn zu den Ministern ... verhaftet ihn! ... Verr–hafftet ihn!!! ...“

„Genossen! Genossen! Genossen!“ zitterten hilflos die gestärkten Manschetten aus dem tödlich erschrockenen Gehrock. „Kommt zur Vernunft! Was macht ihr?! ... Das ist doch Rodzjanko! Das ist doch der Vorsitzende selbst! ...“

Von der Masse zurückgedrängt, beeilte sich Rodzjanko hinter dem Rücken aller Anwesenden mit einem vor Angst lila gewordenen Gesicht zu entschlüpfen.

Vor den Türen des Exekutivkomitees, wo Wachposten und Studenten ihren Dienst ausüben, machte sich ein kleiner, wie eine Wachtel runder und feister Mann zu schaffen. Seinem sorgfältig geschorenen kleinen Schnurrbart und dem sauberen Anzug, mit der über dem Bäuchlein gespannten Kette, und seiner raschen Art und Weise zu sprechen nach, konnte man ihn eher für einen erfolgreichen, verschmitzten Kaufmann halten.

„Das ist eine himmelschreiende Schweinerei!“ regt er sich auf. „Schön schaut unsere ‚Revolutionäre Freiheit‘ aus! Was haben Sie ihm denn gesagt? Haben Sie gesagt, daß Schljapnikow ihn dringend sprechen muß? . . . Na, endlich!“ er rennt auf den in der Tür erscheinenden Molotow zu. „Hast du gehört, man hat auf dem Nikolajewskibahnhof unsere ganze Literatur zurückgehalten. Der Kommandant ist dort irgendein Offizier. Das geschieht“, sagt er, „auf Veranlassung von Tschcheidze. Verstehst du? . . . Man muß die Literatur sofort herausbekommen, sonst kommt sie zu spät in den Zug. Ich habe dich absichtlich heraussufen lassen, ohne mich dort zu zeigen. Was geht bei euch vor? . . . Warum schweigst du?! . . .“

Doch Molotow schweigt nicht. In seinen dunklen gutmütigen Augen, die bescheiden unter dem Baldachin der gewölbten Stirn sitzen, brennt eine sorgenvolle Unruhe. Vor Aufregung etwas stotternd, erzählt er rasch, daß die Vaterlandsverteidiger offen gegen uns vorgehen. Daß sie den Bolschewiken verboten haben, hier vor den Soldaten zu sprechen, daß unter dem Drucke Gutschkows unsere ganze Literatur als „Pogromliteratur“ konfisziert sei und, daß man gemeinsam die Freigabe der Literatur erwirken muß, gleich nach dieser stürmischen Sitzung, auf der die Frage der Macht scharf gestellt werden wird.

„Die Frage der Macht?“ schnellte Schljapnikow auf und beide kehren rasch ins Exekutivkomitee zurück.

„Frage der Macht?“ wühlt es auch in mir.

„Genosse Molotow!“ stürze ich ihm nach. „Ich brauche den Genossen Padjerin, wenn er dort ist. Ich gehöre zu Ihnen.“

Ein langer, aufmerksamer Blick, der augenblicklich vertrauensvoll und warm wird, und Molotow läßt mich hinter sich, an den Wachposten und Studenten vorbei, in das schwüle Zimmer, das mit Intellektuellen vollgestopft ist.

Ich finde sofort Padjerin, flüstere einige Augenblicke mit ihm und stelle mich hinter ihn.

Ssuchanow sprach. Alle hörten ihm mit nicht abnehmender Aufmerksamkeit zu, trotzdem er lang und umständlich mit einer nachlässig gelangweilten Stimme sprach und seine Worte sauer waren wie eine drei Tage alte Suppe.

„Ich bin mit dem Genossen Raffes absolut nicht einverstanden. Die Demokratie kann in keinem Falle die Last der Regierung mit der Bourgeoisie teilen, besonders nicht in der Kriegsperiode. Mit einer solchen Koalition würden wir die Idee der sozialistischen Internationale kompromittieren. Die Erfahrung des Sozialisten Albert Thomas und Scheidemanns muß uns als Lektion dienen. Gleichzeitig kann ich mich aber keineswegs mit der kindischen Naivität Molotows einverstanden erklären. Insofern die vollständige Vernichtung des Zarismus und die schmerzlose Liquidierung des Krieges die nächsten Aufgaben der Revolution sind, sehe ich nicht, auf welche Weise Molotow mit diesen Aufgaben fertig werden wird, indem er den ephemeren Vorschlag der Schaffung einer revolutionären Regierung, die sich aus unseren Reihen rekrutiert, befürwortet. Wir haben vor allem gar keinen Regierungsapparat, und können ihn auch gar nicht haben, während die Bourgeoisie, was Organisation betrifft, unvergleichlich erfolgreicher und erfahrener ist als wir. Außerdem habe ich auch nicht gehört, daß die

Bolschewiken besonders betont hätten, daß der gegenwärtige Krieg der Prolog der sozialistischen Revolution sei.“

„Sie hätten eben besser hören sollen!“ brummt ein junger Genosse, mit einem etwas runden Rücken, in einer Russenbluse, mit einem roten aufgedunsenen Gesicht, das aussieht, als wäre er gerade nach einem tiefen Schlaf aufgewacht. Man zischt ihn wütend an, er zieht seine Hosen in die Höhe und sein Haar nach rückwärts werfend beugt er sich zu Molotow, der neben Schljapnikow steht.

„Es ist möglich,“ sagt mit geheuchelter Ruhe Ssuchanow, „daß Genosse Saluzkij uns einmal ausführlich mit diesem maximalistischen Aufstoßen neuester Auflage bekannt machen wird. Aber die Frage der Machtergreifung wartet nicht. Die vernünftigen Bolschewiken haben bis zur letzten Zeit, soweit es mir bekannt ist, den bourgeoisen Charakter unserer Revolution nicht gelegnet.“

„Wir leugnen ihn auch jetzt nicht!“ rief Molotow.

„... Das heißt, das ausschließliche Recht der Bourgeoisie auf die Macht ist nicht nur unanfechtbar ...“

„Wieso nicht unanfechtbar?“ schrie wieder Molotow.

„Die Demokratie“, setzte Ssuchanow ruhig fort, ohne die Zwischenrufe zu beachten, „muß momentan alles daran setzen, um die verschüchterte Bourgeoisie vor der Übernahme der Macht nicht abzuschrecken ...“

„Oho!“ schrie man aus der bolschewikischen Ecke.

„... deshalb müssen unsere Forderungen momentan ganz minimal sein. Wir müssen in unseren Losungen in der Frage der zukünftigen Form der Regierung und besonders in der Frage des Krieges die größte Bescheidenheit und die äußerste Vorsicht walten lassen.“

„Was soll da also herauskommen?!“ rief Schljapnikow laut dazwischen.

„Bald heißt es, ‚Die Bourgeoisie ist für die Liquidierung des Krieges und des Zarismus notwendig‘, bald: ‚Keinen

Ton über Krieg und Zarismus, um die Bourgeoisie nicht zu erschrecken", lächelte höhnisch Linde.

„Um so weniger sind also diese taktlosen bolschewikischen Flugblätter zulässig," Ssuchanow wird ganz böse, „diese Flugblätter, in denen ohne Sanktionen die Exekutivkomitees, demagogisch ..."

„Und provokatorisch ..." fügt jemand in der Ecke voller Wut hinzu.

„Wer hat gewagt, diesen Zwischenruf zu machen?! Das ist eine Beleidigung! ..." schrien bolschewikische Stimmen im Zimmer.

„Genossen! Genossen! Ruhe!" brüllte der Vorsitzende Stjeklow auf. „Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Mitglied des Exekutivkomitees diesen Zwischenruf gemacht hat. Es ist zweifellos, daß die Masse des nichtbeteiligten Publikums, die hierhergekommen ist, unsere Sitzung nur stört und die ohnehin siedenden Leidenschaften nur noch mehraufstachelt. Ich bitte daher kategorisch alle, die nicht Mitglieder des Exekutivkomitees sind, sofort das Zimmer zu verlassen."

Zirka 20 Personen verließen das Zimmer. Das waren Soldaten, Arbeiter, Studenten und Offiziere.

*

Der müde Aja, der irgendwie durch die Junkerposten durchgekommen war, erwartete mich geduldig im rechten Korridor, neben dem Zimmer Nr. 41. Engelhardts Suite hatte sich wieder dieser Appartements bemächtigt und in keckster Weise alle „ungebetenen und eigenmächtigen Gäste" hinausgedrängt. Kurz und gut, der Gutschkow-Rodzjanko-Stab begann wieder jene „vollständige Vernichtung des Zarismus und die schmerzlose Liquidierung des Krieges", worüber Ssuchanow soeben so herrlich gesprochen hatte.

Ich ging mit Aja zusammen in die Kriegskommission. Aja wollte zuerst nicht hingehen, doch ich bestand darauf, um die Resultate unserer Abkommandierung zur Bank zu berichten. Die ganze Treppe und die Halle vor den Türen, die jetzt mit kleinen Flämmchen beleuchtet war, klang und duftete nach den Offizieren, die darauf warteten, von Gutschkow empfangen zu werden.

Paljtschinskij begegnete uns sehr freundlich.

„Ja, man hat mir aus der Bank schon telephonierte“, sagte er. „Ihr Erscheinen hat tatsächlich die Situation gerettet. Wären Sie etwas später gekommen, so hätte man nicht garantieren können, daß die Massen ...“

„Es ist nur unbequem, daß Ihr Panzerauto unabhängig von der Panzerautodivision arbeitet“. Ingenieur Parschin strich seinen dichten Schnurrbart in die Höhe. „Sie werden das Auto der Michailowmanege abliefern müssen und selbst zu Ihrer eigenen Abteilung zurückkehren. Haben Sie Engelhardts Befehl gelesen? ...“

„Warten Sie mal! Bitte, warten Sie hier einen Moment!“ Paljtschinskij erinnerte sich plötzlich an etwas und verschwand für einen Augenblick im anderen Zimmer. Ausgezeichnet! — Er kehrt freudig zurück. „Sie werden auf Ihrem Panzerauto als Ehreneskorte den Großfürst Kyrill Wladimirowitsch zu seinem Schloß begleiten. Es ist nämlich jetzt schon finster und man hat wieder zu schießen begonnen ... Er kommt jetzt sofort aus Gutschkows Zimmer heraus, Sie können sich ihm gleich vorstellen. Sind Sie zufrieden?“ Paljtschinskijs Lehmgesicht glänzte freundlich.

„Danke sehr!“ antwortete ich scharf. „Ich führe eine ehrliche Kampfmaschine ... Großfürsten begleiten ist nicht unsere Sache.“

Parschin glotzt mich verwundert an.

„Warum so schroff?“ lächelt Paljtschinskij herablassend. „Sie werden noch glauben, daß ich Monarchist bin, aber die Höflichkeit und der Takt verpflichten doch ...“

Ich mache energisch die Tür auf und wir treten in die Halle. Die Offiziere standen schon dort, die Hände an der Hosennaht und fraßen unterwürfig mit ihren Augen einen unternehmungslustig aussehenden Admiral. Der krebsrote Haken der großfürstlichen Nase drückte das schwarze Hufeisen des Schnurrbartes zwischen seine welken herunterhängenden Wangen, über denen in aufgedunsenen Säckchen giftige Äuglein hin und her liefen.

„Geruhen Sie, sich nicht aufzuregen, Kaiserliche Hoheit, ein spezielles Panzerauto wird Sie begleiten . . .“

„Rasch, rasch!“ stößt mich Aja. „Schauen wir für einen Augenblick in den Sowjet zu Ssadowski hinein und fahren wir dann weiter.“

— — — — —

Im Sowjet las Stjeklow unter freudigem Lärmen des ganzen Saales die Paragraphen jenen Befehles, bei dessen Entstehung unter dem Diktate der bolschewikischen Soldaten wir im Exekutivkomitee zufällig zugegen waren.

„Richtig! Richtig!“ Immer begeisterter und lauter brüllten die Delegierten nach jedem aufmerksam angehörten Paragraphen.

„So, jetzt erlaubt mir, euch zu informieren,“ schloß Stjeklow, als die Stimmung des überfüllten Saales den Siedepunkt erreichthate; „erlaubt mir, euch zu berichten, daß unser Exekutivkomitee eben beschlossen hat, die Bildung einer Provisorischen Revolutionären Regierung zuzulassen, da eine weitere doppelte Regierung unmöglich ist. Den Zarismus muß man mit fester Hand bis auf die Wurzel vernichten. Wir treten zwar ganz bewußt nicht in die bourgeoise Regierung ein, wir werden sie aber verpflichten, alle notwendigen, unaufschiebbaren revolutionären Maßnahmen zu erfüllen und sie tatsächlich durchzuführen. Als erstes den hier vorgelesenen Befehl.“

Donnerndes Beifallklatschen zerriß das entstandene Schweigen in Fetzen.

„Ebenso enthalten sie die Verpflichtung, in keinem Falle Truppen unserer revolutionären Garnison aus Petrograd zu entfernen.“

„Huuu—rrah!“ brüllte der begeisterte Saal toll auf.

„Ssadowski rät mir“, Aja arbeitet sich endlich zur Tür zu mir durch, „heute irgendwo zu übernachten und morgen in die Michailowmanege zurückzukehren, und unsere Arbeit dort fortzusetzen. Ich werde mich bemühen müssen, von der Division aus sofort als Delegierter hierher zu kommen. Werden Sie jetzt gleich zum Technologischen Institut fahren? ...“

„Warten Sie einen Augenblick! Ich möchte nur bei Molotow und Padjerin einige Flugblätter für meine Soldaten holen ...“

Im Exekutivkomitee war es schon leer. Die Sitzung war zu Ende. Von unseren Soldaten war niemand mehr zu sehen. Molotow stand düster neben der Wand.

„Das kann man nicht so lassen! Morgen müssen wir so bald wie möglich diese Sache im Komitee besprechen!“ regte sich Schljapnikow auf. „In der Früh hat man uns verboten, vor den Soldaten zu sprechen, jetzt hat man unsere Literatur konfisziert, morgen wird man uns wieder ins Zuchthaus setzen. Nur das haben wir jetzt zu erwarten! ...“

Ich mußte ohne Literatur wegfahren. Vor der Tür des Zimmers Nr. 13 war heftiges Gedränge.

„Laßt uns durch! Wo ist Genosse Ssuchanow? Ich komme aus der Druckerei in einer dringenden Angelegenheit!“ Ein Student der ganz außer Atem gekommen war, keuchte schwer.

„Was ist los?“ stürzten Genossen auf ihn zu.

„Die Setzer lehnen es ab, seinen Aufruf über das Vertrauen der Soldaten zu den Offizieren zu setzen. Das ist, sagen sie, ‚Gegenrevolution‘. Auch den Aufruf Gutschkows

wollen sie nicht drucken. Sie sagen, er soll das, was er über den endgültigen Sieg schreibt, streichen. Was sind das für Eroberungsgelüste? sagen sie . . . Ich weiß nicht, was ich mit ihnen machen soll . . .”

„Genossen!” näselten Herren in kostbaren Pelzen vor der Tür. „Kann es nicht rascher gehen? Man sagte uns, daß man in der Früh alle Druckereien einteilen und allen Zeitungen gestatten wird, zu erscheinen. Jetzt warten wir hier schon bis in die Nacht hinein.”

„Warten Sie auf Gwosdjow,” antworteten die Studenten, „er wird sofort kommen. Er und Stjeklow haben diesen Ressort. Stjeklow ist aber jetzt beschäftigt.”

„Unsere Partei ist aber doch die Partei der Volksfreiheit” . . . sang mit einschmeichelnder Stimme ein Persianerkragen.

„Er soll doch einfach sagen: Kadetten! . . . Alle haben sie sich plötzlich umgetauft, der Teufel soll sie holen!” schimpfte Aja.

Im Eingang zum Korridor stand eine nicht sehr große Gruppe. Einige Offiziere und Zivilisten umringten eng Kerenski, der sich müde an die Wand lehnte. Er runzelte die Stirn und brummte wütend, mit der linken Hand fuchtelnd:

„Jetzt haben sie Rodzjanko einen Schreck eingejagt! . . . Man verlangt ihn jetzt von Pskow, zur direkten Verbindung . . . der Zar ruft ihn! . . . Augenscheinlich handelt es sich um die Thronentsagung. Rodzjanko will aber jetzt nicht fahren” . . . „Man wollte,” sagte er, „mich selbst schon hier verhaften, wie kann ich also nach dem allen von hier wegfahren?!” Und das heißt, bewußte Massen?! . . . Rebellierende Knechte! Blinde, finstere kulturlose! Sie hören nur auf die Provokateure! Sie stürzen sich auf die verlogenen bolschewikischen Flugblätter! . . . Ein vollständiger Zerfall . . . Eine Soldateska, die nicht mehr zu halten ist! . . . Gerade telephonierte man, daß auf der Ssenaja ein Pogrom ist, daß in der Stadt gemordet wird . . .

keine Spur von Gesetz und Ordnung! . . . Alles ist verloren! . . . Alles ist verloren! . . .”

„Beruhigen Sie sich, Alexander Fjodorowitsch! Beruhigen Sie sich . . .” tröstete ihn ein älterer Zivilist mit einer modern gestreiften Kravatte.

Alle anderen schwiegen in gedrückter Stimmung.

„Oh nein,” zuckte Kerenski erschöpft zusammen, „alles ist verloren! . . . Man schlägt mir jetzt vor, Minister in der von Miljukow formierten Regierung zu werden. Kann ich denn das, bei dieser vollständigen Zersetzung?”

„Beruhigen Sie sich doch, Alexander Fjodorowitsch!”

„Ach nein, alles ist verloren! . . .”

*

Das Panzerauto führte mich dröhnend und polternd ins Technologische Institut.

„Es ist noch nicht alles verloren,” dachte ich mir. „Herr ist derjenige, der ein Gewehr, oder gar ein Maschinengewehr in der Hand hat. Die Bank of Commerce und die Société générale sollen sich nur anstrengen, soviel sie wollen. Sollen sie nur die Macht in Rodzjankos, Ssuchanows und Tschcheidzes Hände legen! Die Macht wird dem gehören, der mutig und stark ist. Wie recht haben die Soldaten, die den Beschluß über das Verbot, sie aus Petrograd herauszuschicken, mit einem donnernenden „Hurra” aufgenommen haben . . . man soll es nur jetzt versuchen, die Revolution zu überwältigen! . . . Ich fahre ins Technologische. Dort werde ich wieder jene finden, mit denen ich vorgestern Nacht zusammen marschiert bin. Einfache, ehrliche, wildgewordene und liebe Genossen . . . Was ist dort?”

Ein knarrendes Lärmen kroch mir wie ein Seufzer entgegen. Ich ließ das Panzerauto halten und sprang auf die Straße. Eine dunkle, blinde Lawine, von dem roten

Aufflackern des zu Ende brennenden Polizeireviers beleuchtet, kam mir mit tausenden bereiften Mänteln und dem Knarren zugefrorener Maschinengewehrkarren entgegen. Musikanten, in die harten Därme der dicken Messingtrompeten eingezwängt, schritten müde voran. Feurige Zungen des Brandes spielten grell auf den Klappen der Blasinstrumente.

„Wer seid Ihr? Wohin geht Ihr? . . .“

„Wir sind Oranienbaumer Maschinengewehrschützen. . .
40 Werst . . . zwei Tage . . . jetzt gerade sind wir hergekommen . . . wir gehen in die Duma . . . um sie zu begrüßen! . . .“ Wie im Traum begann er zu trommeln.

Hinter ihnen marschierten mit schweren Schritten lange Reihen von Maschinengewehrschützen.

An ihrer Spitze, verlegen mit den Augen blinzeln, wackelte der bärtige General Filatow.

ZEHNTES KAPITEL

Die steinerne Nacht tauchte unruhig in der dicken Bläue des nächtlichen Nebels unter. Schwere Stiefel schritten dumpf im Finsternen über den Granit der Trottoire. Vorsichtiges Flüstern knisterte unsichtbar auf den düsteren Kreuzungen. Unruhige Gewehre flammten krampfhaft mit Schüssen auf, deren zersplittertes Echo an den schwarzen Fassaden der vor Unheimlichkeit und Angst erfrorenen Häuser hinunter rollte.

Eine grelle elektrische Beleuchtung erhellte trocken und festlich das Technologische Institut und warf schräge schwarze Schatten von herumschwirrenden Soldaten in die Tiefe des Platzes. Auch die Halle, wo noch die Garderobenständer der Professoren standen, und auf schwarzen Brettern alle möglichen Kundmachungen der Studenten angesteckt waren, und auch die breite, jetzt ganz

schmutzige Treppe flimmerten in dem feuchten Halbdunkel mit den grauen Schatten der Soldaten, die in müder Unruhe herauf und hinunter gingen, als fänden sie keinen Platz für sich, oder die schlaflose Nacht in freundschaftlichen Gesprächen auf den kalten steinernen Stufen verbrachten.

„Nein, wir sind nicht in die Duma gegangen. Wahrscheinlich werden wir morgen hingehen“, antworteten mir die Soldaten. „Das ist das erste Maschinengewehrregiment, das eben zur Duma marschierte. Die wohnen aber nicht hier, sondern im Volkshause. Wir haben auch für die anderen Kompagnien unserer Schule wenig Platz hier. Das erste Maschinengewehrregiment kam auch deshalb hierher, um diese Kompagnien abzuholen und marschierte gemeinsam mit ihnen ab.“

Ich erfuhr auch, daß meine Kompagnie hier in einigen Auditorien des dritten Stockessich untergebracht hat. Alle schliefen schon, als ich hineinkam. Die Männer lagen, in Mäntel eingewickelt, auf schmalen Bänken der Wand entlang oder auf den Zeichentischen, die zusammengedrückt waren, oder auf der Erde unter den Tischen. Einer der Soldaten sah mich beunruhigt an, schob dabei den Mantel von seinem Gesicht und tastete mechanisch nach den Stiefeln, die unter seinem Kopf lagen. Dann sog er sich erstaunt mit den Augen in mich, sprang aufgeregt auf und seine vom Schlaf starr gewordene Hand reibend rief er erfreut:

„Leutnant . . .“

Einige verschlafene Köpfe erhoben sich von dem Boden und von den Tischen. Einige setzten sich auf, einige sprangen in die Höhe, umringten mich, sahen mich schweigend mit irgendeinem unruhig verlegenen Zweifel an und fanden keine Worte.

„Nun, wie lebt Ihr hier Kinder?“ begann ich ungeschickt.

Und als fürchteten sie, daß die Zeit nicht reichen würde, um alles zu erzählen, begannen sie alle durcheinander mir über ihr Leben hier zu erzählen. Ja, sie leben hier nicht sehr gut. Es ist eng und hart. Heißes Wasser für Tee ist da, aber sehr oft bekommen nicht alle ihr Mittagessen. Wenig Brot. Viele haben sich wegen ihrer in Martyschkino zurückgelassenen Köfferchen beunruhigt und fast alle fuhren hin, um sie herzubringen. Nur bei der fünften Abteilung sind einige verloren gegangen. Sie nehmen an, es sei der Feldweibel gewesen. Er ist auch der einzige, der dort zurückgeblieben war. Er lebt jetzt sorglos und vergnügt in Martyschkino. Mein Bursche Fenjkin, der findet sich keinen Platz. Beunruhigt sich so meinetwegen. „Nicht einmal Kissen,“ sagt er „hat er mitgenommen.“ Die Soldaten lächeln freundlich.

„Wenn wir Matratzen herbekämen und regelmäßige Mahlzeiten, dann wäre das Leben in Petrograd viel interessanter. Arbeiter sind zu uns gekommen und haben gesagt, daß wir Delegierte in den Sowjet wählen sollen. Wir haben also drei gewählt: Genissow von der ersten Abteilung, Gromow von der vierten und . . .“ die Gesichter der Soldaten wurden verlegen und schielten auf einen Mann, der hinter mir stand. Ich sah mich um. Die Hände in die Hosentaschen gesteckt, mit aufgeknöpftem Nachthemd, barfuß, selbstgefällig lächelnd, sah Scheweljew mich nicht sehr unfreundlich an.

„Ich habe Sie heute im Sowjet gesehen. Sie kamen durch die Tür und gingen gleich weg“, sagte er stolz und alle rundherum schwiegen.

„Ja ich war dort . . .“

„Sie sind also ein Delegierter?“ Er hob langsam seine spöttisch naiven Augen auf mich und alle verstummten.

„Nein, mich hat noch niemand gesehen“, bemühte ich mich ruhig zu bleiben. Eine peinliche Stimmung hing

über uns. „Wer von den Offizieren hat euch hier besucht?“ fragte ich, um auf ein anderes Thema zu kommen.

„Kraßnikow war hier . . . der Fähnrich Kraßnikow . . . Er hat Sie sehr gesucht heute . . .“ polterten die Soldaten durcheinander.

„Könnte man sich nicht wegen Betten für uns verwenden . . .“ sagte jemand, der ziemlich rückwärts stand, und ich erkannte sofort den Soldaten der fünften Abteilung Anissimow, der unlängst Scheweljew eine Frau zugeführt, und der in der Nacht des Aufstandes im Hofe der Kommandantur gegen mich geschrien hatte. „Die anderen Kompagnien,“ setzte er mit weinerlicher Stimme fort, „haben schon Betten. Ihr Leutnant hat sich für sie verwendet, und wir . . . wir wälzen uns wie verlassene Waisenkinder auf dem Boden.“

Ich versprach der Kompagnie, mich gleich am nächsten Morgen wegen Betten für sie zu kümmern und fragte sie, ob sie nicht wissen, wo ich hier übernachten könnte. Sie begannen zu stottern, wußten nicht, was zu antworten, außer deraufrichtigen Bereitwilligkeit, mir eine ihrer Bänke oder Tische abzutreten. Ich lehnte es ab, da ich nicht wollte, daß irgend jemand meinetwegen auf dem Boden schlafe.

„Dann fragen Sie den Kommandanten hier . . . das ist im zweiten Stock . . .“

Im zweiten Stock, wo alle Korridore voller Menschen waren, zeigte man mir die Tür, die zum Kommandanten führte. Ein kleiner Hörsaal, den eine milchigweiße Deckenbeleuchtung übergoß, war mit allen möglichen Sachen vollgestopft. Hier waren Jagdgewehre, altertümliche, türkische Pfeifen, Dolche, Polizeisäbel und Haufen von allen möglichen sonstigem Kriegsplunder. In der Ecke saß vor einem kleinen Schreibtisch ein ganz erschöpfter, müder Student, der selbstverleugnend mit den zu ihm drängenden Soldaten sprach. Einige klagten, daß sie schon drei Tage nichts gegessen hätten, andere schlugen

mit der Faust auf den Tisch und beschworen ihn, sie irgendwo unterzubringen, da sie gerade von Gatschina gekommen wären, wieder andere bettelten um ein kleines Bündel Heu für die vor Hunger krepierenden Pferde. Noch andereteilten mit kriegertischer Verwegenheit mit, daß wir an der Ecke der Podoljkaja aus Maschinengewehren beschossen werden, und daß man sofort alle aufwecken und sammeln müsse, damit sie mit schußbereiten Gewehren die Polizeinester ausheben. Zwei Soldaten streckten dem Studenten einige von ihnen aufgeschlitzte Seidenkissen zu;

*

„Da hast Du! wir haben gerade eine Offizierswohnung durchsucht und haben geglaubt, daß in diesen Kissen geheime Pläne eingenäht sind . . . es knisterte so . . . das waren aber nur Späne . . .“

„Ach, Ihr Kerle! Pläne in den Kissen?! . . .“ Der Student griff sich an den Kopf.

„Das ist doch nichts Unmögliches?“ sagten die Soldaten wütend und schmissen die Kissen in die Ecke. „Man hat doch in den Zeitungen geschrieben, daß General Ssuchomlinow alle unsere Pläne den Deutschen verkauft hat. Wenn das die Generäle tun . . . was kann man dann erst von den Offizieren verlangen?“

Der Student bewegte sich unruhig auf seinem Stuhl, schrieb mit roten, nervös zitternden Händen irgendwelche Papiere, griff sich krampfhaft an den Kopf und schluckte hilflos Luft, wie ein Fisch auf dem Ufer, dabei zwinkerten seine Äuglein kläglich und traurig. Endlich sprang er vom Stuhl auf, streifte alle mit verwirrten Blicken, blieb an meinen Epauletten haften und flüsterte ganz entkräftet: „Vielleicht werden Sie mich ablösen? . . . Nur für einen Augenblick!“

Ich setzte mich ergeben zum Tisch und wurde Kommandant. Der Student lief fort, kam selbstverständlich nicht

zurück und der kleine, eigenmächtige Mechanismus der revolutionären Organisation begann sich wieder zu drehen. Wieder krochen, drängten, stießen sich, zwängten sich zu den Tischen die Massen und schrien. Hartnäckige, unruhige Hände streckten sich mit Befehlen und Verordnungen mir entgegen. Jeder beeilte sich, seine revolutionäre Entschlossenheit und seine heiße Bereitwilligkeit mit dem allgemeinen Gang der gigantischen Ereignisse zu verknüpfen. Jedes kleinste menschliche Schraubchen bemühte sich, wenigstens mit dem kleinsten Zahnradchen sich hier anzuklammern, um sich dadurch sofort als unentbehrliches Teilchen der mächtigen allgemeinen Maschine zu fühlen. Der neuen, noch nie gesehenen Maschine, der eigensten und freudigsten. Und wahrscheinlich war das der Grund, daß niemand von diesen zahllosen, einer hinter dem anderen an mir vorbei huschenden namenlosen Soldaten, auch nicht den geringsten Schatten eines Mißtrauens gegen die über alles verfügenden goldenen Epauletten ausdrückte. Nicht die rote Armbinde war die Ursache dieses Vertrauens, sondern die revolutionäre Zweckmäßigkeit meiner Befehle. Und als Antwort begegnete ich einer Bereitwilligkeit, mir in allem zu helfen und alle Befehle bedingungslos zu erfüllen.

„Wohin sollen die verhafteten Polizisten geführt werden, Genosse-Kommandant?“

Einer der neben mir stehenden Studenten flüstert mir zu, daß alle Verhafteten in der nächstliegenden Manege der Konstantin Artillerie-Schule gehalten werden. Dieses Flüstern des Studenten hörte auch der Soldat, doch er wartete geduldig meine Bestätigung ab und ging dann ruhig und gutgelaunt weiter. Für einen Augenblick drohte meiner Arbeit eine Stockung. Alle meine Verordnungen und Verfügungen schrieb und unterschrieb ich selbst auf einfachen kleinen Papierfetzen, die einer der Studenten für mich vorbereitet hatte. Plötzlich stellte es sich heraus,

daß wir keinen Stempel haben. Woher hätten wir auch zu dieser Zeit einen Stempel haben können! . . . Doch alle bestanden auf einen Stempel. Jeder beliebige kann doch so einen Zettel schreiben und unterschreiben. Woher wird man also wissen, daß er vom revolutionären Kommandanten dieses Bezirkes unterschrieben ist, umso weniger, als niemand meinen Namen kennt. Kurz und gut, sie verlangten einen Stempel! Ich forderte die Studenten energisch auf, einen zu finden. Sie suchten in ihrer Studentenküche und brachten mir endlich einen kleinen runden Stempel. ‚Verein der Selbsthilfe der Techniker‘, und drei Tage hintereinander setzte ich fest und sicher diesen Stempel auf alle meine Befehle.

Das bedeutet aber nicht, daß alles glatt und leise verlief. Es geschah ein Ereignis, wovon das Soldatenmeer plötzlich ins Sieden geriet und bereit war, alles und alle, mich als ersten inbegriffen, zu überfluten, und dies geschah in dieser ersten Nacht, geschah durch meine eigene Schuld.

*

Zwei zerraupte Soldaten brachten ihn und stießen ihn in mein Zimmer. Er war Oberst irgendeiner Armeeabteilung, die in Zarskoje Sselo stationiert war. Seinen Namen habe ich momentan vergessen. Ein sauberer, dicker, grauer Mantel, ein blauer Seidenschal um den Hals, gaben seinem Aussehen den korrekten Anstrich eines sich im Gleichgewicht befindenden Menschen, und nur seine kleinen dunklen, unstet herumirrenden Augen, verrieten seine Erregung.

„Da haben Sie ihn! Was sollen wir mit diesem Gewürm anfangen?“ polterten die Soldaten wütend mit dem Gewehrkolben auf den Boden. „Wir haben ihn gerade in Zarskoje Sselo im Zuge gepackt.“

Der Oberst glitt mit einem hoffnungsvollen Blick über meine Epauletten und seufzte erleichtert auf.

„Was ist los? Warum habt Ihr ihn festgenommen?“

„Er hat vorgestern eigenhändig zwei unserer Soldaten mit seinem Revolver erschossen . . .“ sagten die Soldaten, einander unterbrechend. „Er gehört nicht zu uns, wir kennen ihn genau.“

„Sie lügen“, sagte der Oberst müde und gähnte mit gespielter Ruhe.

Die Soldaten schworen grimmig, es sei wahr und blieben beharrlich bei ihren Aussagen. Der Oberst leugnete hartnäckig.

„Gut“, sagte ich den Soldaten und notierte mir ihre Namen. „Ich werde ihn in die Manege schicken, wo auch die verhafteten Gendarmen sitzen. Wir werden dann später eine Kommission einsetzen und die Sache untersuchen.“

Die Soldaten beruhigten sich augenscheinlich und gingen hinaus. Der Oberst setzte sich müde auf das Fensterbrett, sah mich forschend an und wischte den Schweiß von seinem Nacken. Nachdem er etwas zu Atem gekommen war, trat er schüchtern an den Tisch, rief mich verstohlen in die Ecke und flüsterte mir aufgeregt zu:

„Ich danke Ihnen, Herr Leutnant, ach, wenn Sie nicht dagewesen wären . . . ich hoffe, Sie werden mich nicht zu den Gendarmen setzen . . . Sie werden mich, ohne daß es jemand merkt, frei lassen, sobald sich alle beruhigt haben . . .“

„Wieso ‚freilassen‘? . . .“

Ich kam nicht dazu, weiter zu sprechen. Ein Haufen, bis aufs äußerste erregte Soldaten, brachen in das Zimmer ein.

„Wo ist dieser Oberst? Warum verstecken Sie ihn, Herr Kommandant? . . . Her mit ihm! Her mit ihm!“ brüllte das sich im Nu mit Soldaten füllende Zimmer und ein drohendes Echo grollte über die Korridore und Treppen.

„Ruhe! Und mischt euch nicht ein!“ schnitt ich energisch und streng ab. „Der Oberst, der das Verbrechen begangen hat, ist jetzt hier bei mir unter Haft!“

„Er hat doch zwei unserer Soldaten erschossen! . . .“

„Aus diesem Grunde schicke ich ihn auch als schweren Verbrechervor die Untersuchungskommission des Sowjets in das Taurische Palais. Ich habe schon dorthin telephonierte“, log ich. „Aber eine Selbstjustiz werde ich nicht zulassen.“

Die Soldaten im Zimmer verstummen unschlüssig, aber hinter den offenen Türen heulen die Korridore voller Wut:

„Wohin schicken?! Wozu schicken?! Her mit ihm! . . . Was ist das für ein Geschwätz! . . .“

Im schmalen engen Korridor, der voller Menschen ist, verstummt alles, als ich mit energischen Worten an ihnen vorbeigehe. Doch die frechen Stimmen hören nicht auf. Sie kommen von immer tiefer und tiefer und führen mich zur Treppe, die von oben bis unten mit aufgeregten Soldaten dick besät ist.

„Was macht Ihr euch dort so patzig?! . . . Schleppt ihn her! . . . Unsereinen zu erschießen, ist so wie auszuspucken . . . und ihn darf man nicht anrühren! . . .“

Ich stellte mich auf den Treppenabsatz, packe fest das Geländer, beuge mich darüber und schreie hinauf und hinunter, in diesen wirbelnden, siedenden, düsteren, steinernen Brunnen hinein. Ich schreie, ich sei hier Kommandant, meine Soldaten, die hier oben kampieren, können meine revolutionäre Gesinnung bezeugen. Ich höre ein beifälliges Tönen von Stimmen vom Treppenabsatz des dritten Stockes. Ich bitte und bestehe darauf, daß sich alle beruhigen sollen, da ich in keinem Falle eine Selbstjustiz zulassen werde. Ich will den Oberst dem Sowjet zur Verfügung stellen. Meiner Sache sicher, gehe ich in das Vestibül, wiederhole hartnäckig dieselben Worte und es kommt mir vor, als beruhigten sich die erregten Soldaten, die das Treppenhaus und den Eingang füllen, als beruhigten sie sich und als fügten sie sich

gehorsamst. Kaum kehre ich in mein Zimmer zurück, empfängt mich der Oberst mit schmeichelndem Gestammel:

„Sie haben also beschlossen, mich auszuliefern?“

„Nein“, werfe ich angeekelt hin und setze mich energisch zum Tisch, vor dem sich wieder Leute versammelt haben:

„Genosse-Kommandant! Eine Menschenmasse! . . . Eine gewaltige Menschenmasse! . . . Man belagert uns! . . . Alle Ausgänge sind besetzt!!! . . .“ ein aufgeregtes Flüstern der hintereinander hereinströmenden Studenten umgibt mich. „Sie schreien unten, daß sie uns von der Straße aus durch die Fenster beschießen werden, wenn Sie ihnen den Oberst nicht sofort ausliefern! . . .“

Beschießen? Von der Straße, durch die Fenster?! . . . Mein Herz stockt. Hinter den Fenstern schlafen doch unsere, mit Maschinengewehren bewaffneten Soldaten. Sie werden aufwachen und das Schießen beantworten. Ein sinnloses Brudermorden wird beginnen . . . jetzt, gerade jetzt, in einem Augenblicke, in dem das Schicksal der Revolution noch lange nicht entschieden ist. Ist das nicht ein zu hoher Preis für das Leben eines rüdisigen Soldatenschinders?! . . .

Ich laufe rasch hinunter. In den Korridoren, auf den Treppen, im Vestibül stehen kleine Gruppen von finsternen, mit einander flüsternden Soldaten. Ich stürze zum Eingang, direkt in die Kälte hinaus. Eine grelle elektrische Lampe gießt ihr fahles Licht auf den Platz, den revoltierende Soldaten überfluten. Ihre fernen Schatten ertrinken düster in dem schwarzen Dunkel der sie umgebenden aufhorchenden Häuser.

„Wartet! Genossen wartet!“ schreit fast weinend ein schwarzes Studentlein, ohne Mütze und fuchtel hilflos mit den Händen. „Wir werden alles sofort aufklären! Wir werden alles weitergeben! Alles hängt doch vom

Kommandanten ab! Der Oberst ist hier in seiner Haft! Kein Mensch hat ihn freigelassen! Da ist übrigens der Kommandant selbst", schreit das Studentlein im Über-eifer und als er mich bemerkt, zeigt er erfreut auf mich und ruft laut in den Platz hinein: „Da ist er, der Kommandant selbst! . . .“

„Einen Stuhl!“ flüstere ich. „Einen Stuhl, rasch einen Stuhl!“ und bleibe erwartend in der Türe stehen. Man bringt ihn mir, ich packe ihn, gehe rasch hinaus und stelle ihn auf den Rand der Eingangstreppe. Ich springe auf den Stuhl und hebe mich nun deutlich unter der grellen elektrischen Lampe vor der unübersehbaren Masse ab, die den ganzen Platz füllt. Sie sollen nun sehen, daß ich der Kommandant bin. Ich warte nicht auf die Forderungen und Rufe der Masse. Das würde nur ihre Hartnäckigkeit stärken, und ich wäre in einer Minute von ihr zermalmt. Nein, ich will diese Masse selbst leiten. Ich bemühe mich, im Laufe eines kurzen Augenblickes ihre Stimmung, ihre aufgewühlte Erregtheit zu erfassen, und schreie aus diesem Grunde als Erster mit heißer Empörung in den Platz hinein, daß nur Gegenrevolutionäre, desorganisierende Elemente, die Zwist und Panik säen wollen, jetzt eine Selbstjustiz an dem Oberst fordern können. Da der Oberst mir ausgeliefert wurde, werde ich ihn nicht aus der Haft entlassen, ihn niemandem hier ausliefern, sondern in den Sowjet der Delegierten schicken, wo alles gesetzmäßig untersucht werden wird. Ich schreie sehr energisch und überzeugt, aber im Innern fühle ich, daß ich Unsinn rede. Ich möchte aber so ungerne an einer Selbstjustiz, sei es auch an einem Henker oder Taugenichts, teilnehmen. Das Syrupherz des Intellektuellen wird weich und preßt sich zusammen, und deshalb schreie ich bis zur Heiserkeit heiß und aufrichtig und fühle, wie die gewaltigen Soldatenmassen die mich eng umringt haben, sich langsam unterwerfen, schon

dadurch allein unterwerfen, daß sie mich nicht mehr anschreien und nicht protestieren. Doch in der Ferne ertönen noch immer Protestschreie. Noch immer verlangen sie die Herausgabe. Dorthin ziehen sich jetzt die unversöhnlichen Hitzköpfe vor meinem Angriff zurück. Und sich zurückziehend, schreien sie noch hartnäckiger, noch wütender.

„Warum hört ihr ihm zu?! Offizierspack! . . . Eine Krähe hackt der anderen nicht die Augen aus! . . . Erschlagen muß man sie alle! . . . Gib den Oberst heraus, Schurke! . . . Gib ihn heraus . . . sonst! . . .“

Ich fühle, eiskalt überläuft es meinen Rücken. Ich sehe, wie ein Dutzend Gewehre sich erheben und auf mich zielen. Ein heißer Druck des Hahnes und . . . und das fühlen alle, denn eine plötzliche unheilvolle Stille entsteht. Bin ich feig, so muß ich vom Stuhle hinunterspringen. Dann würde ich aber unvermeidlich zerrissen werden . . . Der Haß der hinteren Reihen ist unermesslich und ergießt sich wie ein Strom weiter nach vorne. Ich erhebe deshalb ruhig die Hand und sage mit gespannter, ruhiger Entschlossenheit, langsam, ohne mich zu beeilen:

„Ich glaube an eure revolutionäre Gesinnung und eure unerschütterliche Standhaftigkeit, Genossen-Soldaten. Wählet sofort zwanzig bewaffnete, der Revolution ganz ergebene Soldaten aus euren Reihen. Ich werde diese Eskorte beauftragen, den Oberst, mit einem Brief von mir so bald es zu dämmern beginnt, in das Taurische Palais zu führen . . .“

„Was machst du dich so patzig!?“ brüllen die Trottoire und einige Gewehre senkten sich, aber nur einige. „Siehst du denn nicht, daß es schon längst dämmt?!“

Tatsächlich, in der durchsichtig werdenden Luft schmelzen schon die trüben Schatten und unter dem erblässenden Himmel heben sich die Häuser härter und grauer

ab. Ich bemerkte das alles wegen der elektrischen Beleuchtung nicht.

„Umso besser,“ lache ich ruhig. „Da es dämmt, werden wir ihn eben sehr bald wegführen. Also Genossen! Zwanzig Auserwählte sollen in das Vestibül kommen und warten.“ Ich steige langsam, mit Absicht langsam, vom Stuhl herunter.

Beunruhigend bleiche Gesichter der zusammengelaufenen Studenten begleiten ihn.

„Sie haben also beschlossen, ihn jetzt gleich wegzuschicken! . . . Er wird doch sofort erschlagen werden!“

„Das glaube ich nicht! . . .“ Kurz und scharf.

Ich nehme dem Oberst seine Dokumente ab. Sie liegen in einem Portefeuille neben einem Bilde einer schwächenden Dame, wahrscheinlich seine Frau, und zweier lockigen Töchter, die lustig dreinschauen. Auch 40 Rubel sind drin. Einen Revolver hat er nicht, den haben ihm die Soldaten abgenommen.

„Hier,“ wende ich mich an die Studenten und gebe ihnen gleichzeitig mit dem Portefeuille einen Begleitbrief. „Sechs von euch sollen gemeinsam mit den zwanzig Soldaten, die im Vestibül warten, den Oberst in das Taurische Palais begleiten und ihn dort abliefern, wo die Verhafteten gehalten werden.“

„Wir werden nicht mitgehen,“ prallen die Studenten zurück.

„Ich befehle es!“

Der Oberst sieht mich durchdringend an und sein zuckendes Gesicht erblaßt.

„Führt sofort die eskortierenden Soldaten her“, befehle ich den Studenten. „Man wird Sie jetzt in das Taurische Palais bringen,“ sage ich gleichgültig zum Oberst und gehe ungeduldig im Zimmer auf und ab.

„Verstehen Sie denn nicht?“ flüstert plötzlich der Oberst halbohnmächtig und seine Zähne klappern aufeinander.

„Es ist der Tod. Ich weiß es ganz genau . . . Sie liefern mich also aus? . . .“

„Warum der Tod? Keine Spur! Sie werden wohlbehalten in das Taurische Palais gebracht werden,“ lüge ich frech und kalt und denke dabei: „Liefere ich ihn wirklich aus?“ Habe ich denn nicht alles mögliche getan, um menschenfreundlichst das Leben dieses Schuftes zu retten, der mit eigener Hand unsere Soldaten tötete? Und wenn er auch dreiunddreißig Bilder von treuen Frauen und entzückenden Töchtern bei sich tragen würde . . . Weiß ich denn, ob nicht auch die erschossenen Soldaten ähnliche Bilder in den Taschen hatten! Wegen so eines Kerls ein Brudermorden heraufbeschwören? Ja, es ist grausam, das Leben eines Menschen zu riskieren . . . Das ist aber — Revolution!

Die Soldaten kommen mit den Studenten in mein Zimmer. Die Soldaten tragen Gewehre und in ihren Gesichtern ist eine strenge Entschlossenheit, ihre Pflicht zu erfüllen.

„Ihr seid mir dafür verantwortlich,“ sage ich, „daß Ihr den Oberst lebend in das Taurische Palais abliefern. Bildet Ihr, Soldaten, den zweiten Ring um den Verhafteten, den ersten sollen die Studenten bilden. Habt Ihr Revolver?“ wende ich mich an die düster gewordenen Studenten.

„Ja,“ antworten sie finster und niedergeschlagen.

„Also los! Sie werden der Führer sein. Hier sind die Dokumente des Obersten und hier ist mein Begleitschreiben.“

Der Student nimmt alles mit zitternden Händen, bald blaß, bald rot werdend und drückt sich im Zimmer herum, bis der Oberst hinausgeführt wird. „Kann das nicht irgendwie aufgehalten werden?“ stürzt er sich auf mich und sein jugendliches Gesicht zuckt krankhaft zusammen. „Man wird ihn doch erschlagen! Die Menschenmasse auf dem Platz wird immer größer!“ . . .

„Unsinn!“ unterbreche ich ihn schroff. „Seien Sie nicht empfindsam wie ein weinerliches Mädchen! Bildet nur einen festen doppelten Kreis um ihn. Rasch!“

Sie gehen weg. Das Zimmer wird leer. Die schwitzenden Fenster beginnen ganz leise grau zu werden. Eine Minute später kommen wieder einer nach dem anderen, Soldaten und Studenten ins Zimmer. Sie sind jetzt alle ruhiger und zuversichtlicher. Es ist gelungen, den Oberst unversehrt durch den Platz zu bringen. Die eskortierenden Soldaten haben sich als energisch und zuverlässig erwiesen. Alle atmen erleichtert auf.

„Hier, nehmen Sie das in Empfang! Wir haben es eben bei einer Untersuchung weggenommen.“ Ein Soldat rast in das Zimmer und läßt einen Haufen eiserner Kugeln und Quadrate aus seinem Mantel fallen.

Hol's der Teufel! das sind doch Handgranaten aller möglichen Systeme! Starr vor Schreck sehe ich auf den Boden und bemerke, daß er auch ohnedies mit Bomben und Granaten bedeckt ist. Wir alle sind schon hundertmal über sie gestolpert, ohne es in der allgemeinen Verwirrung bemerkt zu haben.

„Vorsichtiger!“ schreie ich, „geht weg, das sind doch Bomben! Wie könnt Ihr sie nur auf diese Weise aufbewahren!“

„Nun ja, Bomben“, bestätigen die Soldaten gleichgültig.

„Die Kommandanten-Abteilung muß sofort in einen anderen Raum verlegt werden!“ stürze ich zu den Studenten. „Dieses Zimmer behalten wir als Lager für konfiszierte Waffen, man muß es auch fest zuschließen.“

Wir gehen, um einen anderen Raum zu suchen, stoßen aber an der Tür mit einem wachsbleichen, verlegen schluchzenden Studenten zusammen.

„Hier“, er legt das mir bekannte Portefeuille und mein Begleitschreiben auf den Tisch. „Der Oberst ist erschlagen.“

Eine Toténstille kriecht in das Zimmer und mit schonungslosem Vorwurf sehen mich alle an.

„Ich habe Ihnen doch gesagt“, schluchzt der Student kläglich und zieht seine Mütze hilflos von dem feucht gewordenen, zerrauten Haar. „Sie haben doch gewußt, daß es passieren wird! . . . Nehmen Sie seine Dokumente zu sich . . .“

„Wozu brauche ich sie?“ zucke ich feindlich mit den Schultern. „Die können Sie sich zum Andenken aufbewahren.“

Niemand rührt die Dokumente an. Sie bleiben auf dem Tisch liegen.

„Wo und wie ist das geschehen?“ frage ich mit gespielter Gleichgültigkeit den schweigend verstörten Studenten, der mit irgendeinem Lappen Blutspuren von seinem Mantel wegwischt.

„Kaum hatten wir uns dem Obuchow-Krankenhaus genähert, als uns eine vom Bahnhof kommende neue Soldatenmasse umgab. Sie kamen aus Zarskoje Sselo. Irgend jemand rannte auf ihn von hinten mit einem Säbel ein, . . . hieb fest drauf los . . . dann stürzten sich alle auf ihn . . . In einem Augenblick war er in Stücke zerfetzt.“

„Man ruft Sie zum Telephon! Sie werden von der Duma zum Telephon gerufen!“ laufen mir Studenten entgegen.

Das Telephon ist in einem Zimmer neben der Treppe. Man telephoniert von der Kriegskommission. Eine mir unbekannte, arrogante Stimme fragt unruhig, im Namen Engelhardts, ob es wahr sei, daß das Technologische Institut von Soldaten besetzt wird und eine wütende Schießerei dort stattfände.

„Nein, alles ist ruhig,“ antwortete ich. „Es wird nicht geschossen und es sind auch keine Schießereien zu erwarten. Im Institut sind viele Soldaten, doch alle sind sie der Revolution ergeben.“

„Wer spricht?“ brummt nervös das Telephon. „Ist das das Technologische Institut? Ist dort der Kommandant des Moskauer Bezirkes?“

„Ja, er selbst“, sage ich und nenne meinen Namen und Rang. Ich hänge das Hörrohr auf und sage den Studenten: „Das Kommandantenzimmer ist hierher zu verlegen.“

Gleichgültig sehe ich durch das Fenster auf den langweiligen, morgendlichgrauen Hof, auf die steinerne Wand des anschließenden Gebäudes. Ich denke daran, daß der Oberst teilweise durch meine Schuld jetzt erschlagen wurde, und seltsam, ich empfinde nicht eine Spur von Gewissensbissen. Was bedeutet das schon, wenn ein böser Mensch, der sich dem siegreichen Zuge der ganzen Menschheit in den Weg stellte, vom Angesicht der Erde weggefegt wurde...

*

Der Morgen brachte einen endlosen Reigen neuer Sorgen. Die Verproviantierung der Soldaten war zu regeln, Betten ihnen zu verschaffen. Neu ankommende Regimenter verlangten Unterkunft. Verschiedene Abteilungen mußten anderwärtig einquartiert werden. Es war angenehm, an diesem frostigen, sonnigen Morgen in den nahen, von Soldaten lärmenden Straßen, geschäftig herumzulaufen, tausend Kleinigkeiten zu erwägen, Befehle zu erteilen, kurze, klare Befehle, die alle befriedigten. Im Kommandantenzimmer lösten mich Studenten ab, die mit den laufenden kleinen Angelegenheiten sehr gut fertig wurden und die wichtigeren Fragen bis zu meiner Rückkehr warten ließen. Doch auch mit den kleineren Sachen hatten sie bis über die Ohren zu tun. Kaum setzte ich mich vor den Tisch, als schon von allen Seiten eine endlose Reihe von Bittstellern sich zu mir hereinwälzte. Kaufleute fragten, ob sie die Geschäfte auf dem nahegelegenen Markte öffnen

dürfen. Eisenbahner kamen und sprachen von Regimentsmarschrouten. In diesem Bezirk gab es drei Bahnhöfe: den Baltischen, den Warschauer, den Zarskojesselsker. Erschrockene Bürger erzählten von Plünderungen, Überfällen, und man mußte sofort Patrouillen von zwei, drei Studenten und einem Dutzend Soldaten zusammenstellen. Plötzlich arbeitete sich Jemand unerwartet durch und packte mich an der Hand.

„Ach, Assan Natitsch! Wie freue ich mich, Sie zu sehen. Endlich haben wir die Freiheit erlebt!...“

Vor mir stand gerührt und rotwangig Fähnrich Kraßnikow. Ich freute mich aufrichtig mit ihm, und er erzählte mir rasch alle seine kleinen Neuigkeiten: von den Soldaten unserer Kompanie, von ihrer Stimmung, davon, daß er gestern dem Befehle Rodzjankos folgend, zur Registratur der Offiziere in dem Saal der „Armee und Flotte“ erschienen war und wie die Offiziere, 3000 an der Zahl, dort eine Resolution angenommen haben, in der sie ihre Ergebenheit der Revolution und Treue der konstitutionellen Versammlung gegenüber ausdrücken.

„Eine sehr lustige Geschichte ist dabei passiert. Sie werden es gar nicht glauben, Assan Natitsch! Kaum war die Resolution ausgearbeitet und verlesen, als von allen Seiten rasender Beifall ertönte und sich begeisterte Reden ergossen: „Volk,“ „Freiheit“, „Revolution.“ Da erhebt sich ein verdienstvoller alter Oberst und mit einer Stimme, in der aufrichtige Tränen zittern, sagt er: „Ich bin gerührt, ich beuge mich vor der großen Freiheit, die vom Volke erkämpft wurde. Ich bin glücklich, diese herrlichen Tage erlebt zu haben. Ich schlage vor: senden wir sofort ein Begrüßungstelegramm unserem angebeteten Monarchen!“ Ein Dutzend Hände klatschen Beifall, verstummten aber sofort. Es entstand eine peinliche Stille.“

„Sehr lustig“, sage ich, ohne mich von meiner Arbeit loszureißen. „Sagen Sie bitte, hat sich nicht ein Offizier

gefunden, der erklärt hätte, daß mit der Monarchie unwiderruflich Schluß gemacht worden ist?"

Kraßnikow zwinkert erstaunt mit seinen kindlich-naiven Augen und wackelt schuldbewußt mit dem Kopf: „Nein, es hat sich niemand gefunden.“

„Wissen Sie“, sagt er plötzlich erregt. „Es ist gerade der erste Befehl des Petrograder Sowjets herausgekommen. Unsere Soldaten bereiten sich vor, ein Rottenkomitee zu wählen. Es würde nicht schaden, wenn Sie zu ihnen gehen würden, Assan Natysch.“

Er schüttelt mir lange und freundschaftlich die Hand. Zwei Stunden später schwimmt, die Reihe der Bittsteller wegdrängend, feierlich und gleichmäßig ruhig mit den Sporen klirrend, eine Horde von Vorgesetzten in das Kommandantenzimmer. Ich hebe die Augen. Vor dem Tisch steht, umringt von Hauptleuten, die Augen unter den dichten Brauen zusammenkneifend, General Filatow in eigener Person.

„Nun,“ beginnt er unentschlossen unter dem gespannten Schweigen aller Anwesenden, „ich gratuliere Ihnen zur neuen Wohnung!“ sagt er plötzlich und gleitet mit neckisch fragenden Blicken über sein Gefolge.

Niemand rührt sich und alle sehen auf den Boden. Ich stehe aus Höflichkeit auf.

„Wie freue ich mich,“ beginnt der General wieder, „daß alles so geendet hat. Gestern in der Nacht hatte ich das Glück, unser erstes Schützenregiment zur Duma zu führen. Was war das für ein festlicher Augenblick!“ Filatows Stimme wird auf einmal feucht und er führt ein Taschentuch zu den Augen. Von dort hüpfen, über die Runzeln und durch den zottigen grauen Bart, zwei helle Generalstränen auf meinen Tisch. Die Hauptleute sehen mitsachlicher Teilnahme, aber noch immer schweigend, ihren Vorgesetzten an.

„Unter Ihrer Führung sind hier alle Kompagnien der mir früher anvertrauten Schule untergebracht. Man sagt,

daß heute dem neuen revolutionären Befehl zufolge Kommandanten und Vorgesetzte gewählt werden sollen. Wir Alte können selbstverständlich auf nichts mehr hoffen . . .” Er ließ seine Lippe plötzlich herunterhängen, preßte ein Taschentuch vor die Augen und sein Bauch begann von unterdrücktem Schluchzen zu wackeln.

„Aber Herr General!” ich schiebe ihm einen Stuhl hin. „Das ist Sache der Soldaten . . . und warum denken Sie, daß . . .”

Auf der Wand des gegenüberliegenden Gebäudes glänzte golden ein Sonnenstrahl und erzählte, wie es mir damals vorkam, vom Frühling, von Herzlichkeit, vom menschlichen Verzeihen.

Der General verließ mich mit seinem ganzen Gefolge, vollständig beruhigt. Wir verabredeten sogar, daß ich am Tage eine allgemeine Versammlung der Soldaten sämtlicher Schulkompagnien zusammenrufen werde, damit der General vor ihnen sprechen kann. Ich sah mir sein Gefolge an, niemand von den Persönlichkeiten, die an der aktiven Niederwerfung des Aufstandes teilgenommen hatten, waren dabei. Nicht einmal der treue Loktjew war neben ihm. Armer General! Ich ordnete an, daß für ihn und sein Gefolge eines der unteren Zimmer abzugeben sei und bat ihn nur, mich von den neu hinzukommenden Offizieren zu verständigen.

Etwas später kommt — scheinbar — von der Kompagnie geschickt, Schenschin verstohlen zu mir.

„Sie werden doch nichts dagegen haben, Herr Leutnant, daß wir Fähnrich Kraßnikow als Kompagnieführer wählen wollen?”

„Aber bitte . . .”

„Sie sind doch jetzt sehr beschäftigt, und früher waren Sie immer in der Duma . . . Sie haben nicht viel Zeit für uns, wahrscheinlich . . . der Fähnrich Kraßnikow aber . . .”

„Selbstverständlich. Ich bin vollständig einverstanden.”

„Und dann . . .“ Schenschin wird etwas verlegen, „es wird in der Kompagnie sehr viel gegen Sie agitiert . . .“

„Wer agitiert?“

„Der Zugführer der fünften Abteilung Scheweljew. Der ist noch immer böse, daß Sie ihn damals bestraft haben . . . Sie sollten mit ihm irgendwie Frieden schließen . . .“

„Ach lassen Sie das, Schenschin. Soll er nur agitieren.“

Plötzlich meldet man mir, daß auch Oberst Gervais gekommen sei.

„Was? Gervais?! Der Kommandant des Schützenregimentes! Derselbe, der in Oranienbaum so viele Soldaten erschossen hat?! . . .“

Ich springe auf und rase empört herunter. Im Zimmer des ersten Stockes, wo sich momentan Filatow und sein Gefolge befinden, steht Gervais. Er wird teilnahmsvoll über etwas befragt, doch bei meinem Erscheinen verstummt alles. Er salutiert mir als erster sehr höflich und wartet unentschlossen, was weiter geschehen wird.

„Ihr Regiment ist nicht hier, sondern im Volkshaus. Warum gehen Sie nicht direkt hin?“ sagt jemand.

„Der Oberst Gervais,“ unterbricht Filatow verlegen, „ist auf eigenen Wunsch in unseren Kader kommandiert worden.“

„Oberst Gervais wird auch nicht mehr in unserer Schule dienen. Ich empfehle ihm übrigens, nirgends mehr zu dienen,“ schneide ich energisch ab. „Ich bitte den Oberst Gervais, sich sofort zu entfernen und nie mehr wiederzukommen!“ Ich wende mich schroff weg und verlasse, die Tür hinter mir zuwerfend, das Zimmer.

Gervais, dieser strenge, schnurrbärtige, blonde Mann, der mich so hochmütig über die Maschinengewehre geprüft hatte, drückt sich nun unschlüssig herum, dreht seine Pelzmütze in der Hand, setzt sie auf, salutiert und geht weg. General Filatow beeilt sich wackelnd, mich vor der Treppe einzuholen.

„Ich möchte Sie doch bitten, Herr Leutnant, ihm zu gestatten . . .“

„Ich habe nichts mehr zu sagen, General!“

Filatow bleibt, mit den Augen dumm zwinkernd, stehen.

Im Kommandantenzimmer stehen drei ältere, bärtige Soldaten und strecken mir geheimnisvoll irgendeinen, mit Maschine geschriebenen Befehl zu und summen mit heiseren Flüstern mir direkt ins Ohr:

„Wozu schickt man uns weg, Genosse-Kommandant? Das kann doch nicht möglich sein? . . .“

Der Befehl lautet auf irgendeine Nummer eines Reserve-regimentes. Es heißt darin, daß dieses Regiment in vollem Umfange und mit allen Waffen sofort nach Terioki zu werfen sei, dort die anderen Abteilungen und weitere Befehle zu erwarten habe. Unterschrift: Kommandant Oberst Marquis Paulucci.

„Wo seid Ihr stationiert?“

„In der Nowaja Derewnja.“

„Wo ist der Kommandant?“

„Wir kommen gerade mit dem Befehl von ihm und haben eben seine Gültigkeit bezweifelt . . . er wohnt nicht sehr weit entfernt von hier.“

Ich beordere ein Dutzend freiwilliger Soldaten. Ich wähle die verwegensten und ruhigsten und erteile den Befehl: Marquis Paulucci habe unverzüglich hergebracht zu werden.

„Das ist ein reicher Herr, unser Kommandant“, prahlt einer der zurückgebliebenen bärtigen Soldaten. „Wieviele Güter der nur hier neben Petrograd hat! Und mit unserem Zar ist er sehr befreundet . . . er fährt immer zu Besuch zu ihm . . .“

Kraßnikow erscheint. Er ist in festlicher Stimmung und angenehm angeregt. Doch vor mir spielt er naive Bescheidenheit.

„Ich habe wiederholt abgelehnt,“ sagt er schmunzelnd, „doch die Soldaten haben mich mit Gewalt zu ihrem Kommandanten ernannt. Ich habe mich nur provisorisch dazu entschlossen . . . wenn Sie mehr Zeit haben und zu uns zurückkommen werden, werde ich sofort, Ehrenwort . . .“

Welch naives Kind! Es amüsiert mich, daß er ernstlich glaubt, diese Veränderung rege mich auf. Mit lustiger Gutmütigkeit klopfe ich ihm auf die Schulter. Er sieht mich zuerst etwas erstaunt an, dann lacht er über das ganze Gesicht.

„Ach Assan Natitsch, wie dumm bin ich doch! Einem klugen Kopf gebühren auch viele Ehren! . . .“

Als er das Zimmer verläßt, sehe ich mit ganz anderen Augen seinen plump hängenden Mantel an, seine weibische Art, mit den Sporen zu klirren. Über „viele Ehren“, über „Karriere“ konnte er jetzt sprechen! Er, ein dem Sozialismus aufrichtig ergebener Offizier! Wenn auch Menschewik, so ist er doch trotzdem Sozialdemokrat! Unverständlich!

Oberst Marquis Paulucci, ein stämmiger, starker, dunkler, brünetter Mann mit durchdringenden, schwarzen, klugen Augen, wird in mein Zimmer geführt, setzt sich selbstsicher auf den Stuhl vor mir und schaut mich mit frecher feindlicher Neugierde an.

„Sie haben den Befehl erteilt, mich zu verhaften?“ wirft er höhnisch hin.

„Ja, ich.“

„Ganz eigenmächtig?“

„Ja, ganz eigenmächtig.“

„Sehr schön. Und was weiter?“

„Lesen Sie bitte hier diesen Befehl und geben Sie mir Erklärungen darüber.“

Oberst Paulucci errötet beim Erblicken des ihm bekannten Zettels, doch gewinnt er sofort Herrschaft über sich.

„Nun, was ist denn dabei?!“ Er gibt mir den Zettel zurück.

„Warum nach Terioki? Und warum am 2. März?“

„Warum Terioki? . . . Hm . . . In Terioki . . . Zum Schutze des finnischen Ufers vor feindlichen Landungen“, sieht er mich frech und höhnisch lächelnd an.

„Welche Abteilungen erwarten Sie noch außerdem? Und wer gab Ihnen die entsprechenden Verordnungen?“

„Was für Abteilungen? Wer kommt, ist mir ganz egal. Von wem ich die Verordnungen habe? . . . Von niemand. Auch ich mache das ganz eigenmächtig, genau wie Sie mich eigenmächtig verhaftet haben.“

„Sie sind Nikolaschkas Freund?“ mischt sich unerwartet und ungebeten einer von den Maschinengewehrschützen, die ihn herbeigeführt hatten, in unser Gespräch.

Der Oberst mißt ihn angeekelt von Kopf bis Fuß.

„Ich kenne keinen Nikolaschka.“

„Das ist doch Euer Zar . . .“

„Ob ich der Freund des Zaren bin? O ja, ein guter Freund . . . Ich rate Ihnen auch, Herr Leutnant,“ wendet er sich plötzlich zu mir, „mich sofort frei zu lassen, sonst wird man Ihnen, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, nicht den Kopf streicheln. Es genügt, daß die von Ihnen zu mir geschickten Vandalen die Tür meiner Wohnung durchschossen haben.“

„Warum hast du uns nicht hereingelassen?!“ schreien die Soldaten wütend.

„Werden Sie mich freilassen oder nicht?“ der Oberst steht hochmütig auf.

„Nein, ich werde Sie in das Taurische Palais schicken“, schneide ich kalt ab.

„Unser Leutnant hat heut' in der Nacht schon einen von Ihrer Sorte hingeschickt. Die Hunde fressen ihn noch jetzt drüben in der Ecke!“ lachen die Soldaten.

Oberst Paulucci preßt den Mund zusammen und sieht mir mit forschendem Haß ins Gesicht.

„Mein Auto wartet unten,“ sagt er mit gespielter Ungezwungenheit, „lassen Sie den Chauffeur nicht unten vergebens frieren. Wenn Sie Lust haben, kann ich Sie ins Taurische Palais fahren.“

Meine Geduld platzt.

„Genug!“ schreie ich. „Halten Sie den Mund! Soldaten, bewacht den Verhafteten. Er soll hier in der Ecke stehen und soll nicht wagen, seinen Mund zu öffnen.“

Ich schicke zur Kompagnie, um Kraßnikow zu holen.

Die Telephonglocke klirrt wie rasend. Ingenieur Parschin, von der Kriegskommission, bittet den Kommandanten des Bezirkes zum Telephon. Auf Veranlassung des Generals Potapow werden alle möglichen Befehle erteilt.

„Hören Sie,“ sage ich zu Kraßnikow, der inzwischen gekommenist, „bleiben Sie einen Augenblick hier. Ich werde den verhafteten Oberst persönlich in das Taurische Palais bringen. Sollten inzwischen irgendwelche Anfragen von der Kriegskommission kommen, so notieren Sie sie. Teilen Sie ihnen ohne mich nichts mit und führen Sie auch keinen ihrer Befehle aus. Verstanden?“

Kraßnikow blinzelt verlegen und gehorsam mit den Äuglein.

„Also“! sagen Sie „Verstanden!“ lächelt höhnisch der verhaftete Oberst Paulucci.

*

Den Chauffeur schicke ich selbstverständlich sofort weg. An seiner Stelle nehme ich irgendeinen freiwilligen Chauffeur aus der Schützengewehrkompanie. Zwei mit Patronengürteln umwundene Soldaten halten ihre Gewehre schußbereit vor dem Oberst, der sich ergeben in das Auto setzt und während des ganzen Weges schweigt.

Unser Auto wird ununterbrochen an den Kreuzungen von Arbeiter- und Soldatenpatrouillen aufgehalten. Ein Student mit roter Binde verlangt einen Passierschein.

„Was für einen Passierschein? Wir haben dieses Auto selbst erst vor kurzem beschlagnahmt und führen den Verhafteten direkt in das Taurische Palais. Ich bin der Kommandant des Moskauer Bezirkes . . . Weiterfahren!“

Das Taurische Palais schallte vom gleichmäßigen Stampfen der Soldatenkolonnen, die ehrfurchtsvoll kamen, um der Revolution zu huldigen. Das grelle Messing der Orchester spreizte sich und die roten Fahnen wogten.

Ich fand endlich im rechten Korridor die „Kommission für verhaftete Zivilisten und Militärs höheren Ranges“. Ich ließ die eskortierenden Soldaten vor der Türe und führte den Oberst hinein. Ein verschlafener, grauer Rock mit einem zerdrückten, braunen Bärtchen bewegte langsam lange, dünne Finger über einen Haufen von Papieren. In einem weichen Lehnstuhl ertrank in ruhiger Nachlässigkeit ein rundlicher dicker Mann mit einem Gehrock und schwarzem, herunterhängendem Schnurrbart. Wo hatte ich ihn gesehen? Ach ja, er war es doch, der gestern durch diese Korridore stürmte und entsetzt brüllte, daß die Soldaten von Roten bearbeitet werden. Das Sonnenlicht stach mit schiefen Strahlen durch die halbrunde Glaswand, hinter der die Schneehaufen im Schloßpark ruhig schiefen.

„Hier ist ein Oberst,“ wandte ich mich zu dem dicken Mann, „und hier ist sein Befehl. Die Soldaten haben den Oberst dabei ertappt, daß er versuchte, entgegen dem Beschlusse des Sowjets, seine Abteilung nach Terioki zu werfen, dort andere Abteilungen zu erwarten und gemeinsam mit ihnen Petrograd mit gegenrevolutionären Bestrebungen anzugreifen.“

„Bitte setzen Sie sich“, wendet sich der Dicke zu meinem Verhafteten. Der Oberst setzt sich. Über sein

dunkles Gesicht geht ein selbstbewußtes Lächeln. „Sehr schön, Herr Offizier,“ wendet sich der Dicke zu mir, „bitte seien Sie ganz ruhig und beruhigen Sie auch die Soldaten. Wir werden die Sache schon untersuchen.“

Er steht besorgt auf, doch wird er durch das Aufstehen nicht größer. Wie ein großer, schwarzer Ball rollt er auf mich zu und drängt mich zur Tür.

„Auf Wiedersehen, Herr Offizier, auf Wiedersehen . . .“

„Ich verlange nur,“ schreit mir der Oberst wütend nach, „daß mein Auto mich unten, in der Garage des Technologischen Institutes erwartet. Sie sind dafür verantwortlich.“

Der Dicke winkt ärgerlich mit der Hand:

„Ach, das kommt erst später, später . . . das Auto wird nicht verloren gehen . . .“

Schon gut, denke ich, hinter dem Gitter wirst du auch ohne Auto sitzen können.

„Wie ist Ihr Name?“ frage ich den Dicken.

„Tscherjatschukin, Mitglied der Duma.“

*

Schräggegenüber von dem Zimmer, wo die Kriegskommission in den ersten Tagen untergebracht war, sind große Änderungen vorgenommen worden. Die Tür zum Zimmer Nummer 42 und 43 ist geschlossen. Unordentlich zusammengerrückte Tische, Stühle und Gartenbänke erhöhen noch die Ungemütlichkeit, die sich in der gewaltigen Leere der teils erblindeten Wandspiegel widerspiegelt. Vor dem Fenster ein Tisch mit einer Gruppe von Offizieren. Nachlässig, halb liegend, in Müßiggang versunken, sitzen sie da und schwatzen geschäftig. Ich erkenne sie. Hier ist Skobejko, Ssinani und eine Reihe anderer. Unter ihnen blitzt, wie ein lackierter Zigeuner, der Marineoffizier Filippowski mit seinen Augen. Sie nicken mir alle gutmütig zu, ohne sich von dem Gespräch loszureißen.

„Demagogen! Demagogen!“ schüttelt Filippowski sein schwarzes Bärtchen, „aber das macht nichts . . . Die Soldatenmasse wird ihnen nicht folgen. Soldaten sind Bauern, und die Bauern waren und sind immer für uns. Sie können machen, was sie wollen, ihre Forderung nach irgendeiner noch nicht dagewesenen revolutionären Regierung, die aus den Mitgliedern des Sowjets der Sozialisten gewählt werden soll, ist — naiver, kindlicher Unsinn. Sogar Krasikow und Stjeklow haben gedroht, Lenin über ihre unmarxistische Einstellung zu schreiben . . . Übrigens ist alles egal, sie werden in ihrem eigenen bolschewistischen Saft auf der Wyborgseite zerkochen . . . Wir werden das noch erleben . . . ihr Einfluß unter den Arbeitern ist auch nicht stark. Wir werden mit ihnen schon fertig werden . . .

„Warum greifen Sie sie so heftig an?“ mischte ich mich schüchtern ins Gespräch.

„Achtstundentag!“ lächelt Leutnant Skobejko höhnisch und zieht seinen, nach letzter Mode zugeschnittenen Rock zurecht.

„Vor allem müßte man das festigen, was wir bis jetzt erreicht haben!“ sagt, jedes Wort unterstreichend, der rundköpfige Fähnrich Ssinani.

„Was haben wir denn erreicht?“ sage ich leise, werde aber ganz verlegen, weil mich alle erstaunt und feindlich ansehen.

„Wo waren Sie denn gewesen?“ fährt Ssinani dazwischen.

„Wir haben hier sehr viel ohne Sie erreicht“, schaut mich hochmütig ein zerrauter Regimentsarzt mit buschigem Schnurrbart an.

„Wir haben in dieser Nacht endlich erreicht,“ knarrt ruhig im Takt der anderen Filippowski, „daß eine für die Demokratie annehmbare Regierung formiert wurde . . .“ Er rollt mit seinen, von Nikotin braunen Fingern langsam eine Zigarette. „Die Dumaabgeordneten sind auf alle

unsere Bedingungen eingegangen. Heute noch wird das alles in einer Regierungserklärung publiziert werden, gleich nachdem dieses Übereinkommen formell durch den Sowjet gehen wird. Also erstens: politische Amnestie; zweitens: alle Freiheiten für den Bürger; drittens: alle bürgerlichen Rechte für die Soldaten, bei Einhaltung der Disziplin lediglich im Dienst."

„Ist das zu wenig für Sie?!" zuckt der jetzt schon in Uniform gekleidete Ljubarski hochmütig die Lippen.

„Viertens", Filippowski biegt einen Finger ein, „Miliz und Selbstverwaltung der Städte; fünftens: Aufhebung aller nationalen, religiösen und Standesbeschränkungen; sechstens: Verbot der Abkommandierung der Petrograder Garnison . . ."

„Das ist sehr gut!" schreie ich begeistert auf und alle gleiten mit versöhnten Blicken über mich.

„Die Hauptsache aber ist," setzt Filippowski fort, „die Zusammenstellung der neuen Regierung ist jetzt außerordentlich wichtig. Kerenski will unbedingt in die neue Regierung hineinkommen. Er spricht darüber mit allen und müßte auch eigentlich hinein, sonst könnte die neue Regierung, die durchweg aus Kadetten und Oktobristen*) besteht, und ohne innere Kontrolle ist, in jedem Augenblicke . . ."

„Warum tritt er also nicht ein?" frage ich bestürzt.

Wieder sehen mich alle, außer Filippowski, halb ironisch, halb feindlich an.

„Gerade er darf nicht eintreten", sagt Ssinani schroff. „Da gestern Abend das Exekutivkomitee nach langen eingehenden Debatten den Vertretern des Sowjets streng verboten hat, in die bürgerliche Regierung einzutreten, hat Kerenski nicht das Recht, es zu tun. Die bürgerliche Revolution muß nur von einer einheitlichen bürgerlichen

*) Rechte nationalistische russische Partei.

Regierung durchgeführt werden. Wir Sozialisten riskieren unsere Hände zu beschmutzen und unsere Reputation zu verlieren, wenn . . .”

„Sozialdemokratismus . . .” sagt Filippowski verächtlich.

„Und was ist mit der Republik? Was mit der Konstituante? Mit dem Krieg? Mit dem Grund und Boden? . . .” beeile ich mich zu fragen, da die Soldaten, die mich im Korridor erwarten, mir ungeduldige Zeichen geben.

„Welcher Unsinn!” zischt jemand in der Ecke. Die Übrigen schweigen verlegen.

„Republik?” lächelt Skobejko höhnisch.

„Das ist selbstverständlich unsere Grundlosung”, siebt Ljubarski hochmütig die Worte. „Alles aber will seine Zeit haben. Auch ohne dies ist es schwer gelungen, den Konflikt mit Gutschkow wegen der Demokratisierung der Armee zu beseitigen. Es ist mit Mühe gelungen, ihn zu überreden das Portefeuille des Kriegsministers zu übernehmen. Glauben Sie, daß es leicht war, die Bürgerrechte für die Soldaten zu erreichen?!”

Draußen, hinter den Fenstern wogen im Schatten des Hofes die roten Fahnen der immer neu und neu anmarschierenden Soldatenreihen. Fest eingeschnürte Offizierlein stolzieren zu ihrer Seite. Sonnenflecke spielen auf den staubigen Fensterscheiben des verrußten Wasserturmes, der gegenüber dem Schlosse steht.

„Seien Sie nur ruhig, wenn die Zeit dafür kommt, werden wir auch von der Republik sprechen”, fügt Filippowski gähnend hinzu.

„Ja, es ist noch abzuwarten, wie die Sache mit Nikolaj sich wenden wird . . .” Leutnant Skobejko springt vom Tisch. „Habt ihr gehört, heute ist man wegen der Thronentsagung zu ihm gefahren.”

„Wer?! Wann?! Wirklich?!” regen sich alle auf. „Weder im Sowjet noch im Exekutivkomitee weiß man davon!”

„Nur für einen Augenblick in den Sowjet!“ sage ich meinen Soldaten und beeile mich, zusammen mit ihnen in den überfüllten Saal hineinzukommen. Dieser Saal ist jetzt voll, wie noch nie. Wie früher ertrinken die schwarzen Arbeitermäntel im grauen Meere der Soldatenröcke. Auf dem Tische wackelt selbstzufrieden, die Hände in den Westentaschen, Stjeklow. Er schließt seine Ausführungen über die Unvermeidlichkeit und Notwendigkeit, die Macht in die Hände der neuen bürgerlichen provisorischen Regierung zu legen. Der ganze Saal hört ihm aufmerksam zu. Einzelnes Räuspern unterstreicht noch mehr die gespannte Konzentriertheit der Delegierten.

„Ich nehme an,“ näselt Stjeklow und streichelt vorsichtig seinen Bart, „daß der Sowjet einstimmig diesen tausendmal erwogenen und überlegten Beschluß des Exekutivkomitees, das aus den von euch gewählten, revolutionären Genossen besteht, die die größte Autorität besitzen, annehmen wird.“

Er steigt vom Tisch, und der Saal explodiert mit einem tausendhändigen Beifallsklatschen. Sobald der Lärm und das erregte Sprechen etwas verstummt, erscheint auf dem Tisch Kerenski, in einer schwarzen Joppe, blaß, erschöpft und aufgedunsen. Er atmet schwer und seine grünen Äuglein laufen erschrocken und kläglich hin und her.

„Genossen! Habt Ihr Vertrauen zu mir?“ schnellte er mit einem hilflosen Geheul auf.

Alle schweigen. Schweigen vor dem Unerwarteten, und er bleibt erstarrt mit erhobenem Arm stehen.

„Ja, wir haben Vertrauen!“ beeilen sich die ganz nahe neben ihm Stehenden zu schreien.

Er läßt seinen Arm sinken, atmet tief auf und rollt mit den Augen. Seine rasierten Lippen zittern.

„Ich spreche, Genossen, aus der Tiefe meines Herzens . . . mit ganzer Seele, und wenn ich es euch beweisen soll . . .

wenn ihr kein Vertrauen zu mir habt . . . bin ich bereit, hier, vor euren Augen . . . bin ich bereit, zu sterben! . . .” er neigt sich hilflos nach vorne und fuchtelte krampfhaft mit den Händen in der Luft.

Alle sehen einander an. Alles bewegt sich. Ein erregtes Flüstern geht durch den Saal.

Kerenski zuckt plötzlich zusammen, gibt sich einen Ruck und steht wie eine Säule da. Seine Lippen werden hart.

„Genossen!” wirft er hin, und seine Blicke fliegen jetzt mutig und scharf über den Saal. — „Da eine neue Regierung gebildet wurde, mußte ich sofort, ohne eure formale Erlaubnis abzuwarten, eine Antwort auf den mir gemachten Vorschlag, Justizminister zu werden, geben . . .”

Die gespannte Aufmerksamkeit des Saales wird von spärlichem Beifall durchschnitten.

„In meinen Händen befinden sich jetzt die Vertreter der alten Regierung, ich konnte mich nicht entschließen darauf zu verzichten.”

„Richtig! . . .” Der Beifall wird etwas kräftiger.

„Ich habe den mir gemachten Vorschlag angenommen und bin in die Provisorische Regierung als Justizminister eingetreten.”

„Bravo!!” brüllen begeisterte Stimmen, und ein Beifallsklatschen füllt den Saal.

„Meine ersten Schritte waren, alle politischen Gefangenen sofort zu befreien und unsere Genossen-Delegierten der sozialdemokratischen Fraktion der Duma, aus Sibirien, mit besonderen Ehrenbezeugungen, herbringen zu lassen . . .”

„Er spricht über unsere bolschewistischen Delegierten” denke ich erfreut, und meine Hände klatschen ganz unbewußt aneinander. Der ganze Saal applaudiert.

„Da ich die Pflichten des Justizministers übernommen habe, ohne eine formale Vollmacht von euch zu

bekommen, lege ich meine Pflichten als Vorsitzender des Arbeiter-Delegierten-Rates nieder."

Der Saal schweigt verlegen, ist über etwas beunruhigt, versteht nicht, was Kerenski eigentlich will.

„Ich bin aber bereit, diese Pflichten wieder auf mich zu nehmen," Kerenski wirft seinen Kopf selbstbewußt zurück „wenn Ihr das für notwendig halten werdet..."

Die Mehrzahl der Anwesenden schaut einander zweifelnd an. „Wer hat ihn gewählt? Wann? Und wird auf diese Weise eine Wiederwahl eines Vorsitzenden des Sowjets vollzogen?..." Doch die Naiven klatschen schon wieder Beifall und schreien:

„Wir bitten! Wir bitten!..."

Kerenski verbeugt sich. Er verneigt sich nach allen Seiten, drückt die Hand an sein Herz und bemüht sich, die freudige Befriedigung hinter seinen gierig zusammengepreßten Lippen zu verbergen. Dann hebt er den einen Arm, den anderen steckt er würdevoll in seine Joppe, und mit den schlauen, grünen Äuglein hin- und herflitzend beginnt er über Demokratie zu predigen, über die Verteidigung der Volksinteressen durch ihn, Kerenski, über seine aufopfernde Treue für die Revolution...

„Warum beteuert er das so krampfhaft?" – schleicht mir ein heimtückischer, böser Gedanke in den Kopf. Doch der Saal dröhnt immer mehr von lärmendem Beifall vertrauensvollen Händeklatschens. In mir aber regt sich ein schweres, beschämendes, listig blinzelndes Gefühl. Ich jage es von mir und kann es dennoch nicht verscheuchen. Kann ein Mensch wirklich so falsch und schlau sein, sogar in der ehrlichsten und selbstverleugnenden Heldentat der Befreiung der Menschheit?... Ich erinnere mich plötzlich an Martyschkino, an den langen quälenden Wintertag vor dem Aufstande, an die feuchten Zeitungen und an den Abschnitt, den ich mit meinem roten Bleistift zerrissen habe, indem ich einige

Worte aus Kerenskis Rede in der Duma unterstrich: „Hütet euch vor jenen, die im Munde stolze Losungen führen, sie aber nie verwirklichen!“

Nein, ein Mensch kann nicht so lügen!

*

Der siedende Menschenwirbel des runden Saales, an dem wir vorbeigehen, reißt mich und meine Soldaten in den Katherinensaal.

„Der neue Minister! Der neue Minister spricht!“ geht ein rasches Flüstern durch die hineinströmenden Massen.

Die dort postierten Soldaten, mit geschultertem Gewehr, können nicht mehr dem hartnäckigen Drängen standhalten. Der Katherinensaal füllt sich, wie auch in früheren Tagen, mit der grauen Soldatenmasse und einzelnen Arbeitergruppen.

Auf dem Tisch steht, sein elastisches Bäuchlein in einen schwarzen Rock gezwängt, Miljukow. Auf seinen roten Wanglein spielt ein glänzendes sieghaftes Lächeln. Selbstbewußt hin und herschaukelnd, schüttet er selbstzufrieden runde, klangvolle Wörtlein um sich, wie ein neuvermählter König goldene Dukaten in die Masse streut. Er läutet einschmeichelnd über „die blutlose Zertrümmerung der ehrlosen, feigen, verräterischen Regierung“, über die Notwendigkeit, diesen Sieg zu festigen und die neue Regierung einmütig zu unterstützen . . .

„Wer hat euch gewählt?“ brüllt heiser ein lockiger Matrose über den ganzen Saal, seine haarige, tätowierte Brust unter der aufgeknöpften Bluse hervorstreckend.

„Wer hat euch gewählt“ fangen wütende Soldatenstimmen auf.

„Ich höre, daß man mich fragt: Wer euch gewählt hat?“ Miljukow sieht sich, etwas düsterer geworden, doch immer noch liebenswürdig um. „Uns hat niemand

gewählt. Hätten wir gewartet, daß das Volk uns wähle, so hätten wir nicht die Macht aus den Händen unseres Feindes reißen können. Die russische Revolution hat uns gewählt!”

Eine Beifallsexplosion.

„Quatsch’ nur dort oben!” schreien Arbeiter aus einer entfernten Ecke.

„Es war eben ein Glück,” Miljukow windet sich freundlich, „es war eben ein Glück, daß in dem Augenblick, in dem man nicht länger warten konnte, sich ein kleines Häuflein von Menschen gefunden hat, das durch die politische Vergangenheit im Volke bekannt war, und gegen die auch nicht ein Schatten von jenen Einwendungen sich erheben konnte, unter deren Schlägen die alte Regierung fiel . . .”

„Hast du am Ende diese Schläge versetzt?” brüllt laut der Matrose, der sich nicht beschwichtigen läßt.

„Ruhe! Ruhe . . .” zischen die neben Miljukow Stehenden.

„Wir werden diese Macht jetzt nicht aus den Händen geben,” beteuert Miljukow, „jetzt, wo sie notwendig ist, um den Sieg des Volkes zu festigen, jetzt, wo diese Macht, wenn wir sie freigeben, nur in die Hände unseres Feindes übergehen könnte.”

„Genug die Zunge gewetzt! Sag lieber: wer sind die Minister?” schreien die Arbeiter.

„Wie er da herumprofessort!” spuckt der Matrose.

„Vor dem Volke kann es keine Geheimnisse geben,” windet sich Miljukow und sucht sein Taschentuch in den Taschen, „dieses Geheimnis wird Rußland in einigen Stunden erfahren und selbstverständlich sind wir nicht deshalb Minister geworden, um die Namen zu verheimlichen . . .”

„Rück heraus damit! Laß das Gewäsch! . . .” drängen laute Stimmen.

„Ich werde sie euch gleich nennen“. Miljukow findet endlich sein Taschentuch und putzt sich laut die Nase. „An die Spitze unseres Ministeriums haben wir einen Menschen gestellt, dessen Name allein jene organisierte russische Gemeinschaft bedeutet . . .“

„Ja, Zensus-Männer!“ brüllen hartnäckig die Arbeiter. „ . . . die so unversöhnlich die alte Regierung verfolgt hat. Fürst Ljwow, der Führer der russischen Semstwo . . .“

„Den Zensus-Mann!“ brüllt der Matrose wild, und die Soldaten schließen sich ihm an.

„ . . . Ihr sagt: „Zensus-Männer!“ Ja, sie bilden die einzige organisierte Gemeinschaft, die auch den anderen Schichten der russischen Allgemeinheit die Möglichkeit geben wird, sich zu organisieren . . .“

„Ihr werdet uns gestatten, uns zu organisieren?! Ach was, wir kennen euch schon! Ist nicht das erste Mal!“ schreien die Arbeiter, doch der Beifallslärm übertönt sie.

„Ich bin glücklich, meine Herrschaften,“ Miljukow richtet sich auf, „daß auch die Gemeinschaft derjenigen, die über keinen Zensus verfügen, einen Vertreter im Ministerium hat. Ich habe gerade die Einwilligung meines Genossen Alexander Fjodorowitsch Kerenski zugesichert bekommen . . .“

Ein toller Wirbel von Beifallsklatschen explodiert im Saal und verschwindet im Echo der Korridore.

„Ach deshalb hat Kerenski sich hier so bemüht . . .“ denke ich, „hier ist alles im Vorhinein besprochen . . .“

„Wir freuen uns unendlich, in die sicheren Hände dieses Mannes,“ schließt Miljukow selbstbewußt, „jenes Ministerium zu geben, das gerechte Rache an den Dienern des alten Regimes nehmen wird, an allen Stürmern und Suchomlinows . . .“

Wiederum Beifallstoben.

„Die feigen Helden jener Tage, die für die Ewigkeit in die Vergangenheit versunken sind,“ spricht Miljukow immer

weiter, „werden sich, nach dem Willen des Schicksals, nicht mehr in der Macht der Tscheglowitow-Justiz befinden, sondern in der Gewalt des Justizministers Kerenski.“

Toller Beifallsdonner.

Der Matrose klirrt mit dem Gewehrkolben auf den Boden, zieht seine Bluse zurecht und streckt schweigend den Hals aus. Er nagt grimmig an den Lippen, ohne den Blick von dem in gute Laune geratenen Professor zu wenden, wie ein treuer Jägerhund, der eine seltene Beute wittert.

„Ihr tretet zu sehr für Kerenski ein, Brüder! . . .“

Doch niemand beachtet die kecken Worte des Matrosen.

„Ein Kronstadter!“ lächeln herablassend die Soldaten.

„Und Sie? Und Sie?“ schreit man aus der Masse zu Miljukow.

Miljukow verneigt sich galant.

„Ich bin beauftragt worden, die Leitung der Außenpolitik in die Hand zu nehmen.“

Ein begeisterter Beifallssturm und ein tönendes Schreien erschüttert die Scheiben der hohen Fenster, Miljukow kneift die Augen zusammen, verneigt sich liebenswürdig nach allen Richtungen und schiebt vorsichtig, mit seinen Professorenfingern, die hinunter gerutschten Manschetten zurück. Er bewegt sich jetzt so müde und schmachkend, als wolle er diesen einfachen, vom Kriege zerquälten Soldatenherzen sagen: „Seht ihr, ich bin euer Diener, euer ergebener Diener.“ Und das Beifallsgetöse wird dadurch noch hartnäckiger und stärker.

„Vielleicht werde ich mich als schwacher Minister erweisen . . . ich aber verspreche, daß solange ich Minister bin, die Geheimnisse des russischen Volkes nicht in die Hände unserer Feinde gelangen werden.“

„Die Geheimnisse der Zarenhorde!“ schreit deutlich ein Arbeiter, doch ein neuer Beifallssturm der Soldaten übertönt ihn.

Miljukow wartet jetzt geduldig, daß die Begeisterung sich lege. Er wartet ruhig und sachlich, fest überzeugt von seinem vollen Siege.

„Jetzt werde ich euch einen Namen nennen,“ beginnt er vorsichtig, „von dem ich weiß, daß er euren Widerspruch entflammen wird. Alexander Iwanowitsch Gutschkow war mein politischer Feind . . .“

„Dein Freund! . . .“ ertönen plötzlich laute Stimmen. „Lüge nicht! . . .“

„ . . . aber meine Herrschaften . . .“

Miljukow ist aber unter den wütenden Aufschreien nicht mehr zu hören.

„ . . . Gutschkow ist ein Mann der Tat,“ ringt sich plötzlich Miljukows Stimme durch, als der Lärm langsam verstummt. „Jetzt, während ich in diesem Saale zu euch spreche, organisiert Gutschkow auf den Straßen Petrograds unseren Sieg. . .“

Spärliches, ganz spärliches Beifallsklatschen. „Es wird dir nicht gelingen, die Soldaten zu betrügen“, denke ich.

Miljukow wendet mit derselben ruhigen galanten Hartnäckigkeit die Spitzen seines buschigen, grauen Schnurrbartes nach allen Seiten hin, und spricht, und spricht, und spricht, spricht in allen Tonarten . . . bald droht er: „Was würde mit uns allen geschehen, wenn nicht Gutschkow . . .“, bald rühmt er die neuen Minister, wie ein Verkäufer einen neuen Posten Ochsen rühmt, die er eben auf den Markt gebracht hat.

„Erzähl’ uns etwas vom Grund und Boden! Wie steht’s damit bei euch?!“ Die unruhig-trotzigen Schreie mehren sich.

„Zum Ackerbauminister haben wir Schingarjow ernannt,“ beruhigt, ohne aus der Ruhe zu kommen, Miljukow.

„Und das Programm? Welch’ ein Programm habt ihr?!“ brüllen alle immer lauter und mutwilliger.

„Ich bedaure sehr,“ drückt sich Miljukow herum und wühlt in seinen Taschen, „daß ich euch als Antwort auf diese Frage nicht einen Zettel vorlegen kann, auf dem das ganze Programm niedergeschrieben wurde. Dieses einzige Exemplar des Programms, das gestern in einer langen, nächtlichen Beratung mit den Vertretern des Sowjets der Arbeiterdelegierten besprochen wurde, befindet sich momentan bei ihnen zur endgültigen Begutachtung. Ich hoffe, daß ihr in einigen Stunden dieses Programm erfahren werdet.“

„Winde dich nicht wie ein Fuchs! Rück' mit dem Programm heraus! Sag, was Ihr besprochen habt!“ tobt der Saal.

„Ich kann Euch selbstverständlich gleich die wichtigsten Punkte mitteilen,“ der entmutigte Professor wird immer röter und röter und sieht sich hilflos um.

„Was ist mit Nikolaschka? Was ist mit dem Zaren? Wo habt ihr die Dynastie versteckt? Wo sind die Romanows?!” erheben sich deutlich und zornig scharfe Zwischenrufe.

„Ihr fragt, was mit der Dynastie ist,“ Miljukow wird immer kleiner und es scheint, als ob auch sein buschiger Schnurrbart in scharfe spitze Ahlen zusammenschrumpfte. „Ich weiß im Vorhinein, daß meine Antwort euch nicht befriedigen wird,“ tänzelt er, „aber ich sage euch: der alte Despot, der Rußland zur vollständigen Zerrüttung gebracht hat, wird freiwillig dem Throne entsagen oder wird zur Abdankung gezwungen werden. Die Macht wird auf den Regenten, den Großfürsten Michail Alexandrowitsch übergehen . . .“

„Was?! Wie?! Wieder Romanows!! Was! Hört nur! . . . Ruhe! . . . Verrat! . . . Gesindel!!“ brodelt und siedet ein tobender Lärm.

„Thronfolger wird Alexej sein!“ schreit Miljukow, seinen Schnurrbart spreizend.

„Nieder!... Schmach!... Heraus mit ihm!... Schufte!!“
donnert der Saal.

Rund um Miljukow entsteht ein Getümmel. Zivilistenmäntel und seidene Halstücher, Offiziersepauletten und Studentenröcke schützen ihn aufopferungsvoll vor der erbitterten Lava der Soldaten, Arbeiter und Matrosen. Er steht mit niedergeschlagener Miene noch immer auf dem Tisch und windet sich noch immer in den schlaun Wendungen seiner Professorenrede. Seine rosa Wangen zucken hilflos. Seine grauen Äuglein blicken erschrocken über den buschigen Katerschnurrbart hinweg, und die steifen runden Manschetten fliegen in die Luft. Selbstverleugnende Hurraschreie flackern auf in dem engen Ringe, der den Redner rettet, doch hören sie sich kläglich und spärlich an, zwischen dem gewaltigen Heulen der allgemein wachsenden Feindseligkeit! Sie sind ebenso kläglich in ihrer Überhöflichkeit, wie ein Büschel leerer Ähren, die einsam in den schweren Wellen eines reifen Feldes stehen. Studenten und Zivilisten, Anhänger Miljukows heben ihn auf ihre Schultern und tragen ihn rasch heraus. Auf seinem Gesicht klebt ein kläglich-saures Lächeln.

„Wiederum einen Zaren?!“

„Warum sagt er kein Wort über den Krieg?!“

„Hol' der Teufel alle Zaren und Zarensprößlinge!!!“
poltert der wütend gewordene Saal, und unruhige Wellen von Gesprächen laufen immer weiter und weiter, schallen im runden Saale, fliegen auf die Straße, wo Fahnen wehen, Orchester spielen und die Sonne leuchtet. Kehren von dort mit dumpfem, verhaltenem Heulen zurück und peitschen mit drohendem Anprall die kleinsten Winkel und Ecken der Schloßkorridore auf, wo die Cutaways der Dumamitglieder flitzen, die Epauletten der Junker glänzen. Meine Soldaten beobachten mit Freude dieses Getümmel, doch wir müssen zurückkehren. Wir

müssen noch irgendwo einen Passierschein für unser Auto bekommen.

Durch den Korridor geht der schwerfällige verschwommene Hauptmann des Generalstabes Jakubowitsch. Er hört aufmerksam einen mageren kleinen Mann mit einem sauberen kleinen Röckchen zu, der neben ihm einhertrippelt, sich vergeblich bemühend, in den Takt des wogenden Hauptmannsbauches zu gelangen.

„General Ruskij hat eben direkt mit Pskow gesprochen. Der Zar erwartet mit Ungeduld Rodzjanko. Er ist schon einverstanden, ein verantwortliches Ministerium zu bewilligen . . .”

Jakubowitsch zuckt ärgerlich die Schultern.

„Ebensind Gutschkow und Schulgin hingefahren. Wollen wir hoffen, daß es ihnen gelingen wird, jene friedliche . . .”

Ach so schaut dieser „Sieg” aus, den Gutschkow jetzt deichselt und den Miljukow jetzt besungen hat!

Ich stehe da, tief in Gedanken versunken.

„Woran denken Sie?” Fähnrich Prigorowski tritt rasch zu mir heran.

„Ich brauche einen Passierschein für unser Auto.”

„Daß es Ihnen nur ja nicht einfällt, in die Kriegskommission zu gehn. Man wird Ihnen dort das Auto wegnehmen. Kommen Sie, ich gebe Ihnen einen Schein. Es sind bei uns hier welche aus den ersten Tagen zurückgeblieben; selbstgefertigte Formulare mit einem Siegel. Die sollen nicht verloren gehen.”

Während Prigorowski mir den Passierschein ausfüllte, kamen wieder ganze Gruppen von Offizieren in das Zimmer Nr. 42.

„Herrlich!” trat Skobejko, die Hände reibend, ein, „Vierhundert Stimmen für und nur neunzehn gegen! Vollständiger Zusammenbruch des bolschewikischen Einflusses. Der Sowjethat sowohl die Provisorische Regierung wie auch ihr Programm bestätigt . . .”

„Das werden wir noch sehen,“ sagt Ssinani jemandem, der hinter ihm im Korridor steht. Er stellt sich in kriegerischer Pose vor die Tür, seine Augen blitzen. „Habt ihr gehört, meine Herren, was Miljukow jetzt gerade gesagt hat? Habt ihr gehört! Monarchie!... Nein, Genossen“, stürzt er plötzlich zu uns, die Tür fest hinter sich zumachend, „der Kampf ist noch lange nicht beendet!...“

„Gehen Sie jetzt zu Ihren Soldaten?“ wendet er sich jetzt zu mir, als er sieht, daß ich den von Prigorowski bekommenen Passierschein in die Mantelmanschette stecke. „Fahren Sie nur hin, aber bleiben Sie in Verbindung mit uns, nur mit uns! Lassen Sie sich in keine Unterredungen mit Ihrer Kriegskommission ein!... Das ist jetzt ein verantwortungsvoller Augenblick...“

Ja, der Augenblick ist sehr verantwortungsvoll. Ich will deshalb auch, so bald wie möglich, einen unserer Bolschewiken sprechen. Die Korridore sind schon wieder mit einer erregten Soldaten- und Arbeitermasse erfüllt, die augenscheinlich nach Beendigung der Sitzung des Sowjets auseinandergehen. Ich gebe mir Mühe, rasch hin zu gelangen, bemerke aber schon in der Tür ein unverständlich aufgeregtes Getümmel. Alle beeilen sich zurück, in den Sitzungssaal, woher ein seltsames, rasendes Heulen ertönt. Ich sehe, wie die Menschen vor Freude wanken, wie betrunken. Alle Augen leuchten wie flüssiges Feuer, bei vielen sind sie von ungewollten Tränen feucht. Sogar Tschcheidze, der magere, hakennasige, schwarze Tschcheidze ist jetzt nicht zu erkennen. Er reißt seinen Habichtsrachen weit auf, spreizt seine stacheligen Augenbrauen, fuchtelt sinnlos mit den Armen und hüpfte, in seinen Pelz fest eingewickelt, in einem wilden, begeisterten Tanz herum.

„Das große Prrroletarriat derrr ganzen Welt!“ rollen die von ihm nie ausgesprochenen Worte.

„Was ist geschehen?...“

„Genosse!... Wissen Sie noch nicht?!... Ein Telegramm!...“ Der erste Soldat, den ich in der Tür begegne, stürzt zu mir und erdrückt mich fast in seiner festen Urarmung und seinem tabakduftenden Soldatenkuß. „In Deutschland ist Revolution! Berlin hat sich erhoben! Wilhelm ist abgesetzt! Ach, Bruder, wir... wir...“

Ich lasse ihn nicht zu Ende sprechen. Meine Knie knicken ein. Ich presse wild seinen Kopf und sauge mich fest in seine ehrlichen Soldatenlippen.

Ein Tumult ohnegleichen! Alle laufen, alle schreien, alle weinen. Und viele, darunter auch ich mit meinen Soldaten, stehen wie auf den Kopf geschlagen da und blinzeln mit den Augen, als wenn jemand plötzlich eine große, breite Tür in den Himmel geöffnet hätte, eine Tür, von deren Existenz niemand eine Ahnung hatte, und durch die wir in einen von Milliarden roten Raketen wundersam glänzenden, unermesslichen Ozean des internationalen proletarischen Aufstandes hineinschwimmen, der mit einer niegesehenen, gewaltigen Symphonie menschlicher Freude triumphiert und tönt... Ob das nicht alles ein Traum ist?! Alle schreien, alle laufen...

Aber es stellte sich heraus, daß man nicht wegen dieser Nachricht schrie und umherlief. In den Korridor drängten sich, lärmend und polternd, immer neue und neue Soldatenmassen.

„... Nein, wozu brauchen wir einen Zaren?! Wozu setzt man einen neuen Zaren ein?“ brüllten die Soldaten. „Her mit Miljukow!... Her mit ihm!... Dieser alte Schuft!!! Wir werden ihm schon zeigen, was das heißt, neue Zaren...“

„Genossen!“ zittert mit mattem Flüstern ein sich nach vorne drängender Journalist, mit zerbeultem, steifen Hut. „Kerenski! Um Gotteswillen rasch, Kerenski! Soldaten stürmen von der Straße unser Schloß...“

Eine Viertelstunde später klärte sich alles auf. Klärte sich kläglich und dummer Weise auf. Und alle schämten sich jetzt wegen ihrer leichtgläubigen, kindlich naiven Begeisterung. Es stellte sich heraus, daß diese Depesche aus Kronstadt kam. In ihr stand etwas über eine Revolution, die ein Land ergriffen hatte, über einen Aufstand in der Hauptstadt und über die Absetzung des Monarchen. Weder das Land, noch die Stadt, noch der Monarch waren genannt. Die Kriegszensur hatte noch dazu den Ort der Aufgabe, Kronstadt ausgestrichen. Irgend jemand sprach seine Vermutung aus, sie käme aus Berlin und alle glaubten es.

Aus Berlin!!!

Man beruhigte die Soldaten. Auf dem Hofe sprach Ssuchanow, im Katherinensaale sprachen Skobeljew und Tschcheidze. Tschcheidze wickelte sich wieder fest in seinen Pelz und überzeugte mit gesprungener, falscher Stimme die grauen Massen, Miljukow habe nur seine persönliche Meinung ausgedrückt . . . es werde keine Zaren mehr geben . . .

Blaue Dämmerung drückte die Stadt. Kläglich klang vor dem Schloß die in den letzten Tagen schon abgeleierte Marseillaise. Wütend schmiß ich die Automobiltür zu, nachdem ich mich zu den Soldaten hineingesetzt hatte, um ins technologische Institut zurückzufahren. Ein bitterer unbezähmbarer Ärger zerriß bis zu dummen, quälenden Tränen das Herz.

Ach, warum ist es nicht Berlin?!

ELFTES KAPITEL

Ich fand Kraßnikow nicht mehr. Er war spurlos verschwunden. Statt seiner saß vor dem Tisch irgend ein Techniker, der von dem Getümmel der endlosen Bittsteller aus

allen Fugen gekommen war. Mit zitternden Händen strich er kraftlos die verschwitzten Haare aus der Stirn und trat mir freudig seinen Platz ab. Und wiederum zog ein endloser Reigen unruhiger Mitteilungen, hartnäckiger Bitten, gequälter Forderungen an mir vorbei. Die Fensterscheiben wurden blau und die elektrischen Lämpchen spritzten grelles Licht. Man brachte wieder Verhaftete. In der Konstantin-Manege nahm man keine mehr auf. Dort war alles überfüllt. Man mußte sie in irgendein Dampfbad schicken. Was ist da zu machen? . . . die Verhafteten wurden also in den Dampfbädern untergebracht. Unter den Bittstellern erschien immer mehr elegantes Publikum, meistens mit der Bitte, ihnen Ordre zur Befreiung von Haussuchungen zu geben. Hartnäckig streckten sie einem ihre Dokumente entgegen und gingen erobert wieder weg. Einige baten um eine Bewilligung, Petrograd verlassen zu können, trotzdem alle Bahnhöfe offen waren, die Züge pünktlich gingen, und jeder fahren und kommen konnte, soviel er wollte und ganz unbehindert. Eine kleine, gelbe Frau in einem grauen Tuch, drückte sich verlegen herum und strich sich ununterbrochen die kleinen Löckchen aus der Stirn. Schließlich zupfte sie mich schüchtern am Ärmel und zog mich in eine Ecke:

„Kommen Sie bitte her, Herr Kommandant, und verzeihen Sie mir, mir dummer Person. Die Leute haben mir so zugeredet, herzukommen. Ich bin schon lange von ihm weg und liebe ihn nicht, diesen verfluchten Kerl. Nun konnte man doch nicht während des alten Regimes ohne das geistliche Gericht . . . Man brauchte Zeugen und so weiter . . . Einfach eine Schande! . . . Vor allem brauchte man Geld . . . Mein Neuer aber, der hat kein Geld, woher auch? . . . Und da quält mich der Alte in einemfort und immer mit Gewalt . . . sonst, sagt er, werde ich zur Polizei gehen . . . Tun Sie mir die Gefälligkeit, scheiden Sie uns!“

Die Frau weint fast, die Studenten lächeln, die Soldaten lachen laut. Ich veranlasse sie, mit ihrem ersten Mann zu mir zu kommen. Er war irgend ein Rechnungsführer, und eine halbe Stunde später verließ uns die Frau mit einem strahlend glücklichen Gesicht. In der Hand drückte sie zitternd meine Verfügung über ihre Scheidung, selbstverständlich mit dem Stempel: „Gesellschaft der gegenseitigen Hilfe der Techniker,“ versehen. Ohne Stempel geht es doch nicht.

Plötzlich bemerkte ich Rutschkin. Er kam, ohne seine Reihenfolge abzuwarten, auf mich zu und führte mich zum Fenster:

„Ich habe Ihre Adresse im Taurischen erfahren, in der Kriegskommission Engelhardts. Ich komme schon zum zweiten Male her, Sie waren nicht zu finden. Man sagte, Sie seien in die Duma gefahren . . . Wie ich mich für Sie freue! . . . Ich habe eine ganz kleine Bitte . . . Ich habe hier einen Bekannten . . . der ist sehr ängstlich. Diese schrecklichen Exzesse, wissen Sie, die können leicht jemanden erschrecken . . . Würden Sie mir eine Liebenswürdigkeit erweisen? . . . Sie ist sicher in den Grenzen Ihrer Befugnisse und Ihrer Pflichten. Verhaften Sie ihn!“

„?!“

„Er ist nämlich Polizeivorsteher unseres Reviers . . .“

„Dann soll er eben in sein Revier gehen . . .“

„Ach, wissen Sie, die Menschen sind jetzt so schreckhaft . . . Verhaften Sie ihn und setzen Sie ihn aus Gefälligkeit irgendwohin, er wird dort als Verhafteter sitzen, bis alles in Ordnung kommt.“

Ich hörte ihm nicht weiter zu. Es hatten sich auch andere Bittsteller mit Wichtigerem eingefunden. Ich hatte nicht einmal Zeit, alles selbst zu unterschreiben. Studentenschrieben mir die kleinen Zettel und ich mußte sie nur zeichnen. Bald darauf begannen erschrockene, verwirrte Menschen zu uns zu laufen. Das bedeutet, daß es Nacht geworden ist.

„Herr Kommandant! . . . Retten Sie uns! Schicken Sie uns Ihre Soldaten: Man plündert bei uns!”

„Genosse-Kommandant! . . . Eben hat man einen Weinladen auf dem Ismajlowski erbrochen . . .”

„Kommandant! Hier um die Ecke schießen Maschinengewehre! . . . Hören Sie? . . . Hören Sie?!”

Ich hörte nichts, stellte immerfort Patrouillen zusammen, und suchte stets meine Oranienbaumer dazu aus. Die eigenen Soldaten sind doch verlässlicher, und wenn sie zurückkommen, melden sie sich unbedingt und erzählen, was los war. Die anderen tun es nicht immer.

Ein elegant angezogener Herr kommt in das Kommandantenzimmer, beobachtet mich lange mit aufmerksamforschendem Blick, zieht seine Handschuhe von der Hand und stellt sich vor: irgendein Ingenieur . . . er nennt einen jüdischen Namen.

„Womit kann ich dienen?”

„Wissen Sie, Herr Kommandant, daß hier in unserem Bezirk ein Pogrom beginnt?”

„Ein Pogrom? . . .”

„Ja, das ist doch gar nicht zu verwundern! Ein Pogrom gegen Juden. Bei den Christen sind doch immer die Juden an allem schuld. Wie können Sie sich vorstellen, daß so eine Revolution ganz ohne Pogrom . . .”

„Ich werde es zu keinem Pogrom kommen lassen. Was für Gründe haben Sie überhaupt, um anzunehmen, daß . . .”

Er konnte nichts sagen. Er berief sich nur auf seine „nationalen unbewußten Vorahnungen,” wie er sich selbst ausdrückte.

„Ich habe hier Telephone, Patrouillen. Gehen Sie ruhig schlafen. Es wird kein Pogrom sein.”

„Gehen Sie schlafen! Sie haben leicht reden . . .” Er drückt unentschlossen seinen Filzhut. „Wo haben Sie vor, sich auszuruhen? Haben Sie eine Wohnung?”

Als er erfährt, daß ich keine Wohnung habe, freut er sich sehr und bietet mir hartnäckig ein Bett, Essen und alle Bequemlichkeit in seiner Wohnung an, die hier ganz in der Nähe liegt. Er nennt die Nummer des Hauses und der Wohnung und bittet so inständig, daß ich verspreche, hinzukommen.

„Wenn Sie zu mir kommen werden, um zu übernachten, dann werden wir wissen, daß es kein Pogrom geben wird.“

Doch es kam in dieser Nacht nicht dazu. Die Augen klebten zusammen, der Kopf fiel kraftlos auf den Tisch, die Papiere umwölkten sich immer wieder mit einem grauen Nebel, doch das Zimmer war immer weiter mit Bittstellern überfüllt. Dann klingelte das Telephon: in der Stadt fährt ein geheimnisvolles schwarzes Automobil herum und beschießt unsere Patrouillen. Es sind schon sogar einige Opfer . . .

Ich beauftragte sofort Ordonnanzen, alle Wachposten auf der Straße davon in Kenntnis zu setzen.

Ein anständig angezogener Herr kommt in einer Hausjacke ohne Hut in mein Zimmer. Er stellt sich als Vertreter des Verwalters des Institutes vor und führt mich geheimnisvoll in einen breiten Keller, wo sich Laboratorien und Magazine befinden. Dort erwarten mich schon zwei Ingenieure und ein alter Mann.

„Sehen Sie, Herr Kommandant, man hat am Tage, als Sie nicht hier waren, eine Partie konfiszierter Weine hergebracht . . .“ sie führen mich in die Ecke, wo in drei Kisten unordentlich zusammengelegte Weinflaschen liegen. „Die hiesigen Soldaten wissen davon. Heute Abend haben sogar schon einige Soldaten, die meisten von ihnen wohnen nicht hier, versucht die Schlösser mit den Bajonetten aufzubrechen. Man muß unbedingt, bevor es noch zu spät ist, diesen Wein loswerden. Es wird schon überall hartnäckig über ihn geflüstert, und es ist zu erwarten,

daß der Keller ausgeplündert wird. Was sollen wir anfangen?"

Auf meinen Vorschlag, den Wein in irgendeinem entlegenen Winkel zu verstecken, wackelten sie mit dem Kopf. Nein, sagten sie, es muß den Soldaten gezeigt werden, daß der Wein von hier herausgeführt wird, man muß ihn in die Duma führen.

„Geben Sie nur die Erlaubnis dazu, wir werden uns schon ein Lastauto und eine Eskorte verschaffen und hoffen, daß Sie uns erlauben werden, einige Flaschen Wein uns zum Andenken mitzunehmen.“

Ich habe keine Ursache, mich über das Essen der Soldaten zu beklagen, die Soldaten haben alle Betten, sogar die Pferde haben Futter . . . Soll ich da wegen einiger unglückseliger Flaschen . . . Ich sage gleichgültig: „Gut, macht hier Ordnung, aber bitte ohne Skandal.“

Der Morgen rückt heran, mit neuen Klagen der Bürger, mit neuen hartnäckigen Reigen von Kaufleuten, die sich vom Schreck wieder erholt haben, und die nun um die Bewilligung bitten, ihre Geschäfte öffnen zu dürfen . . . Der Körper ist zerschlagen, das Gesicht glänzt ekelhaft, im Munde trocknet es, das Gedächtnis ist verwelkt. Ich schaue wie ein Kalb auf den rosa werdenden Himmel und möchte am liebsten an nichts denken.

Immer mehr Bittsteller kommen in das Zimmer. Die Türen klopfen lauter, die erwachten Korridore knattern, das Telephon rattert, ohne aufzuhören. Ich verstehe nichts mehr. Zwei frische, ausgeschlafene Studenten lösen mich ab. In diesem Augenblick kommt ein mir schrecklich bekannter Offizier ins Zimmer. Ich kann mich absolut nicht besinnen, wo ich ihn gesehen habe. Er setzt sich breit auf einen Stuhl vor mir und zündet sich selbstgefällig eine Zigarette an.

„Sie haben mich nicht erwartet?“ fragt er und bläst mir Rauchwolken ins Gesicht.

„Nein, warum denn . . .“ erwidere ich mechanisch.

„Vielleicht zweifeln Sie?“

„Woran zweifel ich? Nein, ich zweifel nicht.“

Er lächelt lustig und auch ich lächele lustig.

„So, und jetzt geben Sie mir mein Auto.“

„Was für ein Auto?“

„Mein Auto. Wollen Sie hier Komödie spielen?!“ Er streckt mir Papiere entgegen. Beide mit der Aufschrift: „Kommission in Sachen der verhafteten Zivilisten und Offiziere höheren Ranges.“ Das eine Papier ist eine Ordre zur Befreiung von Haussuchungen und Verhaftungen, das zweite ein Befehl ihm das Auto zurückzugeben.

Paulucci? Marquis Paulucci, der Hauptmann! . . . den ich unlängst persönlich . . . — Ich springe auf. Er beobachtet mein Erstaunen mit spöttischem Interesse.

Eine hilflose, ungeheure, grimmige Wut tobt in mir, irgendwo ganz in der Tiefe, wahrscheinlich aber so tief, daß sie nicht zum Vorschein kommen kann. Ich sehe mir schweigend die Dokumente an. Die Ordre zur Befreiung ist vom Dumaabgeordneten Karaulow, die Ordre wegen Rückgabe der Maschine ist von Tscherjatschukin unterschrieben.

„Mein Chauffeur ist hier. Wo ist das Auto?“ Der Hauptmann nimmt seine Papiere wieder zurück. „Oder vielleicht wollen Sie nicht? . . .“

Ich bleibe weiter ruhig sitzen, ganz entkräftet . . .

„Dann werde ich Ihr Telephon in Anspruch nehmen, um Engelhardt mitzuteilen . . .“

„Ich werde Ihnen Ihr Auto nicht zurückgeben, und mein Telephon werden Sie nicht in Anspruch nehmen! Sie können verschwinden! . . .“

Pauluccis Augen sind sehr schön, wenn sie blitzen und wenn seine dunklen Wangen unter den grauen Schläfen rot werden.

Die Reigen der endlosen Bittsteller und das Getümmel der laufenden Sorgen gaben mir nicht die Zeit, mich auf diese Angelegenheit zu konzentrieren.

Plötzlich erschien das rosa ausgeschlafene, frischgewaschene lächelnde Gesicht Kraßnikows und hinter seinem Rücken erscholl es deutlich:

„Ich habe die Ehre, mich zu melden!“

Den Säbel sorgsam an die Hosennaht pressend, salutierte mir Fähnrich Ilowajski stramm. In seinem sommersprossigen, kupfernen Gesicht war nichts außer dienstfertigem Gehorsam und vielleicht auch eine leise freundschaftliche Neugierde. Hinter seinem breiten Rücken schaute schüchtern, den roten Knopf seiner Nase herausstreckend, der salutierende Fähnrich Sastjoschkin hervor.

„Dem Befehl der Kriegskommission der neuen Regierung zufolge,“ sagte geschäftig Ilowajski, „wird den Regimentsabteilungen vorgeschrieben, die in den letzten Tagen vernachlässigten Beschäftigungen wieder aufzunehmen. Was befehlen Sie? . . .“

„Ich glaube, Assan Natitsch,“ mischte sich Kraßnikow ein, „daß die Soldaten jetzt alles andere als Beschäftigung im Kopf haben. Man muß abwarten, bis sich alles wieder beruhigen wird. Außerdem haben wir vor, heute hier, im großen Saale, ein allgemeines Soldatenmeeting aller Kompagnien zu veranstalten. Ich habe mit General Filatow vereinbart, daß er sprechen wird. Wir hoffen, daß auch Sie etwas zu sagen haben . . .“

„Ja, ja, das ist selbstverständlich richtiger . . . Was aber die Zeiteinteilung unserer Kompagnien betrifft,“ wende ich mich an Ilowajski, „ist Fähnrich Kraßnikow jetzt der gewählte Kommandant, so daß Sie schon mit ihm alles besprechen müssen . . .“

„Zu Befehl!“

„Gestattet . . . und ihr? Seid ihr gewählt?“

„Zu Befehl!“ Ilowajski und Sastjoschkin klirren mit den Sporen.

„Noch gestern . . .“, lächelt Kraßnikow ihnen freundlich zu.

Ein mir unbekannter, aufgeregter, heiserer Fähnrich kommt ohne Mütze ins Zimmer hineingerannt.

„Gutschkow! . . . Gutschkow ist verhaftet worden! . . . Man muß ihn sofort befreien! . . .“

„Wo? Wann? Wofür?“ stürzen sich auf ihn meine Studenten.

„Auf dem Baltischen Bahnhofe . . . in den Werkstätten der Eisenbahner . . . er hat erklärt, daß Michail Zar werden wird . . . er ist gerade von Pskow zurückgekehrt . . .“

„Hol ihn der Teufel!“ hacke ich grob ab.

Die Studenten schleppen mich zum Telephon. Engelhardt persönlich will mit mir sprechen. Er beginnt außerordentlich höflich:

„Was gibt es Neues in dem Ihnen anvertrauten Bezirke, Leutnant? Wie steht es mit der Disziplin? Sind alle Offiziere zurückgekehrt? Ja, à propos, es ist dort bei Ihnen ein kleines Mißverständnis . . . das Auto des Oberst Paulucci ist ungesetzmäßig . . . Bitte, seien Sie so gut, sofort zu veranlassen, daß man es ihm zurückgibt. Haben Sie mich verstanden? . . . Wird es durchgeführt werden? . . . Das ist gut . . . Alles Schöne.“

„Was wollte er von Ihnen?“ erstirbt Kraßnikow in Ehrfurcht.

„Ach, nichts Besonderes . . .“

Nachdem sie weggegangen sind, rufe ich meinen Chauffeur.

„Sie sind jetzt frei,“ sage ich ihm, „geben Sie das Auto dem Verwalter des Institutes. Man wird es von der Duma abholen . . .“

Als Marquis Paulucci erscheint, sehe ich hartnäckig über ihn hinweg.

„Führen Sie den Bürger auf den Hof“, sage ich den Studenten, „es ist schon langweilig, uns mit seinem Auto, das nichts wert ist, zu befassen.“

„Purischkewitsch wartet auf Sie unten“, meldet mir ein Student.

Tatsächlich, im Vestibül geht irgendein Militärbeamter mit einer Offiziersmütze und einer feldgrauen Jacke mit schmalen silbernen Epauletten auf und ab. Neben ihm ein Regimentsarzt. Das Gesicht des Militärbeamten zuckt nervös.

„Gestatten Sie, mich an Sie zu wenden. Ich bin der Dumaabgeordnete Purischkewitsch . . . die gewaltigen, freudigen Ereignisse dieser Tage . . . ich hoffe, Sie werden nichts dagegen haben, daß Ihre Soldaten hier versammelt werden, damit ich mich an sie mit einer Begrüßungsrede wenden kann.“

In das Vestibül wälzt sich Filatow mit seinem Gefolge hinein. Er salutiert einige Male sehr freundlich, ohne die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

„Nein“, sage ich, „ich kann das nicht gestatten.“
 „Warum denn? . . . Fürchten Sie, daß ich ein Monarchist bin? . . . Erstens, werde ich die Revolution anerkennen, und zweitens: herrscht denn nicht jetzt volle Freiheit? . . .“

„Und wenn noch so viel Freiheit herrschen würde . . . Hier gab es schon Exzesse . . . Die Soldaten befinden sich in einem Zustand, für den ich keine Verantwortung übernehme . . . Ein Oberst ist schon erschlagen worden . . . Ich werde nicht erlauben, daß Sie hier sprechen, Herr Dumaabgeordneter Purischkewitsch.“

„Ich habe aber die entsprechenden Vollmachten von Engelhardt! . . .“

„Und wenn auch . . .“

Ich warte bis er herausgeht und sich in sein Auto setzt.

Im Kommandantenzimmer erscheint einige Augenblicke später, mit geheimnisvoller Miene, der scharwenzelnde Rutschkin.

„Ich habe ihn hergebracht . . .“

Hinter seinem Rücken läuft ein Subjekt mit erschrockenen Augen, in einem Zivilmantel. Seine Wange ist mit einem weißen Tuch verbunden. Als er den Rock aufknöpft, um mit zitternden Händen seine Dokumente auf den Tisch zu legen, sind seine Hosenträger über einem Nachthemd zu sehen und zerrissene, nicht ihm gehörende Hosen, die ungeschickt in elegante Lackstiefel hineingeschoben sind. Dann nimmt er schüchtern den nicht mehr notwendigen Verband vom Gesicht und ein zerdrückter Bart und Schnurrbart wird sichtbar.

„Ins Tarassower Dampfbad!“ kommandiere ich einem der Soldaten.

„Zu Befehl!“ verneigt sich bereitwillig das Subjekt.

Rutschkin erschöpft sich in Liebenswürdigkeiten, doch ich schenke ihm gar keine Aufmerksamkeit. Er verduftet.

Der große Saal ist überfüllt. Ich spreche als erster. Die Gedanken verwirren sich und ich spreche nicht gut. Ich erzähle von dem herrlichen Mut des Oranienbaumer Aufstandes und rufe die Soldaten auf, die Gewehre fest in der Hand zu halten: die Revolution ist noch nicht zu Ende!

Nach mir sprach General Filatow. Er sprach noch verworrener, aber er blinzelte so demütig-verloren mit den Augen, fuchtelte so hilflos-reumütig mit den Armen, schwor so heiß den Soldaten seine väterliche Liebe, daß, als seine großen Worte über das Vaterland, über die Freiheit und über die Revolution versiegten, und er keine anderen mehr fand, und aus seinen Augen einige Tränen fallen ließ — die ganze nach Borscht und Buchweizengrütze riechende Soldatenmasse sich stürmisch zum

Rednerpult wälzte und mit fröhlichem Lärmen und Scherzen den General auf die Schultern hob.

Ich ging hinaus. Ich hatte großen Hunger. Ich dachte nach und stellte fest, daß ich ganz vergessen habe, wann ich zuletzt gegessen hatte. Die Studenten brachten mir bereitwillig eine Perlgraupensuppe und einen Grießbrei. Ich aß alles bis zum letzten Bissen auf. Es dauerte nur lange, da ich immerzu unterbrochen wurde.

Jemand schrie heiser ins Telephon und verlangte den Kommandanten selbst. Ich verstand nur, daß man von Zarskoje Sselo spricht. Man muß unverzüglich den Zug abpassen . . . etwas sehr Wichtiges . . . zaristische Dokumente . . . Feldjäger . . . Schlüssel der Revolution . . .

Was für ein Schlüssel der Revolution? . . . Ich ging zurück ins Kommandantenzimmer. An der Tür stieß ich mit Scheweljew und zwei Soldaten zusammen.

„Ich bin auf Sie nicht mehr böse, Herr Leutnant,“ sagte er mit der glückseligen Stimme eines gerührten Geburtstagskindes, „Sie haben heute sehr gut gesprochen. Ach, Kerenski müßten Sie hören! Der hat gestern Abend gesprochen! Herrlich! . . . Der ganze Sowjet hat ihm zugestimmt. Sie haben heute auch ganz schön gesprochen . . . Und was das alte betrifft, bin ich nicht mehr böse auf Sie . . . Es kann Verschiedenes vorkommen, wenn man aufgeregt ist . . . jetzt müssen wir Ruhe und Ordnung wieder aufrichten. Das ist unsere heilige Pflicht. Alle Offiziere sind jetzt damit einverstanden.“

Ich machte mich von ihm los und rief den bereitwilligen Rschawzew und den vorsichtigen Ssemjonow in den Korridor. Ich erklärte ihnen unter strengster Diskretion, wie der Zug auf dem Zarskojesseljsker Bahnhofe zu erwarten sei und wie die Feldjäger mit ihren ziegelroten Mützen zu verhaften wären. Das Wichtigste wäre, daß die Akten nicht verloren gingen. Es sind nur ganz verlässliche Genossen mitzunehmen.

Unten erwartete mich ein großer, starker Offizier der Automobilabteilung. Er hatte ein energisches, glattrasirtes Gesicht.

„Stabskapitän Matisson“, stellte er sich vor und klirrte mit den Sporen.

„Ich komme von der Kriegskommission, Herr Paljtschinski hat mich gebeten, die Zahl Ihrer Abteilungen und den Stand der Disziplin festzustellen. Alle Offiziere müssen auf ihren früheren Posten sein. Es ist aber von hier aus mitgeteilt worden, daß Sie die Wahl der Offiziere durch Soldaten zugelassen haben . . . und daß sogar ein Teil der Offiziere weggeschickt wurde . . .“

„Gemäß dem Befehl Nr. 1.“

„Er ist aufgehoben . . . dann werden bei Ihnen ungesetzmäßige Verhaftungen vollzogen. Sie ergreifen eigenmächtig Besitz von Automobilen . . . Sagen Sie, Leutnant, wer hat Sie hierher kommandiert? . . . Oder sind Sie vielleicht auch ‚gewählt‘? . . .“ lächelte er schief.

„Ich habe gestern Miljukow gehört“, erwiderte ich. „Als man ihn fragte von wem er gewählt sei, antwortete er sehr gut . . .“

„Das ist Miljukow! . . . Und das sind nur wir . . .“

„Was wünschen Sie hier?“

Er trommelte mit den Fingern auf den Tisch und zuckte herablassend mit den Schultern.

„Jetzt? . . . Nichts . . .“ Er blitzte mit seinen schwarzen Gamaschen auf und verließ schweigend, ohne zu salutieren, das Zimmer.

Der Abend kam.

„Er hat dem Thron entsagt! . . . Er hat dem Thron entsagt! . . . Er hat dem Thron entsagt! . . .“ stürzten die Studenten ins Zimmer und sprangen mit frischen Blättern der „Iswestija“ in den Händen umher. Sofort wurden sie von einer Masse umgeben. Zar Nikolaj predigte in einem Manifest die Notwendigkeit, den Krieg bis zum

siegreichen Ende zu führen und teilte seine Thronentsagung zugunsten seines Bruders Michail mit . . . Die Gesichter wurden immer länger.

„Paßt auf, Genossen!“ rief jemand erfreut, „lest nur weiter! Oben in der Überschrift heißt es: ‚Der Großfürst Michail Alexandrowitsch hat auf seine Rechte auf den Thron verzichtet‘.“

„Huu—rrrah!! . . .“ brüllte das Zimmer auf.

„Die Revolution siegt“, dachte ich, doch ein quälendes Gefühl brannte weiter in meinem Herzen. Dieses gegenrevolutionäre Ungeheuer, das uns einen Schlag versetzen wollte, und von mir verhaftet wurde, ist jetzt freigelassen worden und fährt, mich verhöhrend, im Automobil herum. Und Gutschkows Kerle schicken ihre Kontrolleure her! Ist denn alles, wofür wir hier kämpfen, nichts anderes als schöne Losungen, die niemand durchführt?! Ich dachte an Kerenski. Man müßte ihm über alles schreiben. Doch die Menschen wälzten sich immer weiter in das Zimmer, lärmten und störten. Ich schickte sie alle mit ihrer Zeitung aus dem Zimmer. Sie können im Saal ihr Meeting abhalten. Ich übergab einem Studenten die Arbeit und setzte mich hin, um zu schreiben. Ich teilte die ganze Sache des Marquis Paulucci mit, wies auf seine Beziehung zur Kriegskommission hin und forderte seine Verhaftung. Ssemjonow und Rschawzew führten mit strahlenden Gesichtern den von ihnen verhafteten Leutnant des Feldjägerregiments in das Zimmer. Er hieß Leontjew. Sie übergaben mir auch seinen schweren Lederkoffer. Er lehnte es ab, ihn zu öffnen.

„Dann werden wir ihn aufschneiden.“

„Dort sind aber dringende Befehle Seiner Majestät . . .“

„Seine Majestät ist abgesetzt. Bitte geben Sie die Schlüssel! . . .“

„Das sind aber Staatsgeheimnisse! . . .“

„Darum wollen wir sie eben anschauen . . .“

Der Koffer wurde geöffnet. Drin lagen hundertneunundfünfzig versiegelte Pakete, die an alle möglichen Behörden und einzelne Personen adressiert waren, begonnen mit dem Vorsitzenden des Ministerrates und geendigt mit dem Armeekommandanten, General Chabalow. Ich öffnete das Paket. Ein allerhöchster Befehl, den Aufstand erbarmungslos niederzuknüppeln. Darunter die eigenhändige Unterschrift: „Nikolaj.“

„Oho! Das genügt.“

Diese Dokumente mußten sofort in verlässliche Hände gegeben werden. Ich beauftragte die Studenten, so rasch wie möglich, eine Liste auf den Namen der Kommission in Sachen der Verhafteten zu machen und telephonierte ins Taurische Palais. Nach langen Bitten und Erklärungen mit verschiedensten Instanzen, versprach man, mir sofort ein Auto zu schicken. Den geckenhaften Leutnant durchsuchte man, fand aber nichts. Er sah alle schweigend und düster an. Ssemjonow und Rschawzew beschützen geduldig, mit dem Gewehr in der Hand, den Koffer. Das Auto kam erst in einer Stunde.

Das war ein geschlossener, enger Wagen, Rschawzew setzte sich neben den Chauffeur, Ssemjonow neben mich. Wir mußten die Bajonette von den Gewehren herunternehmen, da sie im Auto keinen Platz hatten. Wir stellten den Koffer hinein, den Leutnant setzte ich mir gegenüber, befahl ihm, seine Hände auf mein Knie zu legen und hielt sie mit meiner linken Hand fest. In der rechten hielt ich den schußbereiten Revolver.

„Beim geringsten Versuch, Ihre Hände zu bewegen, knalle ich los“, sagte ich zu ihm.

Das Auto rastete los. Der Leutnant saß, ohne sich zu rühren und wandte seinen aufmerksamen Blick nicht von mir. Ich fing mit erstarrenden Fingern das leiseste Zittern seiner heißen Hände auf. Hätte er sich nur gerührt, wäre der Revolver automatisch losgegangen.

Eine dunkle, dumpfe Nacht. Warum biegt der Chauffeur in die Fontanka ein? Er erklärt, der Weg sei dort besser.

*

Der Park vor dem Schloß ist düster und leer. Das Schloß sieht mit riesengroßen, unruhig-blendenden Augen auf die schwarzen Schatten der zerstampften und zerbrochenen Sträucher.

Im Zimmer der Kommission in Sachen der Verhafteten saßen einige Zivilisten. Ein Regimentsschreiber mit roten Epauletten und einem Offizierszeichen auf der Brust, schnarchte im Lehnstuhl, den Kopf nach hinten gelegt, die Beine übereinandergeschlagen.

„Bitte, nehmen Sie den Verhafteten und das Paket auf den Namen des Justizministers in Empfang. Und seien Sie so gut, mir eine Bestätigung zu geben.“

„Weswegen ist er verhaftet?“ erhebt sich gleichmütig der kugelrunde Tscherjatschukin.

„Jedenfalls nicht deswegen, um sofort freigelassen zu werden. Der Leutnant ist mit den letzten zaristischen Befehlen abgefangen worden“, sagte ich kurz und streckte meine Hand nach der Bestätigung aus, die inzwischen einer der Mitarbeiter Tscherjatschukins, ein Mann mit breiten Backenknochen und schiefen, schläfrigen Äuglein geschrieben hatte.

„Ich bitte, daß der Koffer hier bei mir gelassen wird“, fährt der Leutnant auf, als er sieht, daß ich den Koffer nicht aus der Hand gebe und weggehen will, nachdem ich die Bestätigung in Empfang genommen habe.

„Keine Spur! Den Koffer werde ich Ihnen nicht hierlassen. Ich weiß, wo ich ihn abzugeben habe.“

Wohin soll ich ihn eigentlich abliefern? Der Gedanke an Molotow und Schljapnikow geht mir durch den Kopf.

Doch es war nach Mitternacht, und ich ging vergebens durch die leeren Zimmer, wo auf den Tischen Menschen schliefen, die sich in ihren Mänteln fest einwickelten und in nervösen Träumen aufzuckten. Im öden und schmutzigen, tagsüber dröhnenden Katharinensaale lagen in allen Ecken und neben den, von Bajonetten durchbeulten Marmorsäulen, Haufen von Soldaten und schnarchten. Ich fand die Bolschewiken nicht. Wem soll ich also diesen Koffer geben? Ich dachte wieder an Kerenski. Er ist Minister. Er hatte selbst gesagt, daß er die Henker des verfluchten Regimes, die in seine Hand geraten sind, nicht herauslassen werde. Hier, in diesem behäbigen Koffer sind authentische Dokumente über die Grausamkeit des allerhöchsten gekrönten Henkers. Er muß sie jetzt, während des großen Volksgerichtes ausnützen. Ich kehre wieder in die Kommission für die Verhafteten zurück. Dort sehe ich Kerenski, der müde und nachdenklich an der Wand lehnt.

„Bitte, Genosse-Minister“, sage ich ein wenig unbeholfen und beginne ihm die ganze Sache zu erklären.

Er hört mir geduldig zu, ohne seine müden, grünlichen Augen von mir zu wenden und sagt schließlich langsam und unentschlossen:

„Sie halten mich für einen anderen. Sie brauchen Kerenski, ich bin Ssuchanow-Gimmer.“

Er zuckt herablassend seine Lippen.

Der Teufel hole es, sind sie einander so verflucht ähnlich oder ist es meine Müdigkeit von den vielen schlaflosen Nächten! Kerenski war auf der Sitzung der Provisorischen Regierung zu finden. Das war noch immer dasselbe Zimmer des rühmlichen Rodzjankischen Provisorischen Komitees. Glattrasierte, schlanke junge Scheitel in eleganten gebügelten Smokings ließen mich nicht hinein. „Das Kabinett hält gerade eine Sitzung ab!“ Das wurde in heiligem Flüsterton gesagt. Ich könne aber

Herrn Kerenski durch sie mitteilen, was ich ihm zu sagen habe, ich kann ganz ruhig sein . . .

„Hier sind wichtige Dokumente, die ich verpflichtet bin, sofort Kerenski persönlich einzuhändigen. Teilen Sie es ihm kategorisch mit.“

Kerenski kommt herausgesprungen und sieht mich mit schläfriger Neugierde an.

„Der abgesetzte Zar ist noch nicht verhaftet. Hier sind seine letzten, erbarmungslos blutigen Befehle, die ich abgefangen habe. Hundertneunundfünfzig Pakete. Der Leutnant, der mit dabei verhaftet wurde und ein ausführlicher Brief von mir auf ihren Namen adressiert habe ich der Kommission für Verhaftete übergeben.“ Ich überreiche ihm den Koffer.

Er nimmt ihn mir rasch ab und schüttelt mir warm die Hand.

„Vielen Dank! . . . Im Namen der großen Revolution vielen Dank! Ich werde als Vertreter der revolutionären Demokratie diese Dienstleistung niemals vergessen! . . .“

Man ruft ihn wieder zurück, er geht ebenso rasch weg, wie er gekommen war und übergibt den Koffer im Vorbeigehen einem der glattgeschniegelten Scheitel.

Als ich das sehe, sage ich:

„Ich würde bitten, mir eine Bestätigung über den Empfang dieser Dokumente zu geben.“

„Aber bitte sehr!“ Der Smoking beugt sich über den Tisch und schreibt rasch nach meinem Diktat eine Bestätigung. Er will selbst unterschreiben, aber ich halte ihn energisch zurück.

„Nein, ich bitte um Kerenskis Unterschrift. Mit diesen Dokumenten kann man keinen Spaß machen.“

Die Smokings sehen einander an und zucken empört mit den Schultern.

„Wir sind doch aber . . .“

„Kerenski persönlich muß unterschreiben. Ich habe die Dokumente ihm übergeben.“

Eine Sekunde später bringen sie mir seine rasch hingeworfene Unterschrift.

Eine unendliche Müdigkeit überwältigt mich. Doch ich erinnere mich daran, daß ich noch nicht die Liste über Dokumente abgegeben habe. Ich trage sie in die Kommission für die Verhafteten und verlange eine Bestätigung von Tscherjatschukin. Der Leutnant Leontjew war nicht mehr da.

— — — — —

Im Zimmer Nr. 42, wo ich im Vorbeigehen hineinschaute, schnarchten auf den Bänken und Sofas wohnungslose Offiziere. Fähnrich Ssinani schrieb irgendetwas.

„Haben Sie schon gehört, was sie machen?! . . . Dobranizkij kam gerade von der Kriegskommission. Er ist einer von unseren Leuten. Vom Großen Hauptquartier haben heute die Generäle Alekssejew und Brussilow überallhin Telegramme geschickt: aus Petrograd kommen Delegationen in unsere Armee, die revolutionäre Propaganda treiben, und die Gendarmen entwaffnen. Deshalb also sollen an allen Knotenpunkten verlässliche Wachposten diese Delegationen auffangen, sie sofort dem Kriegsgericht übergeben . . . und an Ort und Stelle . . .“

„Selbstverständlich . . .“, lächelte ich höhnisch, „Nikolaj hat in seiner Abdankung schon die Losung gegeben: ‚Krieg bis zum Endsieg!‘“

„Ach! Was hat das mit Krieg bis zum Endsieg zu tun?“ fuhr Ssinani wütend auf. „Man darf doch kein weichlicher Pazifist sein . . .“

„Er hat vielleicht recht“, dachte ich unterwegs, „man darf kein weichlicher Pazifist sein. Berlin schweigt. Eine Stahlkette von Mausergewehren und Kruppkanonen ist gegen uns gerichtet. Man darf kein weichlicher Pazifist sein! Ist aber die Entwaffnung der Gendarmen Pazifismus?“

„Irgendwelche Regimenter haben Zarskoje Sselo besetzt! Sie marschieren auf Petrograd! Man hat uns telephonierte. Auf dem Bahnhofe weiß man nicht, was anzufangen! . . .“ stürzten in höchster Errregung Studenten, Soldaten und Offiziere zu mir in das Kommandantenzimmer.

„Leutnant! Leutnant!“ Ein aufgeregter Fähnrich packt mich am Arm. Er hat klare Augen, braunen Flaum über den Lippen und feste Zähne. „Ich gehöre zu unserer Schützenkompanie. Leutnant Worobjow hat mich zu Ihnen geschickt.“

„Wanjscho?! . . . Ist er hier!?“

„Ja, Leutnant. Man muß aber sofort alle marschbereit machen! Wir müssen selbst angreifen! Wir haben doch so viele Maschinengewehre! . . .“

„Und Artillerie?“ nickte ich ihm freudig zu und ein Kampfffeuer floß durch meine Adern. „Ich werde ihnen schon zeigen, was ich für ein Pazifist bin!“ — „Richtig, richtig, Fähnrich. Bringen Sie sofort Worobjow zu mir!“

„Wanjscho! . . . Wo warst Du? . . . Du Hundekerkel!“ Ich umarme ihn fest.

„Später, Ssaschka . . . Gervais, weißt Du, hat damals alle Offiziere zu sich gerufen, und Soldaten haben uns im Klub belagert . . . Ich habe mich mit Mühe durch das Fenster gerettet . . . Davon aber später . . . Jetzt müssen wir den Kampf aufnehmen.“

„Ja! Den Kampf aufnehmen! Laufe so rasch Du nur kannst zum Bahnhof. Der ist hier in nächster Nähe. Informiere Dich, was eigentlich los ist.“

Er rennt weg.

„Macht euch marschbereit!“ kommandiere ich. „Alle Kompagnien sollen gesammelt werden. Alle sollen sich anziehen, die Waffen in Ordnung bringen, die Kommandanten sollen ihre Ordonnanzen schicken. Alles ist in Bereitschaft zu halten und hat das Signal des Abmarsches

zu erwarten. Hier sind einige Wachposten zurückzulassen . . . Fähnrich! Lieber Fähnrich! Sie haben klare Augen und feste Zähne, übrigens, ich wollte nicht das sagen . . . laufen Sie, was Sie können, in die Konstantinow-Artillerieabteilung, die ist hier gegenüber. Der Rangälteste dort soll unverzüglich alle brauchbaren Waffen in Bereitschaft bringen lassen, zum Abmarsch, und er selbst soll sofort mit Ihnen herkommen! . . . Ja, übrigens, wo sind unsere Peterhofer Batterien? . . .”

Scheweljew kommt herein. Er drückt sich neben der Tür herum.

„Was sollen wir jetzt machen, Herr Leutnant? Fähnrich Kraßnikow ist nicht hier . . .”

„Sie werden der Kommandant sein.”

„Man kann übrigens auch Ilowajski holen lassen. Wir kennen seine Adresse. Was soll aber jetzt mit der fünften Abteilung geschehen? Wir haben weder Gewehre noch Maschinengewehre für sie . . .”

„Es werden keine Ausnahmen gemacht! Ihr seid mit uns gekommen und werdet auch mit uns gehen. Wir werden euch schon Gewehre verschaffen.”

Worobjow kommt zurück, langsam, müde lächelnd.

„Falscher Alarm, Ssaschka,” sagt er und wälzt sich auf den Stuhl. „Ich habe eben mit Zarskoje Sselo gesprochen, mit Luga, mit Tossno . . . Überall ist es ruhig . . . Man kann schlafen . . .” Er gähnt und erhebt sich. „Nun leb wohl vorläufig.”

„Alle können schlafen gehen!” schreie ich wütend die Zugführer und Ordonnanzen an, die erregt durch die Tür hereinströmen und Patronen, Verbandsstoffe und anderes für ihre Kompagnie verlangen.

Ein ungeheures Schlafbedürfnis überfällt mich auf einmal. Ich freue mich schrecklich mit dem klaräugigen Fähnrich, der zusammen mit dem Artillerieleutnant hergekommen ist. Ich schicke den Artilleristen wieder

zurück und bitte den Fähnrich, mich zu vertreten. Ich lasse die Adresse des Ingenieurs, der mir seinerzeit seine Wohnung angetragen hatte, zurück, damit ich im Notfalle geholt werden kann.

*

Die Nacht hing dicht, wie ein schwarzer, durchfrorener Filz über der Stadt. Ich konnte kaum die Beine durch diese feuchte, schreckliche Finsternis der öden Straßen schleppen. Hie und da knatterten Schüsse. Die Tür wurde mir geöffnet, als ich meinen Namen sagte. Der liebenswürdige Ingenieur kam mir entgegen, in einem in allen Regenbogenfarben schillernden wattierten Seidenschlafrock und Saffianpantoffeln. Er führte mich in seine Wohnung.

In dem großen komfortablen Speisezimmer, mit einem breiten Majolikakamin, war ein ausgesuchtes kaltes Nachtmahl aus Delikatessen vorbereitet. Als ich mich in dem marmornen Badezimmer wusch, war es lustig, in den geschliffenen Spiegeln mein dickeingeseiftes, seit Tagen unrasiertes Gesicht zu beobachten.

Nach dem Nachtmahl führte er mich zu meinem Schlaflager. Es befand sich in einem Billardzimmer. Den Wänden entlang standen Billardqueues. Auf einem breiten türkischen Sofa war ein Lager für mich vorbereitet. Auf einem niedrigen Tischchen stand eine Nickelteekanne, ein Glas, eine Zuckerdose und eine tiefe Kristallschale mit wundervoll duftendem Zwieback. Der Ingenieur steckte sofort den Kontakt des Teekessels ein.

„Das haben wir für Sie vorbereitet. Hätte ich gewußt, daß Sie heute bestimmt kommen, so hätte ich Ihnen mein Schlafzimmer abgetreten . . . In diesem elektrischen Kessel ist Tee. In zwei Minuten ist er fertig. Vielleicht wünschen Sie aber Kaffee? . . . Entschuldigen Sie bitte, ich lasse Sie sofort schlafen . . . Ich werde nicht erlauben,

daß Sie geweckt werden.“ Er ging hinaus, verneigte sich ehrerbietig.

Eine seltsame, unheimliche Leere war plötzlich in mir. Das Sofa war weich, die schneeweißen Laken kühl und elastisch, der heiße Tee duftete, die Zwieback waren mürbe und süß, doch eine unheilvolle Leere, eine bis tief in die Seele gehende Leere war in allem, was mich hier umgab und wälzte sich zentnerschwer auf mich. Ich zog müde meine Stiefel aus und sah noch einmal das knisternde Bettzeug an. Es ist unangenehm, mit meiner schmutzigen, abgetragenen Wäsche mich hineinzulegen... Ich trank einige Schlucke Tee, stützte den Kopf auf die Hand und begann leise zu dösen, als eine schrille Glocke mich auffahren ließ. Ich hörte die schlürfenden Schritte meines Hausherrn, dumpfe Stimmen auf der Treppe, und dann ein hartnäckiges Flüstern im Vorzimmer.

„Er schläft schon wahrscheinlich.“

„Ich muß ihn unbedingt sprechen. Man verlangt ihn dringend . . .“

Ich komme heraus. Man rief mich dringend vom Taurischen Palais aus zum Telephon. Ich mußte mich anziehen und hingehen. Ein feuchter Wind zerriß die grauen Strähnen der Dämmerung auf dem Himmel.

Der Fähnrich sprang gutgelaunt auf.

„Man verlangt Sie von der Duma . . . Sie persönlich.“

Der Dumaabgeordnete Karaulow sprach. Was sind das für „Aufstände“? Warum ist die Artillerie alarmiert worden? Und überhaupt, was ist das für eine Ordnung? Ungesetzmäßige Verhaftungen . . . bolschewikische provokatorische Flugblätter . . .

„Ich nehme an, Herr Abgeordneter . . .“

„Sie haben nichts anzunehmen . . . Und das soll ein Offizier sein . . . Rotzer!“

Es war klar, daß Karaulow stockbesoffen war. Ich hing das Hörrohr auf.

Der Schlaf war wie weggeblasen. Im Kommandantenzimmer gab es jetzt viel weniger Bittsteller. Die Arbeit ermüdete auch nicht so. Man mußte auch sich um die Umquartierung meiner Abteilungen kümmern und um ihren tatsächlichen Bestand. Die Ernährungskommission hatte sich schon einige Male bei mir telephonisch beklagt, daß die ihnen zugeschickten Ordres für Lebensmittel nicht der tatsächlichen Zahl der Soldaten entspräche.

In der Früh glänzte die Sonne wieder golden, die Treppen füllten sich von Soldaten, die um Tee hin und herliefen. Die Türen wurden laut zugeworfen. Irgendwo in der Ferne sang jemand und das frische Lied tönte durch die Korridore. Als meine Aufmerksamkeit wieder einmal im Getümmel der endlosen Forderungen und Bitten ganz absorbiert wurde, erschien unerwartet vor dem Tisch der Riese, der unlängst hier gewesen war von der Automobilabteilung, der Stabskapitän Matisson. Er streckte mir ein Papier entgegen, flegelte sich auf den Stuhl hin und schlug ein Bein über das andere.

Die Kriegskommission ernannte Stabskapitän Matisson zum Kommandanten des Moskauer Bezirkes und befahl mir, als seinem Vorgänger, „zu meinem früheren Dienst zurückzukehren.“ Unterschrieben von dem Chef der Garnison Engelhardt.

Augenscheinlich verzerrte sich mein Gesicht voller Schmerz, da der helläugige Fähnrich mich voller Teilnahme ansah. Alles verstummte plötzlich. Allen war alles klar.

„Gut,“ erhob ich mich müde, „Sie können nun meinen Platz einnehmen.“ Stabskapitän Matisson setzte sich froh und selbstbewußt auf meinen Platz.

General Filatow erachtete es als seine Pflicht, mich im Vestibül mit irgendwelchen Dummheiten aufzuhalten. Ich dachte an nichts mehr, als ich mechanisch auf die Straße trat. Von den Gesimsen der Dächer tropften

schillernde Eiszapfen. Spatzen schrien unaufhörlich im nackten kurzgeschorenen Gesträuch. Sorglose Soldaten knackten mit fauler Zufriedenheit Sonnenblumenkerne vor den an allen Ecken plakatierten Manifesten über die Thronabdankung Nikolajs und Michail Romanows. Vor dem Eingange eines Geschäftes stand auf einer Leiter ein Handwerker mit einem Hammer und schlug eifrig die vergoldeten zaristischen Wappen ab. Ich dachte an nichts mehr.

Mein Hausherr, der Ingenieur, empfing mich mit süßlicher Gastfreundschaft.

„Nehmen Sie bitte zur Kenntnis: ich bin nicht mehr Kommandant.“

„Das ist mir ganz egal,“ antwortete er ehrerbietig. „Im Gegenteil, der Herr Offizier wird jetzt mehr Zeit haben, und wird unsere Gastfreundschaft mehr in Anspruch nehmen können. Jetzt legen Sie sich aber bitte schlafen, wenn Sie sich ausruhen wollen und nicht zu essen wünschen . . .“

Ich dankte ihm und blieb allein. Ohne mich auszuziehen, warf ich mich auf die gesteppte Seide der Decke und dumpfe Vergessenheit bemächtigte sich meiner sofort.

•

Ein heruntergefallenes Löffelchen klirrte, und ich erwachte. Wo bin ich? Das Mädchen trug leise, auf den Zehen gehend, das Geschirr aus dem Zimmer. In den Fenstern erlosch die Dämmerung. Ich sprang auf und reckte mich erfrischt. Eine Minute später klopfte mein elegant angezogener Hausherr an die Tür.

„Wir haben Sie die ganze Zeit nicht geweckt. Gestatten Sie bitte, daß wir Sie jetzt zu Mittag einladen. Meine Mutter, mein Bruder, meine Frau und ihr Bruder erwarten Sie mit Ungeduld im Speisezimmer.“ Ich dachte an die

gestrige schneeweiße Unberührtheit der Servietten, an das zudringliche Anbieten langsam servierter Speisen, an das sinnlose Geschwätz über Politik und lehnte kategorisch ab. „Es ist besser, sich in fünf Minuten mit irgendeiner Suppe und einem Brei in der erstbesten Soldatenküche voll zu essen, als hier Unsinn neben dem hochmütigen Kamin zu verzapfen.“

„Danke sehr. Ich werde bei alten Bekannten zum Mittagessen erwartet.“ „Rasch ins Taurische Palais“, dachte ich für mich.

Vor dem Taurischen Palais brodelten nicht mehr die triumphierenden Massen wie in vergangenen Tagen. Es war schon dunkel, als ich hinkam. Eine Kolonne irgendeines Regimentes dröhnte im gleichmäßigen Schritt aus dem Schloß in den bleiernen Nebel der Straße hinein. Ein kleines Orchester spielte kreischend einen Marsch. Auf der Seite der düsteren Kolonne trieb ein Offizier, von roten Fünkchen seiner Zigarette beleuchtet, seine Abteilungen an:

„Eins! Zwei! Drei! Vier! . . . Links! . . . Links! . . .“

Neben der Auffahrt glitzerten im Glanze der Schloßfenster Reigen von Automobilen mit ihrem schwarzen Lack.

In den altertümlichen Potjomkinsälen war es nicht mehr so schmutzig wie in vergangenen Tagen.

Nur am Eingang der Korridore klirrten die aus ihren Nestern herausgeschlagenen Kacheln. „Das Leben“, dachte ich, „kommt allmählich in sein gewohntes, ruhiges Geleise. Das von revolutionären Stiefeln beschmutzte Parkett ist jetzt irgendwie sauber gemacht und zweifellos wird es sehr bald gescheuert werden, gebohnert und wird wieder glänzen, wie beim alten Regime. Die lackierten Autos der zaristischen Würdenträger stehen auch nicht müßig herum. Sie erwarten geduldig ihre neuen Herren, die neugebackenen Minister, vor der Einfahrt. Diese Minister tragen weder graue Backenbärte noch goldgestickte

Uniformen, noch weiße Hosen mit breiten goldenen Streifen. Ihre herrschaftlichen Füße sind in feste, englische Stiefel geschnürt und ihre elegant rasierten Gesichter stützen steife Kragen aus Paris. Was hat sich eigentlich dadurch geändert?! Wenn die zaristischen Wappen von den Schildern emsig heruntergeschlagen werden, so sind nicht weniger emsige Menschen bereit, sie ebenso emsig wieder anzubringen. Dazu existieren die Kutjepows, die Marquis Paulucci und die Miljukows, Engelhardts und Matissons sind gerne bereit, ihnen dabei zu helfen. Wie ärgerlich ist es nur, daß ich jetzt so sinnlos unter die Tatzen dieser Ereignisse geschmissen wurde, wie jene einsame, von der Revolution herausgeschlagene Kachel, die dort in der Ecke liegt. Bin ich denn aber einsam? Habe ich denn nicht jene lieben Feldgenossen, mit denen ich gemeinsam im Kampfe als Maschinengewehrlawine in das erbarmungslose, zaristische Petrograd eingedrungen bin? Habe ich denn nicht treue Parteigenossen, die einem lieber und teurer sind als eigene Brüder?“

Ich ging zu jenem Tischchen mit Parteiliteratur, vor dem sich Arbeitergruppen drängten. Als ich unter ihnen Schljapnikow bemerkte, ging ich auf ihn zu.

„Wie steht Ihre Sache, Genosse-Offizier?“ fragt er liebenswürdig scherzend.

„Nicht sehr erfreulich,“ antwortete ich im selben Ton. „Engelhardt hat mich schon als nicht hoffähig für die neue Regierung erklärt. Denken Sie doch nur, ich habe es gewagt, seine Freunde, Gegenrevolutionäre, zu verhaften.“

Die Arbeiter, die mich mit vorsichtiger Aufmerksamkeit beobachten, mischen sich sofort teilnahmsvoll in unser Gespräch.

„Siehst du, Alexander, wir haben es dir doch gesagt! Unser Parteikomitee ist heute feige geflohen. Wie konnte man auch so etwas schreiben: Sich der Macht der

Provisorischen Regierung nicht zu widersetzen, insofern ihre Handlungsweise den Interessen des Proletariats entspricht? Gutschkow und Konowalow sollen also uns entsprechen, nicht wahr? . . .”

„Und wo ist vor allem der Achtstundentag? Man hat uns Dummköpfen etwas weis machen wollen . . . und jetzt bleibt alles beim Alten”!

„Ja!” setzte ein dritter energisch hinzu, „die frühere Resolution des Zentralkomitees war viel richtiger. Die Provisorische Regierung, die aus der Duma hervorging, ist ausgesprochen gegenrevolutionär und steht mit den Monarchisten in Verbindung. Deshalb also: gar keine Beziehungen zu ihr. Unsere Aufgabe ist es, eine neue Provisorische revolutionäre Regierung aus den Vertretern der Demokratie zu schaffen.”

„Komisch seid ihr!” zuckte Schljapnikow zusammen, der mit verhaltener, gespannter Unruhe die ganze Zeit zuhörte. Es war ihm anzusehen, wie die Erregung der Arbeiter ihn quälte. „Komisch seid ihr Genossen! Sagt mir aber um Gotteswillen: wer leugnet denn das alles! . . . Wer hat das je geleugnet? Was könnte man aber jetzt anderes, konkretes vorschlagen? Sie stürzen?!”

Ein blonder Arbeiter zuckte spöttisch mit den Schultern.

„Wer kann sie stürzen und auf welche Weise, wenn unsere ganze Demokratie sie in allem unterstützt! Versteht du das Wort: unterstützt?” regte sich Schljapnikow auf. „Warum sollte man auch den Bogen überspannen? Worin liegt jetzt die hauptsächlichste Gefahr? In der Aufrichtung der Monarchie?! Und nun, ob es gut oder schlecht ist, die Duma, die die Provisorische Regierung geschaffen hat, hilft uns, objektiv gesehen, die zaristischen Kräfte zu vernichten . . . Selbstverständlich müssen wir auf der Hut sein und unsere ganzen Arbeitermassen bei der ersten Gefahr erheben, doch die Grundaufgabe ist:

Vernichtung der Monarchie, und das ist nicht so einfach . . .”

Schljanikow hat eine dünne Hahnenstimme, spricht aber aufrichtig und warm.

„Was machen Sie hier, Genosse? Kommen Sie mit mir!“ ertönt eine freundliche, selbstbewußte Stimme neben mir.

Ich blicke auf, ein schnurrbärtiges, rosawangiges Gesicht eines stattlichen Fähnrichs lächelt mich an. Das ist doch Kowrygin! Dieselben lachenden, mutigen Augen, dieselben kecken frischen Bewegungen. Nur das rote Band um die Pelzmütze fehlt.

„Wohin?“ frage ich.

„Wir haben doch eine organisatorische Versammlung. Waren Sie denn nicht im Zimmer Nr. 42?“

*

Im Zimmer Nr. 42 strahlt die Deckenbeleuchtung in mattem Licht. Die riesengroßen Fenster sehen ohne Vorhänge düster und schwarz aus. Die Wandspiegel sind trüb geworden. Das Zimmer ist ein wenig in Ordnung gebracht. Offiziere sitzen einzeln und in Gruppen herum. Neben dem Eingang sitzt Leutnant Skobejko vor einem kleinen Tischchen mit einem grauen Fähnrich, sie registrieren die Hereinkommenden und geben ihnen „Bescheinigungen“ aus. Auch mir gab man so eine Bestätigung, daß ich „Mitglied des Verbandes der Offiziersdelegierten“ bin. Was ist das für ein „Verband der Delegierten“ und noch dazu der „Offiziersdelegierten?!”

Ich setze mich neben Kowrygin und spreche mit ihm. Eine aufgeregte Unterhaltung, die vorne geführt wird, tönt bis zu uns herüber. Dort gestikuliert Ssinani. Seine Augen blitzen, und Filippowski poltert etwas laut und nickt im Takt dazu mit dem Kopf. Mstislawski schaut sich nach allen Seiten um, Ljubarski spielt mit dem Georgenkreuz an seiner Brust.

„Kennen Sie den Beschluß unserer Konferenz?“ sagt mir Kowrygin.

„Welcher Konferenz?“

„Nun, unserer, der Konferenz der Sozialrevolutionäre.“

„Nein, ich kenne ihn nicht.“

„Vor allem: vollste Unterstützung der Provisorischen Regierung, insofern sie ihr politisches Programm erfüllen wird und Kampf gegen alle Versuche ihre Arbeit zu untergraben. Zweitens: vollständige Billigung des Eintritts Kerenskis in die Regierung. Drittens: Rascheste Organisierung des ganzen werktätigen Volkes um unsere Partei. Vorbereitung der konstituierenden Versammlung, Propaganda der Republik usw. . . . Das Interessanteste, gleichzeitig aber auch das Ärgerlichste ist,“ in den grauen schönen Augen Kowrygins zuckt es schmerzlich, „das Ärgerlichste ist, daß die Konferenz jene Proklamation verurteilt hat, die zusammen mit den linken Sozialdemokraten unser Alexandrowitsch erscheinen ließ. Sie wurde scharf verurteilt: für das Hineintragen gegenseitigen Mißtrauens und Zwistigkeiten in die Volksmasse . . .“

Ich lächle spöttisch:

„Diese Proklamation hat doch das Exekutivkomitee schon längst konfisziert! . . .“

„Befriedigt Sie denn das?“ fährt Kowrygin auf und schaut mir durchdringend in die Augen.

„Was habe ich damit zu tun?“

„Wieso! Sie sind doch Mitglied der Partei und . . .“

„Ich bin kein Sozialrevolutionär.“

„Sie sind nicht Sozialrevolutionär?“ Kowrygin schließt den Mund und schaut mich mit weit geöffneten Augen an.

„Warum schien es mir, als ob Sie Sozialrevolutionär seien? Haben Sie es mir damals nicht angedeutet?“

„Nein, das konnte ich nicht,“ lächle ich. „Ich habe Sie nur gefragt, ob Sie Bolschewik sind!“

„Ach so ist es . . .“ sagt Kowrygin langsam. Es ist, als erlösche er und auf seinem Gesicht erscheint eine verlegene Nachdenklichkeit.

Der blasse, große Leutnant Petrow, mit dem emaillierten Offiziersgeorgenkreuz, tritt bescheiden in das Zimmer und setzt sich isoliert in eine Ecke. Er legt sein längliches Gesicht mit den eingefallenen Wangen und den hervorstehenden Backenknochen auf den goldenen Schaft seines Ehrensäbels und schaut starr und nachdenklich mit seinen bescheidenen schmalen Augen in die Ferne. Auf seiner blonden Schläfe ist eine Narbe. In der Art, wie er sich setzt, wie er in die Ferne sieht, fühlt man sofort, daß in diesem Menschen nicht der leiseste Schatten einer Pose, einer Eitelkeit oder eines Strebertums ist. So ein Mensch hat also das Arsenal den Gendarmen für die Arbeiter entrissen! . . .

Als fast von jedem Stuhl Offiziersepauletten glänzen, eröffnet Filippowski die Versammlung und wird als Vorsitzender gewählt. Einer nach dem anderen sprechen die Redner. Knatternde Reden erschallen über die großen Verdienste der revolutionären Offiziere um das Volk. „Ach, wenn wir nicht gewesen wären! . . .“ und ähnliches . . . Auf Kowrygins Gesicht ist unmöglich zu sehen, woran er jetzt denkt. Seine langen Wimpern sind gesenkt und er spielt mechanisch mit der Lederquaste seines Säbels. Ich sitze versunken da, höre die Worte, dringe aber in sie nicht ein, doch der Ton der Reden beginnt mich zu berauschen. Tatsächlich, wieviel Kränkungen, wieviel bittere Schläge erlitt die Eigenliebe in diesen wahnsinnigen, schlaflosen Nächten! Der Redner, der jetzt spricht, hat recht. Jeder der Offiziere, der auf die Straße gegangen ist, wußte genau, was ihn erwartet: Sieg über die Monarchie, oder — Tod. Ein Offizier ist weder Soldat noch Arbeiter, die man gegebenenfalls züchtigen oder verschicken kann. Ein Offizier ist den

Statuten nach — Verteidiger des Thrones. Für einen Offizier gibt es nur eine Abrechnung. Wir taten alles, um zu siegen — und haben gesiegt. Ist aber der Kampf schon zu Ende? Die Monarchie ist gestürzt. Sind aber ihre Wurzeln nicht sehr zäh? Wer anders, als wir Offiziere, müssen auf der Hut sein? Das vor Aufmerksamkeit gespannte Zimmer erdröhnt von Beifallsklatschen.

Dann spricht Mstislawski. Es ist keine Rede. Es ist ein Kirchengesang.

Dann erhebt sich Filippowski. Seine Stimme hat Risse, seine Gedanken sind noch nicht ganz klar, doch sicher und fest ist sein Wunsch. Einfach und ruhig spricht er ihn aus:

„Sozialismus . . .“ Ein scharfes Klatschen zerschneidet das Schweigen der aufhorchenden Epauletten. Auch ich klatsche Beifall, sehe mich im Zimmer um und bemerke, daß viele Offiziere hier sitzen, die zwar nicht die sozialistische Begeisterung teilen, dennoch aber mit teilnahmsvoller Aufmerksamkeit zuhören.

„Ja, Sozialismus,“ fährt Filippowski fort, „jener Sozialismus, für den, mit dem Siege der Revolution, sich eine weite Perspektive eröffnet, zur freien Mitarbeit der Volksmassen! . . . Jenen Sozialismus, der auf dem alten Banner der kämpferischen, erprobten Partei der Sozialrevolutionäre steht! . . .“

Kowrygin und viele andere sparen bei diesen Worten nicht die Kraft ihrer jungen Hände.

Nach dem Feuerwerk der Reden beginnt Ssinani einen Bericht über die Organisation.

„Wir Offiziere, die an den Februartagen aktiv teilgenommen haben, und alle anderen, die sich uns anschließen wollen, müssen uns jetzt organisieren, da die feindlichen Kräfte noch nicht niedergedrungen sind und versuchen werden, uns einzeln aufzufressen.“

„Richtig!“ ertönt es.

„Und deshalb,“ fährt Ssinani fort, „müssen wir einen sozialistischen Bund der Offiziere organisieren und ausschließlich mit dem Exekutivkomitee des Sowjets in Kontakt bleiben . . .“

Begeistertes Händeklatschen.

„Gestatten Sie!“ ein Offizier erhebt sich und zieht sein Gesicht in bedenkliche Falten. „Das bedeutet also, daß wir gegen die Provisorische Regierung sind, das verstehe ich nicht . . .“

„Warum gegen die Regierung?“ Ssinani senkt bescheiden die Augen.

„Insofern sie im Einverständnis mit dem Sowjet gebildet ist, werden wir sie unterstützen . . .“

„Ach so . . .“, der Offizier setzt sich beruhigt hin, im Zimmer entsteht für einige Sekunden tiefes Schweigen. Jeder denkt auf seine Weise über dieses „Ach so“ nach.

„Die wichtigsten Aufgaben sind also für uns“, fährt Ssinani fort, „der Schutz der Freiheit gegen alle Anschläge, von welcher Seite sie auch kommen mögen, und die Organisierung der Armee auf demokratischer Basis. Unsere allernächsten Maßnahmen sind: Schaffung einer Volksgarde aus revolutionären Regimentern Petrograds, Verlagsarbeit und Schaffung eines Versöhnungsausschusses von Offizieren und Soldaten. Unsere Grundlosung aber ist, wie es auch Genosse Filippowski schon sagte: Sozialismus!“

Die Reihe der vergoldeten Epauletten erglänzten im klingenden Zittern des Beifallsklatschen, das sich bemühte, das gleichgültige Schweigen der anderen zu erstickten.

„Sozialismus!“ denke ich. Blühende Gärten mit Palästen voller fröhlicher Maschinen, eine einmütige Gemeinschaft gleichmäßig glücklicher Menschen. Ist es aber notwendig, für diese helle Zukunft jetzt die Engelhardts und Miljukows zu unterstützen?! Sogar Rutschkin kennt doch

jene anglo-französischen Bankschlüssel, womit die neugebackenen Verteidiger der errungenen Freiheit aufgezo-gen werden! Was hat das mit Sozialismus zu tun? Und wie können jetzt Offiziere über Sozialismus sprechen? Ich erinnerte mich daran, wie Kraßnikow von dem Oberst erzählt hat, der über die „mächtige Revolution“ gerührt war und vorschlug, eine Dankdepesche an das gekrönte Ungeheuer zu schicken, dessen blutige Befehle abzufangen mir gelungen war.

Ich stand auf und bat ums Wort. Ich sprach nervös und heißblütig. Ich sagte, Sozialismus sei das große Endziel der sozialistischen Partei. Es sei aber unsinnig, eine neue Offizierspartei der Sozialisten zu schaffen. Die sozialistischen Offiziere kämpfen für den Sozialismus in den Reihen ihrer Parteien. Ein außerparteilicher Bund „Sozialistischer Offiziere“ ist eine Chimäre. Der revolutionäre Teil der Offiziere muß sich so rasch als möglich organisieren und zwar für die nächstliegenden taktischen Aufgaben, die vor der russischen Revolution, in der jetzigen Stufe ihrer Entwicklung stehen. Das heißt für die tatsächliche Errichtung einer demokratischen Republik und ihres Schutzes.

„Gestatten Sie!“ springt der frühere Offizier wieder auf. „Über die zukünftige Regierungsform darf man bis zur konstituierenden Versammlung nicht sprechen.“

„Doch,“ schreie ich. „Man muß darüber sprechen, muß, weil wir Offiziere, aktive Teilnehmer der Revolution, uns nur nach dem Sowjet der Arbeiter- und Soldatendelegierten orientieren.“

„Dann...“, der Offizier setzt kaltblütig seine Mütze auf, „dann haben wir hier nichts mehr zu suchen“. Er hebt stolz seinen Kopf in die Höhe und geht, mit den Sporen hochmütig klirrend, zur Tür.

Ich setze mich, und ein Beifallssturm macht mich hoffnungsfreudig. Dann sprechen Filippowski und Ssinani gegen mich. Eine Reihe von Offizieren, darunter auch

Kowrygin widersprechen ihnen. Die Frage wird zur Abstimmung gestellt und die Mehrzahl stimmt für den „Bund republikanischer Offiziere der Volksarmee“. Mein Vorschlag hat gesiegt. Als nachher das Präsidium des Bundes gewählt wird, komme auch ich, gleichzeitig mit Filippowski, Mstislawski, Skobejko, Ssinani, Petrow, Latschinskij und Gjekow hinein. Alle Gesichter strahlen von kriegesischer Entschlossenheit und revolutionärem Einverständnis.

Nachdem wir beschlossen hatten, daß das Präsidium schon morgen hier zusammen zu kommen hat, um die Arbeit untereinander austeilen zu können, überfluten wir, als lärmende, glänzende Masse den Korridor. Beim Ausgange salutieren uns die Junkerwachposten stramm und vergehen vor berauschendem Glück, der, wenn auch provisorischen, aber dennoch „gesetzmäßigen“ Regierung dienen zu können.

Die Halle des Schlosses ist in dieser späten Stunde düster und öd. Eine Kompanie schmutziger, zeretzter Soldaten, mit Rucksäcken auf den Schultern, fleht einen unerbittlichen Fähnrich an, sie in das Schloß zum Übernachten einzulassen.

„Wir kommen doch von der Front! Du mußt es doch verstehen, Genosse! Drei Tage sind wir gefahren, ohne zu schlafen. Überall sind wir aufgehalten worden: Wohin? Warum? Weshalb? ... Wie hätten wir aber auch dort unten bleiben können? Den Zaren, sagt man, hat man gestürzt ... das ist sehr richtig! Wie steht es aber mit dem Frieden? Wie ist es mit dem Grund und Boden? ... Ist es möglich, daß alles beim Alten bleibt? ... Wir sind also von unseren Kampfgenossen hierher geschickt worden, damit wir bei den Petrograder Delegierten alles erfahren ... Wohinsollen wir nun? Euer Hochwohlgeboren? Laß uns herein, um Christi Willen! ... Wir würden auch am Boden gerne schlafen ...“

Im Eßzimmer des Ingenieurs, in dem das weiße Tisch-tuch glänzte und die glitzernden Teller leuchteten und das schwere Seidenportieren der Fenster vor der schrecklichen Straße versteckten, erwartete mich Fähnrich Kraßnikow. Er wurde sehr liebenswürdig von meinem Hausherrn empfangen, aufgefordert zu übernachten und ging jetzt mit den schmutzigen Stiefeln knarrend über das Parkett und schwatzte, in sich selbst verliebt, über die Freiheitsliebe der Offiziere.

Als man ihm ein Bett hinter dem Billardtisch aufgestellt hatte, blieben wir allein, er atmete erlöst auf und zog die enge Litewka aus.

„Jetzt werden wir ruhig schlafen, Assan Natitsch. Der Zarismus ist vollständig besiegt. Ich glaube, es ist die glückliche Zeit gekommen, in der es weder Bolschewiken noch Menschewiken geben wird, sondern eine einzige sozial-demokratische Arbeiterpartei. Warum sollten wir denn jetzt miteinander kämpfen? . . . Sagen Sie mir nur eines aufrichtig.“ Er senkte seine Stimme und wischte seine von Schweiß feuchten Füße mit den Strümpfen ab. „Warum seid Ihr nicht mit der Duma einig geworden? Jetzt, wo eine neue revolutionäre Regierung gebildet wurde und die Demokratie gesiegt hat . . .“

„Gesiegt?! . . .“ sage ich spöttisch und decke mich fest zu. Ich erinnere mich an die schmutzigen, zerfetzten Soldaten in der Halle des Taurischen Palais, die so hartnäckig um ein Lager für die Nacht baten.

ZWÖLFTES KAPITEL

Im zweiundvierzigsten Zimmer des Taurischen Palais ist ein wundervolles cremefarbenes Seidensofa. Ich habe keine Zeit mehr, in die Wohnung des Ingenieurs zum Schlafen zu gehen und schlafe auf diesem weichen Sofa.

Der zusammengerollte Mantel ersetzt vollständig ein Kissen und ein goldenfarbenedes Plaid, das mir Leutnant Sachs geborgt hat, dient zum Zudecken. Wenn ich mich heimlich hier zur Nacht einrichte, mache ich fest die Türe zu, auf der an der Außenseite eine kecke Aufschrift angebracht ist: „Bund der republikanischen Offiziere“. Während einer unserer Versammlungen teilten wir unsere Arbeit ein; Filippowski wurde Vorsitzender und unser Vertreter im Exekutivkomitee des Sowjets, Skobejko und Mstislawski Vertreter des Vorsitzenden, wobei Mstislawski die Organisierung der Wochenzeitung „Volksarmee“ übernahm. Ssinani wurde zum Sekretär gewählt. Wir stellten auch unsere Parteizugehörigkeit fest. Mstislawski und Filippowski waren Sozialrevolutionäre. Ssinani, Latschinskij und Ljubarski Sozialdemokraten, Menschewiken. Skobejko und Petrow parteilose Sozialisten. Gjekow neigte sein Köpfchen auf die Seite und versprach, sich in einigen Tagen zu erklären. Ich teilte mit, daß ich mit der Organisation vorläufig noch nicht in Verbindung getreten sei, früher aber Bolschewik gewesen war.

„Bolschewik?“ sahen alle einander aufhorchend an und schwiegen.

„Das hätte ich nicht gedacht,“ sagte Ssinani spitz. „Sie haben so heftig das radikale republikanische Programm, unseren Vorschlag über sozialistische Orientierung verteidigt . . .“

„Ich ziehe die wichtige nächstliegende Arbeit nebelhaften Worten vor . . .“

„Zankt euch nicht,“ beschwichtigte Filippowski, „die Zukunft wird noch jeden von uns seinen Standpunkt klarer bestimmen lassen.“

Ich sah ihn erstaunt an. „Was für eine Zukunft? Worauf spielt er an? . . .“

Unser „Bund der republikanischen Offiziere“ kommandierte mich als Delegierten des Exekutivkomitees des Sowjets in die Kriegskommission. Der in Akten ertrinkende Paljtschinski begrüßte mich mit liebenswürdig-ruhigem Lächeln.

„Ah . . . ein alter Bekannter . . . Vertreter der Demokratie! . . . Nun, helfen Sie uns arbeiten.“

Er saß noch immer selbstbewußt in demselben Zimmerchen, mit den niedrigen, viereckigen Fenstern, zusammen mit dem geschäftigen Ingenieur Parschin, der bei jeder Kleinigkeit gereizt zischte und wie ein Igel seine Borsten spreizte. Gutschkow war nicht mehr im nebenanliegenden Zimmer, er war ins Ministerium übersiedelt. Statt seiner saß dort ein neu ernannter Vorsitzender der Kommission, ein großer Mann mit fleischigem Gesicht, das einer überreifen Melone ähnelte. Er lief ununterbrochen irgendwo hin, mit neuen Projekten für Kriegsbefehle, die er jeden Tag entwarf und jeden Tag wieder änderte, die niemandem notwendig waren und zu nichts taugten. Und jeden Tag füllte sich sein Empfangszimmer immer mehr mit summenden und surrenden, glattgeschniegelten und gebügelten Offizieren. Sie füllten seine Kanzlei, setzten sich selbstsicher und fest um die Kanzleitsche, druckten Blanke, stellten Schreibmaschinen und Tintenfüßer auf die Tische, richteten zahllose Abteilungen und Unterabteilungen ein. Der Leiter dieser eigenmächtigen Kanzleihorde, der langnasige, hagere Generalstabsobersst Giljbich, der grünlich-braun war wie eine unreife Pflaume, ließ diesen ganzen Stab vom Minister Gutschkow bestätigen, und die Kriegskommission begann sich ebenso sicher und eifrig zu drehen und zu dröhnen, wie ihre elektrischen Ventilatoren. Tatsächlich verrichteten aber die ganze Arbeit Paljtschinski und Parschin. Und General Potapow grub sich noch geschäftiger in die niemand notwendigen und von niemandem bestätigten Befehlsprojekte ein.

Wenn er verschwand, entstand Ruhe in seinen Kanzleien, die Offiziere drehten gelangweilt ihre Schnurrbärtchen, bearbeiteten mit der Nagelfeile ihre Finger, setzten sich nachlässig auf die Tische, mit den Sporen weich klirrend, und klatschten über die neuen Ernennungen in der Armee.

„Aber, denken Sie doch nur! General Gurko! General Gurko selbst! . . . Er ist geflogen! . . .“

„Ach was, Gurko! Man sagt, daß die Linken Nikolaj Nikolajewitsch und General Alexejew untergraben wollen . . . Ist es möglich, daß man sie absetzen wird? . . .“

„Das stammt alles von Kerenski . . .“

„Keine Spur, das ist nicht Kerenski . . . das ist das Exekutivkomitee dieser Arbeiter- und Soldatenhunde . . . Gestern ist sogar General Kornilow zu ihnen gekommen.“

„Man sagt, daß der Zar ihn, nach Rodzjankos Bericht, zur Niederwerfung der Revolution ernannt hat . . .“

„Glaubt ihr, meine Herren“, der Offizier sieht sich vorsichtig um, „glaubt ihr, daß es ohne Niederwerfung gehen wird? . . .“

Solche Menschen arbeiten also hier? Solches Gesindel! Ohne einen Augenblick zu verlieren, stelle ich Paljtschinski die Forderung, die Kommission zu „säubern“.

„Weswegen?“ Paljtschinski sah mich ruhig an.

Nach dieser Äußerung verstummten alle Offiziere feindselig, wenn ich durch die Kanzleien ging, und ein kraftloser Haß spielte in ihren Augen.

„Rrrre—pu—blikanerr! . . .“ zischte es hinter mir.

In den seltenen Stunden, in denen General Potapow in seinem Büro thronte, füllte sich seine Kanzlei mit einer ehrwürdigen Reihe von Generälen, die nach seinem Empfang lechzten. Sie drückten sich geduldig herum, bewegten schweigend ihre Schnurrbärte und tasteten einander mißtrauisch mit scharfen Greisenäuglein ab. In diesen Stunden scharwenzelten die Kanzleioffiziere voller

Diensteifer um sie und klirrten, leise auf die Zehen auftretend, mit ihren Sporen.

„Sie wollen nach dem Südwesten, Exzellenz? . . . Ach, wie würde ich mich für Sie freuen, Exzellenz! . . . Ich selber träume schon längst davon, Exzellenz . . . Ich kenne die ganze Gegend dort, Exzellenz . . . Wenn Sie geruhen würden, mir nur einen Tropfen Hoffnung . . . Ihr Adjutant zu werden, Exzellenz . . . Ich würde trotz meiner hiesigen Verbindungen mit Vergnügen alles hier im Stich lassen, um in größter Ergebenheit, bei Ihnen, Exzellenz . . . Dieses schreckliche rebellierende Petrograd, Exzellenz . . . Ich werde sofort Sie beim General Potapow melden, Exzellenz! . . .”

Kaum war der General von Potapow empfangen worden, entwarf das Offizierlein sofort, unter den neidischen, stechenden Augen seiner Dienstgenossen, einen Rapport über seine Kommandierung zum General Soundso und stand ehrerbietig stramm, den Rapport hinter seinem Rücken versteckend, als der General das Empfangszimmer verließ.

„Gestatten Sie, Ihnen zu gratulieren, Exzellenz? . . . Sie sind kein Frontkommandant, sondern nur Korpskommandant, Exzellenz? . . . Oh, wie ärgerlich, wie ärgerlich! . . . Wie der kriegerische Heldenmut doch schlecht gewertet wird . . .” Und den in der Faust vorbereiteten Rapport heftig zerdrückend, überließ er den ganz verlegen gewordenen General der übrigen kleinlichen Offiziersherde.

Doch größtenteils endigte das Gespräch folgendermaßen:

„Ah, Armeekommandant, Exzellenz? . . . Nicht nach der Südwest-, nach der Nordfront? . . . Das ist sogar besser, Exzellenz. Diese Gegend und den ganzen Stab dort kenne ich sehr gut, Exzellenz . . . Wie freue ich mich über Ihren Erfolg, Exzellenz! . . . Wie bin ich glücklich, daß mein bescheidenes Wort an General Potapow . . . Gestatten

Sie, daß ich die Hoffnung nicht aufgebe ... wenn die Sache aktuell wird ... Exzellenz werden es nicht ablehnen ...” und der schlaue Kerl schiebt dem ganz in Verwirrung gekommenen General den vorbereiteten Rapport zu. Vorsichtig trocknet er die Unterschrift, klirrt ehrerbietig mit den Sporen, streckt sich stramm in die Höhe und verläßt hinter dem General das Zimmer, ohne seine Dienstgenossen auch nur mit einem verabschiedenden Gruß seines abgeleckten Scheitels zu beglücken.

Aus diesem Grunde war der Bestand der Kanzleien der Kriegskommission jeden Tag ein anderer.

Eines Tages sprach mich ein geckenhafter Offizier an, mit einem rötlichen Schnurrbärtchen und einem Scheitel, der bis zum Nacken hinunter ging.

„Kornett Pokrowski,” sagte er, sich verneigend. „Auch ich bin zu General Potapow kommandiert ... Ich habe gehört ... Man hat mir gesagt ... daß Sie von den republikanischen Offizieren ...”

„Ja”, sagte ich erwartungsvoll.

„Ach, wie ich mich freue!” zupfte er mich am Arm. „Ach, wie bin ich glücklich, unter unseren ruhmvollen Offizieren einem wirklichen Revolutionär zu begegnen! Sie werden es gar nicht glauben,” flüsterte er und führte mich in eine Ecke, „ich bin doch selbst ein heimlicher Jakobiner ... Ich habe sogar eine wissenschaftliche Untersuchung geschriebenn ... „Die Freischützen der Champagne vom sozialen Standpunkte aus’.”

Eine halbe Stunde später hatte er mich schon vergessen und scharwenzelte vor einem General:

„Ach, Exzellenz ... Sie werden nicht glauben, Exzellenz! ...”

Wer ernennt hier? Wen ernennt man? ... Doch Paljtschinski blieb stumm auf alle Fragen.

„Selbstverständlich ernennt Gutschkow. Potapow gibt nur der Sache die Form.”

„Aber wieso? . . . Kommandoposten, ohne vorherige Beratung über Generalkandidaturen mit dem Exekutivkomitee? . . .”

„Hat das Exekutivkomitee Sie bevollmächtigt, diese Beratungen zu verlangen? . . . Und mit wem soll beraten werden? . . . Nehmen Sie sich nicht zu viel heraus, Herr Leutnant?! . . .”

Seine Stieraugen sahen mich mit teuflischer Ruhe und Sicherheit an. Ich fühle ganz deutlich: es genügt nur, zu wollen, und sofort entsteht ein Skandal und ich werde momentan abgesetzt, wie ich im Technologischen Institut abgesetzt wurde . . . Es wäre jetzt unvorteilhaft, einen Kampf aufzunehmen! . . . Als Antwort auf mein dummes Schweigen lächelt Paljtschinski herablassend.

„Wenn Sie so eifrig sind, so sehen Sie lieber das Material nach, das wir von den Engländern über Murmansk erhalten haben. Und untersuchen Sie die letzten Befehle und Verfügungen. Regen Sie sich auch in Zukunft nicht so auf! Die Entente, lieber Freund, das ist die Wurzel von allem . . .”

Alle diese „sehr geheimen” Akten sagten mir politisch nichts und die Befehle waren gewöhnlicher Kanzleiunsinn. Die ernstesten, politischen Schritte der Kriegskommission geschahen irgendwo, hinter den Kulissen, und ich erfuhr von ihnen nur aus den Zeitungen.

Nur einmal fing ich eine Zirkulardepesche ab, die an die Front geschickt wurde und die den ersten Befehl des Sowjets widerrief.

„Was machen Sie? Darf man denn das?! . . . Ohne mir davon mitzuteilen? . . .”

„Das kommt unvermittelt von Gutschkow”, knirschte mit gemachter Müdigkeit Paljtschinski. „Ich habe mich, wissen Sie, selber darüber gewundert . . . Potapow sagt aber, daß die Sache schon direkt mit dem Exekutivkomitee, heute, in der Nacht, in einer Sitzung bei Minister

Gutschkow . . . in seiner Wohnung bestätigt wurde . . . Sowohl Skobeljew wie auch Stjeklow . . .”

Ich rase in das zweiundvierzigste Zimmer. Auf dem Sofa, von einer ergebenen Masse von Fähnrichen umgeben, die in unseren Bund neu eingetreten waren, thront Ljubarski, die Hände nachlässig in die Taschen gesteckt und träumt laut über die Reform des Hofwesens.

„Oder zum Beispiel . . . die Hofstallungen . . . Dort gibt es wundervolle . . . Ja, meine Herren, ganz herrliche echte arabische Rassepferde und ich nehme an . . . Ssinani! schreit er plötzlich. „Ich bestehe darauf, daß wir Offiziere, die am 27. Februar aktiv teilnahmen, das Recht haben zu verlangen, daß die Provisorische Regierung jedem von uns für unsere revolutionären Verdienste gestattet, sich ein Rassepferd aus den zaristischen Stallungen zu wählen . . . Was denken Sie darüber, Leutnant?“ stürzt er zu mir, als ich an ihm vorbei rase.

„Ja, ein Pferd!“ fängt sogleich wichtigtuerisch Grjekow ein. „Das verstehe ich. Das wäre ein Handicap . . . Wer aber, zum Teufel, schleppt diese niemand notwendigen zentnerschweren Polizeipanzer her?!“ Empört schleift er schwere, riesengroße Metallpanzer in die Ecke.

Filippowski und Ssinani sitzen in einem neuen, eben für sie geöffneten kleinen Zimmerchen und bewundern durchs Fenster, wie ein Orchester in der Sonne mit seinen Messingtrompeten blitzt, und wie eine Kolonne eines Kosakenregimentes ein rotes Plakat hält, auf dem weiße Buchstaben glänzen:

„Krieg bis zum Endsieg.“

„Wir halten also schon beim Endsieg?“ bleibe ich an der Tür stehen.

„Selbstverständlich!“ fährt Ssinani auf. „Welcher Ansicht sind Sie denn? Soll man die Front den Deutschen öffnen? Soll man Wilhelm den zaristischen Thron aufrichten lassen?“

„Ach, ich spreche nicht darüber . . .“ sage ich verlegen.

„Ich spreche aber darüber. Am Ende stellt sich heraus, daß Sie von uns aus in der Kriegskommission arbeiten, geheime Dokumente in die Hände bekommen, selber aber weiterhin defaitistischer Bolschewik bleiben?!”

„Unsinn! Selbstverständlich bin ich gegen Wilhelm und ich . . . bin gerade hergekommen, um Sie zu fragen . . . Die Kriegskommission hat ein himmelschreiendes Telegramm über die Aufhebung des Befehles Nr. 1 vorbereitet und behauptet, es sei mit der Zustimmung des Exekutivkomitees geschehen.”

„Sie irren sich“, Filippowski runzelt seine Stirn. „Das ist keine Aufhebung des Befehles, sondern eine Erläuterung, daß dieser Befehl nicht für die Front gültig ist, sondern nur für den Petrograder Bezirk. Das ist alles. Das Exekutivkomitee hat gestern dazu Stellung genommen, nachdem eine spezielle Delegation von General Russki bei ihm vorgesprochen und ihm erklärt hat, daß er für die Front nicht die Verantwortung übernimmt, wenn . . . Die Verteidigung des Landes und der Schutz der Revolution fordert Opfer von Ihnen, lieber Genosse . . .“

„Oh, das ist herrlich! Das wird herrlich sein!“ begeistert sich Grjekow im Nebenzimmer und schreit: „Wassilj Nikolaitsch! Wann werden wir, hol's der Teufel, diese arabischen Rassepferde anfordern?! . . .“

„Bitte lesen Sie! Endlich ist Klarheit geschaffen worden!“ Leutnant Petrow steckt mir im Korridor eine neue Nummer der „Iswestij Sowjeta“ (Sowjet Nachrichten) zu. „Sehen Sie sich mal den heutigen Aufruf der Provisorischen Regierung an die Bürger und an die Armee an. Klar und deutlich: ‚Um den Krieg zum siegreichen Ende zu führen, wird die Regierung die Bündnisse mit den anderen Staaten aufrecht erhalten und die geschlossenen Vereinbarungen erfüllen‘ . . . Es war schon höchste Zeit, das zu erklären!”

„Aber Petrow, das bedeutet doch wieder: die Dardanellen und die Eroberung Galiziens und Armeniens?! Ist das Blut unseres Volkes so billig, daß . . .“

„Wie können Sie so demagogisch sein? Ich dachte immer, Sie seien viel vernünftiger . . . Können Sie denn ernstlich an irgendeinem Sozialismus bei uns jetzt denken?!“

„An Sozialismus? . . .“

„Selbstverständlich können Sie das nicht. Ist es aber so, dann müssen Sie eben begreifen, daß wir eine feste einige Front des ganzen Landes brauchen, an deren Spitze unsere Bourgeoisie steht, wodurch also unser Hausherr die Entente ist.“

„Die Entente als Hausherr? . . .“

„Entweder siegen wir und zwar vollständig, oder man wird uns zerschlagen, und wir werden dann eine klägliche Kolonie für die deutsche Industrie werden. Einen dritten Ausweg gibt es nicht. Und wir Offiziere,“ er faßte seinen Säbel, „müssen das uns fest einpauken, Herr Leutnant. Einen dritten Ausweg gibt es nicht.“

„Ich glaube, daß es genau so unangenehm ist, eine deutsche Kolonie zu werden, wie eine englische.“

„Das wird man nicht zulassen!“ fährt er zornig auf.

„Wer wird das nicht zulassen?“

„Die Verbündeten selber . . .“

Die Sitzung im Exekutivkomitee hatte noch nicht begonnen, und ich fand ohne Mühe den auf dem Fensterbrett gelangweilt dasitzenden rotwangigen Saluzkij. Ich teilte ihm meine Bedenken mit.

„Ja, die Kriegskommission muß man scharf beobachten“, gab er mir recht. „Alle diese Generäle bereiten zweifellos etwas vor.“

„Krieg bis zum Endsieg?“

„Ach Unsinn! Gerade hat Skobeljew erzählt, daß Gutschkow ihm heute aufrichtig erklärt habe: auf den Sieg unserer Armee kann man absolut nicht mehr rechnen.“

Weder Lebensmittel, noch Transportmöglichkeit, noch Waffen und Munition . . . Die ganze Aufgabe unseres Stabes ist — verschleppen . . . verschleppen, um dann . . . Nicht umsonst spricht man jetzt kein Wort über den Frieden! . . . Sprich mal mit unserem Sadowski, er versteht auch die Sache . . .”

Ein nicht mehr junger Pionier, mit einer kleinen Glatze, kam langsam auf uns zu und sah mich mit seinen aufmerksamen Augen durch die Brille an.

„Die Kriegskommission? . . .” Er hörte träge zu. „Dort sitzen lauter Saboteure!” Er spuckte plötzlich wütend aus und zwirbelte seinen Schnurrbart keck in die Höhe.

„Jedenfalls halten Sie die Verbindung mit uns aufrecht, lieber Genosse. Nikolaj ist faktisch noch nicht verhaftet. Er hat gerade heute „geruht“, nach Zarskoje Selo zu kommen . . . und Kornilow gibt schon Befehle über das Salutieren heraus . . . Michail hat auch nur deshalb dem Thron entsagt, weil Rodzjanko es ablehnte, ihm sonst für sein Leben zu garantieren. Es ist für jene dort momentan das Wichtigste, uns jetzt zu beruhigen und uns so rasch als möglich in die Hände zu bekommen. Die Gewehre gehören aber vorläufig noch uns! . . . Halten Sie also die Verbindung mit uns aufs intensivste aufrecht, lieber Genosse.”

Wir verstummen, weil Gwosdjow, schwarz, mit breiten Backenknochen und etwas gekrümmter Haltung auf uns zukommt. Er ist der gewesene Vorsitzende der berühmten „Arbeitergruppe“, die aus Dummheit von Protopopow am Vortage der Revolution verhaftet wurde.

„Worüber redet ihr da?”

„Ja, hören Sie nur zu!” lächelt Saluzkij höhnisch. „Sogar dieser Offizier hier beklagt sich über eure Ordnung in der Kriegskommission. Dort soll ein Stab sitzen . . . als seien sie mit Absicht zusammengesucht worden! Wir sitzen hier und ahnen nichts, und eines schönen Tages —

wird kein Exekutivkomitee mehr existieren. Wir haben doch gar keinen Schutz . . .”

„Das ist ganz unwahrscheinlich! Wie ist denn das möglich?“ wendet sich Gwosdjow an mich. „Hier in den Mauern der Duma! . . .”

„Ich garantiere für nichts!“ sage ich.

Man umringt uns.

„Ach, das ist doch jener Genosse-Offizier, der, wie mir scheint, ein Panzerauto einmal kommandierte!“ sagte freundlich der bärtige Stjeklow mit seiner Baßstimme. „Könnte man nicht dieses Panzerauto für unseren Schutz in den Hof stellen? . . .”

Ich erkläre, daß es nicht ganz möglich sein werde, doch alle unterstützen diesen Vorschlag und Gwosdjow streckt mir energisch einen entsprechenden Befehl auf den Namen der Kriegskommission zu.

„Wozu brauchen Sie ein Panzerauto? Was sind das für Dummheiten!“ gähnt Paljtschinski müde, als ich wieder zu ihm komme. „Sagen Sie ihnen, daß es unmöglich ist, ein Panzerauto hier im Hof zu halten.”

Ich gehe zu Gwosdjow zurück. Die Sitzung des Exekutivkomitees ist in vollem Gange. Er hört kaum meiner Mitteilung über das Ablehnen des Panzerautos zu.

„Schon gut!“ winkt er gleichgültig mit der Hand.

Im Saale hält mich unerwartet Fähnrich Kraßnikow auf: „Ich komme speziell zu Ihnen, Assan Natitsch. Wo stecken Sie eigentlich? Filatow hat die Frage über unsere Rückkehr nach Oranienbaum aufgeworfen. Das erste Schützenregiment hat einstimmig abgelehnt, irgendwo an die Ohta zu gehen, unsere Kompagnien aber marschieren zurück.”

„Nun, also?“ „Die Kompagnie hat Sie gewählt und Sie erscheinen nicht!”

„Ich bin jetzt hier . . .”

„Sie müssen sich abkommandieren lassen!”

Gegen Abend fahre ich nach Oranienbaum, mit einem Befehl der Kriegskommission an General Filatow über meine Abkommandierung. Ein feuchter, düsterer Abend. Der Zug ist mit einer schmutzigen Soldatenmasse vollgestopft. Ein unfreundliches, graues Oranienbaum. Spärliche feuchte Gärten. Öde, zerschlagene Kasernen. Kecke Matrosen mit Blusen und bloßer Brust, die nach Kronstadt eilen. In der Kanzlei der Schule ehrerbietiger Schreck, als ich mein Papier vorzeige. Hauptmann Loktjew ist nicht unter den Adjutanten. Er ist spurlos verschwunden. Statt ihm — Leutnant Mett. Er verspricht, alles durch einen Befehl durchzuführen und sofort alle notwendigen Akten ins Taurische Palais zu schicken.

Es dämmerte schon, als ich nach Martyschkino kam. Feuchter, schmutziger Schnee an den Seiten der Straßen. Die traurige dunkle Fichte vor den Fenstern meiner Wohnung. Wie lange ich schon hier nicht gewesen bin! Es kommt mir vor, als seien schon fünf Jahre vergangen und und nicht anderthalb Wochen. Ich klopfte an das öde Fensterchen des Vorzimmers. Eine unheilsvolle Leere. In der Kommandantur ist ein Licht zu sehen. Fenjkin trinkt Tee beim Feldwebel. Beide sind ganz starr, als sie mich sehen.

In meinem Zimmer ist es ungemütlich und feucht. Fenjkin hat dieselbe kleine blakende Lampe angezündet, und in der Ecke glänzen, ebenso wie früher, die staubigen Heiligenbilder der Hausfrau.

„Nun, Nikita, wie geht es dir? Hast du dich nach mir gesehnt?“

„Zu Befehl, Euer Hochwohlgeboren! Zuerst habe ich mich gesehnt . . . dann habe ich mich daran gewöhnt . . . Man kann doch auch nicht anders,“ lächelt er vielsagend, „ich verstehe doch alles: Revolution!“

„Ich fahre morgen früh für ständig nach Petrograd, Nikita. Ich werde jetzt dort wohnen. Wir müssen uns also für immer trennen.“

„Sie müssen besser wissen, Euer Hochwohlgeboren, was gut ist. Selbstverständlich ist es für Sie passender . . . in den Schlössern . . .“

Die kleine Lampe streckt keck ihre rote Zunge heraus.

„Wohin gehst du jetzt? An die Front?“

„Ich möchte gern Urlaub bekommen, Euer Hochwohlgeboren. Möchte gerne nach Hause, wenigstens für einen Monat . . ., wenn Euer Hochwohlgeboren wollten,“ sagte er mit weinerlicher Stimme. „Seine Hochwohlgeboren, der Leutnant Kasakow, hat seinen Burschen fortgelassen und statt seiner einen anderen genommen.“

„Leutnant Kasakow? . . . Ach ja! . . . Wie geht es ihm jetzt? . . .“

„Nicht gut, Euer Hochwohlgeboren“ wackelte Nikita mit dem Kopf. „Er säuft wie ein Faß . . . Neulich erst hat er die Hosen ausgezogen und ist so durch die Straßen gelaufen. Da wir jetzt,“ sagte er, „Revolution haben, so bin auch ich ein Sansculotte, oder so ähnlich, ich weiß nicht, wie er das sagte . . .“

*

Kaum war ich in das zweiundvierzigste Zimmer gekommen und hatte den von mir mitgenommenen Koffer und das in eine Decke eingewickelte Kissen untergebracht, als Leutnant Grjekow, wie ein geschäftig besorgter kleiner Hahn, zu mir hineinkam.

„Ich renne, ich renne, ich renne!“ wirbelte er in meinem Zimmer herum und zog seinen Riemen fest um den Mantel. „Ich fahre wieder auf den Nikolajewski-Bahnhof als Kommandant! . . . Hören Sie mal,“ sagte er, „Soldaten aus dem Exekutivkomitee haben Sie dringend gesucht. Ssadowski, glaube ich, war es und noch jemand . . .“

„Ssadowski? . . .“

Auf dem Hofe vor dem Taurischen Palais ist es ruhig. Der düstere, graue Himmel schaut ruhig auf die Reihen

der eilenden Menschen und die anrollenden und weg-fahrenden Autos.

Ins Zimmer stürmt Ssinani hinein. Seine eingesunkenen jungen Augen glänzen, die Augenbrauen sind gerunzelt.

„Genossen! Schließt die Tür . . . Wir besetzen alle Bahnhöfe mit unserem Militär . . . Wenn es notwendig sein wird, werden wir die Regierung verhaften! . . . Sie führt nämlich Nikolaj heimlich nach England. Den gestürzten Zaren nach England! . . . Versteht Ihr, was das bedeutet?! Das Exekutivkomitee des Sowjets hat dringend beschlossen: Nikolaj Romanow unverzüglich, was es auch koste, zu verhaften und ihn in die Peter-Paul-Festung zu bringen.“

Tobende Gedanken wirbeln in meinem Kopf, und ich rase ins Exekutivkomitee,

„Nun endlich!“ Saluzkij packt mich unterm Arm und führt mich rasch zum Fenster, um die Sitzung nicht zu stören. „Wir werden Sie gleich nach Zarskoje Sselo schicken. Sie müssen dort, zusammen mit Mstislawski, Nikolaj Romanow verhaften . . . oder, Sie verstehen es selbst . . . Miljukowschafft ihn heimlich über die Grenze. Das alles wird mit Kerenski zusammen gedrechselt. Er hat gestern, in Moskau, sich selbst verraten . . .“

„Ruhe! Ruhe!“ zischen die anderen.

„Genossen,“ wendet sich Saluzkij laut zur Versammlung, „hier ist der Offizier, Genosse Rodionow, über den wir mit euch schon gesprochen haben. Man muß ihn unverzüglich mit Vollmachten versehen. Die Zeit steht nicht still!“

„Ja, ja, ja,“ sagten einige leise. Die Stühle wurden lärmend zurückgeschoben und man sah mich mit aufmerksamer Neugierde an.

„Suchen Sie Mstislawski!“ sagte Skobeljew. „Er war vor kurzem hier.“

„Genossen! Was ist also mit der Frage, die ich gerade angeschnitten habe? Wird sie so geschluckt werden?!“ fuchtelt mit den Händen ein vor Erregung rot gewordener Herr, mit einem spärlichen Haarbüschel auf dem Kopf, einem grauen Rock und einer fleckigen Weste. „Es soll also dabei bleiben, daß dieses schädliche, niemandem notwendige Komitee, an dessen Spitze dieser Ochse Rodzjanko steht, jeden Tag die unerhörtesten Aufrufe und Verordnungen herausgibt, die gegen uns gerichtet sind?! Nach welchem juristischen Gesetz existiert überhaupt dieses . . .“

„Krassikow übertreibt!“ unterbricht Bogdanow ihn gewichtig und streicht wütend über seine volle, rasierte Wange.

„Wir schließen uns Krassikows Meinung an!“ schreit Molotow stotternd und schließt für einen Augenblick die Augen.

„Auch ich! Auch ich! Auch wir!“ ertönt es von allen Seiten.

„Wer ist entgegengesetzter Meinung?!“ sagte Gwosdjow. „Es hat keinen Sinn, eine ganze Geschichte daraus zu machen. Überlassen wir die Sache Tschcheidze, da er doch bis jetzt Mitglied des Dumakomitees war. Er wird dort unseren Protest mitteilen.“

„Wer ist dagegen?“ fragt Skobeljew. „Angenommen.“

„Was ist also mit dem Offizier, meine Herren?“ Saluzkij erscheint wieder, als die Mitglieder des Exekutivkomitees sich erheben. Er geht zu einem kleinen Ecktischchen vor dem Fenster, wo eine Batterie von Blechkrügen mit süßem Tee steht und mit Butter bestrichenen Schwarzbrot liegt.

„Nachdem wir den Beschluß gefaßt haben, trotz des möglichen Bruches mit der Provisorischen Regierung, Nikolaj Romanow zu verhaften . . .“

„Warum regen Sie sich auf?“ ruft man Saluzkij zu und viele sehen mich müde und ärgerlich, manche aber mit

teilnahmsvoller Neugierde an. „Genosse Rodionow soll fahren.“

„Selbstverständlich! Selbstverständlich!“ polterte Stjeklow. „Es ist keine Zeit zu verlieren, Rodionow und Mstislawski sollen sofort hinfahren. Bitte, Kusjma Antonowitsch, bereiten Sie ihnen die Mandate vor! . . . Und versehen Sie sie mit außergewöhnlichen Vollmachten . . .“

„Vergessen Sie auch nicht, Panzerautos mitzunehmen!“ wendet ersich besorgt zu mir. „Unbedingt Panzerautos! . . .“

„Werden Sie eine Rotte des Ssemjonow-Regimentes mitnehmen?“ fragt Gwosdjow schon hinter dem Vorhang, einem Studenten irgendeinen Text diktierend. „Mstislawski sagt uns, daß Ihr es tun werdet. Sie stehen doch auf dem Zarskojeseloer Bahnhofe . . .“

„Nein, Kusjma Antonitsch,“ erwiderte ich ehrerbietig aber bestimmt, „zu so einer Sache werde ich nur mit meinen absolut zuverlässigen Soldaten fahren, für die ich die Verantwortung tragen kann. Nur sie und keine anderen nehme ich mit.“

Zehn Minuten später ging ich schon mit einem von Tschcheidze und Gwosdjow unterschriebenen Mandat, in dem es bestimmt wurde, eine Kompanie von 250 bewaffneten Soldaten aus dem Kommando der Offizierschützenschule mir zur Verfügung zu stellen, hinaus. Der Zweck meiner Vollmacht war im Text mit Absicht mit Schweigen übergangen worden.

„Paß auf, daß du keine Dummheiten machst!“ stieß mich Saluzkij gutgelaunt in die Seite.

Ich zwinkerte ihm überzeugt zu.

Mstislawski fand ich im zweiundvierzigsten Zimmer. Er zuckte nervös mit der Schulter und schien den sich vor ihm krümmenden Fähnrich Ljubarski von etwas hartnäckig überzeugen zu wollen.

„. . . dabei ist meine bewaffnete Abteilung aus Ihrem Regiment!“ hörte ich den Schluß des Satzes.

„Ich kann nicht, Sergej Dmitrijewitsch, ich habe hier sehr Wichtiges zu tun“, wieherte Ljubarski und strich sich die Hosenfalten zurecht.

„Ich fahre mit Ihnen nach Zarskoje Selo,“ sagte ich zu Mstislawski und steckte ihm sein Mandat entgegen. „Jetzt müssen wir uns nur rasch ein Auto verschaffen.“

„Ssadowski hat mir schon ein Auto gegeben“, wandte sich Mstislawski zu mir und sah mich, wie es mir schien, erfreut an. „Das ist ausgezeichnet, fahren wir!“

Er drehte sichforsch seinen Schnurrbart, zuckte nervös mit den Schultern und ging, mit seiner etwas gebückten Haltung, in den Korridor, mit den Sporen laut klirrend und sich im Gehen seine feldgraue Pelzjacke zuknöpfend.

Wir fuhren zuerst für einen Augenblick in meine Wohnung und rasten dann zur Michailow-Manege, um Panzerautos zu holen.

Dieselbe schwarze Halle, derselbe trübe Benzindunst, der aus dem riesengroßen feuchten Gebäude herauskroch, das durch Bogenlampen erleuchtet war und wo düstere Reihen von dicken, eisernen Panzertieren unheimlich glänzten. Derselbe rothaarige Leutnant Filonenko, mit dem ehrerbietigen Fuchslächeln lief rasch mit seinen schlaun Äuglein über den Befehl des Exekutivkomitees, den ihm Mstislawski gab und in dem es hieß, daß uns Panzerautos zur Verfügung gestellt werden müssen.

„Das kann ich nicht,“ scharwenzelte er feig. „Ich kann Ihnen unmöglich Panzerautos aus unserer Division zur Verfügung stellen.“

„Das ist doch ein Befehl des Exekutivkomitees! Tschcheidzes Unterschrift!“

„Das ist schon richtig“, zuckte Filonenko mit den Schultern, „aber wir gehören zum Militär . . . wenn hier die Unterschrift des General Kornilows oder wenigstens des Dumamitgliedes Karaulow wäre . . .“

„Hol's der Teufel!“ fuhr Mstislawski auf und ging, um ins Taurische zu telefonieren.

„Man wird es Ihnen schon gehörig geben, und Sie werden uns die Panzerautos schicken“. Er setzte sich beruhigt ins Auto. „Ins Ssemjonow-Regiment“ rief er dem Chauffeur zu.

„Nein, direkt zum Zarskosseljsker Bahnhof“, verbesserte ich und zeigte mein Mandat. „Ich werde nur mit meinen Soldaten fahren und dazu müssen wir vorher an den Bahnhof, um die Lage dort zu sondieren.“

Wir stiegen friedlich aus dem Auto, als ob wir nichts vorhätten, ohne einen Verdacht bei irgend jemand zu erregen und ließen das Auto sofort zurückfahren. Publikum aus den Vorstadtzügen, von Pawlowsk, Gatschina und Zarskoje Selo eilte rasch in den düsteren Bahnhofshallen hin und her, die breiten Marmortreppen auf und ab. Neben dem Ausgang zum Perron befanden sich die Zimmer des Stationschefs, des Diensthabenden und Kommandanten. Die Telephone läuteten. Ich sah aufmerksam in jedes Zimmer hinein. Der Bahnhof arbeitete ruhig und ohne Hindernisse, von niemand bewacht, und nichts von unserem Vorhaben ahnend.

„Jetzt überlassen Sie die Sache mir,“ flüsterte ich Mstislawski zu, „und erwarten Sie mich hier beim Eingang, bis ich komme. Treten Sie nur dann in Aktion, wenn ich den ganzen Bahnhof besetzt habe!“ Ich lief ins Technologische.

Scheweljew war nicht dort, man sagte mir, er sei auf einer Sitzung des Sowjets im Taurischen. Ich atmete erleichtert auf. Zufällig war auch Fähnrich Kraßnikow nicht da, was ich bedauerte.

„Kinder!“ sagte ich rasch, Schenschin, Kuprij und Rschawzew in die Ecke führend. „Wieviel verlässliche Kameraden habt Ihr jetzt hier? Aber nur von euern Leuten, auf die man in allem rechnen kann. Wir müssen

eine wichtige, gefährliche, noch nie dagewesene Sache durchführen.“

Sie schauten mir alle drei forschend ins Gesicht und dachten besorgt nach.

„50 Mann werden wir zusammenbringen“, flüsterte Schenschin.

„Dann sammeln Sie sie unten auf dem Platz, geben Sie ihnen Gewehre und nehmen Sie auch Maschinengewehre mit.“

Ich rase im Galopp weiter.

Im Schützenkommando finde ich denselben mutigen Fähnrich, mit den hellen Augen, der mir so energisch half, damals, in der Nacht des falschen Alarms, unsere Kräfte gegen General Iwanow zu mobilisieren.

„Lieber Fähnrich!“ stürzte ich zu ihm. „Es ist eine wichtige geheime Staatsangelegenheit. Sie ist vom Exekutivkomitee mir anvertraut worden. Sammeln Sie sofort 150 verlässliche, mutige, zu allem fähige, uns absolut ergebene Soldaten und fünf Offiziere. Sagen Sie aber keinem auch ein Sterbenswörtchen davon. Sie sollen unten auf dem Platz antreten.“

„Zu Befehl!“ sagte der Fähnrich.

„Warten Sie einen Augenblick! Wer ist jetzt hier Kommandant? Der Stabskapitän Matisson? Er darf von nichts wissen. Haben die Leute zu Mittag gegessen?“

„Jawohl.“

Nach fünf Minuten standen zweihundert Mann in Viererreihen geordnet, mit zwölf Maschinengewehren und vier Offizieren, darunter auch der helläugige Fähnrich, auf dem Platz.

„Niemand von Fremden zulassen!“ kommandiere ich. „Genossen! Kennt ihr mich? Und glaubt ihr mir?“

Ein bejahendes Stimmengewirr und nichts verstehende Blicke.

„Ich frage euch deshalb, weil ich mit euch eine gefährliche und geheime Aufgabe durchzuführen habe, die mir vom Exekutivkomitee des Sowjets anvertraut wurde.“ Ich schwenke mein Mandat in der Luft. „Ich werde von euch unbedingten Gehorsam verlangen. Beim geringsten Widerspruch werde ich die Schuldigen persönlich erschießen. Deshalb sollen jene, die nicht ganz sicher sind, zurückbleiben!“ kommandiere ich.

Doch alle bleiben stehen und sehen mich mit ernster Bereitwilligkeit an.

„Die Einzelheiten der Aufgabe werde ich nur unserem Kommandanten erklären. Die Herren Offiziere und Zugführer bitte ich, mir zu folgen!“ Und ich gehe mit ihnen auf die Seite.

„Wir werden jetzt ganz ruhig zum Zarskosselsker Bahnhof marschieren, als ob nichts passiert wäre. Ihr werdet auf der Straße bleiben, bis ich mit der Kompagnie den ganzen Bahnhof besetzt habe. Ich werde euch dann abholen, wir steigen ein und fahren zum vorgeschriebenen Ziel. Vorläufig nur das, jetzt gehe jeder von euch an seinen Platz.“

Ich sehe in die Gesichter der jungen Offiziere. Ihre Blicke sind entschlossen und die Lippen energisch zusammengepreßt. Sie laufen alle sofort an ihre Plätze und bereiten die Kolonnen zum Marsche vor.

„Sollen wir jetzt marschieren?“ flüstert, wie ein Verschwörer, der helläugige Fähnrich.

„Marsch!“ kommandiere ich. „Und singt unbedingt ein recht keckes Lied.“

Die Kompagnie marschiert stramm und kampfbereit.

— — — — —

Wir bleiben vor dem Bahnhof stehen.

„Wartet auf mich!“

Ich nehme 40 Soldaten aus meiner Schulkompagnie.

„Ich werde euch jetzt als Wachtposten bei den Telefon- und Telegraphenapparaten postieren. Es wird eure

Pflicht sein, niemandem zu gestatten, sie zu berühren. Habt ihr verstanden?“

Ich sehe schon von der Ferne, wie der brave Mstislawski vor dem Bahnhofseingang ungeduldig auf und ab geht. Ich gehe an ihm vorbei und mache absichtlich so, als bemerkte ich ihn nicht. Ich stürze zu den Telephonzellen und besetze sie rasch mit Wachtposten. Dann laufe ich über die breite Brücke mit meinen Soldaten im Galopp herauf. Das Publikum weicht erschrocken zurück. Im Laufe von wenigen Sekunden sind alle Dienstzimmer und Telephone von uns besetzt.

Die roten Mützen der Eisenbahner umringen uns. Erschrockene Gesichter, zitternde Hände.

„Arbeitet nur ruhig weiter. Im nächsten Zug, der nach Zarskoje Sselo geht, werden wir vier Waggons besetzen. Sonst nichts. Teilet niemandem von unserer Ankunft mit.“

Ich führe unsere Kompagnie auf den Bahnhof.

„Ich werde gleich zu ihnen sprechen“, zuckt Mstislawski nervös zusammen.

„Sprechen Sie, aber sagen Sie nichts über unser Ziel und über unsere Marschroute. Wir sind von Fremden umringt.“

Er spricht sehr hochtrabend, aber voller Feuer und Überzeugung wie ein Ritter, der im resultatlosen Suchen nach seiner Prinzessin stirbt. Mir scheint, daß bei seinen Hörern, den Soldaten, das Gefühl einer nebelhaften süßen Trauer, und zwar einer grundlosen, bleiben muß.

Er schließt seine Rede und richtet sich stolz auf, als wäre er mit sich selbst außerordentlich zufrieden.

„Herr Hauptmann!“ tritt rasch mein helläugiger Fähnrich an Mstislawski heran. „Befehlen Sie die Kompagnie einzuwaggonieren?“

„Ja, sofort“, nickt er befehlend mit dem Kopf und dreht sich heldenhaft um, um einige sporenklirrende müde Schritte in dem verstummenden Getümmel des Perrons zu machen.

„Der Zug ist noch nicht hier. Es ist deshalb noch zu früh, die Soldaten aus dem Bahnhofe zu führen,” sage ich leise dem Fähnrich, „und zweitens habt Ihr Euch nach meinen Befehle zu richten.”

Ich beginne den Stationsvorstand anzutreiben. Ich fühle, daß die Beamten alle ganz ohne Ursache plötzlich mutiger geworden sind und unsere Abfahrt sabotieren, indem sie den Zug zurückhalten. Ich versuche, sie energisch zurechtzuweisen, doch Mstislawski mischt sich plötzlich ein.

„Ich nehme an, daß Sie Ihre Pflicht vor der Demokratie kennen und wissen, daß ich als Delegierter des Exekutivkomitees durch die Wichtigkeit meiner Aufgabe unumschränkte Macht habe, und deshalb hoffe ich . . .”, sagte er zum Stationsvorstand.

„Zu Befehl!” Der Beamte nickt gleichgültig mit dem Kopf.

Eine Minute später kommt zu uns unerwartet Gwosdjow in einem schwarzen Mantel, mit aufgeschlagenem Kragen und einer Pelzmütze. Eine große, rote Schleife hüpfte grell mitten auf seiner Brust.

„Was haben Sie hier angestellt?” stürzt er sich auf Mstislawski. „Man hat uns gerade von irgendeinem in der Nähe liegenden Telephon telephonierte, daß Sie hier alle verhaftet und den Betrieb der ganzen Eisenbahn aufgehalten haben. Sie haben auch die ganze Provisorische Regierung in Verwirrung gebracht . . .”

Eine dichte Masse von wieder mutiger gewordenen Beamten umringt uns. Mstislawski wird sehr verlegen, doch zieht er sich mit Würde aus der Affäre.

„Der Verkehr wickelt sich ganz ohne Hindernis ab. Die Wachtposten gelten nicht den Beamten, sondern den Telephonen. Wer ist alles hier verhaftet? . . .”

Die Spannung löst sich, weil der Zug vorfährt, und die Kompanie beginnt, die Maschinengewehre aufzuladen. Die kurzschwänzigen, feuerspuckenden, kleinen Tiere

kriechen nur mit Mühe in die Waggon. Die Türen sind zu eng. Ich befehle, sie auf die Plattform der Waggon zu stellen.

Auf dem Perron wird Mstislawski von einer ganzen Masse neuangekommener Zivilisten umgeben. Dem Aussehen und den Manieren nach sind es wahrscheinlich Journalisten.

Plötzlich erscheint ganz verlegen Ljubarski.

„Ich möchte Mstislawski sprechen. Ich bin gerade im Auto hergekommen. Hier sind die zwei Panzerautos, die er telephonisch bei uns anforderte.“

Ich gehe zu den Panzerautos und bespreche mit den Chauffeuren, daß sie hier bleiben und die Verbindung mit unserer Kompanie, die das Telephon besetzt hält, aufrecht erhalten sollen, um zu erfahren, wann wir nach Zarskoje Sselo kommen. Ich nehme Abschied von ihnen, Ljubarski setzt sich in sein Auto und fährt weg.

Ich hole meine Wachtposten ab, bringe alle meine Soldaten in den Waggon unter. Bei den Telephon- und Telegraphendrähten, die nach Zarskoje Sselo führen, plaziert sich Gwodjow selbst. Er paßt auf, daß nirgends über unsere Abfahrt Mitteilung gemacht wird, solange wir unterwegs sind.

Die Soldaten machen sich, mit den Gewehren klirrend, in den Waggon breit. Ich, Mstislawski und die vier Fähnriche setzen uns in eine Ecke. Mstislawski nimmt prahlerisch einen schweren Browning aus seiner Tasche und kontrolliert mit geheuchelter Besorgnis, ob er auch geladen sei.

„Ich rate Ihnen, meine Herren Offiziere, dasselbe zu tun. Es ist ein sehr verantwortlicher Augenblick. Hat dieser Revolver jemals daran gedacht,“ phantasiert er selbstzufrieden und laut vor sich hin, „daß er das Schicksal der Dynastie beschließen wird?!...“

„Wollen Sie uns vielleicht in Ihre Pläne einweihen,“ versuche ich ihn aus seinen Träumen in die Wirklichkeit zu bringen, „damit ich gleich nach unserer Ankunft in Zarskoje Sselo alle genau über ihre Aufgaben unterrichten kann . . . Jeder von unseren Soldaten muß wissen, wie er zu manövrieren hat . . .“

„Was wollen Sie eigentlich für Beratungen? Mein Ziel ist: Nikolaj Romanow zu verhaften und ihn tot oder lebend nach Petrograd zu bringen. Ich werde an Ort und Stelle alle Befehle erteilen.“ Mstislawski dreht sich hochmütig um, geht zum gegenüberliegenden Fenster und zuckt mit den Mundwinkeln.

„Das Ziel unserer Reise muß jedem Soldaten unter strengster Diskretion mitgeteilt werden!“ befehle ich halblaut den Offizieren. „Es sind aber ausschließlich nur meine Befehle auszuführen!“

„Ich fürchte, Herr Leutnant, daß die Soldaten zu wenig Patronen haben“, stammelt einer der Fähnriche und vor lauter Unruhe werden seine Ohren ganz rot.

„Die Hauptsache ist, daß wir genug Munition für die Maschinengewehre haben!“

„Mehr als genug!“ Der helläugige Fähnrich schnellte wie eine Feder auf.

„Das ist ausgezeichnet. Das ist das Wichtigste. Sollte mir etwas zustoßen, so müssen Sie mich vertreten, Fähnrich!“

Felder, die noch mit tiefem Schnee bedeckt sind, welches Gesträuch und Telegraphenstangen fliegen an unseren Fenstern vorbei. Düster und tief hängt der graue, langweilige Himmel über uns. Wir gehen auf die Plattform, da der Zug schon zischend dem Bahnhofe entgegenrollt. Die Soldaten sind schon von allem instruiert und reihen sich in voller Ordnung auf dem Perron. Mein Fähnrich besetzt rasch das Telephon. Der Stationsvorstand

blinzelt erschrocken mit den Augen und weiß nicht, was anzufangen: soll er den Zug fahrplanmäßig weiterfahren lassen oder hierbehalten?

„Selbstverständlich weiterfahren lassen. Unsere Ankunft hat nichts mit Ihnen zu tun.“

Schallend klirren die Maschinengewehrräder über den Asphalt. Die Soldaten füllen den Saal der dritten Klasse und die Bahnhofshalle, versperren den Durchgang mit den Maschinengewehren, Munitionskisten und Gewehren. Der Bahnhof verwandelt sich im Nu in ein Feldlager.

Mstislawski telephonierte an den Stadtkommandanten und verlangte dringend ein Auto.

„Seien Sie ganz ruhig,“ lächelt er. „Wir kommen nur zu zweit zu Ihnen.“

„Nehmen Sie denn die Soldaten nicht mit?“ sagte ich verwundert, als er das Hörrohr aufgehängt hat.

„Wozu? Vielleicht wird der Kommandant uns Nikolaj ganz friedlich ausliefern . . .“

Einige Minuten später fährt ein offenes Auto vor.

„Paßt auf,“ sagte ich in Mstislawkis Anwesenheit, unsere Fähnriche und Unteroffiziere um mich sammelnd. „Das Telephon und der Stationsvorstand sind unter strengster Bewachung zu halten. Mstislawski und ich werden jetzt versuchen, unsere Aufgabe friedlich zu erledigen. Jetzt ist es halb drei. Wenn Ihr im Laufe einer Stunde keine Nachrichten von uns bekommt, so bedeutet es, daß wir entweder verhaftet oder getötet worden sind. Marschieret dann sofort zur Stadtkommandantur, sollten wir nicht dort sein, zum Zarenschloß. Bemüht euch, mit dem Rottenkomitee des zweiten hiesigen Schützenregiments in Verbindung zu treten und bemächtigt euch des Zaren. Tot oder lebend muß er in unsere Hände gelangen. Ich übergebe Ihnen, Fähnrich, in meiner Abwesenheit das Kommando.“

„Auch ich tue es“, sagte Mstislawski.

„Paßt nur gut auf! Ihr habt nicht länger als eine Stunde zu warten.“

Ich nehme Rschawzew und Meljchow als Verbindungsordonnanz mit, wir setzen uns alle ins Auto und jagen ins Rathaus, zum Kommandanten. Die Straßen sind öde und leer. Elegante Villen wechseln mit kleinen welken Holzhäuschen ab.

Wir bleiben vor einem weißen Eckhaus mit einem Balkon stehen. Mstislawski geht hinein und bittet mich, auf ihn zu warten. Ich sitze geduldig im Auto, beobachte den friedlichen lässigen Gang der Zarskosseljsker Bürger. Es vergehen zehn Minuten, es vergeht eine Viertelstunde — Mstislawski kommt nicht. Ich gehe auf den zweiten Stock. Dort, hinter einer langweiligen Reihe abgewetzter Kanzleitsche mit farblosen, grauen Schreiben, finde ich in der Mitte einer Vorhalle, die mit gelben Palmen umstellt und durch eine staubige Portiere vom Saal getrennt ist, Mstislawski. Er verhandelt hartnäckig mit zwei hageren, wie Pergament gelben Hauptleuten mit zerdrückten grauen Jacken und roten Wladimirorden. Mstislawski deklamiert ihnen pathetisch über seine außerordentlichen Vollmachten, die er vom Petrograder Sowjet bekommen hat, vor. Die zwei Alten berufen sich starrköpfig auf ihre Ergebenheit für die Provisorische Regierung, berufen sich darauf, daß sie sich ausschließlich Kornilows Befehlen unterwerfen, mit dem sie sich unbedingt telephonisch in Verbindung setzen wollen. Ihr hartnäckiges Knarren bringt schließlich Mstislawski außer Rand und Band. Er springt mit dem Gefühl einer hilflosen Unruhe auf, bemerkt mich aber sofort. Wie es scheint, reizt ihn auch dies, und er sagt mir spitz:

„Ich habe Sie doch gebeten, mich unten zu erwarten?!“

„Ja, die Frist läuft aber ab . . . Machen Sie hier nicht viel Geschichten. Drohen Sie diesen zahnlosen Kerlen mit unseren Maschinengewehren und, um sie von der

Realität unserer Kräfte zu überzeugen, werde ich die Soldaten mit den Maschinengewehren herkommen lassen.“

„Ach, lassen Sie das . . . Gehen Sie nur herunter. Ich werde in fünf Minuten nachkommen.“

Es vergingen aber noch weitere zehn Minuten und er kam nicht. Ich ging wieder herauf und hörte dem Gespräch zu, indem ich die Portiere etwas auseinanderhob.

„Also gut,“ versuchte Mstislawski sie zu überzeugen, „ich werde Sie als verhaftet betrachten, wenn Sie mir das Ehrenwort geben, weder zu telefonieren noch telephonische Anrufe zu beantworten. Ich selbst aber werde in das Schloß fahren.“

„Welche Komödie,“ denke ich und gehe hinunter. Ich schreibe einen kleinen Zettel und schicke Meljechow auf den Bahnhof, um unsere Abteilung zu verständigen, daß sie die verabredete Frist um eine halbe Stunde verlängern sollen.

„Der Zar ist im Alexander-Palais. Endlich habe ich es erfahren!“ springt Mstislawski erfreut ins Auto.

Ich lasse ihn gleichgültig neben mir Platz nehmen, diese Neuigkeit hatte ich schon an der Bahn vom Stationsvorstand erfahren.

„Wir holen also jetzt die Soldaten ab?“

„Was fällt Ihnen ein! . . . Ins Alexander-Palais!“ kommandiert er dem Chauffeur.

Hinter dem hohen Eisengitter dichte, zottige, schwarze Bäume eines riesengroßen Parkes. Schneehaufen und düstere Krähenhorden. Vor dem dichtverschlossenen, eisernen Tore ein sich langweilender Wachtposten. Hinter ihm die weißen Säulen des Schlosses. Links, neben dem Tore, ein niedriges, gelbgestreiftes, kleines Gebäude mit einem Ausgang auf die Straße. Dort bleiben wir stehen. Man läßt uns aber nicht hinein. Zwei Wachtposten und ein Gardeschützenoffizier kommen heraus.

„Wir haben den kategorischen Befehl niemanden einzulassen.“

„Ich habe eine Vollmacht des Petrograder Exekutivkomitees!“ sagt Mstislawski hartnäckig. „Im Namen des revolutionären Volkes!...“

„Das ist ganz egal. Ich kann Sie nicht hineinlassen!“ Der Fähnrich erstarrt mit einem selbstzufriedenen, steinernen Gesicht.

„Sehen Sie, ich habe Ihnen vorgeschlagen, unsere Soldaten herzubringen.“ Ich steige aus dem Auto.

„Soll das eine Drohung sein?“ fährt zornig der diensthabende Offizier auf und greift heftig nach seinem Säbel.

„Wenn Sie uns dazu zwingen werden, Fähnrich, dann ja“, fahre ich ruhig fort. „Erledigen wir unsere Aufgabe hier nicht friedlich und kehren wir nicht rechtzeitig zur Bahn zurück, dann werden unsere Soldaten in einigen Minuten ganz von selbst das Schloß belagern und es im Sturm nehmen.“

Der Fähnrich wird ganz blaß.

„Gut, ich werde sofort den Schloßkommandanten herausschicken.“

„Und wir sollen hier auf der Straße warten?“ sagt Mstislawski. „Das ist sehr unhöflich, einen Offizier höheren Ranges draußen im Frost frieren zu lassen!...“

Nach fünf Minuten kommt er wieder heraus.

„Romanow ist hier! Man hat ihn Gottseidank nicht weggeführt. Ich werde versuchen, das noch einmal nachzukontrollieren. Expecten Sie mich hier draußen.“

„Gut.“

Nach zehn Minuten erscheint Mstislawski wieder.

„Dieser verfluchte Kommandant, der Stadthauptmann Kotzebue, macht sich patzig und beruft sich auf Kornilow... ich werde aber trotzdem erreichen, was ich will... ich fürchte nur, daß unsere Kompagnie... ohne uns... den Sturm beginnt!...“

„Seien Sie ruhig, sie sind schon unterrichtet.“

Mstislawski verschwindet. Ich gehe lange, mit meinen erfrorenen Füßen stampfend, um das Auto herum. Endlich beauftrage ich Rschawzew den Chauffeur zu beaufsichtigen und gehe in das kleine Gebäude hinein. Der Wachtposten versucht, mich aufzuhalten.

„Bist du verrückt geworden! Du siehst doch, daß man uns hineingelassen hat!“

Auf der linken Seite ist ein Raum für die Wachtposten. Die Gewehre blitzen, die Soldaten des Gardeschützenregiments sitzen vor einem Tisch oder liegen auf Pritschen herum. Offiziere sind nicht anwesend, sie sind mit Mstislawski in das Schloß gegangen.

„Guten Tag, Brüder!“ setze ich mich zu den Soldaten.

Ein schüchternes „Guten Tag“ ertönt, und vorsichtige Blicke begegnen mir.

„Nun, was macht Ihr hier? Behütet Nikolaschka? Wird er nicht davonlaufen?“

„Wohin soll er denn laufen?“ sagt gutmütig einer der Schützen.

„Es wäre vielleicht doch im Interesse der Generäle ihn heimlich ins Ausland zu bringen, um ihn dann später euch wieder auf den Nacken zu setzen. Die Gutsbesitzer wissen genau, solange der Zar existiert, werden die Bauern keinen Grund und Boden von den Herrschaften bekommen!“

Die Soldaten wenden sich aufmerksam und freundlich zu mir, und sehen verwundert meine Offiziersepauletten an. Dann sagen sie schüchtern:

„Woher kommen Sie?“

„Der Petrograder Sowjet der Arbeiter- und Soldaten-delegierten hat uns hergeschickt. Wir sollen den Gutsbesitzer Nikolaschka nicht wegführen lassen, sondern ihn in ein Petrograder Gefängnis bringen.“

Alle Soldaten umringen mich jetzt vertrauensvoll. Durch die Türe kommen immer neue und neue Soldaten.

„Wir haben hier einen Befehl. General Kornilow selbst war hier und hat befohlen,“ sagt streng ein etwas abseits sitzender Unteroffizier, „den Zaren nicht herauszulassen“.

„Ich möchte euch etwas sagen,“ sage ich leichthin, „die Petersburger Soldatendelegierten haben uns eine starke Soldatenabteilung mitgegeben, die auf dem Bahnhof geblieben ist. Ich glaube also, da Ihr den Befehl habt, Nikolaschka nicht herauszulassen und unsere Soldaten angreifen müssen, daß es hier leicht zu einem Zusammenstoß mit euch kommen könnte . . .“

„Warum muß es zu einem Zusammenstoß kommen?“ erwidern die Soldaten erregt, „man könnte doch auch friedlich . . .“

„Und die Offiziere? Eure Offiziere werden doch sicher dagegen sein?“

Schweigen.

„Was macht denn das, daß die Offiziere . . .“, sagt einer der Soldaten langsam. „Manche Offiziere sind tatsächlich dagegen . . . es gibt aber auch solche . . . die zu uns halten . . .“

„Was können auch die Offiziere ohne uns anfangen?!“ meint ein anderer mit verwegener Stimme und allgemeiner Beifall ertönt.

„Könnt Ihr also für euer Regiment garantieren?“ fahre ich fort.

„Vollkommen!“ sagen die Soldaten im Chor.

„Und wie steht's mit den anderen Regimentern?“

„Alle sind so wie wir!“

„Sagt das nicht!“ protestiert jetzt plötzlich einer heftig. „Ihr habt das zusammengezogene Regiment vergessen . . .“

„Ach ja . . . das zusammengezogene Regiment . . .“ stimmt ein anderer traurig bei.

„Ist es groß?“

„Ach was! Wir sind mehr, viel mehr als jene dort! . . .“ ermutigen die Soldaten einander. „Übrigens sind auch viele von ihnen jetzt für uns . . .“

„Warum wollt ihr ihn auch von hier wegführen?“ beginnt wieder der Unteroffizier. „Wir werden ihn hier auch selbst beschützen können.“

Die Soldaten hören für einen Augenblick verlegen auf zu sprechen.

„Kannst du dafür garantieren, daß die Offiziere ihn nicht heimlich verkleiden und irgendwohin entführen werden?“

„Das kann leicht geschehen!“ sagen die Soldaten. „Im Gefängnis ist es doch anders, Bruder, als hier im Schloß. Im Gefängnis, Bruder, da sitzt man fest . . .“

„Was werdet ihr dort mit ihm anfangen, wenn wir ihn euch ausliefern werden?“ Der Unteroffizier ist bereits halb überzeugt.

„Man wird ihn wegführen und ins Gefängnis setzen! Der Leutnant hat es uns doch schon erklärt“, beruhigen die Soldaten ihren Unteroffizier.

Es wird mir warm ums Herz, ich werde zuversichtlicher, trotzdem die Zeit vergeht, unsere besprochene Frist abläuft und Mstislawski noch immer nicht erscheint.

„Lauf an die Bahn, Rschawzew,“ sage ich, auf die Straße hinausgehend, „und melde unserem Fähnrich, daß er den Abmarsch noch um eine Stunde verzögern soll. Wir sind hier etwas aufgehalten worden. Komm aber nicht mehr zurück. Wir werden wahrscheinlich selbst sehr bald zu euch kommen. Alles geht in Ordnung.“

Ich sehe mir unser kleines Auto an. Wohin werden wir ihn placieren? Wahrscheinlich neben Mstislawski. Ich werde ihm gegenüber stehen und für jeden Fall den Revolver in meiner Manteltasche bereit halten. Der Feldjäger Leontjew kommt mir in Erinnerung . . . Wo werden sich wohl die letzten zaristischen Befehle befinden? Ich empfinde plötzlich einen starken Hunger. Seit heute früh habe ich noch keinen Bissen gegessen. Ich kehre ins Wachpostenzimmer zurück.

„Ich bin so schrecklich hungrig geworden, Brüder!“ sage ich aufrichtig den Soldaten. „Und mein Genosse läßt sich noch immer nicht sehen.“

„Essen Sie etwas von unserem Brot, Genosse-Leutnant!“ sagen die Soldaten.

„Warum Brot essen?“ erhebt sich energisch ein älterer Soldat. „Der zaristische Kammerdiener ist gerade in die Küche gegangen. Sie ist hier nebenan. Wenn er zurückgeht, können Sie was zu essen bekommen.“

Tatsächlich kommt ein rasierter, rundlicher, kahlköpfiger Diener mit grauem Backenbart in einer goldgestickten Livree und weißen Strümpfen rasch durch die Tür und trägt vorsichtig zwei Teller auf einem Tablett. Auf dem einen sind einige Stückchen weißen, gerösteten Brotes, auf dem anderen eine kaltes Rebhuhn und kleine Gurken.

„Gib's mal her, Alter! Ich bin hungrig“, halte ich ihn auf.

Der Alte zuckt erschrocken zusammen, deckt mit der Hand das Tablett zu, als wolle er es vor einer „Entheiligung“ bewahren.

„Das ist für Seine Majestät . . . für Seine Majestät persönlich! . . .“ brummt er wütend.

„Deine Majestät wird eben ein bißchen warten“, ich nehme beide Teller vom Tablett und stelle sie auf den Tisch. „Du kennst hier alle Ein- und Ausgänge und kannst deshalb deinem Herrn zum zweiten Male etwas bringen.“

Die Soldaten lachen laut und der Diener geht weg.

Niemals in meinem Leben habe ich ein so zartes, kaltes Rebhuhn gegessen und so außerordentlich schmackhafte, saure Gurken!

Endlich erschien, umgeben von einem Kreis von Offizieren, Mstislawski.

„Ah, Sie sind schon hier?“ sagte er erstaunt, wandte sich an die Offiziere und verneigte sich freundlich vor ihnen. „Also, meine Herren, ich wünsche Ihnen alles Gute! . . . Fahren wir!“ sagte er mir rasch.

„Ich verstehe das nicht“, ich zog ihn, nichts begreifend, am Ärmel, als er vor den Augen der Offiziere ins Auto stieg. „Was ist mit Nikolaj?“

„Fahren wir!“ schnitt er noch schroffer ab, „wir werden unterwegs schon darüber sprechen. Die außerordentlichen Vollmachten sind doch mir gegeben worden und nicht Ihnen!“ sagte er gereizt, als das Auto durch die öden, in düstere Dämmerung getauchten Straßen jagte.

„Ich habe eben den Zaren gesehen. Ich bestand darauf, daß er mir gezeigt wird. Das genügt vollständig. Das allein ist schon eine genügende Ohrfeige für das ganze monarchistische Gesindel.“

„Handelt es sich denn hier um eine Ohrfeige?! . . .“

„Was wollen Sie denn? Eine Schießerei inszenieren und die Knochen hierlassen?! . . .“

„Warum hätte es zu einer Schießerei kommen müssen?! Wir hätten ihn jetzt auch ganz friedlich herausbekommen können.“

„Unsinn! Sie haben doch keine Ahnung, welche unmenschlichen Schwierigkeiten sich mir in den Weg stellten, bis ich zu ihm ins Schloß gelangt bin. Wozu muß man ihn auch wegführen? Ich habe mit den Soldaten gesprochen, und ich glaube, auch Sie waren mit ihnen beisammen. Sie garantieren doch alle, daß sie keineswegs und um nichts in der Welt Nikolaschka herauslassen würden. Also, was will man denn noch?“

„Sie können sich nicht vorstellen, wie entmutigend mein Besuch auf ‚Seine Majestät‘ gewirkt hat!“ Mstislawski teilte mir, jetzt nicht mehr unwillig, seine Eindrücke mit. „Ich stand im Gefolge all dieser diensthabenden Offiziere in einem niedrigen Korridor, neben

einer Tür. Die Tür ging auf und Nikolaj ging an mir in Begleitung von Dolgorukow, Naryschkin und Benkendorf vorbei. Eine Hauptmannsuniform, bleierne, vom Trinken stumpfe und gläserne Augen. Er wollte mich sogar begrüßen, doch drückte er sich unschlüssig herum und ging wieder zurück."

„Und die anderen?"

„Benkendorf zischte und spuckte wie ein Truthahn."

„Und jetzt — zurück nach Petrograd?"

„Ja, selbstverständlich."

Auf dem Bahnhofe wurden wir freudig begrüßt. Mstislawski begann sofort begeistert über seine Abenteuer zu erzählen. Lichter flammten auf. Die freigewordenen Telephone läuteten lustig. Der triumphierende Stationsvorsteher rannte herum, um Waggonen für unsere Rückreise zu beschaffen. Dann kam ein Zug und wir wurden angekoppelt.

Die von dem Müßiggang und überflüssigen unruhigen Warten müde gewordenen Soldaten schmissen jetzt nachlässig die nicht mehr notwendigen Gewehre auf die Bänke, legten oder setzten sich hin, rauchten und spuckten wütend auf den Boden. Die Maschinengewehre waren unordentlich auf den Plattformen zusammengestellt.

„Erzählen Sie uns bitte, Leutnant, was Sie im Schloß gesehen haben?" Der junge Fähnrich unserer Kompagnie, der heute so eine Angst wegen der Patronen hatte, setzte sich gut gelaunt zu mir.

„Ja, ja! Er soll nur erzählen!" sagt Mstislawski gönnerhaft.

„Was ich dort gesehen habe? ... Ein kleines Rebhuhn mit sauren Gurken garniert!" Ich wende mich wütend weg.

Doch alle lachen laut und teilnahmsvoll.

Ich verabschiede mich von den Soldaten und gehe auf die Straße. Die Panzerautos stehen noch immer vor dem Bahnhof. Mstislawski telephoniert an das Taurische Palais um ein Auto.

„Sofort werden wir abgeholt,“ kommt er sehr bald zurück, „ich habe ganz kurz von unseren Maßnahmen gemeldet, und man hat alles vollauf gebilligt . . .“

„Ich fahre jetzt fort“, sage ich müde.

„Womit fahren Sie?“

„Mit dem Panzerauto.“

„Auch ein Vergnügen!“ sagt Mstislawski nachlässig durch die Zähne und geht durch die Bahnhofshalle zurück.

Ich gehe zu den düsteren, drohenden Schatten der Panzerautos. Ein Mensch huscht rasch an mir vorbei, und ich erkenne unter der Beleuchtung der elektrischen Lampe Pokrowskij, der sich zufrieden die Hände reibt. Mit einem süßlichen Lächeln, das auf seinem Gesichte klebt, überschüttet mich dieser Schuft mit einem Wasserfall von schmeichlerischen Reden.

„Wir haben Sie so erwartet! . . . Gestatten Sie, Ihren Heldenmut zu bewundern? . . . Es ist schön, daß alles so gut abgelaufen ist! Wir beide, ich und Karamyschow sind von der Kriegskommission hierherkommandiert worden.“

Hinter dem Rücken Pokrowskijs erscheint ein Gesicht. Herrgott im Himmel! Das ist doch derselbe Fähnrich, der in der ersten Revolutionsnacht auf den Fenstern sitzend, sich mit dem „Fürstlein“ über die Strafexpedition, die er zusammen mit dem Hauptmann Kutjepow zur Unterdrückung der Revolution durchführen wollte, unterhielt! Derselbe, der sich danach sehnte, kurzen, erbarmungslosen Prozeß mit uns zu machen und den es mir damals nicht gelang zu packen.

„Ach so!“ sage ich unwillkürlich.

Doch Karamyschow verschwindet sogleich im Dunkel der dröhnenden Straßen.

„Ich verstehe nichts . . .“, sagt Pokrowskij verlegen und zieht sich zurück.

„Sie sind noch immer nicht weggefahren?“ Mstislawski erscheint wieder. „Und auch das Auto ist noch nicht da. Warten Sie einen Augenblick, und wir fahren zusammen. Ich werde unterwegs nur für einen Moment in meine Wohnung schauen . . .“

„Los!“ Ich krieche in den polternden, harten benzin-durchtränkten Käfig des Panzerautos. „In das Taurische!“

— — — — —

Ich renne zuerst in die Räume der Kriegskommission. In den Kanzleien und in dem Zimmer Potapows ist es leer. Die Zimmer sind abgeschlossen. Nur das rechte Zimmer ist beleuchtet. Dort sitzt hinter einem großen Haufen von Papieren und Akten, einsam und allein, Paljtschinski.

„Wachen Sie?“ wende ich mich scherzend an ihn.

„Ebenso wie Sie“, erwidert er mit irgendeinem ruhig verhaltenen Trotz. „Die Beamten haben alle ihre Arbeit abgeleiert und sind weggegangen, und wir beide, wir müssen nun Überstunden machen“, lächelt er. „Sie haben heute einen unruhigen Tag gehabt. Es ist aber schön, daß alles gut ausgegangen ist.“

„Woher wissen Sie das?“

„Das Telephon des Zarskosselsker Kommandanten hat uns doch ununterbrochen angeläutet . . .“

„Ach so ist es! Waren Sie das, der die beiden Offiziere Pokrowskij und Karamyschow zu mir an die Bahn geschickt hat?“

„Nein, ich glaube, der Leiter unserer Kanzlei hat sie geschickt. Warum fragen Sie denn?“

„Ich habe nicht gewußt, daß dieser Mann Karamyschow heißt, ich kannte ihn nur sehr gut dem Aussehen nach. Das ist doch ein schrecklicher Gegenrevolutionär!“

„Was Sie sagen!“ Paljtschinski senkt ruhig sein Lehm-gesicht zu den Akten.

„Ja! Wer ernennt denn all dies Gesindel hier?!“

„Woher soll ich das wissen? Und warum regen Sie sich über jede Kleinigkeit auf?!...“

— — — — —

Im Exekutivkomitee ist es überfüllt, schwül, und die Sitzung ist im vollen Gange. Ssadowski packt mich am Arm und führt mich zur Seite.

„Nun, was ist los? Warum haben Sie ihn nicht hergebracht? Mstislawski hat uns telephonierte, wir haben aber kein Wort verstanden . . . Genossen!“ erhebt er seine heisere Stimme, „Rodionow ist zurückgekommen. Er soll uns berichten.“

„Genossen!“ predigt gereizt Tschcheidze. „Gestattet, die eben angeschnittene Frage zu erledigen“, er gleitet mit einem wütenden Blick über die Versammlung. „Da die Vertreter des Industriellen Bundes sich an uns, als an das vertretende Organ der Demokratie gewendet haben, mit der Klage, daß die Arbeiter trotz unseres Beschlusses die Arbeit nicht aufnehmen, sondern darauf bestehen, daß der Achtstundentag entgegen dem Gesetz eingeführt wird und sogar versuchen, in die Rechte der Administration einzugreifen, und da wir in den vorhergehenden Diskussionen keine Einstimmigkeit erreichten, und die Mehrzahl beschloß, die Frage einer Kommission zu übergeben, bitte ich Sie, zu bestimmen, wer in diese Kommission gewählt werden soll . . .“

„Vor allem müssen wir noch einmal betonen,“ sagte wütend der brummige Gwosdjow, „wir bestehen unbedingt darauf, daß die Arbeiter die Arbeit sofort aufnehmen haben . . .“

„Wir sind dagegen,“ sagte, jedes Wort betonend, Molotow, „da ihr gegen die Einführung des Achtstundentages seid!...“

„Wir werden auch weiterhin dagegen sein!“ brüllt zornig, sein dunkles, schwarz behaartes Gesicht zu ihm

wendend, Gwosdjow. „Die Verteidigung des Landes verlangt . . .”

„Genug! Genug, Gwosdjow!” sagt Tschcheidze zu Gwosdjow und wendet sich vorsichtig auf die rechte Seite, wo drei Zivilisten in eleganten Pelzmänteln sitzen und spöttisch und selbstbewußt den Gang der Sitzung verfolgen.

„Ich schlage Bogdanow für die Kommission vor . . .”

Der stämmige, lockige Menschewik Bogdanow erhebt geschäftig sein breites, rasiertes Gesicht.

„Ich bin für Ssuchanow”, ertönte es von einigen Seiten, doch Ssuchanow rührte sich nicht und saß in seiner gewöhnlichen, nachdenklichen Pose, sein grünlich verschwommenes Gesicht mit der etwas hervorstehenden Unterlippe tief nach unten gesenkt.

„Molotow!” schlug Ssadowski vor. Doch seine heisere Stimme ertrank im lauten Schreien.

„Gwosdjow! Gwosdjow!”

Der schwarze Gwosdjow mit den breiten Backenknochen warf triumphierend sein schwarzes Haar nach rückwärts.

„Wer ist dafür?” sagt Tschcheidze eilig.

Eine ganze Reihe von erhobenen Händen umrahmt das grüne Tuch der Tische. Die Pelzmäntel knöpfen sich eifrig zu und nehmen scharwenzelnd Abschied.

„Erteilt Rodionow das Wort!” ruft wieder Ssadowski.

„Ja, ja, bitte!” erhebt sich Ssokolow.

„Wir bitten!” poltert freundlich Stjeklow.

Ich erzählte kurz, daß Nikolaj sich in Zarskoje Sselo unter Bewachung befände, wir hätten uns davon überzeugt. Eine Gefahr für eine Entführung bestände momentan nicht. Der Soldaten- und Wachtpostenbestand der Garnison sei für uns, mit Ausnahme des zusammengezogenen Regimentes, das man unverzüglich, im Interesse der Revolution zu versetzen habe. Der Bestand der Offiziere sei, wie gewöhnlich, nicht sehr vertrauenerweckend.

Der Schloßkommandant Kotzebue müsse dringend von einem verlässlichen Offizier ersetzt werden. Sonst würde die Gefahr einer Entführung immer aktuell sein.

„Warum haben Sie ihn nicht in die Peter-Paul-Festung gebracht?“ ruft jemand von seinem Platz, wahrscheinlich ist es Saluzkij.

„Darüber wird Ihnen Mstislawski berichten. Übrigens, wenn wir über die gegenrevolutionären Gefahren sprechen, so müssen von oben bis unten ganz andere, und zwar schonungslose Maßnahmen getroffen werden. Was tut zum Beispiel die Kriegskommission, in der ich jetzt arbeite? Sie stellt unsere aktivsten Feinde, die unversöhnlichsten, verbissensten Monarchisten in ihren Dienst, wie es zum Beispiel der Offizier Karamyschow ist, den man uns mitgeben wollte! . . .“

„Ich glaube, wir schweifen ab!“ unterbricht mich Bogdanow plötzlich.

„Ja, ja, ja,“ nickt Tschcheidze mit dem Kopf. „Die Grundfrage des Berichtes ist erschöpft.“

„Nein, noch lange nicht!“ ruft Schljapnikow laut. „Was ist der heutige Aufruf Gutschkows an die Armee und Bevölkerung allein wert? Der Aufruf, daß in Petrograd Zwistigkeiten und Mißtrauen gegen die Regierung von deutschen Spionen, die als Soldaten verkleidet sind, gesät werden? . . . Auf wen soll sich das beziehen?“

„Ja, so ist es!“ flüstert Molotow Ssadowski zu. „Und gerade heute hat Awilow im Parteikomitee die Resolution durchgebracht, daß man sich der Provisorischen Regierung nicht widersetzen soll, insofern ihre Handlungsweise den Interessen der proletarischen und breiten demokratischen Massen entspreche. Gutschkow beweist jetzt, wie herrlich sie „entsprechen“.“

„Bist du nicht auch derselben Meinung wie der Wyborgbezirk,“ lächelt Ssadowski, „daß der Sowjet sofort die

Provisorische Regierung beseitigen und sich selbst als Regierung proklamieren soll?"

„Nein,“ sagte Molotow. „Das Bureau des Zentralkomitees ist gegen jedes Einverständnis mit der Regierung. Das Bureau des Zentralkomitees ist dafür, daß der Sowjet die revolutionäre Regierung werden soll. Dazu muß man aber sowohl den Sowjet als auch die Soldaten- und Arbeitermassen von der Losung der Vaterlandsverteidigung abbringen. Sag einmal, Ssadowski, gibt es unter deinen revolutionären Pionieren viele, die mit uns sympathisieren?“

Ssadowski wackelte mit dem Kopf.

Es kam nicht mehr zu Diskussionen. Mein Bericht wurde zur Kenntnis genommen. Der Vorschlag, einen neuen Kommissar für den verhafteten Zaren zu ernennen, wurde im Prinzip angenommen. Was Karamyschow betrifft, beschloß man die Sache der Kriegskommission zu übergeben.

„Man wirft den Fisch ins Wasser“, dachte ich wütend, als ich mich im zweiundvierzigsten Zimmer schlafen legte und die ganzen Ereignisse des Tages mir durch den Kopf gehen ließ. Nein, tatsächlich, der heutige Tag war nicht sehr erfolgreich für mich. Was habe ich eigentlich geleistet? Zaristische Gurken gegessen? Wie ich mich von der Parteiarbeit losgerissen habe! Ich erfahre von allem nur zufällig und unzusammenhängend . . . Ich nehme die Nummer der heutigen „Prawda“, die ich mir am Bahnhof gekauft habe, aus der Tasche. Doch in der Zeitung ist nichts Wesentliches. Nur eine kurze Mitteilung darüber, daß man festgestellt hat, wer der böse Geist des „schwarzen Automobils“ ist, der in den ersten Nächten der Revolution fünfzehn patrouillierende Soldaten von uns erschossen hat. Das war das Dumamitglied Kasizyn.

Ich lösche das Licht, beiße die Zähne zusammen und balle die Fäuste.

DREIZEHNTES KAPITEL

Es ist nicht wahr, daß ich mürbe geworden bin und die Arme sinken ließ, — nein, es zog mich einfach nicht mehr in die Kriegskommission. Was ist es auch für ein Vergnügen, das erstarrte Lehmlächeln Paljtschinskis anzuschauen, das nervöse Zucken Parschins zu beobachten oder das aufdringliche Sporenklirren Pokrowskis und aller anderen Leutnants und Fähnriche zu hören, die rund um die Generalsepauletten scharwenzeln . . . Deshalb löste mich sehr bald auf meinem Posten als „wach-samer Delegierter der Demokratie“ ein anderer Vertreter des Exekutivkomitees, Dobranizki, ab. Er hatte ein ruhiges, mildes Lächeln, trotzig glänzende Augen, einen kleinen, regelmäßigen Schnurrbart und erwiderte auf alle Ausflüchte und Windungen der Diplomatie der Generäle mit einem hartnäckigen, ruhig eindringlichen: „Aber nein, Herr General, Aber nein, Herr General . . .“

Und ich sah, wie sich die Herren Generäle durch dieses trotzige und hartnäckige „Aber nein“ zusammenkrümmten.

Ich sagte im „Bunde der republikanischen Offiziere“, daß ich enttäuscht sei und in dieser Gutschkowhöhle nichts anfangen könne. Wenn man ganz aufrichtig sprechen darf, so müßte man dort alles, von oben bis unten mit der Wurzel vertilgen, angefangen von General Potapow. Auch Dobranizki war derselben Meinung und sogar Paljtschinski, der unsere Unzufriedenheit bemerkte, schüttelte mit vorwurfsvoller Teilnahme den Kopf.

„Ach, wie seid Ihr heißblütig, meine Herren, wie heißblütig! Die Revolution wird allmählich gemacht. Seid ruhig, General Potapow ist nur eine reife Frucht, mehr nicht. Lasset ihm Zeit, reif zu werden, und er wird von selber herunterfallen.“

Übrigens regte der Mangel einer Verbindung mit der Kriegskommission den republikanischen Offiziersbund nicht besonders auf. Hier war jeder mit seinen kleinen Angelegenheiten beschäftigt. Filippowski erschien sehr selten im zweiundvierzigsten Zimmer, und wenn, dann nur für eine Stunde oder für zwei, und dann saß auch er da und brummte irgend etwas in seinen Bart.

„Ja, ja,“ sagte er gewöhnlich, „warten Sie nur, wir werden die Sache sehr bald ganz ändern.“

„Wir werden sogar Gehalt bekommen“, flüsterte mir Ssinani ins Ohr.

„Woher werden wir denn das Geld bekommen?“ wunderte ich mich.

„Das Exekutivkomitee bestrebt sich, eine Zehnmillionen-Subvention zu bekommen“, erklärte Filippowski.

„Und Sie glauben, daß die Provisorische Regierung darauf eingehen wird?“ fragte ich.

„Selbstverständlich! Wir hoffen bestimmt auf einen Erfolg. Die Provisorische Regierung steht jetzt unter unserer unmittelbaren Kontrolle und Beobachtung. Wissen Sie denn das nicht?“ Er zog stolz seinen Zelluloidkragen unter dem engen Kragen seines blauen Marinejaketts hervor.

„Ich bin doch ebenfalls Mitglied der Verbindungskommission . . . Tschcheidze, Stjeklow, Skobeljew, Ssuchanow und ich . . .“

Ssinani war mit anderen Dingen beschäftigt.

„Die ganze Offizierschaft unter unseren Losungen zu organisieren, ist unsere erste und wichtigste Aufgabe, meine Herren! Sind Sie damit nicht einverstanden?“

Selbstverständlich waren wir damit einverstanden. Wie könnte man aber die ganze Offizierschaft erfassen?

„Unsinn! Sie ist zu erfassen. Gestern abend war im Saale der Armee und Flotte eine grandiose Versammlung. Tschcheidze, Stjeklow und der Soldat Borissow waren

da. Von uns aus der Leutnant Skobejko und ich. Sogar von der Kriegskommission war irgendein Hauptmann Weigelin . . .”

„Nun und?“

„Vollständige Einigkeit, vollständiger Kontakt!“

„So?“ sagte ich verwundert. „Sie sind für uns? Für die Republik?“

„Für die Republik?“ Ssinani hebt naiv seine Augenbrauen. „Nein, diese Frage haben wir gar nicht berührt. Die Grundfrage war natürlich der Krieg.“

„Nun? . . . Und? . . .“

„Nun, sie sind natürlich unserer Ansicht. Man darf die Front selbstverständlich nicht verlassen. Kampf bis zum endgültigen Siege, bis zum Krepieren . . . Selbstverständlich für den Schutz unserer erkämpften Freiheiten.“

„Was ist das für ein schreiendes Pathos! Was ist das für ein Aufbauschen der äußeren Gefahr? Wer bedroht denn unsere Freiheiten? Die Front schweigt bis jetzt hartnäckig. Die Deutschen rühren sich nicht“, sagt keck ein junger, weißblonder Fähnrich, der zu jenen gehörte, die jeden Tag wie Zugvögel rund um Ssinani in unserem zweiundvierzigsten Zimmer flatterten.

„Das ist Zivilistenquatsch, Fähnrich Ssacharow!“ erwiderte Ssinani giftig. „Haben Sie denn nicht gehört, daß die Deutschen eine Landung in den finnländischen Gewässern planen? Das ist doch in der nächsten Nähe Petrograds!“

Über die Stellungen in Bjork hatte mit mir schon früher Paljtschinski gesprochen.

„Wenn Sie aufhören würden, herumzunörgeln, und eine lebendige interessante Arbeit finden wollen“, sagte er ruhig-berechnend und nachdenklich über mich hinwegsehend, „so versuchen Sie es einmal, auszurechnen, was für eine Garnison wir brauchten, um die Stellungen in Bjork zu schützen, und überlegen Sie, denken Sie einmal

nach, woher wir zu diesem Zwecke Soldaten nehmen könnten. Wäre es möglich, ohne die Petrograder Garnison anzutasten, Soldaten zu bekommen?!”

„O ja!” antwortete ich schroff.

„Sie sind blind!” zuckte er mit den Schultern.

*

Durch die großen Fenster des Exekutivkomitees brach die grelle Sonne schon ganz frühlingsmäßig ein und schimmerte durch den Vorhang der noch kahlen Gartenbäume. Unter diesen üppigen Sonnenströmen glänzten die strahlenden Staubwolken in dem schwülen Zimmer, und der bläuliche Zigarettenrauch flimmerte silbern. In diesem staubigen, rauchdurchdrungenen Sitzungszimmer siedete tagein, tagaus geschäftiges Treiben, das den langen, mit grünem Tuch bedeckten Tisch mit Zigarettenstummeln vollsäte. Hier tönten ohne aufzuhören, bis zur Betäubung, Gespräche und Diskussionen, die nur während der Pausen durch eiliges Teeschlürfen und Butterbrotschmatzen betäubt wurden.

Gwosdjow wurde beauftragt, so rasch als möglich die Frage des Achtsturentages mit den Industriellen zu erledigen. Arbeiter kamen ununterbrochen und ungebeten bis in das Sitzungszimmer hinein und forderten vom Exekutivkomitee die sofortige Bestätigung der Fabrikskomitees. Den Industriellen, die durch Streiks und durch den Sturz der alten Macht an die Wand gedrückt waren, blieb nichts anderes übrig, als die Komitees zu bestätigen, ebenso wie den von den Arbeitern selbst eingeführten Achtsturentag.

„Schweinerei!...” schrie der erregte Bogdanow den Arbeiterdelegationen in den Korridoren empört zu. „Warum richtet ihr, ihr Arbeiter, euch nicht nach den klaren Direktiven unserer Arbeiterpartei?! Habt ihr denn

nicht unsere ‚Arbeiterzeitung‘ gelesen? Wenn das Vaterland in Gefahr ist, wenn die Freiheit und die Republik in Gefahr sind, so kann nur ein Verräter oder Dummkopf an die sofortige Einführung des Achtstundentages denken.“

Und ebenso stürmisch, wie er gekommen war, verschwand er wieder durch die von Wachtposten beschützte Tür.

„Was sollen wir da noch sagen?!...“ sagten die Arbeiter bestürzt.

„Ein Menschewik!“ spuckte einer von ihnen wütend aus.

Eines Tages fand ich die Mitglieder des Exekutivkomitees in großer Erregung. Sie putzten den Staub von ihren schwarzen Röcken, knöpften eifrig alle Knöpfe zu, strichen das Haar an den kahl werdenden Schläfen zu recht, spitzten die Bleistifte, legten Papierzettelchen ordentlich vor sich zusammen, wie Schüler vor der letzten Prüfung in Erwartung ihres strengen Direktors. Tatsächlich, fünf Minuten später erschien, umgeben von einem glitzernden Gefolge, General Kornilow in höchsteigener Person. Und diese ganze, in Gold und Silber blitzende Generalität, die sporenklirrend hereinkam und feierlich und würdevoll vor dem Tisch in den grauen, Sonne flimmernden Rauchwolken stehen blieb, erschien wie ein heiliges Synedrion von erbarmungslosen, grausamen, in Seide und Brokat eingezwängten, blutrünstigen, heidnischen Priestern, die sich frische menschliche Opfer holen wollen.

Ein wachsam — gespanntes Schweigen lag zwischen ihnen und uns. Wir bemühten uns alle, mit unseren Blicken diese niedrige Stirne zu durchdringen, diese schmalen, lachenden Kirgisenäuglein und den kurzen, spitzen, japanischen Schnurrbart, der aus hartem Pferdehaar zu sein schien und der das kalte, energische Schlaueitsfältchen des einen General spielenden Asiaten versteckte.

Alle diese Offiziere setzten sich auf die für sie freigelassenen Stühle, und Kornilow umgab sich, sein schmales, gelbes Iltisgesicht tief zwischen die Schultern steckend, mit einem Haufen von Akten und Dokumenten und überschüttete die aufhorchende Versammlung mit Zahlen, Berechnungen, Vermutungen, Schematas, Plänen, Dislokationen, Kommunikationen, Okkupationen, Provokationen ...

„Insofern Sie hier, Herr General, die Politik berühren, werden wir selbstverständlich auch darüber beraten. Wir machen Sie aber aufmerksam, daß wir kaum mit jener Einstellung, die unser neuer Kriegsminister Gutschkow in der Kriegs- und Friedensfrage hat, einverstanden sein werden“, polterte ehrerbietig, aber gleichzeitig auch betont und unterstrichen, Stjeklow.

„O nein, nein“, erwiderte rasch der General. „Nein, nein, ich werde die Politik nicht berühren. Die Armee muß außerhalb jeder Politik stehen. Die Armee ist über alle Politik erhaben, meine Herren, und ich wäre glücklich, wenn ich in Ihnen, Bürger-Delegierte, als treuer Diener der Demokratie eine Hilfe und Unterstützung in all meinen aufopferungsvollen Bemühungen finden würde, die nur zum Nutzen und Wohle des Volkes und der Revolution dienen sollen. Ich bin euer treuer und verlässlicher Soldat!“

Er glitt mit forschenden Blicken über alle. Ssokolow kniff die Augen zusammen und murmelte etwas in seinen Bart. Tschcheidze starrte müde auf den Tisch. Und sogar Stjeklow warf, ganz verwirrt, seinen Zigarettenstummel in das noch halbvolle Teeglas. Und nur der erst vor kurzem im Exekutivkomitee erschienene junge Fähnrich Stankjewitsch, mit den silbernen Epauletten des Pionierregimentes, mit dem rosawangigen, stets ruhigen Gesicht, der vom Scheitel bis zur Sohle glatt und oval war, strahlte jetzt glücklich und zufrieden, wie ein Kristallflakon.

„Gut, Herr General. Sagen Sie uns aber jetzt klar und deutlich, was für Aussichten wir an der Front haben?“ fragte eindringlich der Soldat Borissow.

„Ja, ja, das ist das Wichtigste“, stotterte Skobeljew.

Das Papier raschelte, die Bleistifte wurden herumgeschoben, und ein Dutzend aufmerksamer Blicke bohrten sich hartnäckig in General Kornilow.

„Die Aussichten an der Front? . . .“ knarrte er. „Nein, unsere Aussichten an der Front sind keineswegs glänzend. Der Zustand, in dem sich unser Transport, die Verpflegung, die Auffüllung der Regimenter, die Frage der Bewaffnung befindet, ist Ihnen, meine Herren Delegierten, bekannt. Die Resultate sind die unerfreulichsten, die man sich überhaupt denken kann. Selbstverständlich“, senkte er seine Stimme, „hoffe ich, daß diese Informationen vollständig diskret behandelt und nicht aus diesen Wänden hinausgetragen werden. Ich will hier noch betonen, daß wir unseren ruhmreichen Verbündeten gegenüber verpflichtet sind, daß wir Versprechungen gemacht haben und uns auch bemühen werden, sie zu erfüllen . . . Doch werden wir kaum, trotz unserer hartnäckigsten Versuche, uns auch nur um einen Zoll vorwärtsbewegen können . . . Das ist es, was ich befürchte. Gebe Gott, daß es uns gelingt, unsere Stellungen zu halten! Selbstverständlich,“ seine kleinen Fuchsäuglein glänzten, „wenn es Ihnen möglich wäre, neue und frische Hunderttausende Menschen ins Feld zum Angriff zu schicken oder,“ er blinzelte überschlau, „wenn Sie mir wenigstens die Möglichkeit geben wollten, unsere Petrograder Garnison an die Front zu werfen . . . Seien Sie ganz ruhig, natürlich würden Sie hier nicht ohne Soldaten bleiben. Man könnte frische Ergänzungen aus der Provinz hierher kommandieren. Man könnte zum Schutze der vom Volke errungenen Freiheiten einige ermüdete Teile der Frontregimenter herbringen . . .“

„Ja, schön . . .“, brummte unschlüssig Stjeklow im Takt von Kornilows Rede. „Sagen Sie uns aber aufrichtig, Herr General, ist eine Hoffnung auf einen Sieg vorhanden oder nicht?“

„Warum denn nicht? Wir müssen nur auf unseren Stellungen durchhalten und die Franzosen und Engländer werden schon siegen. Auf diese Weise wird der Sieg ein allgemeiner sein.“

„Nein, ich meine, wir, ob wir selbst . . . hier, an unserer Front?“ fragte Tschcheidze.

„Sie verlangen eine aufrichtige Antwort“, der General rutschte unruhig auf dem Stuhl herum und sah sein ehrerbietig schweigendes, die Augen tief senkendes, glänzendes Gefolge an. „Als ehrlicher Soldat der Revolution muß ich bedauernd antworten: Nein. Bei den jetzigen Bedingungen . . . nein.“

„Wozu also dann über Siege quatschen? . . .“ brummte Ssadowski düster vor sich hin.

*

Abends kamen ins zweiundvierzigste Zimmer ununterbrochen Leute und ununterbrochen wurde telephoniert. Man mußte an verschiedene Stellen Vertreter der Offiziere, Aktivisten schicken. Im Michailowtheater war eine Sitzung des Sowjets der Soldaten- und Arbeiterdelegierten. Dorthin ging Filippowski selbst. Die Durchführung unserer politischen Linie in den demokratischen Organen hatte er vollständig auf sich genommen und sah jede Initiative von unserer Seite eifersüchtig an. Auch in den Stab des Petrograder Bezirkes mußte jemand geschickt werden.

„Dorthin können Sie fahren, dort sind bolschewistische Reden nicht gefährlich“, sagte er mir bei der Übergabe des Mandats.

Der stämmige, kurzbeinige, an den Schläfen schon ergrauende Kornett Sachs, der zufällig vor zwei Stunden hergekommen war, schlug mir vor, mich in seinem Auto hinzubringen. Er war mit dem wackelnden Gange eines Kavalleristen hereingekommen. Jene rothaarige Stenotypistin mit den vibrierenden Nasenflügeln, die ich schon einmal während der ersten Tage in Engelhardts Zimmer gesehen hatte, begleitete ihn. Sie zwinkerte kokett mit ihren lebhaften Augen und klagte, am Arm des Kornetts hängend, mit weinerlicher Stimme, daß sie einen zu leichten Mantel trage und draußen so ein schrecklicher kalter Nordwind blase! Um ihren Arm war jetzt eine Rote-Kreuz-Binde geschlungen, und sie stellte sich mir als Krankenschwester vor. Ich stellte ihr bereitwillig mein Plaid zur Verfügung.

Unser Auto schüttelte uns auf den Straßenlöchern, die die Eisdecke der breiten Straßen jetzt füllten, ganz unbarmherzig durch. Seit dem Beginn der Revolution wurden die Straßen weder vom Schnee noch vom Eis gesäubert. Die Räder kamen immer wieder in tiefe Pfützen und übergossen die Vorübergehenden mit schmutzigen Wasserstrahlen. Das düstere, blutig-rote Gebäude des Stabes des Petrograder Bezirkes war spärlich beleuchtet. Schläfrige Schreiber drückten sich an die Wände, als wir ihnen auf der breiten, finsternen Treppe begegneten. Der große Saal war dicht gefüllt, und das Summen der beginnenden Sitzung hallte bis in die Ferne. Ein großer, schlanker Generalstabshauptmann las mit ölicher Stimme den Text eines Begrüßungsschreibens an den neuen Kommandanten General Kornilow wie einen Kirchengesang vor. Er wurde begeistert aufgenommen. Alle Offiziere beobachteten einander scharf, als fürchteten sie, daß einer von ihnen die Stufen der Offizierskarriere rascher erklimmen würde. Und als die Reden begannen, waren sie schüchtern und unsicher und stotterten über

ihre Ergebenheit für das neue Regime. Doch sofort nahm alles einen stürmischen und kampflustigen Charakter an, als man auf die Disziplin zu sprechen kam.

„Alles hängt nur vom Verständnis ab, meine Herren. Alles hängt nur davon ab, wie man die Sache anpackt“, sagte auf der Estrade, neben dem Tisch, Hauptmann Keller. „Sie wissen doch, daß in unserem Ismailow-Regiment die Soldateska genau so außer Rand und Band war wie überall, dieselben Wahlen in den Sowjet der Arbeiter- und Soldatendelegierten, dieselben . . .“

„Nun und jetzt?“

„Jetzt begrüßen mich die Soldaten mit dem Ausruf: ‚Habt Acht!‘ und auf meinen Gruß ‚Guten Tag, Kinder!‘ antworten sie wie ein Mann, ‚Guten Tag, Herr Hauptmann!‘ und viele, ja sogar sehr viele, denken Sie sich nur, schreien von Tag zu Tag lauter und deutlicher: ‚Guten Tag Euer Hochwohlgeboren!‘ Deshalb kann ich also für mein Regiment garantieren. In einer Woche oder vielleicht in zwei werden sie wieder unsere treu-untertänigen Soldaten sein . . . das heißt,“ er hüstelte, „in unseren, dem neuen Regime ergebenden Händen.“

Die Gesichter der Offiziere erstrahlten in neidischer Freude und in einem frohen, zufriedenen, spöttischen Lächeln. Ich wartete nicht bis zum Schlusse der Sitzung, nahm von der Krankenschwester mein Plaid, in das sie sich kokett und auffallend drapiert hatte und kehrte, so rasch es nur ging, ins laurische zurück. „Das ist sie, die Offizierspest!“ dachte ich.

Am nächsten Morgen erzählte ich Petja Saluzkij darüber.

„Ja, ja,“ regte er sich auf, „Sie müssen das unbedingt im Exekutivkomitee berichten. Das kann auf keinen Fall so bleiben.“

Doch das Exekutivkomitee war an jenem Tage bis über den Kopf mit Diskussionen über den Frieden beschäftigt

In allen Ecken und Winkeln tuschelten Fraktionen und Gruppen und zählten im Vorhinein schon ihre Stimmen. Alle fürchteten das Auftreten der aus Sibirien zurückgekommenen Bolschewiken.

„Wir müssen uns an unsere Brüder jenseits der Front wenden“, donnerte Stjeklow. „Wir müssen ihnen unsere ehrliche Proletenhand über die Berge der Leichen hinweg mit einem heißen Aufruf entgegenstrecken. Auch sie sollen, ohne zu zögern, das Joch ihrer halbautokratischen Ordnung abschütteln.“

„Gut,“ erhob sich Molotow, „was versprechen wir ihnen aber als Ersatz? Das Einhalten der alten zaristischen, räuberischen Verträge mit den Verbündeten durch die Provisorische Regierung, worüber der Kadett Miljukow während des Empfanges der Botschafter so eifrig sprach?“

„Demagogie!“ fuhr Bogdanow wütend dazwischen. „Die Demokratie Rußlands hat schon längst versprochen, sich der Erobererpolitik zu widersetzen.“

„Sie versprechen, sich zu widersetzen?“ sagte mit fragender Stimme ein unbekannter Delegierter in einer russischen Bluse und strich nervös über sein Haar.

„Das ist unser Muranow,“ flüsterte mir Linde ins Ohr, „er ist gerade von Sibirien gekommen, zusammen mit Kamenjew und Stalin. Viele sind jetzt von uns angekommen, Bruder.“

„Worin wird sich dieses Widersetzen äußern? Könnte man da nicht etwas Konkreteres hören?“ sagte Muranow.

„Wir können jetzt nichts Konkretes vorschlagen, bevor wir nicht die prinzipielle Antwort unseres Gegners kennen“, schrie Filippowski.

„Ja, ja,“ unterstützte Tschcheidze Filippowski, „selbstverständlich geht es hier nicht um den Separatfrieden...“ Die russische Revolution wird sich nicht vor den Bajonetten der Sieger zurückziehen. Und mit dem deutschen Volke können wir nicht gemeinsame Sache machen,

solange Wilhelm nicht abgesetzt ist. Bis zu diesem Zeitpunkt müssen wir für unser freies Mütterchen Rußland ehrlich kämpfen!”

„Ha-ha-ha!” lachten die Bolschewiken.

„Warum lacht ihr? . . . Was schlagt ihr vor?” keuchte wütend Gwosdjow und wandte sein Gesicht rasch zur bolschewikischen Ecke. „Was würdet ihr vorschlagen? Sprecht euch klar aus!”

Muranow schüttelte nachdenklich den Kopf, sah durch das Fenster und sagte unschlüssig:

„Gut, in diesen Grenzen werden wir euch unterstützen.”

„Also! Also doch! . . .” Wie ein erleuchteter Seufzer über die unerwartete Nachgiebigkeit der Bolschewiken tönte es von vielen Seiten.

Erst ganz zum Schluß der Sitzung gelang es mir mit großer Mühe das Wort zu bekommen, um über die Versammlung im Offiziersstab zu berichten.

„Ihr habt gerade über einen Friedensaufruf an die Völker gesprochen. Die Demokratie schlägt vor, den Krieg zu beenden. Über die Aussichtslosigkeit des Krieges hat gestern Abend Kornilow selber gesprochen. In seinem Stabe aber habe ich gestern Abend die begeistertsten Reden über den Krieg bis zum vollständigen Siege gehört und es ist auch darüber gesprochen worden, daß einige Teile hiesiger Regimenter sich ihren Offizieren wiederum vollständig unterwerfen. Ist es nicht ganz klar, was das bedeutet?!”

Linde sprang blaß und erregt auf und begann, mit den Händen nervös fuchtelnd, darüber zu sprechen, daß er eben aus Witjebesk gekommen und die Offizierschaft dort ebenso gestimmt sei und daß, wenn ihnen jetzt die Möglichkeit gegeben würde, auf die Soldatenmassen einzuwirken, wir schon in der nächsten Zeit nicht mehr in diesem Zimmer sitzen würden. Die Offiziere wüßten genau, was sie wollen.

Die übrigen Mitglieder des Exekutivkomitees sahen mich und Linde müde an, schielten mißtrauisch zu den sich langweilenden Bolschewiken und durchbohrten zwei Neuankömmlinge mit ihren forschenden Blicken: den, wie einen Ball rundlichen, kleinen Vertreter der polnischen Linken Kozlowski und den Letten Stutschka, mit weißem Haar und grauen Schnurrbart. Die beiden waren hier noch Neulinge und hörten aufmerksam dem raschen, nervösen Russisch zu, schwiegen aber vorläufig erwartungsvoll und konzentriert.

„Wir nehmen also,“ schlug Bogdanow vor, „den Bericht des Offiziers-Aktivisten zur Kenntnis. Ich nehme an, daß keine konkreten Schlüsse daraus gezogen und keine konkreten Beschlüsse aus diesem Anlasse gefaßt werden.“

Alle schwiegen.

„Angenommen. Wir gehen zur nächsten Frage über.“

*

In der Früh sah mich Filippowski auf der Sitzung des Präsidiums der republikanischen Offiziere unzufrieden an.

„Wie oft habe ich Ihnen schon wiederholt, lieber Freund, daß Sie verpflichtet sind, Ihren Bericht in unserer Mitte zu halten und erst nachdem wir ihn gutgeheißen haben, dürfen Sie mit unserer Erlaubnis vor dem Exekutivkomitee sprechen. Was tun Sie aber?!“

Ljubarski, Grjekow, Latschinskij und sogar Mstislawski schüttelten vorwurfsvoll ihre Köpfe.

„Ich begreife nicht,“ unterstützte sie Ssinani, „ich begreife nicht, wieso der Leutnant es nicht versteht, taktisch mit der höheren Offizierschaft umzugehen. Er soll lieber seine Kräfte in den Reihen der breiten Masse der subalternen Offiziere versuchen. Heute ist zum Beispiel eine große Versammlung von Offizieren der ganzen

Garnison, das heißt von Offizieren, die von ihren Abteilungen gewählt wurden, im Saale der Armee und Flotte. Der Leutnant soll sich mit dieser Sache befassen und kann dort auch versuchen, selbständig mit seinem Parteiprogramm aufzutreten. Selbstverständlich darf er uns, als Bund nicht hineinbeziehen. Und wir werden sehen, was da herauskommen wird."

Er zwinkerte spöttisch mit seinen braunen Augen.

*

Die Versammlung fand in demselben Saale der Armee und Flotte statt, in dem früher patriotische Konzerte gegeben wurden. Die Galerien stützten sich schwer auf viereckige dicke Säulen. Am Ende des Saales stand feierlich ein Tisch auf einer Estrade. Der Saal war überfüllt von Fähnrichsepauletten. Sorglose Gespräche der Etappengardeoffiziere dröhnten verwegen und keck durch den Raum. Und diese klingende Bravour erlosch schüchtern und die Epauletten neigten sich tief hinunter, wenn die Offiziere, einander ablösend, auf die Estrade kamen.

„Bürger!... Herren Offiziere!... Die großen Errungenschaften!... Die Volksfreiheit!... Die große Freiheit des revolutionären Volkes!... Das freie Volk!... Die große Revolution!..." wurde hier in allen Tonarten dekliniert und konjugiert.

„Was ist aber praktisch zu tun?" nörgelte man von einzelnen Sitzen. „Gut, die Soldaten haben uns gewählt! Sollen wir am Ende vor ihnen stramm stehen!..."

„Ja, meine Herren Offiziere, wir sind in einen düsteren Abgrund gerollt", begann unheilsvoll der Artilleriehauptmann Usemblo. „Ich bin ein Offizier aus Kronstadt, bin der einzige, der am Leben geblieben und frei ist. Alle anderen sind entweder erschlagen, oder sie sitzen im Marinegefängnis. Sitzen mit Wasser bis zu den Knien und rufen von dort zu uns: „Brüder, helft!..."

Seine Worte waren kläglich, doch sein Ruf um Hilfe war so brennend, daß die tiefgerührte Versammlung sofort eine Delegation wählte. Sie sollte ins Exekutivkomitee des Sowjets gehen, um zu veranlassen, daß eine spezielle Delegation nach Kronstadt fahre, die die Angelegenheit der verhafteten Offiziere untersuchen soll.

„Wollen Sie auch sprechen?“ — sagte mir der Vorsitzende, Hauptmann Gutschkin, als ich ihm mein Mandat gab, und die Versammlung sich etwas beruhigte.

„Ja, ich bitte um das Wort.“

Ich ging auf die Estrade und sprach, sprach wahrscheinlich ebenso ungereimt, wie damals im Technologischen.

„Das freie Volk“, „Die große Revolution“, das ist alles sehr schön und sehr erhaben, doch in der Praxis ist die Wertung der Freiheitsliebe unserer Offiziere leider bis jetzt nicht günstig für uns ausgefallen. Sie kann durch die Geschichte nur dann endgültig beurteilt werden, wenn wir die Kampfprüfung unserer Ergebenheit der Sache gegenüber bestehen. Die Kampfprüfung unserer Ergebenheit für die Losungen und Interessen der breiten werktätigen Massen, vor allem also für die Losungen und Interessen unserer Soldaten, mit denen wir in engster Fühlung sind. Nur das allein kann die Offiziere vor der Wiederholung der Kronstadter Ereignisse retten. Der Krieg bleibt leider Krieg, und wir Offiziere können nicht vor Wilhelms Bajonetten zurückweichen. Wir dürfen aber auch nicht nur wegen der Verpflichtungen des gestürzten Zaren den Verbündeten gegenüber mit der lärmenden Parole: „Krieg bis zum Endsiege“ zum Angriff trommeln. Wie leicht wäre es für die Hohenzollern, ihre Regimenter gegen uns zu führen, wenn sie ihnen entgegenschreien könnten: „Seht nur her, die Russen haben den Zaren gestürzt, reden über Freiheit, aber die Ziele der Annektionen, der Kontributionen sind dieselben geblieben!“ Stellt euch aber nur jetzt vor: wer würde hinter

Wilhelm stehen, wenn wir klar und deutlich der ganzen Welt zurufen würden, daß wir uns von den alten zaristischen Verträgen lossagen, und einen Frieden auf Basis eines vollständigen Verzichtes auf Eroberungen vorschlagen?! Die Offizierschaft muß das Blut eines Volkes schonen, auch wenn sie dafür ihr Eigenes opfern müßte. Die reaktionären Kräfte schlummern nicht. Die reaktionären Kräfte in der Offizierschaft träumen davon, daß man ihnen beim Eingang in die Kasernen wieder entgegenschreit: „Guten Tag, Euer Hochwohlgeboren!“ oder „Guten Tag, Exzellenz!“ Und wer weiß, wie dieser Kampf der Demokratie enden wird, der Kampf unserer Brüder-Soldaten und unserer Brüder-Arbeiter mit diesen durch die Revolution unmöglich gemachten Emporkömmlingen, die von der Rückkehr der alten Ketten träumen.“

Ich erwarte, daß man pfeifen und zischen werde, doch die Versammlung belohnte meine Ausführungen mit, wenn auch spärlichem, Beifallsklatschen. Man setzte mich sogar ins Präsidium, wo ich am Ende des Tisches Miljukow entdeckte, um den eine Herde von Offizieren scharwenzelte. Er hatte meiner Rede augenscheinlich gar nicht zugehört.

„Miljukow hat das Wort!“ rief der Hauptmann.

Der graubärtige Kater zog seinen hellen englischen Anzug zurecht und begann einschmeichelnd von den Offizieren zu knurren. Er knurrte über: „Die großen historischen Aufgaben des russischen Reiches, über die nationalen Probleme der Meerengen, über das Einhalten der Verträge mit den verbündeten Mächten, über die Ehre des russischen Offiziersrockes.“ Als er geendet hatte, sprangen alle begeistert von ihren Sitzen und der Professor stand da und nickte mit dem Kopf als Antwort auf den stürmischen Beifallsregen, der den Saal überflutete. Dann wandte sich der Minister des Äußeren mit stolzem,

feierlichem Gesicht dem Tisch zu, und alle Offiziere, die auf der Estrade saßen, stürzten mit bereitwilligem Lächeln zu ihm und drückten ihm die Hände. Er ging ihnen strahlend entgegen und streckte auch den anderen Offizieren, die zur Estrade stürmten, die Hände hin. Ich erhob mich und ging zur Seite, doch Miljukow trat zu mir. Ich sah ihn verlegen schweigend an, wurde rot und gab ihm nicht die Hand, trotzdem er vor aller Augen mir seine entgegenstreckte.

Das war anscheinend ganz unerwartet für ihn, da er eine Sekunde die Hand ausgestreckt hielt, wobei er den Mund weit öffnete, sofort aber sehr geistesgegenwärtig sie in die Tasche steckte, ein Taschentuch herausholte und mir den Rücken wandte.

Zum Schluß der Sitzung wurde ein „Exekutivkomitee“ des neugebackenen „Bundes der Offiziersdelegierten der Petrograder Garnison“ gewählt.

■

„Ich gratuliere,“ sagte mit unterdrücktem Spott Filipowski am nächsten Morgen, „man sagt, daß Ihre Rede Eindruck gemacht hat. Man erzählt auch, daß Sie sich nicht sehr taktvoll Miljukow gegenüber benommen haben. Träumen Sie denn wirklich jetzt ernsthaft vom Sozialismus?“

„Ich glaube, Sie waren es, Wassilij Nikolajewitsch, der uns ein sozialistisches Programm vorgeschlagen hat!“ erwiderte ich spöttisch.

„Als ökonomisches Maximalprogramm – jawohl. Das ist aber entfernteste Zukunft, dieses ‚Maximalprogramm‘. Daß aber unsere Revolution eine ausschließlich bürgerliche ist, das hoffe ich, werden Sie jetzt nicht mehr leugnen. Wenn Sie aber daran zweifeln, so rate ich Ihnen, sich die heutige ‚Prawda‘ anzusehen. Dort steht es schwarz auf weiß.“

„Und all dieses dumme Geschwätz über geheime Gaunereien und monarchistische Verschwörungen,” fügte Skobejko, mich wütend ansehend, hinzu, „all dieses Geschwätz, daß man deswegen den Krieg früher beenden und sich direkt in die Tatzen Wilhelms begeben muß . . . all das, Leutnant, ich muß Sie schon darauf aufmerksam machen, sieht direkt nach bolschewistischer Schwarzmalerei aus.”

„Ich habe die heutige ‚Prawda‘ noch nicht gelesen, was aber den Krieg betrifft, hat auch Filippowski gehört, daß General Kornilow sagte, wir können keinen Sieg mehr erwarten. Warum, zum Teufel, will also diese Bande die Soldaten wieder in die Hände kriegen? Und warum, und wofür kämpfen wir jetzt weiter, das ist jetzt die wichtigste Frage.”

„Wir müßten uns also, Ihrer Meinung nach, dem Feinde auf Gnade und Ungnade ausliefern.”

„Nein, wir müssen Gutschkows Kassen verteidigen und schützen!” antwortete ich schroff.

„Zankt Euch nicht,” sagte Mstislawski friedfertig. „Es wäre viel nützlicher,” wandte er sich an mich, „wenn Sie einen Artikel für unsere Zeitung ‚Volksarmee‘ schreiben und alle Ihre Ansichten klarlegen wollten.”

„Gut, ich werde schreiben.”

„Wassilij Nikolajewitsch, man sucht Sie”, stürzte Ssinani ins Zimmer. „Im Exekutivkomitee ist eine Soldatendelegation von denselben Soldaten mit den Georgskreuzen, die hergekommen sind, um uns niederzukuñppeln. Sie kommen gerade vom Hauptquartier, aus Mohilew und erzählen schreckliche Dinge. Sie erzählen, daß jämmerliche Offiziere dort nichts anderes tun, als schlafen und davon träumen, wie Petrograd zu zertrümmern wäre. Nicht einmal unsere Zeitungen lassen sie herein und sagen offen, daß der ganze Petrograder Sowjet der

Soldaten- und Arbeiterdelegierten zusammengeschossen werden wird. Wohin führt das alles?!”

Filippowski lief fort, um diese Delegation zu empfangen und sie zu bearbeiten, und ich setzte mich auf das Fensterbrett und beobachtete, wie die Autos summten und wie immer neue Reihen von Garderegimentern hergejagt wurden, um die neue Regierung zu begrüßen. Die Offiziere marschierten stramm im Takt und über den Orchestern wankten breite, rote Plakate, deren weiße Buchstaben frech in die Augen krochen: „Krieg bis zum endgültigen Siege!”

Ich schrieb einen Artikel „Die Offiziere und die gegenwärtigen Aufgaben” — und übergab ihn Mstislawski. Er erschien in der vierten Nummer unserer Zeitung, gekürzt und geglättet, doch die Grundgedanken blieben trotzdem: die Freiheiten müssen vor Wilhelm verteidigt werden. Alle Regierungslosungen über einen endgültigen Sieg sind abzulehnen, damit die Offiziere nicht aus einer Angst heraus, sondern durch ihr Gewissen von den politischen Forderungen der Soldaten, des russischen Proletariats und der Bauernschaft durchdrungen werden, um die Massen führen zu können.

Ich zeigte diesen Artikel unseren bolschewikischen Soldaten, Mitgliedern des Exekutivkomitees.

„Kleinbürgerliches Idyll! Sozial-revolutionäre Mentalität!” lächelte spöttisch Padjerin.

„Unsinn. Es ist nicht so arg. Warum greifst du ihn so an?” setzte sich Borissow für mich ein.

„Weißt du, was du tun könntest,” polterte teilnahmsvoll Ssadowski, „Schau einmal in das Palais der Ballerina Kszeszinskaja. Such dort Podwojskij auf. Unser Parteikomitee hat ihn beauftragt, alle in unserer Armee dienenden bolschewikischen Soldaten zu organisieren.”

Links von der langen, buckligen Troitzki-Brücke, auf der die Elektrischen kreischend krochen, hing schwer und abschüssig über dem traurigen Eis der Newa die unförmig granitene Masse der grauen Bastionen der Peter-Paul-Festung. Über ihr ragte die vergoldete Nadel eines Glockenturmes mit dem geflügelten Erzengel an der Spitze zum trüben gewölbten Himmel hinauf. Neben dem abschüssigen Trottoir des breiten, von einer ungeordneten Automobil-lawine bedeckten Kamenooostrowskij-Prospekt, führte ein kleiner Pfad, von kecken, nackten Sträuchern umrahmt, zu einem zweistöckigen Häuschen, das wie ein Porzellanspielzeug aussah und dessen gelbliche Kachelwände sogar an diesem grauen Morgen glänzten. Vom Kamenooostrowskij-Prospekt trennte es ein kleiner, öder Park. Alles war noch mit welken Haufen sterbenden Schnees bedeckt, unter dem stellenweise das vorjährige braune Gras und gelbe, mit bläulich-grauen Spinnweben bedeckte Blätter hervorlugten. An der Ecke des blanken Häuschens lächelte sein hohes Eisengitter mit den blitzenden Säulen einer römischen Laube, deren Dach filigran und mit welken, durch den Winter braun und dürr gewordenen Blättern von wildem Wein bedeckt war. Der Eingang in diese kleine Villa war durch den Hof zu erreichen, in dem eine Reihe von dröhnenden Panzerautos sich griesgrämig langweilte, um die ihre Besatzung geschäftig wimmelte. Lauter von Maschinenöl schmutzige Chauffeure Nikolajews und listig unter den rötlichen Schnurrbärten lächelnde Maschinengewehrschützen Ajas. Sie waren es, die dieses gemütliche Nest, das den lauten und skandalösen Namen „Palais der zaristischen Ballerina Kszeszinskaja“ trug, besetzt hatten. Sie waren es, diese plumpen, von der Front angekommenen Soldaten, die Besitz ergriffen hatten von diesem glänzenden Nippes, das eine zaristische Laune für das Geld des Volkes geschaffen hatte, und sie waren

es, die es jetzt unserer bolschewikischen Parteiorganisation zur Verfügung stellten.

Die Pforte zur Straße war immer offen, und die Soldaten gingen mit fauler Neugierde hinein, tasteten mit ihren Bauernfingern die eisernen Muster des Tores, das marmorne Treppengeländer ab und beschmutzten mit ihren schweren Stiefeln die schneeweißen Stufen der Treppe mit dem jetzt ganz zerfetzten und zur Seite geschobenen buschig-weichen Laufteppich. Soldatenmassen schlenderten siegesbewußt durch die Flucht der weiten Zimmer und gingen in den glitzernden weißen Saal, der im rosa Marmor der flachen, in die Wand gedrückten Säulen erstarrt war. Am Ende des Saales, neben der Wand, die fast nur aus Fenstern bestand, an denen halbzerfetzte, schwere Seiden draperien kläglich herunterhingen, grüntem noch immer frühlingshaft-zart, die von ihren Herrschaften schnöde verlassenen Blumenarrangements. Über den bläulichen Fransen der sich weit ausdehnenden Araukarien, über den breiten Fächern der Palmen und den zitternden, federnden Mimosen, über dieser ganzen tropischen Pracht, flog ängstlich eine weiße, zahme Taube hin und her, die von der Besitzerin vergessen worden war. Das Knarren der Soldatenstiefel, die dichten Wolken beißenden Tabaks, das Spucken der Bauern, die schweren Schimpfworte und das dröhnende Gelächter dieser triumphierenden, ungebetenem Gäste, die gotteslästerlich in das verbotene Paradies dieser verdienten, zaristischen Maitresse eingebrochen waren, scheuchten den armen Vogel auf. Kläglich schlug er mit den Flügeln an die Fenster. Ich fragte, an wen ich mich hier zu wenden habe, und irgendeine junge, stupsnäsige Arbeiterin, die Bündel „Prawda“ zum Abtransport fertig machte, schickte mich herauf. Aber auch dort, im zweiten Stock, schlenderten neugierige Reihen von grauen Mänteln herum. Soldaten krochen durch eine kleine Geheimtüre, — die andere,

die ins Schlafzimmer führte, war fest zugesperrt, — in den weiten, mit schweren, weichen Teppichen bedeckten Ankleideraum, der noch immer nach französischem Parfüm und betäubend süßen orientalischen Kosmetiken duftete. Sie machten einander, mit den Augen listig zwinkend, auf die üppigen Nischen mit den Seidensofas aufmerksam. Ein breiter, leichter, halbdurchsichtiger Seidenvorhang teilte den Ankleideraum vom glitzernden Badebassin ab, das in seinem Marmor und Majolika wie der Altar eines byzantinischen Tempels anmutete.

In den Korridoren kauten düstere Zivilisten in zerdrückten Mützen, mit schon lange Zeit unrasierten Wangen, nachdenklich und zerstreut an Zigarettenstummeln.

„Genossen, wo ist hier das Parteikomitee?“

„Das Parteikomitee? . . . Sie wollen ins Parteikomitee! . . . Im Parteikomitee ist jetzt eine geschlossene Sitzung. Das ist dort, im Schlafzimmer . . .“ Die Tür ist versperrt, und als man mir, nachdem ich geklopft habe, öffnete, sehe ich seidene Draperien an den Fenstern in der Farbe der seidenen Tapeten und ein ganz leeres Zimmer, in dem nur ein riesengroßes Holzbrett steht, mit einer Federmatratze, auf dem jetzt eine Gruppe konzentriert und ernst miteinander sprechender Arbeiter sitzt. Alle schauen sie rasch und feindlich zur Türe, vorsichtig aufhorchend, nach alter illegaler konspirativer Gewohnheit.

Endlich fand ich in einem ganz entlegenen Zimmer Podwojskij, an den man mich gewiesen hatte. Milde, freundliche Augen, buschiges braunes Haar; über einem russischen Hemd aus künstlicher Rohseide ein graues Röckchen und statt einer Krawatte eine Schnur mit Ponpons. Er sprach sofort vertrauensvoll und liebenswürdig zu mir.

„Sie kommen von Ssadowski? Das ist sehr gut, sehr gut! Kommen Sie, ich werde Sie mit Wladimir bekannt machen. Sie müssen dann auch unbedingt registriert

werden. Passen Sie auf, daß Sie nicht weggehen, ohne daß man Sie registriert! Genosse Ssulimow, unten im Keller, wird das erledigen. Wie gefällt Ihnen unsere legale Wohnung? Wir haben das ganze Möbel, die Teppiche und Draperien, und alles unnötige Zeug herausgeschafft. Die zaristische Hure kann mitnehmen, was sie will. Wozu brauchen wir den ganzen Dreck? Unten, Sie haben wahrscheinlich den Saal gesehen, richten wir unseren ersten Soldatenklub im Namen der ‚Prawda‘ ein. Er wird heute noch eröffnet, sogar jetzt bald. Gehen Sie also bitte nicht weg. Auch Sie werden sprechen müssen, Genosse. Überhaupt wird in der Zukunft über alle unsere Agitatoren und Propagandisten streng Buch geführt werden müssen. Das ist der Beschluß des Parteikomitees. Besonders, was das Militär betrifft. Wir müssen Verbindung mit den Soldaten haben. Das ist jetzt das Wichtigste. Glauben Sie, daß wir dort wenige von unseren Leuten haben? Ssadowski, Padjerin, Laschewitsch . . . Soldaten haben wir viele, vorläufig sind sie noch alle sehr verstreut. Wir werden durch unseren Klub mit allen Regimentern in Verbindung treten und dann schaffen wir eine Kampforganisation, daß es nur so krachen wird! . . .“ Er hüpfte sogar in die Höhe und klopfte mir lustig auf die Epauletten. Dann führte er mich hinunter in finstere Kellerlöcher und Gänge, die matte elektrische Lämpchen nur halb beleuchteten.

„Hier ist Ssulimow“, er stieß mich in ein winziges Zimmerchen, wo hinter einem kleinen, mit Kontorbüchern bedeckten Schreibtischchen, ein blonder Arbeiter mit kleinem Schnurrbart und sorgfältigem Scheitel saß und eifrig schrieb.

„Hier“, stieß er mich zu Ssulimow. „Das ist auch ein Bolschewik. Schmeiß ihn nur in unseren Kampfkessel, Bruder, und gib ihm eine Mitgliedskarte. Wir haben doch genügend Parteimitgliedskarten gedruckt. Es ist

schon Zeit, daß wir endlich auf der Oberfläche erscheinen, legal arbeiten. Genug der Illegalität!" sagte er scherzend und raste wieder davon.

Eine Stunde später wurde mit Hilfe dieser, wie Ameisen emsigen und rastlosen Parteiarbeiter und einiger Soldaten ein seidener gestickter Vorhang von einem der Riesensterfenster heruntergerissen, mit kühner Bewegung als Tisch-tuch auf einen großen, breiten Eßzimmertisch geworfen, um den sich eine undurchdringliche Masse gierig und vertrauensvoll zuhörender Soldaten sammelte. An einem Ende des Tisches setzte sich feierlich, mit seinen blauen Augen blitzend, der Vorsitzende Podwojski. Links von ihm saß bescheiden der freundliche Ssulimow und rechts sah ein kleiner, breitschultriger, liebenswürdiger Mann mit einer kleinen Nase und nach rückwärts gekämmter Mähne, durch die er einem Psalmsänger oder Dichter ähnelte, mit scharfen Äuglein und frohem Staunen die Soldaten an. Wie ich später erfuhr, war es Wladimir Newskij.

„Genossen, wir eröffnen also unseren ersten Klub, im Namen der ‚Prawda!‘" schrie begeistert Podwojski.

Dröhnendes Beifallsklatschen. Die weiße Taube, die sich in den grünen Blättern versteckt hatte, flog erschrocken auf und schlug mit den Flügeln an die Fenster-scheiben. Podwojski sprach hingerissen über das von den Soldaten gestürzte Offiziersjoch, über die von Arbeiterhänden eroberten, prächtigen zaristischen Lasterhöhlen, in denen freche Zarenhuren ein ausschweifendes Leben führten, und wo jetzt sich die wirklichen Herren und Erbauer des menschlichen Lebens versammelt haben, um gemeinsam die Volksnöte zu beraten und revolutionäre Wege zu bestimmen, die die Not besiegen sollen.

Das blonde Bärtchen Podwojskis hüpfte weich im Takt seiner Worte, wie ein schalkhafter Schmetterling über den buschigen Blumen seiner Krawattenponpons. Und

sogar das schneeweiße Täubchen saß jetzt ruhig auf dem Palmenast, schielte mit seinen roten Äuglein, drehte sein Köpfchen zur Seite und schien dem Redner schüchtern zuzuhören. Auf den aufmerksamen Gesichtern der Hunderte von Soldaten schmolz die jahrtausendalte bäurische, sorgenvolle Verdrießlichkeit.

„Genossen, wir werden heute die wichtigste Frage, die heikelste Frage, nämlich die Frage des Krieges beraten“, schloß Podwojski seine Rede.

„Jetzt sind Sie an der Reihe!“ stieß er mich, als das Beifallsklatschen sich gelegt und die kleine Taube sich wieder in die bläuliche Tiefe der schattigen Araukarien versteckt hatte. „Sie müssen jetzt sprechen.“

„Ja, worüber denn? . . .“

„Über den Krieg . . .“

„Aber ich bin ja . . .“

„Klettern Sie auf den Tisch, klettern Sie rasch! Man wird Sie besser hören, es wird lustiger und vorteilhafter sein.“

Mit den Sporen klirrend stieg ich vorsichtig auf den Tisch, aus Angst, die zarte Seide der Portièrè mit meinen nassen Schuhen zu beschmutzen. Ich sprach zuerst sehr verlegen und fühlte auf einmal, daß alles, was ich in diesen letzten Tagen gemacht, alles, was ich geschrieben und gesprochen hatte, alles, woran ich gelitten hatte, alle diese kläglichen, persönlichen Kleinigkeiten nichts sind im Vergleich damit, was ich jetzt hier zu sagen habe, hier, wo Hunderte Soldatenaugen sich liebevoll in mich einsaugen, aufmerksame, hartnäckige Augen, heiße und vertrauensvolle, die gierig sind nach noch nicht gehörten und vorläufig noch nicht gefundenen, ganz neuen, verwegenen, aufrührerischen Worten, die diese Soldaten jetzt zu hören bekommen müssen, hier, sofort, im Namen unserer Partei. Ich sprach begeistert, scharf und heftig. Ich sprach darüber, was vor allem in aller Herzen und Köpfe war. Ich sprach den Soldaten über den Krieg.

„Soldaten, man erzählt euch von der Front. Das ist wahr, daß dort Wilhelm ist, und das grausame Fletschen der Kruppkanonen, und die stählernen Borsten der Mäuser- und Mannlichergewehre jeden unserer Schritte mit todbringendem Feuer bedrohen. Glaubt aber, Genossen, diesen neugebackenen Wohltätern nicht, wenn sie über eure Freiheiten sprechen. Den Wohltätern, die zu euch kommen, mit dem Golde ihrer Epauletten auf den grünen Kitteln, und euch mit der Todesgefahr für unsere Freiheiten drohen. Glaubt diesen feindlichen Reden nicht, Genossen! All diese Beflissenen, die über den Krieg bis zum endgültigen Siege schreien, sind genau so eure Feinde wie Wilhelm Hohenzollern und sein Gefolge, wie die Krupps und Mannlichers. Glaubet jenen nicht, die für den Krieg bis zum endgültigen Siege plädieren. Vor einigen Tagen fragte man auf einer Sitzung des Exekutivkomitees General Kornilow ganz kategorisch: ‚Gibt es eine Hoffnung, eine geringe Hoffnung, auf einen Sieg? Und wenn, dann beweisen Sie das mit Plänen und Ziffern.‘ An die Wand gedrückt, war der General gezwungen, zu bekennen: ‚Nein, meine Herren, Hoffnung auf einen Sieg ist nicht vorhanden.‘ Warum predigen sie also genau das Gegenteil in den Kasernen? Denkt nur daran, wie all die Offiziere, bewaffnet mit Säbeln und Revolvern, wie sie euch, mit ihren Epauletten glänzend und mit den Sporen klirrend, jetzt überzeugen wollen, daß die einzige Rettung des Volkes nur im Siege über die Deutschen sei, und daß man aus diesem Grunde sich blind dem Kommandanten unterwerfen müsse und ohne zu widersprechen alle Befehle der Generäle durchzuführen habe, auch wenn sie euch jetzt auf die Straße kommandierten, um gegen die Arbeiter und den Sowjet zu kämpfen. Sie sind es auch, die euch predigen, indem sie schmeichlerisch um euch scharwenzeln, es sei im Interesse der Rettung des Vaterlandes, daß alle Petrograder Soldaten sobald als möglich

an die Front geworfen werden. Denkt doch nach, Genossen, was das alles bedeutet? Wo ist der versteckte Grund? Ihr Ziel ist ganz klar und deutlich. Ihr glaubt wahrscheinlich, die Revolution sei beendet. Der Zar sitzt aber noch immer in seinem Schloß, wie in Abrahams Schoß! Ein Gefolge von ergebenen Offizieren behütet und beschützt ihn. Dieser selbe Nikolaj wird im gegebenen Augenblick sich nicht genieren, gegen euch Teile von Regimentern politisch ahnungsloser Soldaten von der Front zu schicken. Und eigentlich braucht man auch gar keine Frontsoldaten, wenn es den Offizieren gelingen wird, euch wieder mit der Losung: ‚Krieg bis zum endgültigen Siege‘ unter ihr Joch zu bekommen. Dann wird irgendein breitknochiger Held, wie zum Beispiel General Iwanow oder Hauptmann Kutjepow oder Paulucci oder andere, den blutigen zaristischen Befehlen folgend, in euere Kasernen stürzen, euch mit den Fäusten packen und erbarmungslos in erster Reihe jene erschießen, die sich ihnen nicht unterordnen werden. Und eine wahnsinnige tierische Abrechnung mit unseren Arbeiterführern wird beginnen. Dann ist es aus mit unseren Freiheiten! Aus mit dem Achtstundentag! Aus mit dem versprochenen Grund und Boden! Dazu brauchen sie eben den Krieg bis zum endgültigen Siege!“

Von dem stürmischen Beifallsbrüllen schrak das Täubchen wieder auf und schlug wiederum mit den Flügeln an die riesengroßen Spiegelscheiben. Dann sprach ein Soldat. Er hatte ein glattes, nichtssagendes Apotheker Gesicht und zog langsam, wie gähnend die Worte:

„Ja,“ sagte er, „mein Vorredner, man muß schon zugeben, ist ein erfahrener Bursche. Nur hat, wie ihr seht, nicht jedem die illegale Schule genützt. Das ist doch Demagogie, Genossen! Das ist ein Spiel mit den unbewußten Bauerninstinkten! Viele von euch wollen natürlich nach Hause, in das Rjasaner Gouvernement, oder das

Kaluschsker. Ihr habt keine große Lust, von hier an die Front zu gehen. Das ist sehr begreiflich. Wer von uns will denn in den Tod? Ist es aber möglich, daß sich hier lauter Verräter befinden, die bereit sind, sofort die Bajonette in die Erde zu stecken und den Deutschen die Front zu öffnen? Nein, ein klassenbewußter Arbeiter, Soldat und Bauer, wird niemals so handeln. Ist denn das, was wir hier mit euch errungen haben, sogar das, daß wir uns hier jetzt frei versammeln können, ist denn das alles nichts?! Muß man denn nicht all das, was wir mit unserem Blute erkämpft haben, mit Leib und Seele beschützen?! Der Leutnant hat euch angelogen. Er hat euch angelogen, hat kein wahres Wort gesagt. Hütet euch vor ihm! Und wenn er euch versichert hat, daß man die Herren Offiziere fürchten muß, so sage ich euch: Fürchtet euch vor solchen Offizieren, wie er es ist!”

Wie die Oberfläche des Wassers während eines Sturmes, so zuckten und spielten die Kinnladen in den Gesichtern der Soldaten. Eine seltsame Unruhe bemächtigte sich meiner. Vieles, was dieser Menschewik jetzt gegen mich gesprochen hatte, schrieb ich erst selber vor Kurzem in meinem Zeitungsartikel. Warum aber lenkt er die Augen der Soldaten von allen inneren gegenrevolutionären Gefahren ab?

„Lassen Sie mich, ich werde antworten“, erhebt sich Newskij.

Doch ich springe ungeduldig auf den Tisch, ich schaue der Versammlung mutig ins Gesicht und spreche aufrichtig und grad.

„Ja, Genossen, es wird keine Gnade für jene Verräter aus unserer Mitte geben, die es versuchen werden, unsere, mit dem Blute des Volkes errungene Freiheit Wilhelms Generalstab auszuliefern. Schlagen wir euch aber denn hier vor, die Front zu verlassen? Nein, das schlagen wir nicht vor. Wir sagen nur, daß unsere Front dort ist, in

den Schützengräben, daß wir aber auch hier in Petrograd eine Front haben. Wir müssen den Krieg so rasch wie möglich beenden. Und das ist nur dann möglich, wenn ihr mit euren Soldatenhänden die letzten Reste dieses zaristischen Drecks und all ihrer Schmarotzer bis zur Wurzel ausmerzen werdet, jener Schmarotzer, die uns jetzt bewußt in Niederlagen hineinhetzen wollen, nur, um unsere immer stärker werdende Arbeitermacht und unser revolutionäres Petrograd zertrümmern zu können! . . .”

Unten, im dunkelen Souterrain, wo früher das Gesinde der zaristischen Mätresse wohnte, schüttelten mir Podwojskij und Newski lange und freundlich die Hand, und Ssulimow brachte mir eine ganz neue Parteimitgliedkarte.

Die die Stiegen hinuntergehende Soldatenmasse unterhielt sich laut und fröhlich, und die Besatzung der Panzerautos begleitete uns mit fröhlichen Augen.

„Sie haben gut gesprochen!” umringten sie mich schüchtern auf dem Hofe. „Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen, Genosse-Offizier. Sie müßten öfter zu uns kommen! . . . Wenn Sie wollen, so fahren wir Sie von hier mit einem Auto . . . Wir haben hier ein Auto, sagen Sie nur, wohin Sie wollen, und im Nu sind wir dort.”

*

Im Bund der republikanischen Offiziere sagte ich nichts über mein Auftreten in der Kszeszinska-Villa. Was geht sie das an! Wenn jeder von ihnen in seiner Partei arbeitet, was geht sie dann meine Parteiarbeit an?! Auch in die Kriegskommission ging ich nur für einen kurzen Augenblick.

„Sabotieren Sie uns?” lächelte gleichgültig Paljtschinski. „Machen Sie Front gegen Potapow? Ganz umsonst, mein Lieber, ganz umsonst. Diese Generalsfrucht ist schon

bald reif und wird von selber hinunterfallen!" Mit einem spöttischen Lächeln zog er die Augenbrauen hoch.

„Nettes Früchtchen!" dachte ich. „Könnte man nur unsere Soldaten von der Kszeszinska-Villa hierher bringen, die würden schon diese Früchtchen sehr rasch hinunterschütteln!" Ich wußte doch, daß hinter Potapow Paljtschinski stand, hinter Paljtschinski Gutschkow und hinter Gutschkow die Verbindungskommission, die aus Filippowski, Stjeklow, Ssuchanow und Tschcheidze selbst bestand. Und über dieser Orangerie schlug Kerenski hysterisch um sich, wie das weiße Täubchen der Kszeszinska. Hol der Teufel die hohe Politik! Leid tut mir nur, daß ich nicht mit den braven Soldatenmassen verbunden bin. Dort wäre es gut, zu agitieren! Das macht aber nichts, vorläufig werden wir unten den Fähnrichen arbeiten. Und zu diesem Zweck lief ich in die Räume des rot-gelben Gebäudes der Armee und Flotte. Dort versammelte sich in dem roten Eckzimmer unser Exekutivkomitee des Sowjets der Offiziersdelegierten. Der Vorsitzende dieser unserer Sitzungen war gewöhnlich der große, wie eine Mumie ruhige, dicke Hauptmann Popow. Aber nur dann, wenn Gutschin nicht dabei war. Dieser rannte in allen Stäben herum, in allen Kommissionen, und wenn er zu uns kam, war er immer atemlos, blitzte dann geschäftig mit den Augen, spielte mit den schwarzen Augenbrauen und bewegte die Backenknochen.

„Also, meine Herren Offiziere, mit der Provisorischen Regierung sind wir schon einig geworden. Gutschkow hat mich persönlich sehr liebenswürdig aufgenommen und hat mir seine Unterstützung versprochen. Außerdem habe ich mich heute mit Paljtschinski telephonisch verständigt, das Exekutivkomitee der Arbeiterdelegierten wird uns empfangen. Man muß dort sehr vorsichtig sein. Wir müssen alle in corpore erscheinen. Niemand von uns darf politisch in der Kriegs- und Friedensfrage

auftreten! Wir sollen vorläufig, so hat Alexander Iwanowitsch Gutschkow, darüber schweigen. Heute abend soll eine gemeinsame Sitzung mit der Soldatensektion des Sowjets der Delegierten im Taurischen Palais stattfinden. Verstehen Sie, was das bedeutet, meine Herren?! Es ist möglich, daß wir auf diesem Wege in den Sowjet der Arbeiter- und Soldatendelegierten gelangen! Dann würden wir auch einen Teil ihrer Sitze im Exekutivkomitee bekommen! Das wäre ein Erfolg! Alles hängt jetzt von uns ab, davon, wie wir uns auf der gemeinsamen Sitzung mit den Soldatendelegierten benehmen. Dort werden wir sein und dann — wie heißen sie nur? — die „republikanischen Offiziere“ oder „Aktivisten“ . . .“ er runzelte herablassend seine Stirn und hatte augenscheinlich in der Eile vergessen, daß auch ich Mitglied dieses Bundes bin.

*

Ich ging nicht zum Empfang der Offiziersdelegierten in das Exekutivkomitee. Was ist da schon Interessantes, mit zugepreßtem Munde die Rolle einer Puppe in einer Kinderkomödie zu spielen?! Gegen Abend, in der Kantine des Taurischen Palais, wo man Dank der Beziehung zur Verpflegskommission sehr gut und nahrhaft essen konnte, traf ich Ljubarski, der mir sein Herz ausschüttete und dabei zwei Fleischkonservendosen hintereinander öffnete.

„Ja . . . warum waren Sie nicht dort? Im Exekutivkomitee war gerade Empfang unseres Sowjets der Offiziersdelegierten. Hauptmann Gutschin scheint sehr schön sprechen zu können. Nicht nur Ssokolow und Stjeklow und Skobeljew, auch Tschcheidze sind einfach patriotisch zerschmolzen vor ihm. Filippowski erzählte mir darüber. Es erweckte sogar den Eindruck, als wären sie die Wichtigsten in der Offizierschaft und nicht wir, im zweiundvierzigsten Zimmer. Wir seien nur so ein Anhängsel. Das

werden wir aber noch sehen! Wir werden ihnen schon zeigen!" lächelte Ljubarski schlau.

Und am Abend, als der Glasplafond des Sitzungssaales in der schwarzen Nacht finster wurde und die Kristallprismen des Riesenkronleuchters aufflackerten, setzte sich der aufgedunsene Bogdanow auf die eichengeschnitzte Estrade. Und neben ihm Filippowski und Gutschin und noch irgendein Soldat mit einem Universitätsabzeichen an der Brust, ein Delegierter der Soldatensektion des Petrograder Sowjets. Das Wort wurde Gutschin erteilt. Er brüllte wie ein Tiger, wandte sich bald nach links zu den einigen Dutzend Soldaten, die halbschläfrig vor den Delegiertenbänken saßen, bald winkte er uns Offizieren, die rechts Platz genommen hatten, schelmisch zu. Und Berenstamm und Nikoljski wackelten im Takt mit dem Kopfe.

„Wir Soldaten und Offiziere haben einen gemeinsamen Traum“, krächzte Gutschin. „Dieser Traum ist, die Deutschen zu besiegen! Blut fließt, meine Herren . . . rotes Blut fließt! Und dieses Blut verbindet uns. Unser gemeinsames Blut . . . Das Soldaten- und Offiziersblut. Und deshalb, meine Herren Soldaten, verneigen wir uns vor euch ganz tief wegen eurer Revolution und ihrer Siege! . . .“

Ein kleiner Soldat mit einem glattgestrichenen, schwarzen Scheitel, bunten Gardeabzeichen am Kragen und an den Manschetten und einem Universitätsabzeichen an der rechten Tasche seiner Litewka, stürzte stürmisch auf Gutschin zu und fiel ihm um den Hals. Ein Beifallssturm tobte durch den Saal. Wie konnte es auch anders sein! Ein Offizier, ein „revolutionärer“ Offizier, umarmt einen „revolutionären“ Soldaten! Ich sah hin und schüttelte mich vor Ekel. Wird sich hier wirklich niemand finden, der ihm antwortet? Selbstverständlich jemand von den Soldaten. Doch die Soldaten schwiegen. Einige von ihnen gingen sogar auf die Tribüne, um ihn ebenfalls zu

umarmen. Ich erkannte unter ihnen Scheweljew. Die Offiziere sahen einander zufrieden an und sogar Ssinani und Ljubarski, die schweigend diese Kußprozession beobachteten, rührten sich nicht. Bogdanow saß, wie es eben einem Vorsitzenden zukommt, ruhig vor dem Tisch und bewegte geschäftig seine dicken Lippen. Wie ärgerlich, daß auf einer so wichtigen Versammlung weder Padjerin, noch Ssadowski, noch Borissow anwesend sind!

Ich zitterte vor Aufregung und fühlte, daß ich nicht ruhig sitzen bleiben konnte. Ich wollte und konnte nicht an diesem niederträchtigen widerlichen Betrug teilnehmen. Ich hatte Lust, in das selbstzufriedene, triumphierende, breitknochige Gesicht des stämmigen Hauptmanns zu spucken, der jetzt, ganz ohne sich zu genieren, den Offizieren schlau zuzwinkerte. Ich trat auf die Estrade und beruhigte mich durch ein Glas Wasser. Vorsichtig, jedes Wort erwägend, um diese „Offiziersesel“ nicht zu reizen, um aber auch ihren billigen Sieg bis zur Wurzel zu zerstören, wies ich darauf hin, daß die Freiheit nicht nur an der Front, sondern auch im Hinterland geschützt werden müsse. Weder Gutschkow, noch den alten Generälen könne man besonders vertrauen. Wenn wir aber an der Front einen Angriff machen, – bei dem jetzigen Zustand unserer Armee und unseres Landes, – so erwartet uns eine schmachvolle Zertrümmerung. Die Offiziere sollen jetzt, hier, gleich aufrichtig sagen, ob sie leichtsinnig wie früher mit den Waffen klirren und über den Krieg ohne Ende schreien werden, oder ob sie sich an die Soldatenforderung, Frieden zu schließen, anschließen wollen?! . . .

Gutschin tobte innerlich, schielte mich wütend an und fletschte seine weißen Zähne, die wie Blitze aufglänzten. Als er das einmütige Beifallsklatschen, das meine Worte begleitete, hörte, sprang er, ganz rot im Gesicht, auf. Wahrscheinlich wollte er auf die Estrade stürzen, doch der

Vorsitzende Bogdanow begann ruhig und selbstsicher, 'wie ein honigtriefender Geistlicher, versöhnend zu sprechen.

„Selbstverständlich, Genossen, haben beide recht, sowohl unser Hauptmann als auch unser Leutnant. Das ist alles schon ganz richtig. Man kann nicht ohne Ende kämpfen. Die Demokratie schläft nicht. Morgen oder übermorgen wird ein Aufruf publiziert und durch Radio über die Grenzen der Front geschickt werden. Ein offener, glühender Aufruf an alle Völker, an alle Völker der Welt. Wenn die Deutschen darauf nicht antworten werden, dann werden wir wissen, daß sie unsere Feinde sind. Erbarmungslose Feinde. Und für einen solchen erbarmungslosen Feind werden auch wir kein Erbarmen finden. Entweder werden sie uns oder werden wir ihnen die Gurgel durchbeißen.“

Stürmischer Beifall tobte durch den Saal. Die Diskussionen über den Krieg waren damit beendet.

„Genossen, wir wollen jetzt zur Beratung über das Projekt einer Deklaration über die Rechte der Soldaten, die durch die Soldatensektion unseres Sowjets ausgearbeitet wurde, übergehen. Ich hoffe, daß wir bei dieser Beratung, bei der die Soldaten- und Offiziersdelegierten und auch die Vertreter der Offiziersaktivisten teilnehmen, jene gemeinsame Sprache finden werden, jene Sprache des gemeinsamen Blutes, über die Hauptmann Gutschin gesprochen hat.“ So begann Bogdanow.

Und später fing ein widerliches Feilschen an. Ein Handeln um jeden Buchstaben, um jedes Wort zwischen den goldenen Epauletten rechts und den grauen Soldatenmänteln links. Bei dieser Probe erwies sich, daß das Soldaten- und Offiziersblut ganz und gar nicht dasselbe war. Während dieses Feilschens wurden alle dumpf und müde. Nachdem man dort etwas abgerissen und hier etwas zusammengedrückt hatte, blieb man bei etwas ganz grauem, unschädlich Neutralem. Man wählte irgend eine

Kommission, und Hauptmann Gutschin von einer Offiziersmasse umgeben regte sich noch lange vor dem Ausgange empört auf.

„Disziplin . . . ja, Disziplin! Ohne Disziplin taugt die Armee überhaupt nichts. Ist aber eine Disziplin notwendig, so müssen auch die Offiziere Rechte über die Soldaten haben. Sie werden nicht leugnen können, Herr revolutionärer Leutnant,“ warf er mir höhnisch zu, „daß eine Armee ohne Disziplin nicht existiert und nicht existieren kann. Wissen Sie, sogar in Ihrer Demokratie gibt es eine eigene strenge Disziplin. Zum Beispiel sagte uns heute Tschcheidze auf unserer gemeinsamen Sitzung im Exekutivkomitee: ‚Ich‘, sagte Tschcheidze, ‚bin ebenfalls ein Soldat der Vielmillionenarmee des Proletariats. Und mein Rang ist — General aus Vertrauen!‘ Merken Sie sich, Leutnant, selbst Tschcheidze sagt, daß er General ist.“

„Ja, Hauptmann, aber er ist es ‚aus Vertrauen‘.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Wenn das Vertrauen zusammenstürzen wird, dann wird der General abgesetzt . . .“

„Sie irren. So kann man mit irgendeinem Staffagedelegierten umgehen. General bleibt aber immer General, trotz allem, auch wenn Gewalt dazu notwendig ist.“

„Die Gewalt ist aber vorläufig bei jenen, zu denen man Vertrauen hat. Das Los Nikolaus des Zweiten und aller seiner Generäle und Minister ist ein anschauliches Beispiel, was die Generäle im Falle ihres hartnäckigen Widerstandes erwartet.“

Gutschin wurde rot und preßte die Zähne zusammen.

*

Wie gut ist es, dachte ich, als ich mich spät abends in das zweiundvierzigste Zimmer einschloß und mir auf dem Sofa ein Nachtlager bettete, wie gut ist es, daß ich die Verbindung mit dem Parteikomitee aufgenommen habe.

Und welch' liebe Genossen sind dort! Ich werde von nun an der Militäragitator der Partei sein. Ich kann mir vorstellen, wie alle diese Filippowskis und Gutschins toben werden . . .

Jemand klopfte aufgeregt an meine Tür. Soll ich antworten oder nicht? Es ist unangenehm, zu verraten, daß ich hier die Nacht verbringe. Es ist aber auch unangenehm, zu schweigen. Vielleicht ist es etwas Wichtiges, Dringendes? Als ich die Türe öffnete, stürzte ganz unerwartet ein versoffener Hauptmann zu mir herein.

„Leutnant, Leutnant!“ schrie er aufgeregt. „Sie sind also hier? Sie sind hier! Man ruft Sie dringend. Man verlangt dringend nach Ihnen, ich glaube, es ist sogar das Exekutivkomitee . . .“

„Dort ist doch schon längst die Sitzung zu Ende“, brumme ich müde.

„Ziehen Sie rasch Ihre Stiefel an!“

Ich ziehe mich rasch an, schließe die Tür ab und gehe auf den Korridor, dort erwartet mich Bogdanow.

„Ja, ja, wir brauchen Sie Tarassow-Rodionow. Der Hauptmann hier kommt eben zu uns angerast und erzählt, daß er und einige Soldaten irgendwelche Fässer mit Gold gefunden haben. Irgend jemand versteckt sie, trotzdem dem Gesetze nach, wie Sie wissen, alles Gold in Münzen der Bank abgeliefert werden muß. Der Hauptmann sagt, es seien dort kolossale Schätze. Ich fürchte, daß man alles ausplündern wird. Man muß dringende Maßnahmen treffen, verstehen Sie, dringende Maßnahmen. Jetzt ist es schon spät, nehmen Sie also eine Patrouille und versiegeln Sie das Gold. Hier haben Sie ein Siegel. Ssadowski wird Ihnen unten ein Auto zur Verfügung stellen. Ziehen Sie sich an und fahren Sie hin. Versiegeln Sie jetzt einfach alles und lassen Sie ganz verlässliche Soldaten als Wache dort. Morgen früh müssen Sie eine sorgfältige und offizielle Haussuchung vornehmen und ein ausführliches

Protokoll zusammenstellen. Es muß aber alles ganz offiziell und formell gemacht werden, sonst brummen sie bei uns . . . Gutschkow und sogar Kerenski . . .

„Wo ist also das Gold?“ wende ich mich zum Hauptmann.

„Ich habe schon gemeldet, in der Villa der Gräfin Ignatjewa. Ja, ja, bei der Witwe des Generalgouverneurs. Es stellte sich heraus, daß sie einen geheimen Keller hinter der Treppe hat. Ganze Fässer mit Goldmünzen, Brillanten, Perlen und noch nie gesehenen Schätzen sind dort. Kommen Sie rasch! Ich habe dort zwei Offiziere und fünf Soldaten zurückgelassen. Ich habe Angst, daß man alles auseinander schleppen wird . . .“

Bogdanow nimmt mich am Arm und führt mich zur Seite.

„Bitte, versiegeln Sie sofort alles und stellen Sie verlässliche Wachtposten. Sie werden für die Unversehrtheit dieser Sachen vor uns verantwortlich sein. Wir kennen doch diesen Hauptmann nicht, er scheint übrigens nicht sehr verlässlich zu sein . . .“

*

Das Regimentskomitee der Preobraschenzer stellte mir verlässliche Soldaten zur Verfügung. Ein schmales, düsteres zweistöckiges Haus mit zwei Eingängen und geschmacklosen verglasten Balkons, das auf die trübe Schneeglätte der Newa traurig schaute, empfing uns. Ein feuchter Wind pffte dem öden Ufer entlang, auf dem wir weder Fußgänger noch Wagen trafen. Düstere, staubige Villen des alten fashionablen Adels hatten sich hier aus Angst vor der Revolution in einer langen Reihe welk und zahnlos zusammengekauert.

Die alte Gräfin saß augenscheinlich im ersten Stock, denn hier unten versuchten alle, sich möglichst still zu

bewegen. Hier standen in einem schmalen Korridor, vor einer ganz kleinen, kaum bemerkbaren Tür, zwei Diener. Und neben ihnen hob und senkte friedlich in leisem Schläfe ein Fähnrich seinen Kopf.

„Hier! Bitte hier!“ Der Hauptmann riß einen Draht ab und öffnete die Tür in einen größeren Raum, der von oben bis unten mit Kisten und Kästchen vollgestellt war. Der Hauptmann, im Nu von seinen, von irgendwo herausgekrochenen, verschlafenen, in schmutzigen, zerrissenen Mänteln eingehüllten Soldaten umringt, schlug mir vor, sofort zusammen mit ihm die Kostbarkeiten zu sortieren. Seine beiden Offiziere unterstützten ihn warm dabei. Doch die von mir vor die Tür gestellten Preobraschenzer Soldaten ließen niemanden mehr in den kleinen Raum, und ich erklärte, erst morgen die Kostbarkeiten sortieren zu wollen und zwar nur in Anwesenheit eines Beamten der Staatsbank und des Justizministeriums. Ich verlangte ein Licht und den Schlüssel der Stahltüre dieses Betonraumes, die ich auch fest zuschloß. Dann schmolz ich Siegellack über dem Licht und versiegelte die zwei Enden einer Schnur, mit der ich das Schloß verband. Der besoffene Leutnant beobachtete mit eifersüchtiger Wut alle meine Bewegungen.

„Hat sich da auch ein Reichskanzler gefunden!“ zischte er. „Sowas Eingebildetes! Brauchst nicht die Nase so hoch zu tragen . . . Ich habe gesehen, wie du um General Potapow herumscharwenzelt hast . . .“

„Genug!“ zogen ihn seine Kameraden zurück. „Warum regst du dich so auf? . . . Es gibt in dieser Gegend noch genug Villen! . . . Gehen wir sofort und . . .“

„Ich verbiete Ihnen, Haussuchungen zu machen!“ fuhr ich schroff dazwischen, wandte mich an den Hauptmann und sagte: „Ich habe von Ihnen mehr Ordnung und Disziplin erwartet . . . und dabei sind Sie doch ein Frontoffizier! . . .“

„Ja, ein Frontoffizier!“ brüllte er stolz auf. „Und ich unterwerfe mich, ja, ich unterwerfe mich, obwohl es sehr beleidigend ist, daß Sie uns Frontkämpfern nicht vertrauen . . . Kommt, Kinder, gehen wir nach Hause . . . Rechtsum kehrt . . . marsch! . . .“

„Wo sind die Hausbesitzer?“ fragte ich den Diener mit den schwarzen Strümpfen, der mein Licht hielt.

„Durchlaucht geruhen oben zu sein.“

„Durchlaucht?“ . . . „geruhen?“ . . . aber mein Lieber, es ist doch jetzt Revolution! . . .“

Das große bemalte Fenster auf der Marmortreppe glänzte mit den matten bunten Scheiben im Finstern. Auf dem zweiten Stock führte eine Tür zur Hauskapelle. Dort roch es nach Weihrauch und schlechtem Lampenöl. Aus der Dämmerung eines langweilig-öden Eicheneßzimmers, in dem vor großen, wie Kohle schwarzen Heiligenbildern bunte Lämpchen flimmerten, trat ein dickes junges Mädchen, plumpwatschelnd wie eine Gans, heraus.

„Die junge Gräfin!“ flüsterte mir der Diener zu.

„Mama läßt sich entschuldigen, daß sie Sie nicht empfangen kann“, sie sah mich ruhig mit ihren hellen Vogel-
augen an, wischte sich ihre lange, rote, häßliche Nase ab und machte mir einen Knix. „Sagen Sie bitte, Herr Offizier, es droht uns doch nichts, nicht wahr? Wir sind so unglücklich! Unser Papa war Generalgouverneur und wie Sie wissen, ist er von den Revolutionären in tierischster Weise ermordet worden. Wir sind hier ganz allein. Einer meiner Brüder ist in der Armee, der andere in der Botschaft in Paris. Und Mama ist jetzt so weit entfernt von jeder Politik! So weit entfernt! . . .“

Ich beruhigte sie, gab ihr den Schlüssel bis morgen früh zur Aufbewahrung und bat sie, den Wachtposten Essen zu geben.

„In der Früh werden Ihre Kostbarkeiten von Beamten der Staatsbank besichtigt werden“, sagte ich.

„Ich bitte Sie vielmals um Entschuldigung,“ sagte sie geschäftig und zog ihr einfaches braunes Schulkleid über ihrer üppigen Brust zurück, „heute ist Fasttag, und wir haben nichts, außer einem italienischen Salat im Hause . . .“

Der italienische Salat war glitschig und ranzig, doch die Soldaten freuten sich auch darüber. Die fünf Soldaten, die vorläufig keinen Wachtdienst machten, brachte ich auf einem riesengroßen türkischen Sofa im Zimmer des Pariser Grafen unter, unweit der bewachten Türe. Ich verbot den Wachtposten, zu sitzen, damit sie nicht einschliefen . . .

In der Früh fuhr ich in die Staatsbank. Derselbe Kathenerinnenkanal und die schmale Hängebrücke mit den schwarzen, goldgeflügelten Panthern. Nur kein Eis war mehr da und zwischen den abschüssigen Granitmauern stand jetzt das schwarze Wasser. Dort ist auch das „Treugoljnik Haus“ mit dem von mir durchlöcherten Dach und mit den von Kugeln zerschlagenen Gesimsen der oberen Fenster . . . Der Direktor der Bank war derselbe graue Herr. Momentan war er aber hochmütig-ruhig. Er erkannte mich sofort und versprach mir, in zwei Stunden zwei absolut verlässliche Schatzmeister zur Verfügung zu stellen. Das Justizministerium läutete ich telephonisch an. Der diensthabende Beamte konnte lange nicht begreifen, worum es sich handelte. Endlich erklärte ich ihm alles, und man versprach mir, einen Beamten zu schicken.

Meine Wachtposten standen vor der Türe und die Siegel waren unversehrt. Die übrigen Soldaten wälzten sich noch auf dem Sofa, und einige machten sich am Schreibtisch zu schaffen.

Die Bankbeamten kamen sehr bald, trocken und bereitwillig, muteten sie wie langweilige Buchhaltungsfolianten an. Gleich nach ihnen stürmte ein junger, rosawangiger, geckenhaft angezogener Jüngling in einem Offiziersmantel, mit schmalen goldenen Epauletten, herein.

„Ich bin dem Justizministerium zugeteilt, mein Name ist Dantschitsch!“ klirrte er mit den Sporen. „Ich bin Assessor, kenne Kerenski persönlich . . .“ und wieder klirrte er erstaunlich laut mit den Sporen. „Übrigens, ich hoffe . . . Kerenski hat mir versprochen, mir hier sehr bald den Posten eines stellvertretenden Staatsanwaltes zu verschaffen . . .“

Als man die Tür aufmachen wollte, stellte es sich plötzlich heraus, daß der Schlüssel nicht da war. Die junge Gräfin beteuerte, daß sie ihn diese Nacht der Mutter übergeben hätte. Wir gingen also zu ihr herauf. Die alte Gräfin saß, ihr böses, falsches, gelbes Gesicht tief über ein altes Gebetbuch mit massiven Messingschlössern geneigt, in einem Lehnstuhl.

„Ich habe vergessen, ich habe vollständig vergessen, mein Lieber, wohin ich ihn in der Eile gesteckt habe. Übrigens ist dort auch nichts Gefährliches. Warten Sie einen Augenblick, vielleicht wird sich der Schlüssel finden . . .“

Die Alte in der Seele verfluchend, blieb uns nichts anderes übrig, als uns durch die Bank einen Azetylenapparat schicken zu lassen und eine Stunde später bohrte sich ein bläulicher Flammenstrahl brennenden Gases in die Stahlbrust der gepanzerten Tür, sägte pfeifend und zischend das Schloß heraus und füllte den ganzen Raum mit ätzenden, gelben Rauchwolken. Nachdem die Tür geöffnet war, trugen die Beamten die Kostbarkeiten heraus, legten sie auf die Tische und wogen und schätzten sie. Dantschitsch und ich beobachteten sie sitzend. Goldene Münzen waren keine zu finden. Der Hauptmann hatte augenscheinlich einen ganzen Haufen goldener, massiver Medaillen, die in den Kisten über die Armbänder, Broschen, Medaillen und über anderem aristokratischen Plunder geschüttet waren, für Goldmünzen angesehen. Den größten Wert hatten sehr kostbare Schmuckgegenstände:

alle möglichen Kolliers aus Perlen und Brillanten, Diademe, Halsbänder und brillantene und saphirene Ohrgehänge. Den größten Wert hatten, nach Schätzung der Beamten, große silberne Schmetterlinge aus Brillanten mit nußgroßen Perlen. Einige hundert Salzfüßer aus Gold und Silber, mit Inkrustationen und Mosaik waren schwer einzutragen. Diese Salzfüßchen hatte der Verstorbene, der berühmte Bändiger der Bauernrevolten, Generalgouverneur Graf Ignatiew, während seiner Dienstreisen in die Tasche gesteckt, als ihm „dankbare“ Bauern unter der Nagaika des Polizeichefs Brot und Salz darboten.

Bis zum Abend waren alle Kostbarkeiten sorgfältig notiert und vorsichtig in den kleinen Betonraum zurückgestellt. Es gelang, die Tür, die jetzt ohne Schloß war, irgendwie zuzumachen und mit Siegellack wieder zu versiegeln.

Es wäre gut, dachte ich, diese Schmuckgegenstände, die viele hunderttausend Rubel wert waren, zu konfiszieren, und nicht nur beim Grafen Ignatiew, sondern auch in den anderen Villen und Banksafes. Dann müßte das Exekutivkomitee des Sowjets der Arbeiter- und Soldatendelegierten die Provisorische Regierung nicht um ein Subsidium anbetteln. Ich teilte Bogdanow, im Taurischen Palais, voller Freude telephonisch meine Resultate mit.

„Wohin soll ich jetzt die Kostbarkeiten bringen lassen?“

„Was fällt Ihnen ein! . . . Das ist doch Privateigentum! . . . Rühren Sie sie nicht an. Außerdem hat sich Kerenski selbst für diese Sache interessiert, so daß Sie weitere Verordnungen von ihm persönlich bekommen werden.“

Nun hing Dantschitsch am Telephon. Doch er konnte Kerenski nicht erreichen. Der stellvertretende Minister Perewersow, dem es endlich gelang, Kerenski zu erreichen, gab folgende Anordnungen: die Kostbarkeiten sind an Ort und Stelle zu belassen und den rechtmäßigen Besitzern abzugeben.

Mit dieser Prozedur befaßte sich nun Dantschitsch. Ich nahm die Wachtposten, verabschiedete mich und ging weg. Mit welcher Erleichterung atmete ich jetzt zusammen mit meinen Soldaten die frische nächtliche Luft des Newaufers ein, nachdem ich endlich diese verwitterte Grafenvilla verlassen konnte, die ganz grau von Spinnweben und Schimmel war, durchdrungen vom ranzigen Geruch von Lampenöl, italienischem Salat, dumpfem Weihrauch und dem Leichengestank dieser am lebendigen Leibe verwesenden, aristokratischen Scheinheiligen.

Das ist also der verschimmelte Geist der jahrtausendalten feudalen, adligen Welt, die mit einem Februar-Blitzschlag des unbezähmbaren und noch immer stürmenden Gewitters gespalten wurde!

VIERZEHNTE KAPITEL

Ich übernachtete wie früher im zweiundvierzigsten Zimmer des Taurischen Palais auf dem seidenbespannten, altertümlichen Ahornsofa. Wenn die staubigen Fenster des verrußten Wasserturmes gegenüber in der Morgensonne zu flimmern begannen, stand ich rasch auf und beobachtete, mich reckend, wie die öden Parkanlagen vor dem Schloß sich zu beleben begannen. Mit gleichmäßigen schweren Schritten lösten sich die Wachtposten ab. Rasch liefen die Zeitungsausträger hin und her, sich über ihre vollen Taschen bückend. Keuchend rollten Lastautos mit Säcken und Kisten voll Lebensmitteln zum Seitenflügel. Schüchtern kamen Soldatendelegationen von der Front, die geschickt waren, um Nachrichten über den Frieden zu erfahren. Der Portier klopfte an meine Tür und brachte einen ganzen Haufen neuer Zeitungen. Ich versteckte rasch Kissen und Decke unter dem Sofa, wusch mich eilig in der gegenüberliegenden Toilette, lief mit einer Blechteekanne in die Küche um siedendes Wasser und bekam

unterwegs von liebenswürdigen Studenten, die der Ernährungskommission zugeteilt waren, ein Stück Brot, etwas Butter und Zucker und setzte mich dann zu den Zeitungen. Ich hatte aber nur Zeit, unsere „Prawda“ aufmerksam durchzulesen. Ich überflog rasch die „Nachrichten des Petrograder Sowjets“ und schaute zerstreut in die „Arbeiterzeitung“ der Menschewiken. Nach meinem Weggehen lasen die Fähnriche Ljubarski und Ssinani und der Regimentsarzt Latjschinski und manchmal der immer seltener zu uns kommende Leutnant Petrow die Zeitungen. Die anderen Mitglieder des Präsidiums des Bundes der republikanischen Offiziere lasen die sozialrevolutionäre Zeitung „Volkswille“, in der Mstislawski und Filippowski schrieben. Die eigene Zeitung „Volksarmee“ las niemand, außer dem Redakteur Mstislawski. Ssinani schickte sie eifrig an die Front und versah alle, in das Taurische Palais kommende Soldatendelegationen von der Front mit dicken Bündeln dieser Zeitung. Unsere bolschewistische „Prawda“ lasen hier, wie ich bemerken konnte, alle. Und ein bläulicher Dunst einer heimlichen Unruhe strömte aus aller Augen, wenn ich sie beim Lesen überraschte. Manchmal kam es auch vor, daß jemand unerwartet, mit erstaunt fröhlichen Augen aufsprang.

„Schauen Sie nur, Genosse! Das ist, wie es scheint, Ihr neu angekommener Kamenjew, der heute im Leitartikel schreibt, die neue französische Regierung habe sich von den Eroberungsplänen losgesagt . . . Gäbe Gott, daß es wahr sei! . . . Woher hat er es aber?!“

„Tut nichts, er soll nur schreiben“, polterte ruhig, an seiner Zigarette qualmend, Latjschinski. „Das ist noch immerhin besser, als jene Demagogie über die Sowjets, über die Stalin hier schreibt. ‚Die Sowjets‘, meint er, sind die Organe der sich noch entwickelnden Revolution, Organe der entstehenden Macht des immer fester werdenden Bündnisses zwischen dem Proletariat und der

Bauernschaft.' Denken Sie nur darüber nach: ‚des immer fester werdenden Bündnisses' zwischen der ihrem Wesen nach revolutionären Arbeiterklasse und der reaktionären, kleinbürgerlichen Masse der Bauernschaft! Und das schreibt ein ‚Marxist'?!“ ... Latjuschinski spuckte verächtlich aus.

Manchmal suchten sie mich sogar und steckten mir, rot vor Freude, die „Prawda“ vor die Augen.

„Lesen Sie einmal! Das wird nützlich sein für Sie. Lesen Sie nur, was Ihr Kamenjew schreibt:

‚Unsere Losung ist nicht Desorganisation der revolutionären Armee, nicht das inhaltlose ‚Nieder mit dem Krieg', sondern der Druck auf die Provisorische Regierung mit dem Ziele, sie zu zwingen, offen einen Versuch zu machen, alle kämpfenden Staaten dazu zu bewegen, in sofortige Unterhandlungen über die Möglichkeit eines Friedensschlusses zu treten.' Sehen Sie, das ist nicht das, was Sie meinen . . . mit dem Messer an der Kehle! Es genügt sogar, ‚dazu zu bewegen' und ‚alle kämpfenden Staaten' . . . Und was haben Sie gesagt?!“

„Was ich gesagt habe? Ich habe genau dasselbe gesagt“, verteidigte ich mich verlegen.

„Nein, Leutnant, Sie haben Ähnliches, aber doch lange nicht dasselbe gesagt. Wir haben gehört, wie Sie mit Gutschin aneinandergeprallt sind . . .“

Die Arbeit im Bund der republikanischen Offiziere lockte mich nicht mehr. Mit Freude ging ich wieder in die glänzende Kszeszinska-Villa, als ich durch Padjerin einen kleinen Zettel von Podwojskij erhielt. „Kommen Sie unbedingt heute um zwölf Uhr zu uns.“

*

Das große geräumige Zimmer im zweiten Stock, neben dem leeren Schlafzimmer, wo auf dem breiten Bette der verjagten Ballerina unlängst das Petrograder Komitee der

Bolschewiken eine Sitzung abgehalten hatte, füllte sich jetzt mit eiligen Soldaten aller möglichen Petrograder Regimenter. Hier waren Schnurrbartlose und Bärtige, sorgfältig Angezogene und in zerrissene Mäntel Eingehüllte. Unter diesen verschiedenartigen Soldatenepauletten glänzten nur selten schüchtern goldene Epauletten junger zaghafter Fähnriche. Podwojskij lief zwischen der immer größer werdenden Masse wie ein Geburtstagskind freudig umher, drückte jedem begeistert die Hand, stellte alle einander vor und erzählte strahlend über die Herausgabe einer speziellen „Soldatenprawda“. Und neben Podwojskij schwamm das lächelnde Gesicht Njewskis.

Wir Offiziere wurden rasch miteinander bekannt. Der rothaarige, braunäugige, großgewachsene Fähnrich Kudeljko gab mir weich und schüchtern die Hand. Einer nach dem anderen traten auch die anderen Fähnriche auf mich zu: die rosawangigen, wie Bauernburschen aussehenden zwei Brüder Balandin, der schwarze Wischnjewski mit den zusammengekniffenen Augen, der grauäugige Kozjubinskij mit dem länglichen Gesicht und der feinen, schmalen Nase, der stämmige, kleine, blonde Sanjko mit dem breiten Gesicht, der strahlende, wie ein Mädchen rotwangige Knabe Dseniss, der ernste Rudnik, Ter Arütjunjanc mit der langen Haarmähne und der dicke lockige Schenjewskij, der schüchtern mit den Augen zwinkerte.

„Ach, da ist auch unser General!“ lächelten sie, als der dicke, stämmige Leutnant Daschkjewitsch, mit seiner glitzernden Brille, seinen schwarzen Bart in der Faust zerdrückend, zu uns trat.

„Sie sind es, Freund! . . .“ klopfte er mir plötzlich auf die Schulter. „Er ist doch ein Landsmann von mir, Brüder! . . .“ rief er laut und lächelte übers ganze Gesicht. „Hast du unseren nächtlichen Marsch vergessen? . . . Erinnerst du dich, wie die Polizisten vor dem Putilow-Werke mit Maschinengewehren auf uns gepfeffert haben? . . .“

Ich habe immer wieder gedacht: wo ist unser Schützenoffizier? Habe auch Iljinskij gefragt . . . auch er wußte es nicht . . .”

Podwojskij setzte sich zum Tisch. Alle stürzten in die nebenan liegenden Zimmer und brachten polternd und dröhnend Bänke, Stühle und blaue weiche Atlassessel.

„Genossen“, begann Podwojskij, als der Lärm sich gelegt hatte und alle Soldaten und Offiziere aufmerksam aufhorchten, nur ab und zu spöttisch-gleichgültige Blicke auf die nackten, mit verblaßten rosa Seidentapeten bezogenen Wände werfend. „Wir haben uns hier versammelt,“ setzte Podwojskij fort, „um nach den Direktiven unseres Parteikomitees eine bolschewikische Kriegsorganisation zu schaffen. Es ist Pflicht jedes bolschewikischen Armeeingehörigen, jetzt, sofort, ohne seine laufende Arbeit zu verlassen, planmäßig alle unsere bolschewikischen Kräfte sämtlicher Regimenter zu sammeln. Selbstverständlich in erster Linie die Soldaten. Es stellt sich aber auch heraus, daß sich in unseren Reihen eine ganze Anzahl von Offizieren befinden. Sie sind jetzt alle hier, diese Genossen, die schon über Erfahrungen illegaler Arbeit verfügen. Sie müssen uns helfen, sofort Methoden für die Agitation und Propaganda in jenen Abteilungen zu finden, wo wir voraussichtlich mit dem reaktionären Teil der Offizierschaft scharf zusammenstoßen werden . . .”

„Ah, da bist du endlich?“ zupft mich schüchtern und freundlich ein kleiner Soldat am Ärmel.

Ich sehe mich um und erkenne sofort die eingefallenen, schwarzen Augen und die tuberkulösen roten Flecken des lebenswürdig lächelnden Iljinskij.

„Ich habe damals nicht nach deinem Namen gefragt und wußte auch nicht, in welcher Kompagnie du bist . . . dann habe ich mich beim Fähnrich Ssemaschko erkundigt, — er ist jetzt von uns zum Kommandanten unseres ersten Schützenregimentes gewählt —, ich habe auch

Schilin gefragt — erinnerst du dich . . . der Soldat, der geritten ist . . . er ist jetzt der Vorsitzende unseres Exekutivkomitees . . . Niemand kannte dich . . . Hast du gehört, daß General Filatow zusammen mit Kornilow uns wieder nach Oranienbaum schicken wollte. Wir lassen uns aber nicht, Bruder . . . wozu ist denn dieser Paragraph über das Verbot, revolutionäre Soldaten von Petrograd wegzuschicken? Jetzt haben wir uns hier, auf der Ohta eingerichtet. Es ist nur schrecklich eng . . . ich fürchte, unser drittes Bataillon wird zurückgehen müssen. Jetzt werden wir mit dir zusammen sein . . . bei uns gehen jetzt alle den bolschewikischen Weg . . . Nun, und wie geht es dir? Wo ist deine Kompagnie?"

„Ich bin von ihr weggegangen . . ."

„Warum denn?"

„Du weißt doch selbst, was das für Kompagnien in unserer Schule waren . . . das waren entweder Müßiggänger oder Drückeberger . . ."

„Ach so, du warst der Schule zugeteilt? . . ."

Man zischte, verlangte Ruhe. Njewski hatte jetzt Podwojski abgelöst. Er rief zur Agitation in den Kasernen gegen die von der Kadettenpartei Miljukows unter den Soldaten verbreiteten provokatorischen Gerüchte auf, daß die Arbeiter Müßiggänger seien, nicht den ganzen Tag, sondern nur acht Stunden arbeiten wollen, dafür aber weißes Brot bekämen, während die Soldaten in den Schützengräben den ganzen Tag frieren und die Soldaten in Petrograd weißes Brot überhaupt nicht zu sehen bekämen . . .

„Ja, Genossen das stimmt alles auffallend!" unterbrach plötzlich Njewski ein riesengroßer Soldat in einer zottigen Pelzmütze. „Die Partei, Volksfreiheit' überschüttet täglich unsere Rotte mit ihren Flugblättern. Die Arbeiter, sagen sie, sind Schmarotzer und Parasiten. Sie fabrizieren keine Munition für die Front, sind in Wilhelms Hand geraten und wollen deshalb nur acht Stunden arbeiten. Durch

diese Flugblätter ist eine große Verwirrung in unseren Kasernen entstanden. Sie haben recht, Genosse, wenn Sie uns sagen, daß man dieser Hydra alle Köpfe abschlagen muß . . .”

Njewski saß ruhig, seine Augen leuchteten . . . Es ist das Wichtigste, die Soldaten aufzupulvern . . .

„Und ich, Genossen, will euch über den neuen Eid erzählen“, stand ein anderer Soldat auf . . . „Als wir ihn in unserem Bataillonskomitee gelesen haben, waren wir alle ganz platt . . . dabei verlangte man, daß wir ihn schon morgen annehmen müssen. Einstimmig erklärten wir: Auf keinen Fall nehmen wir ihn an. Urteilt doch selbst: ‚Wir verpflichten uns,‘ steht drin, ‚uns der Provisorischen Regierung zu unterwerfen.‘ Und sonst nichts. Kein Wort über die Sowjets, über die Revolution, über die Verteidigung der Freiheit . . . Kein Ton darüber . . . Was geschieht, wenn es dieser Provisorischen Regierung, die durch den Sowjet, infolge unserer Dummheit bestimmt wurde, plötzlich einfallen wird, den Sowjet auseinanderzujagen?! Was sollen die Soldaten dann machen? Ich schlage deshalb vor, Genossen, diesen Eid durch die Soldatensektion des Petrograder Sowjets zu ändern.“

„Genossen, bevor ihr weggeht,“ sagte Ssulimow, „müßt ihr unbedingt mit den Bezirksorganisationen in Verbindung treten. Hier in unserem Sekretariat des Parteikomitees sitzt Genosse Bokij, er wird euch alle diese Fragen ausführlich erklären.“

Bokij war ein schmalbrüstiger dunkelhaariger Student der Bergakademie. Seine scharfen, selbstbewußten, ruhigen Augen sahen aus seinem mageren Gesicht durchdringend und etwas ironisch die Menschen an, mit denen er sprach.

„Wo wohnen und wo dienen Sie?“ sagte er langsam, mich mit seinen Blicken abtastend.

„Im Taurischen, beim Exekutivkomitee des Sowjets.“

„Mit wem wollen Sie denn noch in Verbindung treten?! Sollte irgend etwas passieren, so wenden Sie sich direkt an mich, aber es ist noch einfacher, wenn Sie mit unseren Leuten im Exekutivkomitee die Verbindung aufrecht halten. Wir haben jetzt dort viele Neuankömmlinge . . . Muranow, Kamenjew, Stalin sind jetzt aus Sibirien angekommen. Wir erwarten auch Lenin aus der Schweiz. Von dort ist es schwer herauszukommen, hol's der Teufel! Über Deutschland geht es nicht, Frankreich und England lassen ihn nicht durch. Am besten wär's, ein Flugzeug zu schicken . . . Aber auch das würden wohl alle Staaten in gleicher Weise beschießen!“ lächelte er spöttisch.

*

Am nächsten Tage sah ich all die neuangekommenen Genossen auf der Sitzung des Exekutivkomitees. Kamenjew saß ruhig und würdevoll neben dem Tisch gegenüber Tschcheidze, hörte gelangweilt zu und drehte seinen lockigen Schnurrbart, der über seinen goldschimmernden Bart herunterhing. Auf seinem unbeweglich ruhigen Gesicht konnte man jetzt nichts lesen, trotzdem der rechte Menschewik Gwosdjow die „defaitistische“ Agitation der Bolschewiken aufs heftigste angriff. Stalin stand neben dem Fenster, die Hände in den Taschen eines braunen, ausgebleichen und geflickten Rockes, den ihn augenscheinlich irgend jemand geschenkt hatte und in dem er gerade von der Verbannung zurückgekehrt war. Er bewegte ab und zu nervös seinen Hals, als wäre ihm der Kragen der russischen Bluse zu eng und kniff dabei seine hartnäckigen, asiatischen Augen zusammen und seine ironischen Blicke schienen alle Anwesenden zu durchbohren. Sonnenreflexe, die von einem auf dem Fensterbrett stehenden Teeglas fielen, spielten auf seinen schmalen braunen Wangen, seinem Schnurrbart und der niedrigen Stirn mit dem borstigen schwarzen Haar.

Es gelang mir nicht, zu hören, was sie sprachen. Mstislawski kam auf den Zehenspitzen ganz unerwartet auf mich zu, zog mich am Ärmel und winkte mich hinaus.

„Erstens,“ sagte er und drohte mir dabei scherzend mit dem Finger, „warum sind Sie wieder hier? . . . Und zweitens,“ er sah sich unruhig um, „kommen Sie so rasch wie möglich zu mir! Kommen Sie, ohne die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, direkt in meine Wohnung. Sie erinnern sich, Sie waren schon einmal dort mit mir gewesen. Unser ganzes Präsidium versammelt sich heute heimlich bei mir. Und bitte, strengste Konspiration.“

*

Zehn Minuten später war ich bei Mstislawski in seiner Wohnung. In seinem Zimmer, das von oben bis unten mit Büchern gefüllt war, traf ich Latschinski, Ssinani, Grjekow und Wjasaljtschikow. Etwas später kam Ljubarski. Mstislawski schloß die Tür seines Zimmers und einige Sekunden sahen alle Anwesenden einander schweigend und stolz wie Verschwörer an.

„Genossen,“ begann Mstislawski, „vor allem müssen wir einander schwören, daß über unsere Beratung, welchen Verlauf sie auch nehmen wird, niemand etwas erfahren darf . . .“

Alle nickten schweigend und selbstbewußt mit dem Kopf. Zu Beginn schien es ganz interessant zu werden.

„Den Zweck unserer Versammlung kennen die meisten“, sagte Mstislawski. „Wir haben eben von verlässlicher Seite Nachrichten erhalten, daß die Provisorische Regierung Angst vor dem revolutionären Petrograd bekommen hat, sich hier hilflos und gefährdet fühlt und im Sinne hat, nach Moskau zu fliehen. Die ganze Sache wird vor dem Exekutivkomitee geheim gehalten. Was die Regierung für die Zukunft vor hat, ist unbekannt. Wir

aber, als die Kampfvertreter der freien Demokratie müssen zu allem bereit sein. Wer wünscht Vorschläge zu machen?"

„Die ganze Regierung soll sofort verhaftet werden!" Grjekow klirrt energisch mit den Sporen. „Sie muß, wenn sie den Zug betreten hat, sofort verhaftet werden. Ich habe auf der Nikolajewskstrecke sehr gute Verbindungen, noch von jener Zeit, als ich den Zug des Zaren nicht durchgelassen habe."

„Und was soll mit Kerenski geschehen?" fragte Ljubarski. Sein Gesicht wurde ganz blaß.

„Selbstverständlich soll auch er verhaftet werden!" krächte Grjekow.

„Ja, da kann man eben nichts anderes machen, man muß auch ihn verhaften," sagte Mstislawski verlegen, „und dann, . . . später, kann er doch freigelassen werden . . ."

„Wer wird sie alle verhaften?" fragte ich.

„Selbstverständlich wir, das heißt, ausschließlich die Offizier-Aktivisten des siebenundzwanzigsten Februar!" deklamierte Mstislawski feierlich. „Das Signal für die Verhaftung werde ich persönlich erteilen. Grjekow wird beauftragt, den Tag und die Stunde der Abfahrt zu erfahren und mich rechtzeitig davon zu verständigen. Alle müssen in Bereitschaft sein und dürfen das zweiundvierzigste Zimmer nicht verlassen. Wenn die Regierung sich entschlossen hat, Petrograd zu verlassen, bereitet sie wahrscheinlich einen gegenrevolutionären Umsturz vor . . . Wir werden der Sache vorbeugen und das Exekutivkomitee vor ein *fait accompli* stellen."

Wir gaben einander wieder das Wort, strengste Discretion über diese Angelegenheit zu wahren und verließen, ebenso wie wir gekommen waren, einzeln Mstislawskis Wohnung . . .

Die Regierung . . . fuhr aber nicht fort.

Eines Tages sucht Skobeljew mich auf.

„Genosse-Offizier, wir brauchen Sie dringend. Im Taurischen ist eine Radiostation. Wir haben durch sie einen Aufruf an die Völker der ganzen Welt geschickt. Sie befindet sich irgendwo in der Kriegskommission, bei Paljtschinski. Die Offiziere, die dort beschäftigt sind, kommen mir etwas verdächtig vor ...“

„Das glaube ich ...“

„Diese Radiostation brauchen wir jetzt dringend. Wir erwarten täglich die Antwort der Deutschen, vielleicht denken wir auch selber noch etwas aus ... kurz und gut, das Exekutivkomitee hat gestern beschlossen, die Radiostation zu übernehmen. Wir wollen diese ganze Sache Ihnen übergeben.“

„Ich bin aber kein Radiotelegraphist.“

„Das macht nichts. Stellen Sie irgendeinen loyalen Spezialisten, einen Offizier, an, suchen Sie ganz verlässliche Soldaten, Radiotelegraphisten, und verlegen Sie die ganze Station in unsere nächste Nähe. Die politische Verwaltung wird in Ihren Händen sein und Sie müssen auch die Verantwortung für sie tragen ...“

Ich bekam am selben Tage noch die notwendigen Dokumente mit den Unterschriften von Tschcheidze und Gwosdjow. Auch Paljtschinski mußte sein Einverständnis dazu geben.

Er war sehr unzufrieden, mußte aber doch nachgeben, als er Tschcheidzes und Gwosdjows Namen sah. Im Bund der republikanischen Offiziere fand ich einen Offizier, der Radiotelegraphist war. Es war der Hauptmann Roder, und in der Kszeszinska-Villa warb ich einige Soldaten, Radiotelegraphisten, die bolschewikisch gesinnt waren, an. Am nächsten Tag hatte ich schon die ganze Radiostation nach unten verlegt, wo ich zwei Zimmer der Verpflegskommission besetzte.

Von Zeit zu Zeit fragte mich Skobeljew ganz traurig:

„Nun, was ist los? Kommt aus der Luft nicht auch das geringste Fünkchen einer Friedenshoffnung? Schweigen die Berliner Scheidemanns noch immer?“

„Die Scheidemanns schweigen und die Proletarier schweigen,“ seufzte ich traurig. „Nur das kaiserliche Nauen zerreißt, kriegertisch dröhnend, die Luftwellen.“

Ein anderes Mal stürzte der große, breite Stjeklow zu mir.

„Kommen Sie rasch, Genosse-Offizier, kommen Sie rasch!“ Er packte mich am Ärmel und warf mir den Mantel über die Schulter. „Man hat uns gerade von der Peter-Paul-Festung telephontiert, daß sich dort irgendein Aufstand vorbereitet. Der Teufel soll sie holen! Das Auto ist bereit, kommen Sie bitte gleich mit!“

Tschcheidze und Gwosdjow unterschrieben die Vollmacht, die uns beauftragte, die Festung von oben bis unten zu inspizieren.

„Weiß der Teufel, was dort vorgeht“, brummte Stjeklow unterwegs, als unser Auto auf der vereisten Straße hin und hergeschleudert wurde. „Kerenski hat sie dort augenscheinlich in Verwirrung gebracht . . . Er läßt wahrscheinlich jene Gefangenen heraus, die während der Februartage in die Trubezkobjastion gesetzt wurden . . . Die Soldaten werden sich wohl darüber aufregen.“

Die düstere Festung zog sich gewaltig und schwer auf der linken Seite der Troizkibrcke entlang. In der Mitte der Festung erhob sich leicht und spielerisch der graue Glockenturm einer Kirche mit seiner vergoldeten und jetzt verrosteten Spitze. Die vom Alter grauen Mündungen der Kanonen sahen streng von den grauen Granitbrustwehren herab. Wir fhrtten über eine Holzbrücke zu einem riesengroßen, eisenvergitterten Tore. Ein Wachtposten sah gelangweilt unsere Dokumente an und verständigte jemanden telephonisch von unserer Ankunft. Das eiserne Tor knarrte kläglich auf, und unser Auto tauchte in

einem feuchten, steinernen Gewölbe unter, fuhr über einen breiten, öden Platz, dann an niedrigen einstöckigen Gebäuden und nackten Birken vorbei. Links erblickten wir das Haus des Kommandanten und rechts sahen wir die düstere dunkle Kirche.

„Sie kommen vom Sowjet?“ stürzte eine gebückte, große Gestalt zu unserem Auto. „Ich habe Ihnen telephonierte. Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle . . . Hauptmann Bers . . . Vertreter des Festungskommandanten . . .“ Er duckte sich noch mehr zusammen und nickte dienstestrig mit dem Kopf. Sein Gesicht war dunkel, seine Wangen unrasiert.

Der Kommandant ließ — sich dem Befehl Kerenskis unterordnend — die in den Februartagen verhafteten zaristischen Diplomaten, einen nach dem anderen, aus der Festung. Die Soldaten lehnten sich durch das gewählte Festungskomitee dagegen auf und drohten dem Kommandanten, ihn selber zu verhaften und in die Festung zu setzen. Der Vertreter des Kommandanten erzählte uns das alles unterwegs, und es hatte den Anschein, als habe er sich auf beiden Seiten lieb Kind gemacht und fühle plötzlich, daß die beiden Stühle sich jetzt auseinanderschieben und er eines Tages zwischen ihnen sitzen werde⁴. . .

Wir kamen zum Kommandanten. Das war ein kleingewachsener, lustiger Hauptmann.

„Ich werde einfach zerrissen,“ sagte er mit einer komischen Handbewegung, „Sie erteilen einen Befehl . . . Gutschkow ganz andere . . . Und Kerenskis Befehle lauten wieder ganz anders . . . Welche Befehle soll ich durchführen? Wessen Befehle? . . . Die Soldaten drohen mit meiner Verhaftung . . . Unter diesen Bedingungen ist es wirklich viel schwerer, Dienst zu machen, als hinter Schloß und Riegel zu sitzen . . . Ich freue mich sehr, daß Sie gekommen sind . . . Ich werde Ihnen sehr dankbar

sein, wenn Sie die Soldaten irgendwie bändigen werden. Sie haben sie selbst mit Ihren eigenen Befehlen verdorben . . . Wahlen! . . . Komitees! . . . Nein, meine Herren, man braucht eine eiserne Hand. Ohne Disziplin geht es nicht. Am besten wäre es, wenn Sie mir gestatten würden, dieses blödsinnige Festungskomitee auseinanderzujagen . . . Dann wird Ruhe eintreten . . . Wenn sich jemand dagegen wehrt, wird er einfach in die Festung gesteckt! . . . Ich habe auch einen ganz unmöglichen Vertreter hier . . . der muß wegkommen! . . . Ich habe schon im Stab darüber gesprochen.”

In der öden, nach Schimmel riechenden Kanzlei des Festungskomitees empfing uns ein Soldat, der Vorsitzende des Komitees, sehr mißtrauisch. Als er erfuhr, wer wir sind, strahlte er übers ganze Gesicht und klagte uns bitter, daß er nicht wisse, was anzufangen.

„Man hat uns einen ganzen Haufen von zaristischen Ministern aus der Duma hergebracht . . . Wir haben sie in die Trubezkobastion eingesperrt. Dort herrschte strengstes Regime. Jetzt schleppt man täglich Fleisch, Kuchen, Backwerk, ja sogar Wein zu den Gefangenen. Das Komitee hat selbstverständlich erklärt, daß es das nicht weiter dulden werde! Als Antwort kommt plötzlich ein Befehl Kerenskis: alles sei durchzulassen! Jetzt sei eben Demokratie und Freiheit . . . Seit einigen Tagen überführt man jetzt fast täglich diese Kerle einzeln in Gefängnisse . . . Man sagt uns: in Gefängnisse, um uns zu beruhigen, wir hören aber, daß sie alle freigelassen werden . . . und das nennt man dann Freiheit! . . . Wer die Befehle dazu gibt, ist nicht zu erfahren. Wir nehmen an, daß unser Kommandant, der Hauptmann, diese ganzen Sachen dreht . . . Wir haben durch die Offiziersdiener jetzt erfahren, daß vorige Woche eine geheime Versammlung aller unserer Offiziere stattfand, in der beschlossen wurde, weittragende Geschütze in unserer Festung

aufzustellen. Wozu sie hier schwere Artillerie brauchen, ist nicht zu verstehen, bisher waren noch niemals andere Geschütze aufgestellt, als diese uralte Kanone, die jeden Tag mittags zwölf Schüsse abfeuerte . . . Wir haben einen Vertreter des Kommandanten gewählt. Er ist kein allzu schlechter Offizier . . . Er trinkt nur manchmal und zerschlägt dann alle Fensterscheiben . . . Er erkennt auch eigentlich unsere Soldatenrechte nicht an. Hier ist eine Festung, sagt er und kein Volkshaus . . . unsere ganze Garnison ist natürlich für die Provisorische Regierung und für das Exekutivkomitee . . . wir können unmöglich diesen gegenrevolutionären Hauptmann hier behalten. Wir haben ihm schon gesagt, wenn er sich das Geringste erlaubt, reißen wir ihm die Epauletten herunter und sperren ihn ein! . . .“

Stjeklow beruhigte ihn, nahm Bers zur Seite und unterhielt sich mit ihm.

„Sie müssen mit der Partei in Verbindung treten. Die Sache würde dann viel ruhiger gehen und organisierter!“ bemerke ich vorsichtig und sehe dabei den traurigen, mißgestimmten Vorsitzenden des Soldatenkomitees an.

„Selbstverständlich! Viele von uns haben sich schon dort eingeschrieben, diese Partei ist eine gute Partei, wirklich unsere Partei.“

„Geht ihr auch zu den Versammlungen?“ frage ich erfreut. „Es ist doch hier gar nicht weit . . .“

„Nein, wir versammeln uns hier, zweimal ist schon ein Agitator zu uns gekommen und hat uns Vieles erklärt. In der letzten Zeit kommt er aber nicht, und wir versammeln uns auch nicht. Wahrscheinlich ist nichts mehr zu erklären . . .“

„Von welcher Partei sprechen Sie?“ frage ich schüchtern . . .

„Von der sozialrevolutionären . . .“

„Eine maßlose Schweinerei“ brummt Stjeklow unterwegs. „Die Offiziere haben etwas vor, das ist ganz klar. Und Bers taugt zu nichts. Es wäre gut, von uns aus einen Kommandanten hier zu bestimmen . . .“ Er sah mich nachdenklich an und verstummte.

Am Abend fand eine Sitzung des Präsidiums der republikanischen Offiziere statt.

„Es ist heute im Exekutivkomitee beschlossen worden, einen Kommandanten für die Peter-Paul-Festung aus unserer Mitte zu ernennen. Stjeklow, Skobeljew und viele andere, besonders die Bolschewiken“, Filippowski sah mich an und lächelte, „schlagen den Leutnant Tarasow-Rodionow vor. Der Beschluß soll hier von uns gefaßt werden. Das ist ein außerordentlich wichtiger Posten. Wollen wir also, ohne uns zu genieren, jeden von uns der Reihe nach auf Herz und Nieren prüfen und dann beschließen, wer zu wählen sei.“

Mein Herz krampfte sich zusammen. „Welche Ehre,“ dachte ich, „der Herrscher dieser Zitadelle zu werden! Die Granitbastione würden sich während meiner Herrschaft nicht allzu lange nach weittragenden Geschützen sehnen, hingegen würden die verhafteten Minister große Sehnsucht nach Bäckereien und sonstigen Delikatessen bekommen. Ich wüßte auch, wie ich beim ersten gegenrevolutionären Versuch den goldbetreßten Feind im entlegensten Winkel Petrograds am besten treffen könnte . . .“

Ich hörte aufgeregt und schweigend zu, wie man alle der Reihe nach für diese Kandidatur prüfte. Filippowski paßte nicht, weil er Mitglied des Exekutivkomitees und das für ihn wichtiger war. Mstislawski war schon durch die Zeitungsredaktion überbürdet. Ssinani war Sekretär. Latschinskij war Regimentsarzt, wie konnte er also Festungskommandant werden. Alle lächelten. Latschinskij ließ verlegen seinen zottigen Schnurrbart hängen.

„Vielleicht Grjekow?“ sagte diplomatisch Ljubarski.

Alle sahen Grjekow an.

„Meine Herren“, Grjekow legte sein Köpfchen auf die Seite und errötete strahlend. „Ich kann jetzt von mir ganz aufrichtig sagen, daß ich mit mir ins Klare gekommen bin: ich bin Sozialrevolutionär, und dieses Programm befriedigt mich vollständig. Ich kann nichts mehr von mir sagen. Meine Tätigkeit in den Februartagen ist hier allen bekannt, und ihr wißt auch von jener Depesche an den Zaren, die...“

„Ja, wir wissen, wir wissen.“ Alle machten eine müde, abwehrende Bewegung.

Als Grjekow endlich unterbrochen wurde und beleidigt verstummte, strich sich Filippowski das schwarze Bärtchen und sagte energisch:

„Nein, diesen Posten können wir trotz allem Grjekow nicht übergeben, Er ist im Exekutivkomitee noch nicht genügend bekannt.“

Sie entschlossen sich für mich. Niemand sprach dagegen... nur Ljubarski zuckte wütend zusammen, und Ssinani seufzte unheilverkündend.

„Wir haben Sie genau studiert“, sagte Filippowski, plötzlich ganz düster werdend, als spiegle er die allgemeine Stimmung wieder, und rückte ganz nah an mich heran. „Man kann nicht leugnen, daß Sie viel Mut und Selbstbeherrschung haben... Wenn aber der geringste Versuch eines Bonapartismus sich äußern sollte... dann passen Sie auf.“ Seine glühenden Augen blitzten unheilverkündend auf. „Wir werden Sie dann selber vernichten...“

Ich fuhr beleidigt auf.

„Tun Sie nicht so naiv“, lächelte Filippowski jetzt ganz ruhig, „wir sprechen hier nicht von persönlichem, individualistischem Bonapartismus. Die Kszeszinska-Villa ist nicht sehr entfernt von hier... merken Sie sich aber, daß Sie den Posten in der Peter-Paul-Festung nur als

diszipliniertes Mitglied unseres Bundes der republikanischen Offiziere bekommen, und Sie müssen uns schwören, daß Sie nur unsere Direktiven genauest ausführen werden. Entschließen Sie sich also!"

„Wollen Sie, daß ich mich von meiner Partei lossagen soll?"

„Warum denn gleich so schroff," versuchte Mstislawski mich zu beruhigen. „Sie können ganz ruhig Parteimitglied bleiben, doch muß die Disziplin unseres Bundes vor allem dem Exekutivkomitee des Sowjets der Arbeiter- und Soldatendelegierten gegenüber gewahrt werden."

„Gut," sagte ich aufrichtig und ehrlich, „die Beschlüsse des Exekutivkomitees werden für mich ein Gebot sein. Wie könnte es denn auch anders sein?"

„Nun, dann ist doch alles in Ordnung!" Filippowski lächelte freundlich.

Am nächsten Tage teilte mir Saluzkij im Exekutivkomitee mit, daß sie gerade beschlossen hätten, mich zum Kommandanten der Peter-Paul-Festung zu bestimmen und dies durch einen offiziellen Befehl des Ministers Gutschkow bestätigen lassen.

„Nehmen Sie aber bitte zur Kenntnis," fügte Stjeklow liebenswürdig hinzu, „Sie müssen über Ihre Ernennung zuerst unmittelbar mit Kerenski verhandeln. Die Trubezkobastion, in der alle verhafteten Diplomaten und Höflinge sitzen, steht unter seiner persönlichen Oberaufsicht... Es wäre also vorteilhaft, wenn Sie mit ihm sprechen würden..."

„Das werden wir schon möglich machen!" Filippowski nickte energisch mit dem Kopf.

*

Am nächsten Morgen teilte mir Filippowski mit, daß man mit Kerenski schon von mir gesprochen habe und er mich heute im Justizministerium empfangen will.

Ich rasierte mich sorgfältig, putzte meine Sachen; zog die Litewka mit den Universitätsabzeichen an und klirrte pünktlich, zur bestimmten Stunde mit den Sporen an der Marmortreppe des Ministeriums. Das weite geräumige Empfangszimmer glänzte im rötlichen Blitzen des Parketts. Auf den vergoldeten, seidenüberzogenen Stühlen und Sofas saß der Wand entlang eine ganze Galerie von Menschen: alte Männlein, die nur aus Runzeln bestanden und wohl-erzogen in ihre Faust husteten; herausgeputzte Dämchen; nachlässig sitzende Advokaten, die mit ihren gestärkten Hemden knisterten. Die Gerichtsbeamten, die aus der Provinz kamen, um sich vorzustellen, konnte man sofort an ihren glattgekämmten grauen Schläfen und den speckigen, mit Schuppen bedeckten dunkelgrünen Sammetkragen und ihren mageren, hochmütigen Gesichtern erkennen, die ebenso steif waren wie die gekrönten Säulen auf ihren Uniformknöpfen. Die altertümlichen Tische mit den bunten polierten Marmorplatten glänzten so hochmütig und feierlich, daß nur die traurig seufzenden Damen den Mut hatten, ihre parfümierten Muffe, Taschen und Handschuhe darauf zu legen.

Nachdem drei Beamte vor mir Audienz erhielten, empfing Kerenski mich außer der Reihe.

„Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Herr revolutionärer Offizier!“ sagte er mir, rasch von seinem Sessel aufspringend, bot mir Platz an und setzte sich mir gegenüber.

„Wir kennen uns schon ein wenig,“ sagte ich schüchtern, „ich habe Ihnen Pakete mit Befehlen Nikolaus des Zweiten übergeben.“

„Pakete? . . . Befehle? . . .“ Er runzelte die Stirn und sah auf die Decke. „Nein, ich erinnere mich nicht . . . Das ist doch nicht so wichtig . . . Ihre Freunde erzählten mir, daß Sie an den Februartagen aktiv teilgenommen haben. Das ist eine Heldentat. Die Revolution kann sich doch nicht als undankbar erweisen. Sind Sie schon

belohnt worden? . . . Nein?! . . . Welche unverzeihliche Pflichtversäumnis! . . . Das wird sofort gutgemacht werden . . . Ich schreibe an Gutschkow, nein, an seinen Vertreter General Manikowski. Was wünschen Sie bitte? Vor allem selbstverständlich das Georgkreuz! . . . Das ist aber viel zu wenig. Wollen Sie eine Beförderung? . . . Ich gratuliere Ihnen also von ganzem Herzen, mein Lieber, zum Georgkreuz und zur Beförderung!" Er schrieb rasch einen kleinen Zettel. „Ich gratuliere Ihnen im Namen unserer großen unblutigen Revolution!" Er gab mir den Zettel und stand auf.

Ist das alles? dachte ich. Was ist also mit der Festung? „Genosse-Minister," unterbrach ich ihn schüchtern, „ich habe Sie heute nur deshalb gestört, weil das Exekutivkomitee gestern beschlossen hat . . ."

„Ach ja, Sie meinen die Festung?" ließ er mich nicht zu Ende sprechen. „Wozu brauchen Sie das, Herr Offizier? . . . Sie haben doch jetzt wirklich eine schöne Belohnung bekommen! . . . Glauben Sie, das ist zu wenig für Ihre Verdienste?!" lächelte er spitz.

„Ich habe nicht gekämpft, um Belohnungen zu bekommen, Herr Minister. Ich brauche keine Belohnungen. Das Exekutivkomitee hat mir den Posten anvertraut, kann ich damit rechnen, daß . . ."

„Was hat denn das Exekutivkomitee damit zu tun?!" sagte Kerenski ungeduldig. „Alles hängt ausschließlich nur von mir ab. Ich bin Minister! . . . Gut: Sie werden diese Ernennung bekommen. Geben Sie mir bitte den Zettel. Ich werde noch etwas dazu schreiben. So," sagte er, „ich habe geschrieben: ‚Dieser Offizier ist sofort zum Kommandanten der Peter-Paul-Festung zu ernennen. Die Sache ist mit Alexander Iwanowitsch Gutschkow schon besprochen.' Sind Sie zufrieden? . . . Ich wünsche Ihnen Glück und Erfolg." Er reichte mir die Hand und gab mir damit zu verstehen, daß meine Audienz beendet sei,

„Wie sympathisch und sachlich dieser Kerenski ist!“ triumphtierte ich und steckte den kleinen, für mich sehr wertvollen Zettel in die Tasche.

General Manikowski, ein grauer, bescheidener alter Mann, Vertreter des Kriegsministers, empfing mich sehr liebenswürdig, als er erfuhr, daß ich vom Exekutivkomitee komme.

„Ausgezeichnet!“ sagte er nachdenklich, nachdem er Kerenskis Zettel gelesen hatte. „Alles wird pünktlichst durchgeführt werden, Herr Leutnant, wenn Alexander Fjodorowitsch Kerenski mit dieser Sache einverstanden ist. Bitte seien Sie ganz ruhig, die Befehle werden in den nächsten Tagen durchgeführt werden. Wo soll man Sie verständigen? Im Taurischen . . .?“

„Könnte ich die Festung nicht jetzt gleich übernehmen?“

„Nein, das wäre sehr taktlos dem früheren Kommandanten gegenüber . . . bitte haben Sie ein wenig Geduld . . .!“ Er lächelte schlau und drückte mir liebenswürdig die Hand.

Ich ging in die Kszeszinska-Villa und teilte meine Freude mit den Genossen.

„Das haben Sie geschickt gemacht!“ sagte der Sekretär Mjechonoschin und sprang vor Freude auf. „Wir werden dann zu Ihnen kommen können. Haben Sie dort eine Druckerei? Wahrscheinlich muß es dort eine geben . . . Podwojskij rennt in der ganzen Stadt herum, um eine Druckerei für die ‚Ssoldatskaja Prawda‘ zu finden . . .“

Der Hauptmann Roder empfing mich sehr aufgeregt im Taurischen Palais.

„Eine ganz neue Radionachricht, Herr Leutnant! Amerika hat Deutschland den Krieg erklärt!“ Sein Gesicht ist ganz verlegen, und er weiß nicht, ob er sich darüber freuen oder ärgern soll.

„Das wird unsere Lage erleichtern“, sage ich lächelnd zu Roder, über dessen Gesicht sofort ein breites Lächeln zieht.

Ein feierliches Begräbnis der Opfer der Revolution fand statt. Man hatte einen Menschen zwingen müssen, ein Papier zu unterschreiben, daß er nicht mehr den vergoldeten Stuhl besteigen, nicht mehr mit lebendigen Soldaten spielen und nie mehr Akte unterschreiben werde. Hundertsiebzig lebenslustige kräftige Männer stürzten sich selbstverleugnend unter die Kugeln und blieben als blutbesudelte, erstarrte Leichen liegen, nur damit jener Mensch endlich das Papier unterschreibe. Er tat es und setzte sich zur Ruhe. Statt eines vergoldeten harten Stuhles ließ man ihm Dutzende weiche, seidenüberzogene zurück, statt erschöpfter, versoffener Soldaten gab man ihm Neger mit dicken Lippen und weißen Augen, die wie geschälte Eier glänzten. Man ließ ihm sogar das Papier und die Tinte zur Erinnerung zurück, und jetzt saß er da, fand in allen möglichen Zerstreuungen seine Ruhe, sah das Papier an und träumte davon, ob und wann die Stunde seiner Wiederkehr kommen werde. Und jene hundertsiebzig aufopferungsvolle Männer, deren Stunde geschlagen hatte, wurden in kalte Blechsärge gelegt, die mit grellrotem Satin überzogen wurden. Und nun schwammen diese Särge wie rote Schiffe in langen Reihen durch die schwarzen, endlosen Wellen menschlicher Ströme, schwammen gleichmäßig wogend durch die breiten Straßen Petrograds. Diese schwarzen, dichten Wellen der unzähligen Arbeiterschultern und Köpfe strömten mächtig aus den verrußten, rauchigen Fabriksbezirken, vereinten sich unterwegs mit den grauen Strömen, die stürmisch aus den Kasernen herausquollen, und wogten als breiter, schwerer Strom gleichmäßig und langsam zum Zentrum. Die roten Särge schaukelten auf festen Mönnerschultern. Diese gewaltigen, schwarzen und grauen Menschenströme dröhnten schallend mit ihren schweren Schritten durch die erschrocken — erstarrten, müßigen Petrograder Straßen. In den grauen Fenstern

dieser Straßen schimmerten, unruhig flimmernd, die endlosen roten Widerspiegelungen der leichten Plakate und die schweren Falten der tief hinunterhängenden roten Fahnen. Das feierliche Knirschen der Messingorchester bohrte sich mit den traurigen Klängen eines Trauermarsches in die Granitwände der erstaunten Häuser. Der graue Himmel sah düster herunter. Ab und zu fielen schwere Regentropfen. Auf dem Marsfeld, das von dichten Soldatenketten abgesperrt war, lärmten die Menschenmassen, die nur gegen besondere Passierscheine eingelassen wurden. Unter hohen Stangen mit schwarzweißen Fahnen war ein tiefes Grab gegraben. Über die massiven schmutzig-gelben Kasernen des Paulregimentes, die an das breite Feld grenzten, zogen sich breite rote Stoffstreifen, die der Wind hin und her hob. Über einer breiten Holzestrade hing eine große, vom Regen feuchte rote Fahne. Auf der Estrade hatte das Exekutivkomitee Platz genommen: Skobeljew, Stjeklow, Zeretelli, Tschcheidze, Gwosdjow und Bogdanow. Rechts, ihre Verlegenheit unter einem satten, hochmütigen Lächeln verbergend, wackelten die kostbaren Pelze Rodzjankos, Teretschtenkos, Konowalows, Miljukows und Gutschkows . . . In ihrer Nähe sahen sich mit vorsichtig-erstaunter Aufmerksamkeit ausländische Diplomaten um. Eine ganze Masse von Journalisten, Photographen summten geschäftig auf der Estrade, und müßige Neugierige, die die Minister in der Nähe sehen wollten, standen überall herum. Ein eifriger Filmopérateur kletterte auf das Gitter der Estrade und machte seinen Apparat aufnahmebereit.

„Stellt euch in Reih und Glied, Genossen! Wir werden jetzt photographiert!“ sagte Ljubarski mit eifriger Geschäftigkeit und stellte sich in den Vordergrund. Wir gingen stolz mit unserer ganzen Offiziersreihe am Filmapparat vorbei. Dann wurden die Mitglieder des Sowjets und später die aus der Verbannung zurückgekehrten

Revolutionäre photographiert. Der alte, mit schwarzgrauen Borsten bewachsene Menschewik Ramischwili, Abgeordneter der ersten Duma, der eine zerrissene schwarze Pelzmütze tief über die Ohren gezogen hatte und jetzt, zur Feier des Tages, ein breites rotes Moiréband mit schmalen weißen Rande um die Hüften geschlungen hatte, stützte eine gebückte Greisin. Sie hatte matte graue Augen und ein kleines bräunliches Gesicht, das nur aus Runzeln zu bestehen schien. Aus dem dicken Kopftuch schauten spärliche graue Haarsträhnen heraus. Mit tiefer Ehrerbietung drückte ich Vera Sassulitsch ihre welke, pergamentgelbe Hand, die auf durchsichtigem Seidenpapier seinerzeit die glühendsten Kampfsartikel in der bolschewistischen alten „Iskra“ (Funke, illegale revolutionäre russische Zeitung, die hauptsächlich in der Schweiz erschien und auf illegalem Wege nach Rußland gebracht wurde) geschrieben hatte.

Dichte Arbeiterreihen gingen, ihre Fahnen tief vor dem Grabe neigend, über das Marsfeld. In Zivilmänteln, doch in militärischer Haltung und mit Gewehren auf den Schultern, marschierten sie fest und stramm. Die Atmosphäre schwerer, trotziger Maschinen atmete uns von diesen bewaffneten Reihen entgegen, die von den entfernten Fabriks- und Arbeiterbezirken gekommen waren. Sogar Bogdanow blitzte bei ihrem Anblick stolz mit den Augen.

„Das verstehe ich! Das sind die Verlässlichsten! Das ist unsere rote Arbeitergarde! . . .“

Die Orchester brüllten und verhallten dumpf in der nebligen, grauen Ferne, wo das graue Marmorpalais und das Bronzedenkmal Ssuworows vor der Troizkibrücke kaum zu sehen war. Die roten Särge schwammen auf dem Marsfelde und wurden behutsam und vorsichtig in das breite, lange, gelbe Grab herabgesenkt. Als sie alle eng nebeneinander im Grabe standen, sprach Tschcheidze, am

Rande stehend. Er predigte feierlich von den Feinden und von der Freiheit, dann machte er ein Zeichen mit seiner mageren Hand, und ein Regen von Erdklumpen prasselte schallend auf die roten Särge. Und plötzlich seufzte die Luft auf und erdröhnte unter einem wütenden Donner, von dem der Boden erzitterte und die Fensterscheiben der Kasernen klirrten. Das waren die Kanonensalven der Peter-Paul-Festung. Einundsechzig Salven, schreckliche Seufzer der Artillerietrauer, erschütterten hintereinander die Erde, die Särge und die Menschen, die in feierlich-unheimlichem Schweigen erstarrt waren. Aus meinen zusammengepreßten Lippen kam leise ein heiliger Eid:

„Schlaft, ihr gefallenen roten Brüder! Eure Sache ist unsterblich. Für den Kampf um sie wächst und marschiert die verrußte rote Garde der Arbeiterbezirke. Für den Kampf um sie werde ich in der Peter-Paul-Festung, dem Herzen der Residenz, sitzen und im letzten Kampfe einen donnernden bleiernen Regen auf die Köpfe unserer Feinde schütten. Schlaft ruhig, Brüder! . . .“

FÜNFZEHNTE KAPITEL

Ich erwartete all diese Tage ganz vergebens Nachrichten aus dem Stab. Die gewünschte Ernennung kam nicht. Ich sah traurig Stjeklow an.

„Geduld!“ beruhigte er mich. „Wahrscheinlich ist die Angelegenheit bei Gutschkow stecken geblieben. Wollen Sie, daß dieser alte, schwarze Reaktionär, der 1905 auf das Wohl des Admirals Dubassow sein Glas erhob, desselben Dubassow, der den Aufstand der Preßnja-Arbeiter in Moskau in Blut ertränkte, wollen Sie, daß dieser zaren-treue Industrielle, der jetzt Kriegsminister geworden ist, Sie so ganz ohne weiteres, ohne die Sache zu verzögern,

zum Kommandanten des Kampfzentrums der Residenz ernennen soll?!"

„Warum versprechen sie es aber?“

„Sie sind zu heißblütig! Sie möchten alles sofort haben . . . Erinnern Sie sich, wie General Kuropatkin immer gelehrt hat: Geduld, Geduld, Geduld . . .“

Ich schlenderte einsam im Schloß herum und verstand nichts. Was ist das für eine sinnlose Politik! Der Sowjet der Arbeiter- und Soldatendelegierten hat doch selbst alle diese bürgerlichen Minister bestätigt und hat schweigend ihren Kerenski an der Regierung teilnehmen lassen. Bei Gutschkow, in der Peter-Paul-Festung, im Herzen Petrograds, planen die Offiziere eine gegenrevolutionäre Verschwörung, er wird davon verständigt und verzögert die unbedingt notwendige Ablösung des Kommandanten. Er betrügt sogar Kerenski, dem er doch versprach, einen anderen Kommandanten einzusetzen. Auch die übrigen Minister tun dasselbe. Vor einigen Tagen zum Beispiel war in allen Zeitungen ein Gespräch Miljukows mit den Journalisten abgedruckt. Der ehrenhafte Minister des Äußeren quatschte offiziell über die jahrhundertlange nationale Aufgabe Rußlands, das türkische Konstantinopel zu besetzen und auch einige andere slawische Länder in die Börsenhände Großrußlands zu spielen. Unsere „Prawda“ unterstrich schroff dieses niederträchtige imperialistische Auftreten gegen alle unsere Aufrufe, sofort Frieden ohne Annektion und Kriegsentschädigung zu schließen. Die bolschewikische „Prawda“ allein entlarvt diese gemeine Hinterlistigkeit der versteckten Fuchsfallen Miljukows und der reaktionären Schurkerei Gutschkows. Alle anderen Zeitungen schweigen. Alle, Tschcheidze, Bogdanow, Gwosdjow, Zeretelli, Dan und Tschernow scheinen die Sprache verloren zu haben . . . Warum könnte man jetzt nicht alle diese Minister stürzen und Minister aus den Reihen des Sowjets ernennen?! . . .

Um mir eine Antwort auf all diese Fragen zu holen, eilte ich zur Sitzung des Exekutivkomitees, um die Debatte mit anzuhören. Ich fand dort stürmischen Lärm. Gwosdjow tobte wild in diesem Sodom und Gomorra.

„Das ist eure Schuld! Das ist eure Schuld!“ schrie er wütend Stalin zu. „Das ist eure bolschewistische defaistische Propaganda, die die Soldaten an der Front zersetzt und dadurch die Niederlagen hervorruft! . . . Die Front am Stochod ist durchbrochen, die Deutschen können morgen Petrograd angreifen . . . Genossen!“ brüllte er. „Ich schlage vor, die energischsten Maßnahmen gegen die schädliche Agitation der Bolschewiken zu treffen! . . .“

Der Lärm wurde immer größer. Die Stühle wurden umgeschmissen. Tschcheidze klingelte wie toll mit seiner kleinen Glocke. Stalin ging vor dem Fenster nervös auf und ab, wie ein gehetzter Wolf, und sah wütend um sich.

„Ruhe!“ seufzte Zeretelli mit ersterbender Stimme neben dem Ofen stehend. „Die Demokratie wird friedliche Maßnahmen finden, um die Mißverständnisse der unklaren Beschlüsse Miljukows zu beseitigen und die linke Demagogie zu liquidieren. Die letzte Niederlage soll eine Lehre sein . . .“

„Eine Lehre . . . für euch!“ unterbrach ihn Stalin.

Wiederum erhob sich ein gewaltiges Toben.

„Und wie sieht es im Hinterlande aus!“ schrie jetzt Bogdanow. „Die Arbeiter arbeiten nicht. Die Produktion ist bis auf Null gesunken. Damit spielt man den Deutschen und den Agenten des alten zaristischen Regimes in die Hände . . .“

„Und ihr erhöht die Preise!“ Der Bolschewik Fjodorow, ein Metallarbeiter, erhob sich auf die Zehen und errötete wie ein junges Mädchen.

„Was hat das mit den Preisen zu tun? . . .“ tobte Bogdanow.

„Wofür kämpfen wir also?“ schrie Schljapnikow.

„Für die Meerengen von Miljukow!“ rief spöttisch Krassikow-Pawlowitsch. „Für die schönen Augen der Entente.“

„Demagogie!“ sagte Zeretelli.

„Warum publiziert ihr nicht die zaristischen Verträge?! . . .“ ruft Stalin, doch seine Worte werden vom Lärm übertönt.

„Wir stimmen ab!“ schreit der ganz heiser gewordene Tschcheidze. „Wer ist für Zeretellis Vorschlag?“

Alle Hände erheben sich.

„Wer ist dagegen?“

Ein Dutzend bolschewistische Hände strecken sich in die Höhe.

„Eine lächerliche Minderheit!“ krächzt Tschcheidze triumphierend.

„Denk' daran, was ich dir sage, es kommt zu Unruhen. Es kommt zu blutigen Unruhen!“ flüstert mir Linde leise zu und stößt mich mit dem Ellbogen.

Lindes Gesicht ist versoffen, grau und zuckt nervös zusammen, seine rötlichen Haare sträuben sich in unruhigen Borsten.

„Blutige Unruhe? Was sagst du?“

„Glaubst du vielleicht, daß die Minister friedlich gehen werden? Man wird sie stürzen müssen . . .“

„Wer wird sie stürzen?“

Linde zuckt unheilverkündend mit den Augenlidern. Die Blicke seiner bleischweren Augen bohren sich in die Ferne.

„Wir.“

„Du sprichst Unsinn . . . und der Sowjet? . . .“

„Wir werden ihn vor eine Tatsache stellen.“

„Hat unsere Partei das gutgeheißen?“

„Aber nein!“ Linde zuckt qualvoll zusammen. „Das ist doch das Unglück, daß wir vorläufig in der Minderheit sind.“

Die heiße Welle einer schweren Unruhe, die mich plötzlich überflutet, ebbt wieder zurück. Wie heißblütig und argwöhnisch Linde ist!

Im Katherinensaale ertönt lautes Klirren von Gewehren. Das sind die Wolhynier. Sie sind wieder hergekommen, um die Regierung zu begrüßen. Doch bilden sie jetzt eine stramme, disziplinierte Abteilung mit enggeschnürten Offizieren. Neben der Abteilung der stämmige, breit-schulterige, kleingewachsene Unteroffizier Kirpitschnikow, dessen Wangen sonnverbrannt und ziegelrot und dessen Äuglein schmal und verschwommen sind. Das war er, der am 27. Februar die ganze Kompagnie in Aufruhr brachte. Sie erschlugen damals einen Offizier, dessen Leiche fast einen ganzen Tag neben dem Tore lag. Jetzt steht ein anderer Offizier in strammer Haltung neben Kirpitschnikow und schielt ihn ehrerbietig an. Auf dem Tisch steht schwerfällig und breit Rodzjanko.

„Brüder! Wolhynier!“ Er schlenkert kläglich mit den welken, runzligen Wangen. „Ihr habt die Freiheit errungen. Auf euch richten wir jetzt die leidenden Augen unseres großen Volkes. Zu euch schreit das unter dem Stiefel des Teutonen Wilhelm verblutende, rechtgläubige Rußland. Ihr habt als erste während der Februartage das Beispiel eines bürgerlichen Heldenmutes gegeben und seid in die Duma zu ihrem Schutze gekommen. Ihr müßt auch als erste jetzt der ganzen übrigen Garnison den hellen Weg zur Erfüllung der heiligen kriegerischen Pflicht zeigen. Brüder, Krieger, der heimtückische Feind droht unserem Vaterlande! Wir haben authentische Nachrichten, daß unsere Mißerfolge am Stochod nur den Anfang eines neuen Angriffes gegen uns bedeuten. Der Feind will unsere Friedensliebe ausnützen, greift die ganze Front an und sät durch seine Spione und Provokateure, die noch von der alten Regierung zurückgeblieben sind, Verwirrung und Unruhe in unserem Hinterlande. Er hofft, euch von

dem wirklichen und wahren russischen Wege abzubringen. Brüder, Krieger! Rechtgläubige! Jagt diese Agitatoren fort und verhaftet sie! Brüder, Krieger, festigt eure Reihen und eilt zu den Brüdern, die eure Hilfe erwarten! Euer Platz ist jetzt an der Front!"

Der silberne Keil von Rodzjankos Bärtchen schien diese Worte hartnäckig einzuhämmern und die Blicke seiner unruhigen grauen Äuglein tasteten die ergebenen Soldatenreihen ab. Und diese ängstliche, drückende Ergebenheit, die auf den breiten Backenknochen der Soldaten erstarrt war, ließ die grauen Äuglein Rodzjankos befriedigt aufglänzen. Wie konnte es auch anders sein?! An der rechten Flanke der bereitwillig erstarrten Soldatenreihen erhebt sich ein rotes Plakat, auf dem totenbleiche Buchstaben schreien: „Krieg bis zum endgültigen Siege!" Rodzjanko räuspert sich selbstzufrieden und schließt seine Rede. Ein „Hurra" ertönt. Ein altes ärarisches Soldatenhurra, das nach einem Kommandowort wieder abbricht. Als Rodzjanko schwerfällig seine dicken Beine, die wie Klötze anmuten, auseinanderspreizt und vom Tisch heruntersteigt, fängt ihn Kirpitschnikow mit schmeichlerischem Lächeln vorsichtig auf und stützt seine Gutsbesitzersarme fest und sorgsam.

„Er triumphiert." Linde und ich sehen schweigend einander an. Die Rede ist beendet, doch die Soldaten stehen noch immer und scheinen irgend etwas abzuwarten. Das Regiment erwartet jetzt Tschcheidze. Wahrscheinlich fordern die kläglichen Reste des revolutionären Gewissens, daß dieser Verrat an der Revolution mit dem Siegel der Demokratie versehen werde. Man ist schon längst ihn suchen gegangen, doch wahrscheinlich ist er im Exekutivkomitee zu sehr beschäftigt und kommt noch immer nicht."

„Ich werde sprechen", zuckt Linde plötzlich zusammen. „Was fällt dir ein?!" halte ich ihn am Ärmel. „Du wirst noch etwas Überflüssiges sagen . . . Paß auf . . ." Doch

Linde hört mich nicht. Er schiebt die Reihen energisch auseinander und springt mit einem raschen Satz auf den Tisch. Seine gerade Nase und sein trotziges Kinn scheinen noch spitzer zu werden, und seine grauen Augen entzünden sich heiß. Er beschwört die Soldaten, den Generälen nicht zu glauben, der Regierung nicht zu glauben, nicht an die Front abzugehen, da es gegen den Befehl des Sowjets der Arbeiter- und Soldatendelegierten sei.

„Man nimmt euch schon wieder fest in die Hände!“ zischt er und macht dabei eine entsprechende Handbewegung. Die versteinerten Gesichter der Soldaten sehen ihn mit dumpfem Staunen an. Nur Kirpitschnikow zwinkert schlau mit den Augen.

„Sind alle unsere Worte schon jetzt verspätet?! . . .“ Eine unheimliche Angst packt mich. Sind alle Regimenter der Residenz tatsächlich schon Rodzjanko ergeben? Als Linde vom Tisch herunterspringt und ein verlegenes kurzes „Hurra“ ertönt, beeile ich mich, auf den Tisch zu klettern. Ich sehe mich vorsichtig um, aus Angst, daß ich von jemandem beobachtet werde, und schleudere meine heißen Worte rasch und eilig in diese gehorsam geöffneten Mäuler, die mit naivem Vertrauen sich zu meinen goldenen Epauletten wenden. Ich schleudere ihnen zu, daß man von Grund und Boden bis jetzt noch nicht ein Wort gehört habe, daß die Regierung die Soldaten und Bauern mit der künftigen Konstituante beruhigt, da aber alle Rodzjankos nicht die geringste Lust haben, ihren Grund und Boden abzugeben, so schweigt die Regierung auch über die Konstituante. Sie sollen nur die Regierung fragen, für wann die Konstituante bestimmt sei! Auf diese Frage wird ihnen niemand antworten, weil man die Bauern und Soldaten als unruhige, unsaubere Gefahr betrachtet, die es zwar zu beruhigen gelang, die man aber sobald als möglich an die Front schicken muß.

„Wolhynier!“ schreie ich. „Ihr habt euch als erste während der Februartage erhoben und seid in den sicheren Tod gegangen. Ist es möglich, daß ihr, ihr Helden-Wolhynier, das wiedererwachte Ungeheuer des alten zaristischen Regimes nicht auf eure Bajonette spießt, wenn es versucht, euch wiederum in sein Joch zu spannen?! Glaubet nur dem Sowjet eurer Delegierten und bleibt mit ihm in ständiger Verbindung! Besucht die Soldatenklubs. In der Kszezinska-Villa ist unlängst solch ein Klub eröffnet worden. Dort werdet ihr erst eure Augen weit öffnen können und werdet begreifen, worin eure Interessen bestehen. Glaubet nicht der Regierung, Wolhynier, die die Erde, den Grund und Boden der Gutsbesitzer verteidigt und euch auf die Schlachtbank schickt. Glaubet ihr nicht!“

Meine Sporen klirren grell auf dem Tisch und meine Epauletten glänzen keck auf. Ich sehe, wie die dumpfen Blicke der Soldaten wärmer werden. Ihre Augen entzünden sich durch ein inneres Feuer, ihre Münder pressen sich energisch zusammen. Ich springe vom Tisch herunter und berausche mich an dem ersehnten, elementaren, begeisterten Schreien und an den Salven der zärtlichen, brennenden, freundlichen Blicke.

„Jetzt rasch weg von hier!“ Ich ziehe Linde in den Korridor.

Einen Augenblick später schaue ich mich um und sehe, wie der müde Tschcheidze nachdenklich lächelnd zum Tisch eilt.

Ich gehe für einen Augenblick in das zweiundvierzigste Zimmer. Ssinani ist nicht drin, statt seiner thront Ljubarski vor dem Tisch. Mit einem nachlässig gelangweilten Gesicht frage ich, ob nicht irgendwelche Akten aus dem Kriegsministerium für mich angekommen seien.

„Nein,“ erwidert Ljubarski, „nichts ist angekommen. Sie erwarten wahrscheinlich noch immer die Antwort

wegen der Peter-Paul-Festung?“ fragt er teilnahmsvoll. „Im Ministerium verschleppt man augenscheinlich die Angelegenheit . . .“ In seinen Augen glimmt eine heimliche Freude. „Es wird wohl nicht dazu kommen, Leutnant, daß Sie als Herrscher in die Peter-Paul-Festung einziehen . . .“ Halb spöttisch, halb teilnahmsvoll schüttelt er den Kopf. „Unser Tarassow hat wieder einmal etwas angestellt . . .“ sagt Ssinani, ins Zimmer stürzend.

Wahrscheinlich hat ihn Ljubarski mit einem Zeichen der Augen auf mich aufmerksam gemacht, da er sogleich verstummt, sich schroff zu mir wendet und mich haßerfüllt anzischt.

„Ah, Sie sind hier?! . . . Das trifft sich sehr gut . . . Schade, daß ich es früher nicht gewußt habe, ich dachte, Sie seien sofort wegelaufen . . . sonst hätte ich die Offiziere des Wolhynischen Regimentes, die mich gerade herausgerufen haben, hergebracht . . . Das sind also Sie, der sich so ausgezeichnet hat? . . . Wer könnte es denn sonst sein? . . . Die Kennzeichen stimmen genau: ein junger Leutnant mit schwarzem Schnurrbärtchen, an den Epauletten silberne Maschinengewehre, die Ärmel rot eingefäßt . . . Was ist das für eine Demagogie, die Sie sich erlaubt haben?! . . .“

„Demagogie?“ Ich zucke unruhig zusammen.

„Wer hat jetzt im Katherinensaale vor den Wolhyniern gesprochen? Wer hat sie aufgefordert, den Offizieren nicht zu vertrauen? . . .“

Ich schweige.

„Im Bund der republikanischen Offiziere arbeiten, im Exekutivkomitee der Offiziersdelegierten teilnehmen und gleichzeitig die Soldaten gegen die Offiziere hetzen . . . ist Verrat!“ Ljubarski schaut mich verächtlich an.

„Ach so, Sie sind Bolschewik?!“ sagt Alejew, und bohrt mit schadenfroher Neugierde seine wütenden Blicke in mich.

„Ach so! Das hätten Sie schon längst sagen müssen. Übrigens ist es recht komisch, daß ich nicht selbst darauf gekommen bin . . . Man erkennt den Adler an seinem Flügel und den Rotzbuben an seiner Nase.“

„Schuft!“ schleudere ich ihm wütend ins Gesicht.

„Lassen Sie das, Alejew!“ unterbricht ihn Ssinanischroff.

„Das geht Sie nichts an. Das ist eine Frage unserer inneren Organisation. Wir werden darüber in der nächsten Sitzung unseres Präsidiums sprechen. Wir können das nicht einreißen lassen. Inzwischen werde ich Sie aber ganz energisch bitten, hier in diesem Zimmer nicht mehr zu übernachten. Hier ist eine Kanzlei und keine Wohnung.“

„Fürchten Sie für Ihre Dokumente?“ lächelte ich verächtlich.

„Nein, es geht hier nicht um Dokumente, sondern um jene vertrauensvollen Frontdelegationen, die Sie jeden Morgen hier abfangen und zu Ihren Leuten in die Kszes-zinska-Villa schicken. Glauben Sie vielleicht, daß wir davon nicht wissen?! . . .“

„Oho . . .“ Ljubarski schüttelt höhnisch den Kopf.

„Der Leutnant übernachtet hier?“ sagt Alejew wichtig-tuerisch. „Das ist absolut unzulässig. Als Adjutant des Kommandanten des Taurischen Palais verbiete ich es Ihnen kategorisch. Hier ist weder ein Hotel noch ein Nachtquartier. . . Suchen Sie sich irgendwo anders eine Wohnung. Hier werden Sie nicht mehr schlafen . . .“

In hilfloser Wut gehe ich in den Korridor. Der rundliche, elastische, bebrillte Bogdanow stürzt mir entgegen und packt mich an der Hand.

„Rodionow, wir brauchen Sie dringend. Nehmen Sie wieder Ihre Preobraschenzer und eilen Sie, so rasch Sie nur können, auf die Milljonnaja 27. Dort ist das Schloß der Maria Pawlowna. Man hat uns gerade telephonierte, daß man dort eine riesengroße Garage mit fünfzig Automobilen entdeckt hat. Angeblich sollen Soldaten diese

Autos wegschleppen. Das Palais steht ganz verlassen da. Die Großfürstin ist irgendwo im Kaukasus. Ihr Sohn Kyrill wohnt in einem anderen Schloß. Es wäre schade, wenn dort alles verloren ginge. Beeilen Sie sich, Leutnant! Ich hoffe, daß Sie alles ebenso vernünftig und rasch erledigen werden, wie sonst. Teilen Sie mir abends das Resultat mit. Ich werde hier sein.”

*

Padjerin gab mir gerne einen Zettel zum Regimentskomitee der Preobraschenzer. Dort kannte man mich aber schon. Ich hatte einmal einige Soldaten von ihnen geholt, die ich als Wachtposten für die Villa der Gräfin Ignatiew brauchte. Auch jetzt stellte man mir eine ganze Kompagnie zur Verfügung. Das großfürstliche Palais war ein gewöhnliches, großes, vierstöckiges Haus, das sowohl auf das Newaufer als auch auf die Milljonnaja blickte. Im dunklen Hof befand sich die Garage. Überall herrschte Ruhe, als wir kamen. Chauffeure arbeiteten an einem Auto in der Garage. Ein Portier mit einem satten, ernstesten Gesicht sah sie wütend an und klirrte ungeduldig mit den Schlüsseln. Ein magerer, glatter, spitznäsiger alter Mann in einem Mantel mit einem abgewetzten Sammetkragen, der augenscheinlich der Verwalter des großfürstlichen Schlosses war, beobachtete aufgeregt die Arbeit der Monteure und bewegte wütend seine blassen, blutlosen Lippen.

„Was wollt ihr? ...“ wandte er sich erschrocken an meine Soldaten. Kaum hatte er aber meine Offizierepauletten bemerkt, als sein Gesicht sich sofort erhellte. „Kommen Sie von der Duma?“ fragte er erfreut.

„Ja. Wir kommen vom Taurischen Palais, vom Sowjet. Ist bei Euch eingebrochen worden? ...“

„Ja, sehen Sie nur hin ...“

Der Alte nimmt dem Portier die Schlüssel ab und zeigt vorwurfsvoll auf die Chauffeure. Diese erheben sich rasch und verlegen, werfen das Werkzeug auf die Erde, wischen ihre schmutzigen Hände an den Lederjacken ab und kommen auf uns zu. Verworren und stotternd erklären sie, daß sie von der Gutujew-Insel kämen, von irgendeinem Verpflegsmagazin eines Regimentes. Sie hätten zuwenig Autos und hier, bei diesen großfürstlichen Schuften gäbe es über fünfzig Renaults und Packards, alle Magnete seien nur versteckt . . .

„Wir haben einen Magneten mitgebracht und wollen ein Auto instand setzen . . .“

„Ohne Bewilligung?“

„Wieso ohne Bewilligung? Wir haben von unserem Soldatenkomitee die Erlaubnis bekommen . . . Wir haben nur kein gestempeltes Papier mitgenommen, das ist schon wahr. . . . Wir kamen in der Eile nicht dazu . . . der Vorsitzende des Komitees war in der Stadt und hat den Stempel bei sich . . .“

Ohne lange zu überlegen, schickte ich die Chauffeure fort und befahl dem Verwalter, die Tore der Garage zu verschließen. Ich ließ vier Soldaten als Wachtposten zurück und schickte die übrigen zu ihrem Regiment. Der Verwalter verbeugte sich ununterbrochen devot und stellte den Wachtposten ein kleines Zimmerchen zur Verfügung.

„Man hat uns mitgeteilt, daß hier geplündert worden ist“, sagte ich, nachdem ich die Soldaten postiert hatte.

„Keine Spur. Alles ist in bester Ordnung. Alles ist verschlossen!“ Der Verwalter klirrte mit den Schlüsseln.

„Alles ist mit den Siegeln Ihrer Kaiserlichen Hoheit versiegelt. Ihre Kaiserliche Hoheit ruht jetzt in einem Kurort zu sein. Die Angelegenheiten Ihrer Kaiserlichen Hoheit erledigt der General . . .“ Er nennt mir den Namen eines Barons . . . „Er wohnt hier vis-à-vis. Wenn Sie wünschen, können Sie zu ihm gehen.“

„Nein, wozu denn,“ sage ich gleichgültig die Achsel zuckend. „Wenn alles in Ordnung ist, dann ist es gut. Ja, noch etwas . . .“ ein lustiger Gedanke blitzt mir durch den Kopf. „Um die Wachtposten zu beaufsichtigen, muß ich hier wohnen. Haben Sie nicht irgendwo ein kleines Zimmerchen?“

„Selbstverständlich, Herr Offizier! Mit dem größten Vergnügen. Wollen Sie es sich vielleicht anschauen?“

Er führt mich durch den Hof, an der Garage vorbei, zum anderen Toreingang. Rechts, neben dem Tor ist ein helles, gemütliches Zimmer mit einem breiten Holzbett. Es ist separiert, hat ein Badezimmer und in einem Nebenzimmer steht ein kleiner Herd. Ich konnte mir nichts Schöneres wünschen und war begeistert.

„Ist das Zimmer vielleicht bewohnt?“

„Oh nein, Sie können ganz unbesorgt sein!“ Der Verwalter verbeugt sich ehrfurchtsvoll und die Hoflakaien mit den rasierten Gesichtern, die sich inzwischen um uns ansammelten, wackeln mit den Köpfen.

„Seien Sie ganz unbesorgt!“ Der Verwalter hebt gerührt sein Vogelköpfchen in die Höhe. „Das ist das Appartement eines Hoffräuleins, doch da die Hoffräulein jetzt alle zusammen wohnen, ist dieses Zimmer frei.“

Ich bedanke mich und nehme den Schlüssel zu mir.

Zwei Stunden später war ich schon wieder, nachdem ich im Taurischen Palais gewesen war, Bogdanow alles berichtet und von ihm den Auftrag erhalten hatte, die Garage in Bereitschaft zu halten, im großfürstlichen Palais. Ich hatte auch meinen Koffer und mein Bettzeug mitgenommen. Ich legte meine Sachen in den sauberen Schrank und erinnerte mich plötzlich, daß ich schon lange nicht an meine Frau geschrieben habe. Am 1. März hatte ich ihr mitgeteilt, daß ich gesund sei und hatte ihr zum Sturze des Zarismus gratuliert. Warum soll sie eigentlich nicht mit den Kindern herkommen? Es wohnen

doch auch andere hier . . . Ich nahm rasch einen Briefbogen. Es war noch einer aus dem zweiundvierzigsten Zimmer und trug den Aufdruck „Taurisches Palais“. Er sah sehr imposant aus. Schön wird's sein, dachte ich freudig, wenn sie herkommt, als ich das Kuvert zuklebte.

Ich nahm dem Verwalter die Garageschlüssel ab. Ich öffnete die Garage in seiner Gegenwart, ging die glänzenden Autoreihen entlang und verlangte, daß er mir zeige, wo die Magnete seien. Der Verwalter drückte sich ein wenig herum, zeigte sie mir aber schließlich.

„Wozu brauchen Sie sie?“ fragte er schüchtern.

„Wozu? Die Garage wird doch nicht verschlossen bleiben, wir brauchen die Autos.“

„Man wird sie doch verderben . . . diese verfluchten Soldaten werden sie verderben. Das sind doch ganz besonders feine Wagen, französische, bei Renault speziell für uns bestellt.“

„Glauben Sie, daß nur die Großfürstin in solchen Autos fahren kann?“ fragte ich ihn lächelnd.

„Nein, warum denn,“ sagte der Verwalter, „auch die jetzigen Herrschaften können darin fahren, wenn man die Autos gut und vorsichtig behandelt . . . Warum denn nicht? Wenn man sie aber verderben und beschmutzen wird, was wird dann Ihre Kaiserliche Hoheit sagen . . . Vielleicht würden Sie aber, Herr Offizier, mit unserem Baron sprechen?“

„Ich habe nichts mit ihm zu tun.“

„Und was wird mit den Chauffeuren sein? Werden Sie Ihre eigenen herbringen?“

„Ohne Chauffeure kann man schwer fahren.“

„Vielleicht nehmen Sie dann unsere?“ sagte flehentlich der Verwalter. „Wir haben doch welche, einige sind zwar auf Urlaub, aber Sie werden doch bestimmt nicht alle Autos benützen. Schauen Sie sich nur jetzt die Straßen

an. Sie sind doch in einem schrecklichen Zustand. So ein Auto kann man leicht in einer Woche, ja sogar in einem Tag zugrunde richten. Ist es denn nicht in unserem Interesse, daß die Autos länger arbeiten? Begnügen Sie sich mit fünf Autos täglich . . . ich kann Ihnen fünf unserer Chauffeure zur Verfügung stellen.”

Der schlaue Alte stellte mir tatsächlich fünf durch die großfürstliche Kost fett und rund gewordene Chauffeure vor, die hier wohnten. Die Garage wurde in Ordnung gebracht, doch konnte ich den großfürstlichen Chauffeuren nicht vertrauen. Ich beschloß, Chauffeure durch das Taurische Palais zu bekommen und ging zu Ssadowski. Ssadowski hatte keine frei. Er riet mir, mich an die Genossen in der Kszeszinska-Villa zu wenden.

*

Die Garage funktionierte schon in einigen Tagen. Bolschewikische Chauffeure halfen mir. Fünf leichte, geräuschlose Autos fuhren jetzt täglich in das Taurische Palais und taten dort ihre Dienste. Vor den großfürstlichen Chauffeuren mußte man sehr vorsichtig sein. Sie versuchten Maschinenteile zu verkaufen und dann die Schuld auf unsere Chauffeure zu schieben. Auch mit den Wachtposten war die Sache nicht ganz leicht. Der große Weinkeller hatte kleine Fenster, die man nicht gut zumachen konnte. Vergebens bat ich den Verwalter, die Weine wegzunehmen.

„Wo soll ich die Weine verstecken?“

„Vernichten Siesie“, sagte mir Padjerin, „es gibt keinen anderen Ausweg. Das ganze Regiment wird sonst zu saufen anfangen. Suchen Sie eine verlässliche Kompagnie zusammen und vernichten Sie den Wein!“

Im Bund der republikanischen Offiziere gab es einen Offizier, einen Fähnrich Prigorowskij, von dem alle lachend

behaupteten, er sei ein Spezialist darin, Weinkeller zu vernichten. Er erklärte sich sofort einverstanden und kam eines Tages mit seiner Kompagnie, verschloß die Tore, befahl den Soldaten, die Mäntel abzulegen und führte sie, die nur ihre Litewkas anbehalten hatten, in den Hof. Und nun begann die Arbeit. Die Flaschen wurden in den Hof geworfen, zerbrachen klirrend, und jene Flaschen, die ganz blieben, wurden zusammengelegt. Als der Keller ganz leer war, nahmen die Soldaten die ganz gebliebenen Flaschen und zerschlugen sie einzeln.

Als ich vom Taurischen Palais zurückkehrte, stieg mir ein betäubender Duft in die Nase. Ein Berg von Glascherben glänzte vor der Garage. Dunkle duftende Pfützen flossen über das Pflaster, vermengten sich mit dem Schmutz. Einige der Soldaten wankten wie betrunken.

„Der Weingeruch macht sie trunken!“ lächelte Prigorskij. „Auch ich bin ganz schwindlig. Meine Kompagnie hat mir einen heiligen Eid geleistet: Während der Arbeit rührt sie niemals eine Flasche Wein an. Tut sie es, so droht ihr der Tod! Wie Sie sehen, machen wir unsere Arbeit gut. Nicht eine Flasche ist ganz geblieben, die Soldaten haben nicht einen Schluck getrunken und nichts bei sich versteckt.“

„Genossen!“ schrie er, „stellt euch in Reih’ und Glied, holt eure Mäntel und . . . abmarschier!“

Er ließ die Soldaten an sich vorbeimarschieren und tastete sie ab, ob sie nicht doch etwas versteckt hatten.

„Schade, nicht wahr?“ sagte er und sah den feuchten Berg der Glasscherben an. „Da kann man nichts machen. Genosse-Leutnant, es ist besser so, als daß die Soldaten trinken . . . Revolution! . . . Da kann man nichts machen . . .“

SECHZEHNTE KAPITEL

Meine Ernennung in die Peter-Paul-Festung kam noch immer nicht. Ich versuchte, im Exekutivkomitee zu erreichen, daß man in der Kanzlei des Kriegsministers Gutschkow urgieri.

„Man hat jetzt andere Sachen zu tun!“ sagte Bogdanow. „Die Peter-Paul-Festung ist nicht so wichtig, es gibt dringendere Angelegenheiten. An der Front geht es schlecht und hier sabotieren die Arbeiter in den Fabriken. Während eines ganzen Monats haben wir keine Munition fabriziert. Wohin wird das alles führen?“

Stjeklow sagte mir freundlich:

„Ach, Genosse-Offizier, Ihre Peter-Paul-Festung hängt mir schon zum Halse heraus. Wie oft habe ich schon diese Frage im Exekutivkomitee berührt, wie oft habe ich schon verlangt, daß Sie zum Kommandanten ernannt werden, doch die Sache kommt nie zur Diskussion. Es heißt immer, daß es zu spät sei. Ich werde in den nächsten Tagen die Frage ganz zu Beginn der Sitzung aufwerfen. Sprechen Sie mit Kapelinskij darüber.“

„Das ist mir nicht sehr angenehm“, sagte ich zu Saluzkij. „Es könnte noch den Anschein haben, als täte ich es der Karriere halber.“

„Red' keinen Unsinn. Wenn es notwendig ist, daß die Festung sich in verlässlichen Händen befindet und Du von uns gewählt worden bist, so mach' keine dummen Geschichten. Frag', was los ist und kümmerge dich darum!“

Ich beklagte mich bei Filippowski.

„Was kann ich machen?“ sagte er unwillig. „Wir haben mit Kerenski gesprochen. Er versprach uns auch, Sie zu ernennen, und Sie erzählten doch ebenfalls auch, er habe alles getan, was zu tun war. Jetzt hängt es nur von Gutschkow ab.“

Ich gehe ins zweiundvierzigste Zimmer. Dort ist eine Sitzung des Präsidiums. Dieselben Gesichter. Filippowski, Mstislawski, Grjekow, Ssinani, Ljubarski und der Leutnant Petrow . . .

„Sie haben gut daran getan, Tarassow, daß Sie gekommen sind“, sagt Filippowski. „Morgen abend haben wir ein großes Wohltätigkeitskonzert im Marientheater.“

„Die Einnahme ist zugunsten unseres Bundes“, fügt Ssinani hinzu. „Die Eintrittskarten sind schon längst verkauft. Es treten die besten Schauspieler und Schauspielerinnen auf.“

„Kurz und gut, man wird uns feiern! . . . Bitte, zieht unbedingt eure Paradeuniformen an!“ sagt Mstislawski.

In meiner Tasche ist ein Telegramm. In zwei Stunden soll meine Frau mit den Kindern nach Petrograd kommen. Ich habe sie schon so lange nicht gesehen. Ich muß an die Bahn fahren, um sie zu erwarten, muß ihr alles erzählen, was mich erregt und mir nahegeht, muß ihr unser neues revolutionäres Petrograd zeigen.

Selbstverständlich kam ich zu spät auf den Bahnhof und fand meine Frau aufgeregt und unzufrieden auf dem Peron. Die beiden Jungen saßen auf den Koffern, rissen erschrocken ihre runden Äuglein auf und sahen der fauchenden wegfahrenden Lokomotive nach.

„Was ist mit dir?“ sagte meine Frau besorgt. „Wir erwarten dich schon über eine halbe Stunde. Ich wollte schon einen Wagen nehmen, doch ich erinnerte mich nicht genau an deine Adresse und habe auch kein Geld. Es ist übrigens jetzt entsetzlich, in der Eisenbahn zu fahren, besonders mit kleinen Kindern. Es ist furchtbar überfüllt, ein Schreien und ein Toben überall. In Moskau hat man uns auf dem Bahnhof einen Koffer gestohlen. Ich bin schrecklich müde und habe Kopfschmerzen.“

Ich setzte sie und die Kinder in meinen Renault und versuchte, sie zu beruhigen.

„Schau, hier ist der Newskij. Hier bin ich am Tage der ersten Demonstration unter den Kugeln der Gendarmen über das Trottoir gekrochen. Hier jagte ich im Panzerauto ‚Oleg‘. Dort links, hinter der Kasanjkirche, steht ein Haus, das habe ich zerschossen. Und dort ist das Winterpalais. Hier sind am 9. Januar 1905 die Arbeiter vom Zaren erschossen worden. Siehst Du dort die nackten Riesen aus grauem Marmor, die auf ihren Schultern die ganze Front dieses schwerfälligen Gebäudes tragen? Das ist ein Museum, die Ermitage. Und hier ist die Milljonaja. Das ist das Schloß Maria Pawlownas. Bitte steigt aus!“

In meinem alten Zimmerchen wäre es für meine Familie und mich zu eng geworden, und der Verwalter, gerührt, daß der junge Offizier, der so erbarmungslos die großfürstliche Garage besetzt hatte, jetzt seine Frau und Kinder so friedlich zu sich kommen läßt, schlug mir liebenswürdig vor, in zwei Zimmer, die gegenüber lagen, zu verziehen. Auch hier hatten Hoffräuleins gewohnt, die Fenster gingen auf den Hof, doch waren die Zimmer größer und geräumiger.

„So“, sagte ich meiner Frau. „Mach’ es dir bequem. Deine Qualen werden jetzt ein Ende nehmen. Du wirst dich nicht mehr mit den Kindern bei fremden Leuten herumtreiben müssen. Der Krieg wird bald zu Ende sein, und wir werden ruhig und friedlich zusammenleben können. Ich werde Advokat werden . . . Wir haben nur wenig Geld. Seit anderthalb Monaten habe ich nichts bekommen. Ich werde morgen nach Oranienbaum fahren und mich dort erkundigen, was mit meinem Gehalt los ist.“

Am nächsten Morgen fuhr ich nach Oranienbaum.

Ein neuer, mir unbekannter Adjutant erklärte mir, ich hätte mein Gehalt in der Kriegskommission zu bekommen,

wenn ich aber noch nicht dort, im Stabe eingereiht sei, werde er mir das Geld hier auszahlen.

Ich besuchte auch Martyschkino. Unsere Kompagnie war zurückgekehrt. Leutnant Kasakow war abkommandiert. Fähnrich Kraßnikow waltete über allem. Er begrüßte mich sehr liebenswürdig.

„Die fünfte Abteilung ist aufgelöst“, sagte er mir. „Ja, ich hätte fast vergessen“, stürzte er mir nach, als ich sein Zimmer verließ, „unsere Kompagnie ist von Petrograd hergekommen, doch haben wir noch unsere Delegierten im Petrograder Sowjet. Es ist nur schwer, immer hinzufahren. Die Kompagnie hat also beschlossen, statt Scheweljew, der jetzt nicht mehr hier ist, Sie als ihren Delegierten zu wählen. Ich habe Sie vorgeschlagen, und alle waren damit einverstanden. Ich hoffe, Sie werden es nicht ablehnen.“

Das war der einzige Lichtstrahl an diesem grauen trostlosen Tag. Ich drückte dankbar Kraßnikows Hand.

*

Der riesengroße, himbeerfarbene, vergoldete Saal des Marientheaters war vom grellen Licht überflutet. Die steifen Hemden, die Brillanten, die Seide, die Flitterkleider, die weißen, gepuderten Schultern glänzten und flimmerten. Für das Präsidium des Bundes der republikanischen Offiziere war rechts die großfürstliche Proszeniumsloge reserviert, von der eine Tür zur Bühne führte. Neben der Logenbarriere saß in stolzer Haltung Ljubarskij. Neben ihm Leutnant Grjekow. Ssinani setzte sich in die Mitte, seine Blicke flogen nach rechts und links. Mstislawski stand neben ihm, sah den Theatersaal an, zuckte nervös mit der Schulter und atmete pfeifend die Luft ein. Leutnant Petrow setzte sich wie gewöhnlich in die Ecke. Ich saß ziemlich weit rückwärts. Es war angenehm, daß ich nicht sofort bemerkt werden konnte.

Zuviele Operngläser und Lorgnons waren auf unsere Loge gerichtet! Dafür konnte ich aber alle unsere Leute sehr gut beobachten.

„Es ist nicht sehr angenehm hier“, sagte Filippowski scherzend. „Es ist, als hätten wir uns zur Schau gsetellt. Sieh nur, dort ist Branting, der schwedische Sozialdemokrat. Dort oben, in der Zarenloge, zusammen mit Skobeljew und Stjeklow.“

„Sollen Reden gehalten werden?“ fragte bescheiden Wjasaljtschikow.

„Selbstverständlich, es ist doch ein Konzert-Meeting.“ Filippowski lächelte. „Auch wir werden im Namen unseres Bundes sprechen.“

„Was wird der politische Inhalt unserer Reden sein?“ fuhr ich auf. „Bitte nehmt zur Kenntnis: wenn Ihr über euer Vertrauen der Regierung gegenüber und über den ‚Krieg bis zum Endsiege‘ sprechen werdet, ergreife ich sofort das Wort.“

„Wer wird Ihnen das Wort erteilen?!“ sagt Grjekow ironisch.

„Wenn man mir das Wort nicht geben wird, werde ich hier in der Loge euch einen solchen Skandal schlagen, der durch nichts in der Welt gutzumachen sein wird.“ Ich stehe auf und schiebe gereizt den Stuhl weg.

„Ach diese ewigen bolschewistischen Fraktionsstreitigkeiten!“ zischt Latjschinski. „Warum sollten wir nicht über den Krieg bis zum ‚Endsiege‘ sprechen, wenn Ihr Kamenjew selbst in der ‚Prawda‘ geschrieben hat, daß der Krieg solange dauern wird, bis die deutsche Armee unserem Beispiel gefolgt ist. Kamenjew schrieb, daß wir auf unserem Posten stehen und Kugel mit Kugel und Geschöß mit Geschöß erwidern müssen. Auch heute, auf dem all-russischen Kongreß des Sowjets, hat er gesagt, daß wir keine Desorganisation der Armee zulassen dürfen. Was wollen Sie also? . . .“

„Sie halten uns für Ochsen! Drohen uns mit einem Skandal!“ sagt Filippowski mit müder Gereiztheit. „Schließen wir ein Kompromiß. Mstislawski soll in unserem Namen sprechen. Der Anstand verlangt, daß wir im Namen der revolutionären Offiziere die ausländischen Offiziere begrüßen. Mstislawski wird sich nur damit begnügen.“

Mstislawski nickt geschäftig mit dem Kopf.

„Ich schlage vor, Mstislawski keine bestimmten Weisungen zu geben“, sagt Ljubarski, sein Gesicht verzerrt sich haßerfüllt. „Es ist schon Zeit, diese Parvenüs an die Luft zu setzen ...“

„Um Gotteswillen nicht hier!“ sagt Ssinani. „Hören Sie auf ... Man beobachtet uns ...“

„Gut“, erwidert Filippowski. „Ich hoffe, Sie werden nicht sprechen.“

„Nein“, sage ich.

Das symphonische Streichorchester spielte die Marseillaise. Der ganze Saal erhob sich, und die weißen Schuppen der steifen Hemden und das rosa Flimmern der nackten Schultern leuchteten auf. Unsere Offiziere erhoben sich. Die Marseillaise wurde dreimal wiederholt. Dann traten Sänger und Sängerinnen auf. Nach den Arien und Liedern erschien Ssinani auf der Bühne und teilte mit, daß der stellvertretende Vorsitzende des Präsidiums des Allrussischen Bundes der Republikanischen Offiziere, Mstislawski, eine Begrüßungsrede halten werde. Ein Beifallssturm ertönte. Sporenklirrend erschien Mstislawski auf der Bühne. Zuerst schüchtern, dann immer mutiger, begann er, mit geschlossenen Augen, begeistert über das heilige Bündnis der freien russischen Republik mit dem freien England, dem herrlichen Frankreich und der neuen Verbündeten, der freiheitsliebenden Demokratie des mächtigen republikanischen Amerika zu singen. Der Saal explodierte in Beifallsstürmen. Ich spuckte wütend aus. Im

Parterre erhoben sich unter dem Donner der Marseillaise die steifen Hemden und erzitterten die Damenschultern. Sogar Branting, der in der großen Zarenloge saß, deren zaristische Adler mit rotem Stoff verdeckt waren, wischte gerührt den Schweiß von seinem Hals.

„Was für einen Unsinn Sie da geredet haben!“ empfing ich Mstislawski wütend, als er in unsere Loge zurückkehrte. „Amerika hat also eine freiheitsliebende Demokratie?! Das heilige Bündnis mit dem freien England Georgs und dem herrlichen Frankreich Poincarés . . . Ach, Ihr Sozialisten!“

Mstislawski wurde ganz verlegen und die Anwesenden sprachen gereizt durcheinander.

„Sie nörgeln immer an allem herum. Ich habe nur das gesagt, was ehrliche Sozialisten denken!“ erwiderte mir Mstislawski voller Wut. „In Ihrer ‚Prawda‘ hat Ihr Führer Kamenjew ganz klar darüber geschrieben, daß Rußland durch das Bündnis mit England, Frankreich und anderen Staaten gebunden ist und die Friedensfrage ohne sie nicht lösen kann. Übrigens sind Ihre anarchistischen Angriffe schon langweilig! . . .“

Der Saal tobte. „Warum kommen sie mir immer mit unserm Kamenjew?“ dachte ich ganz verworren.

SIEBZEHNTE KAPITEL

Der Stab schwieg noch immer hartnäckig über die Peter-Paul-Festung. Es wurde mir schon langweilig, die Ernennung zu erwarten. Übrigens kam ich nicht einmal dazu, die Tage rollten rasch und rund, erfüllten mit ihrer Unruhe und Geschäftigkeit das brausende Leben von Petrograd. Immer mehr und mehr Soldaten pilgerten zur Kriegsabteilung der Kszeszinska-Villa. Und Podwojskij, verliebt in seine zauberhaften Träume, sah sie gerührt

mit müden, stolzen Augen an. Heute früh gab es im ehemaligen Wirtschaftszimmer großen Lärm, Klopfen und Hämmern. In großen Ballen schleppte man roten Stoff herbei, nähte Fahnen und nagelte den Stoff an die Stangen. Mit weißer Farbe schrieb man auf den roten Stoff: „Hoch Lenin!“

„Ach,“ lächelte Podwojskij traurig, „wie schade, daß Sie, Rodionow, noch nicht Kommandant der Peter-Paul-Festung sind. Mit einem herrlichen Kanonendonner hätten wir unseren Führer begrüßt . . .“

Auf der Treppe traf ich Raßkoljnikow und Roschalj. Sie waren gerade von Kronstadt gekommen, um Lenin zu begrüßen.

„Komm' auf den finnischen Bahnhof“, sagten sie mir. „Heute kommt unser Alter. Alle Bezirke und die ganze Kriegsabteilung sind mobilisiert. Wir wollen ihn so festlich wie möglich empfangen. Wenn man ein wenig über die Sache nachdenkt, so ist doch alles, was wir erreicht haben, nach seinen Weisungen geschehen. Er ist ein phänomenaler Organisator! Du wirst schon sehen, was jetzt alles kommen wird. Er wird die Menschewiken und Sozialrevolutionäre ganz zerpflücken. Du kennst ihn noch gar nicht . . .“

Ich versprach, auf den finnischen Bahnhof zu kommen.

Auf dem Hofe dröhnten und zitterten dunkelgrüne, ölbefleckte Panzerautos. Die ganze Panzerautokompagnie bereitete sich vor, Lenin am Bahnhof zu erwarten.

Ich kam aber nicht auf den Bahnhof. Ich mußte zusammen mit Sergej Bogdatjew einen Auftrag im Kommissariat der Petrograder Seite durchführen. Ich im Namen der Kriegsabteilung, Bogdatjew im Namen des Parteikomitees. Die Kszeszynskaja hatte in den letzten Tagen fast die ganzen Möbel aus ihrer Villa genommen und ließ uns nun durch das Gericht exmittieren. Das Bezirkskommissariat war also verpflichtet, uns, mit Hilfe der Miliz, aus

der Villa herauszusetzen, und wir beide waren beauftragt, alles zu tun, um diese Exmittierung abzuwehren.

In einem düstern, dumpfen Zimmer saß ein magerer, blasser Herr hinter einem großen Tisch. Er hielt die spärlichen Strähnen seines Bartes in der Hand und versuchte, sie in den Mund zu stecken. Das war der Kommissär. Der kahle Rechtsanwalt, der klebrig war wie eine kandierte Nuß, bestand darauf, daß die Miliz uns sofort auf Grund des Gerichtsurteils exmittiere. Bogdatjew erwiderte, daß der Gerichtsbeschluß im Wesentlichen nicht richtig sei. Man kann nicht das Petersburger Komitee der Bolschewiken exmittieren, man muß zuerst das Kommando der Panzerautokompagnie heraussetzen, die in den Tagen der Revolution die Villa belegten. Alle anderen politischen Organisationen befinden sich jetzt nur provisorisch dort, und zwar nur, um dem Soldatenklub, der sich bei der Panzerautokompagnie befindet, zur Verfügung zu stehen.

Der klebrige Rechtsanwalt der Kszeszynskaja springt nervös auf und erzählt, sich verhaspelnd, dem Kommissär, er habe schon einen Befehl vom General Kornilow, die Villa zu säubern. Leider führen die Soldaten der Panzerautokompagnie den Befehl nicht durch, da sie sich auf irgendwelche Gegenbefehle des Petrogader Sowjets berufen und deshalb die Villa nicht räumen wollen. General Kornilow habe aber seiner Klientin kategorisch versprochen, daß er durch einen Kriegsbefehl diese Kompagnie an die Front schicken werde.

„Daraus wird nichts,“ unterbreche ich den Advokaten, „es ist verboten, die Petrograder Garnison wegzuschicken.“

„Gut,“ sagt der Rechtsanwalt und springt wütend auf, wie ein Ball, „meine Klientin ist bereit, sich mit der provisorischen Besetzung der Villa durch die Soldaten abzufinden. Wir verlangen aber die sofortige Räumung jener

Zimmer, die die Bolschewiken belegt haben!" er zeigt auf Bogdatjew.

„Beruhigen Sie sich," unterbreche ich ihn wieder. „Die Bolschewiken haben nichts besetzt. In jenen Zimmern befinden sich die Kanzleien und Zirkel des Soldatenklubs der mir anvertrauten Kompagnie" lüge ich, „wenn aber das Personal aus Bolschewiken besteht, so geht das, dem Gesetze nach, weder Sie noch mich an."

Dem Kommissar war es endlich gelungen, die Bartsträhnen in den Mund zu stecken und er sagt deshalb mit befriedigter Stimme:

„Bitte ordnen Sie, Herr Rechtsanwalt, die Sache auf friedlichem Wege. Sie sehen doch selbst, daß sich in der Villa Ihrer Klientin eine Regimentsabteilung befindet und daß dieser Offizier von ihr hergeschickt ist. Wir sind also ganz machtlos . . ."

Roder hielt mich zurück, und ich verbrachte die halbe Nacht auf der Radiostation. Irgendwo im Dunkel der erstarrenden Nacht, über der frühlingshaft sehnsuchtsvollen Erde, irrte eine neue lockende Radiodepesche und es gelang uns nicht, sie aufzufangen. Sie reizte uns mit bläulichem Aufflackern und warf uns nur unverständliche, geheimnisvolle Worte zu. Den ganzen Abend und einen Teil der Nacht quälten wir uns mit ihr. Zum Schluß gelang es uns, sie zu dechiffrieren und es stellte sich heraus, daß es ein amerikanischer Sender sei. Unsere Jagd endigte in dümmster, banalster Weise . . . es waren Newyorker Börsennachrichten.

*

In aller Frühe klopfte es an die Tür. Ich sprang halb angezogen heraus. Vor mir stand ganz unerwartet der Hauptmann Bers von der Peter-Paul-Festung. Er entschuldigte sich wegen der frühen Störung. Er war schon

im Taurischen gewesen, hatte meine Adresse erfahren und kam so früh, um mich anzutreffen. In der Peter-Paul-Festung stehen große Änderungen bevor. Der Kommandant hatte schon erklärt, daß er heute seinen Posten dem neuen Kommandanten, Hauptmann Jakubowitsch, übergebe. Der Hauptmann regt sich sehr auf, der Hauptmann beißt seinen Schnurrbart.

„Wenn Sie, Leutnant, nicht sofort mit Stjeklow im Exekutivkomitee Maßnahmen treffen, werde ich morgen weggeschickt. Dann bleibt in der Peter-Paul-Festung keiner, der Euch ergeben ist. Auch die Artilleriekompagnie will man jetzt, im Zusammenhange mit der neuen Bewaffnung der Festung, umgruppieren. Sie erinnern sich doch, daß ich's Ihnen schon damals, als Sie in die Festung kamen, erzählt habe.“

Ich beruhige Bers. Er soll sich nicht aufregen. Vorläufig ist die Macht, die tatsächliche Macht in Händen der Soldaten und Arbeiter. Deshalb wird der Beschluß des Exekutivkomitees Gesetz sein.

Als Bers aber weggegangen war, übertrug sich seine Unruhe auch auf mich. Ist es wirklich unmöglich, sind wir soweit hilflos, daß wir der Gegenrevolution, die sich fieberhaft organisiert, nicht entgegentreten können? Hol's der Teufel! Hier muß man mit dem Kopf durch die Wand! beschließe ich energisch und fahre direkt in den Stab.

Die Sonne schaute ganz frühlingshaft in die dumpfen, staubigen, ungemütlichen Zimmer der alten Kanzleien des Generalstabes. Halbschläfrige Schreiber schluckten mit ihrem Gähnen diese ärarische Langweile und schielten mißgestimmt zu den sonnigen Fenstern. Die Stabsoffiziere ergaben sich geschäftig dem Müßiggange und trugen wichtigtuerisch Mappen mit Akten zu ihren Vorgesetzten, oder träumten, und sahen mit nachdenklichem Lächeln

durch die trocken-langweiligen Rapporte hindurch, als wären sie durchsichtig.

In der Personalabteilung würdigte mich ein hochmütiger Hauptmann kaum eines Blickes.

„Warten Sie, wir werden Erkundigungen einziehen.“

Ich wartete zwei Stunden. Es stellte sich heraus, daß meine Beförderung fast durchgeführt worden wäre, wenn nicht noch einige Informationen gefehlt hätten.

Ich erklärte, daß ich wegen einer anderen Angelegenheit gekommen sei.

„Ach so, Sie meinen den Orden? Diese Angelegenheit haben wir in die Abteilung der Auszeichnungen gegeben. Sie wurde dort abgelehnt. Im Statut des Georgkreuzes gibt es keine Bestimmung, die Sie für Ihre Verdienste zu diesem Orden berechtigt.“

„Auch das interessiert mich jetzt nicht“, sagte ich gereizt. „Ich komme wegen meiner Ernennung zum Kommandanten der Peter-Paul-Festung.“

„Wegen der Ernennung in die Peter-Paul-Festung? Das ist nicht hier. Das ist in der Abteilung für Ernennungen.“

Aber auch dort sah man mich spöttisch von Kopf bis Fuß an und lächelte ironisch.

„Sie bemühen sich ganz vergebens“, sagte mir, ein höhnisches Lächeln verbergend, ein Hauptmann. „Für die Peter-Paul-Festung ist schon ein Kommandant ernannt worden. Das sind aber nicht Sie, sondern der Generalstabshauptmann Jakubowitsch. General Manikowski hat das verfügt.“

— — — — —

Im Empfangsraum des General Manikowski bitte ich seinen arroganten Adjutanten, dem General zu melden, ein Offizier vom Exekutivkomitee sei wegen einer Information zu ihm gekommen. Meinen Familiennamen nenne ich nicht.

Der grauhaarige, stämmige General mit einem Schnurrbart, gelb, wie reifer Hafer, empfing mich außerordentlich liebenswürdig, erkannte mich aber nicht.

„Das Exekutivkomitee,“ sagte ich ihm, „ist schon lange über die Frage der Ernennung eines neuen Kommandanten der Peter-Paul-Festung beunruhigt.“

„Ja, ja,“ lächelt freundlich Manikowski, „wir haben schon einen ernannt, das ist der Hauptmann Jakubowitsch.“

„Ach so!“ ich mache ein erfreutes Gesicht. „Das habe ich ja noch nicht gewußt. Vielen Dank . . . Warum ist gerade Jakubowitsch ernannt worden? Es war doch ein anderer, jüngerer Offizier bestimmt?“

„Ach, Sie meinen jenen Leutnant, ich habe vergessen, wie er heißt . . . Er hat einen Doppelnamen . . .“ Manikowski lächelt. „Erstens ist er zu jung, und dann . . . diese Frage hatte ich schon früher mit Alexander Fjodorowitsch Kerenski besprochen. Als er mir diesen Offizier mit einem Zettel herschickte, schrieb er sofort einen anderen Zettel, in dem er bat, uns nur mit der Beförderung und irgendeinem Orden zu begnügen, in keinem Falle aber diesen Offizier zum Kommandanten zu ernennen. Es stellte sich nämlich heraus, daß er Bolschewik sei.“

„Ach so!“ Ich erhebe mich verlegen und fühle, wie meine Knie zittern und die Handflächen naß werden.

„Haben Sie das nicht gewußt?“ sagt teilnahmsvoll Manikowski. „Ich werde Ihnen sofort Kerenskis Zettel zeigen.“

Er drückt auf die Glocke, der Vorsteher seiner Kanzlei, ein sommersprossiger, sehr kleiner Mann mit einer zwiebelähnlichen Nase, rollt ins Zimmer hinein. Eine Minute später sehe ich den Zettel vor mir . . . die Buchstaben hüpfen wie toll vor meinen Augen. Manikowski hat tatsächlich nichts hinzugefügt. Unten die mir bekannte Unterschrift: „A. Kerenski.“

„Danke vielmals, jetzt sind wir beruhigt“, ich drücke dem General fest die Hand. „Gestatten Sie, Exzellenz, daß ich dieses Zettelchen für eine kurze Zeit zu mir nehme, damit ich es bei uns zeigen kann.“

Der General zieht für einen Augenblick die Augenbrauen zusammen und sieht mich scharf an.

„Vielleicht könnt' ich wenigstens eine Kopie bekommen?“

„Entschuldigen Sie, das geht nicht. Ich hätte Ihnen eigentlich den Zettel nicht zeigen dürfen. Kerenski bat mich, die Sache streng geheim zu halten.“

Ich ging fort und dachte: Wie niederträchtig betrügt er seine eigenen Genossen im Exekutivkomitee! Welch heuchlerisches Doppelspiel treibt dieser hysterische Komödiant! So ist also Kerenski! Jetzt hat er sich ganz enthüllt! Was ist denn dabei, daß ich Bolschewik bin? Ist es für die Revolution nicht besser, wenn die Festung in meinen verlässlichen Händen ist? Versteht Kerenski das nicht? Vielleicht ist hier irgendeine feindliche Intrige im Spiel, vielleicht ist Kerenski durch irgend jemand von der Kriegskommission in Verwirrung gebracht worden. Ich muß sofort zu ihm hin; muß persönlich und aufrichtig, kameradschaftlich mit ihm über alles sprechen. Er ist doch noch immer der stellvertretende Vorsitzende des Exekutivkomitees. Es ist doch unmöglich, daß er durch die Wellen der Revolution hinaufgetragen, sie, gemeinsam mit ihren ärgsten Feinden, vernichten will! Er war es doch, der erst vor kurzer Zeit gesagt hatte: „Hütet euch vor jenen, die im Munde stolze Losungen führen, im Leben sie aber nie verwirklichen ...“

Dasselbe große, geräumige Empfangszimmer des Ministers. Auf der dunklen Treppe brannte schon elektrisches Licht. Seine gelben Strahlen drangen auch in die grünliche Dusterheit dieses üppigen Saales. Auf den

Sofas und Stühlen saßen verlangweilte Bittsteller. Das elegantere Publikum war augenscheinlich schon früher empfangen worden. Jetzt saßen hier Bittsteller zweiter Kategorie. Das waren wahrscheinlich Richter aus der Provinz, Sekretäre und kleine Beamte, die ihres Dienstes enthoben wurden oder die abgebaut werden sollten. Sie sahen einander mißtrauisch an, wie Dächse, die aus ihren Höhlen verjagt werden. Es waren auch runzlige, alte Frauen mit schwarzen Tüchern dabei, die müde seufzten und unruhig auf die massive weiße Tür sahen, die zum Ministerzimmer führte. Jedesmal, wenn diese Türe den an die Reihe kommenden Besucher unheilsvoll verschluckte, sahen sich diese alten Frauen erschrocken um, blieben mit ihren Blicken am Heiligenbild, das an der Ecke hing, haften, bekreuzigten sich und flüsterten leise ein Gebet. Ich bat den Sekretär, mich sofort anzumelden, meinen Namen zu nennen und die Angelegenheit zu erwähnen, in der ich gekommen war.

„Sie werden warten müssen.“ Der Sekretär kam leise ins Zimmer zurück und machte vorsichtig die schwere Tür hinter sich zu.

Ich wartete. Die Sonne erlosch. Die Dächse neben mir brummt leise, die alten Frauen bekreuzigten sich seufzend, die Bittsteller gingen, einer hinter dem anderen, seideknisternd, oder schuhknarrend, ins Ministerzimmer. Es kamen neue Besucher, die sich verlegen auf den Rand der Stühle setzten. Ich wartete noch immer. Das Zimmer wurde zuerst grau, dann dunkelblau. Ein Diener, mit goldenen Knöpfen, drehte das Licht auf und der Kristallluster flammte auf. Die Bittsteller gingen einer nach dem andern fort, und ich wartete noch immer. Ist es wirklich möglich, dachte ich, daß er jene betrügt, in deren Namen er diesen Posten angenommen hat? Wenn er ehrlich ist, warum regen sich dann die Soldaten der Peter-Paul-Festung darüber auf, daß sämtliche zaristische Würden-

träger freigelassen werden? Wo sind auch jene hundert-fünfzig zaristische Aktenbündel, die ich ihm abgeliefert habe? Er konnte sie doch unmöglich vergessen! Warum sollte ich nicht über all diese Dinge mit ihm aufrichtig sprechen können?!

Draußen, hinter den Fenstern, war es schon ganz finster. Der Sekretär kam schüchtern auf mich zu. Mein Herz schlug heftig, und ich ging ihm aufgeregt entgegen. So, jetzt komme ich an die Reihe!

„Der Herr Minister läßt sich entschuldigen“, lispelte mit falscher Liebenswürdigkeit der Sekretär. „Er muß sofort wegfahren und kann Sie nicht empfangen.“

Er verneigte sich höflich, trat auf einen graublauen, schnurrbärtigen Dachs zu und sagte:

„Sie kommen jetzt an die Reihe . . .“

*

Es war schon ganz dunkel, als ich, wie ein Sturm, in den Sitzungssaal des Exekutivkomitees hineinjagte. Hier werde ich sofort alles erzählen, werde offen die Kehrseite dieses heuchlerischen Vertreters der Demokratie zeigen, der wegen seiner Karriere sich dieser verdamnten Bande unserer Feinde anschließt. Alle müssen wissen, was Kereński ist! Das Zimmer war voller Menschen. Sogar die Lampen schienen nicht so hell wie gewöhnlich zu brennen, als würden sie in dieser dichten Menschenmasse ihre Helle einbüßen. Und über allem hing eine außergewöhnliche stille, aufmerksame Gespanntheit. Den lockigen Kopf nach rückwärts geneigt, saß ein Mann mittleren Alters, mit rasiertem Gesicht und den Manieren eines Opernsängers oder Komponisten, nachlässig neben dem Tisch und sprach mit einer dünnen, scharfen Stimme darüber, daß das Exekutivkomitee verpflichtet sei, den Austausch der politischen Emigranten, die in der Schweiz

geblieben sind, gegen die bei uns internierten deutschen sozialistischen Kriegsgefangenen zu billigen, und zwar unter der Bedingung, daß die Emigranten durch Deutschland gelassen werden. Nachdem er aufgehört hatte zu sprechen, nickte der schwarze Kaukasier, Surabow, mit dem Kopf und sagte:

„Ja, ja! Einen anderen Weg gibt es nicht. Weder Frankreich noch England läßt uns jetzt durch.“

„Mit was für Dummheiten beschäftigt man sich hier“, dachte ich. Die Falschheit Kerenskis und die heimlichen Ränke der Regierung sind doch viel wichtiger, als dieses Geschwätz über die Internierten und Emigranten, das ebenso nutzlos ist wie jene Radiotelegramme, mit denen mich der Hauptmann Roder täglich füttert. Ich war schon bereit, mich zum Tisch durchzuarbeiten und eine heiße, entlarvende Rede über die Peter-Paul-Festung vom Stapel zu lassen, als Krassikow mich unruhig am Ärmel zupfte.

„Wohin? Sehen Sie, dort ist Lenin.“

„Lenin? Wo ist Lenin?“

Ich schaue in die Richtung, die mir Krassikow angibt. Das ist also Lenin! Ich hatte ihn mir ganz anders vorgestellt. Ich dachte immer, er sei ein großgewachsener, magerer Mann, mit nach rückwärts gekämmtem Haar und und weißem Gesicht, er habe große, hellgraue Augen, dichte Brauen und schroffe, harte Handbewegungen: „Die Duma muß boykottiert werden! Boykottiert und sonst nichts! Die ganze Kraft liegt in den Massen!“ — „Die Duma darf nicht mehr boykottiert werden! Die Agitation muß in die breiten Massen hineingetragen werden!“ So hatte ich mir Lenin vorgestellt. Dieser Lenin aber, der hier am Ende des Tisches saß, war ein kleingewachsener, untersetzter Mann, mittleren Alters, mit einer riesengroßen Glatze und einem kugelrunden, golden schimmernden Schädel. Den Kopf auf die Hand mit den kurzen

Fingern gestützt, die Augenbrauen schlau heraufgezogen, las er mit schmalen, treuherzig zusammengekniffenen Äuglein irgendein Papier. Er hob seinen Kopf, strich mit der Hand über die Glatze, öffnete seinen breiten, festen Mund und begann, ohne jemanden anzuschauen, sachlich und rasch, mit sicherer Stimme zu erklären, daß das Exekutivkomitee unbedingt die von Sinowjew vorgeschlagenen Resolutionen annehmen müsse. Genau so sachlich, ohne irgend jemandem Aufmerksamkeit zu schenken, hörte er zu sprechen auf und begann wieder eifrig zu lesen.

Ein Schweigen entstand. Die Delegierten sahen einander an. Aus der Ecke, vom Ofen her, ertönte eine dumpfe, krächzende, heisere Stimme. Das war Zeretelli, der in einer vorsichtigen Rede protestierte. Alle wandten sich ihm zu. Und er, groß und schwarz, gebeugt, schaukelte nervös hin und her. Seine schwarzen, eingesunkenen Augen glänzten, und die Rockschöße flogen in die Höhe. Er sah wie ein großer, düsterer Rabe aus, der bebend mit den Flügeln herumschlägt.

„Genossen,” krächzte er. „Es wird auch ohnedies in der letzten Zeit sehr viel gegen das Exekutivkomitee agitiert, wenn wir noch diese Resolution annehmen, dann wird sie als Billigung aller deutschen Intrigen aufgefaßt werden, als Verteidigung der deutschen imperialistischen Ziele. Ich schlage etwas anderes vor.”

Lenin wendet sich mit seinem Gesicht schroff zu Zeretelli und sein rötliches Haar, das die glänzende Glatze wie ein Kranz umgibt, wird sichtbar und die Blicke seiner kleinen, scharfen, braunen Äuglein scheinen Zeretelli zu durchbohren.

„Ich würde vorschlagen,” setzt Zeretelli fort, „eine andere Resolution anzunehmen, in der die Provisorische Regierung auf die Hindernisse aufmerksam gemacht wird, die unseren Genossen bei ihrer Heimreise aus der

Schweiz in den Weg gelegt werden. Begnügen wir uns damit! . . .”

Wiederum ertönt Lenins Stimme.

„Um den unvermeidlichen bürgerlichen Lügen und Hetzereien ein Ende zu machen, müßte das Exekutivkomitee unsere Resolution annehmen. Erstens, sind durch Deutschland nicht nur Bolschewiken gefahren, sondern auch Emigranten anderer politischer Strömungen. Zweitens haben wir niemandem, auch nicht der deutschen Regierung gegenüber, irgendwelche Verpflichtungen auf uns genommen. Wir haben nur versprochen, uns gleich nach unserer Ankunft an die Arbeiterorganisationen zu wenden und sie um Unterstützung für den Austausch der deutschen Sozialisten zu bitten. Wenn auch Sie diesen Austausch als nützlich und richtig anerkennen, werden Sie dadurch allein die reaktionären Verleumdungen widerlegen. Im entgegengesetzten Falle werden Sie nur noch mehr Schmutz in die bürgerliche Kloake gießen.”

Ein sorgfältig angezogener Gardesoldat, der Rechtsanwalt Ssomow, nimmt errötend und sich aufblasend das Wort, um dagegen zu sprechen. Er bezeichnet die Fahrt durch Deutschland als empörenden Verrat an der Demokratie.

„Die Front, die das Blut für die Verteidigung der Freiheit und des Vaterlandes vergießt, wird sie niemals verzeihen!” er schüttelt zornig seinen Arm.

Es wird noch lange hin und her disputiert, dann erhebt sich Bogdanow und schlägt vor, diese Frage der Provisorischen Regierung zu überweisen und eine kleine Notiz darüber in der Zeitung zu veröffentlichen.

„Sie wollen sich drücken?!” sagt Stalin giftig. Doch niemand hört ihn.

„Wer ist dafür?” ruft Tschcheidze rasch.

Alle Hände erheben sich. Lenin übersieht alle mit einem kurzen Blick, steht auf und geht, auf das Geflüster

seiner Genossen mit einem Kopfnicken antwortend, zusammen mit ihnen eilig aus dem Zimmer.

Ich bitte ums Wort, und trotzdem die Mehrheit der Delegierten mich müde und unzufrieden ansieht, und sich teilweise zum Weggehen rüstet, erzähle ich rasch alles, was ich heute erfahren habe. Meinen Besuch bei Manikowskij, die Ernennung des Hauptmanns Jakubowitsch, des treuen Dieners Gutschkows und Engelhardts. Ich unterstreiche, wie Kornilows Stab bewußt den Beschluß des Exekutivkomitees über meine Ernennung sabotiert hat.

„Es handelt sich hier nicht um mich,“ sage ich, „ernennt einen anderen, aber der gegenrevolutionäre Jakubowitsch, der die Festung gegen euch bewaffnen wird, darf nicht Kommandant werden.“

„Eine Schande!“ ruft jemand von seinem Platz.

„Wir werden das nicht zulassen!“ poltert Stjeklow empört.

„Beruhigt euch, Genossen!“ stottert Skobeljew erregt. „Ich werde mit Kerenski noch einmal sprechen. Er hat damals versprochen . . .“

Ich erzähle von Kerenskis zweitem Zettel, den ich mit eigenen Augen sah.

„So ist es also! Und dieser Mann ist stellvertretender Vorsitzender des Exekutivkomitees?“ schreit Padjerin höhnisch, und auch andere Genossen unterstützen ihn. Die übrigen, noch anwesenden Mitglieder des Exekutivkomitees drücken sich verlegen herum und beeilen sich, schweigend und leise die Türe zu erreichen.

„Genossen!“ schließe ich, „dieser Fall ist nur ein Ring in der ganzen Kette planmäßiger kriegereischer Vorbereitungen gegen die Revolution. Als ich heute im Stab war, hörte ich, daß Kornilow, unser neuer, ruhmvoller ‚revolutionärer‘ Oberbefehlshaber statt des General Rubez-Massaljkij, der ein ganz farbloser und ungefährlicher

Mensch ist, den bekannten Reaktionär, General Sserebrjakow zum Generalstabschef ernennt. Das Exekutivkomitee muß sich über all diese Sachen Rechenschaft geben und sofortige Maßnahmen treffen.“

„Ja, wir bitten um sofortige Maßnahmen!“ rufen meine Parteigenossen laut.

„Selbstverständlich,“ sagt Stjeklow verlegen, „wir müssen sehr energisch darauf reagieren. Das Exekutivkomitee kann dieses Ignorieren seiner Beschlüsse nicht ohne Weiteres über sich ergehen lassen. Man muß sofort beschließen . . .“

„Wer wird jetzt beschließen?“ schreit Bogdanow wütend. „Sehen Sie denn nicht, daß fast alle schon weggegangen sind? Die Welt wird nicht zusammenstürzen, wenn wir den Beschluß über diese Angelegenheit auf morgen verschieben.“

„Selbstverständlich müssen wir ihn auf morgen verschieben!“ krächzt Tschcheidze müde und zieht den Mantel an.

*

Der nächste Morgen war unerwartet stürmisch und drohend. Die Bolschewiken hatten durch unsere Kriegsabteilung, und auch auf anderen Wegen, Dokumente und Tatsachen über die gegenrevolutionäre Politik der Provisorischen Regierung in die Hände bekommen. Man gab Stjeklow authentische Telegramme, die der Stab an die Front geschickt hatte und in denen ausgeführt wurde, daß die Doppelherrschaft zur Niederlage führe und, daß man diese eigenmächtige, niederträchtige Bande, die in Petrograd als Sowjet der Delegierten hause, verjagen müsse. Die Verschwörung der Kadetten war offensichtlich. Irgend jemand erinnerte sich auch, daß der Finanzminister Tereschtschenko dem Sowjet die zehn Millionen, die er für sein Budget verlangte, verweigert habe.

„Erzählen Sie auch etwas über den Eid, den neuen Eid!“ rief Padjerin von seinem Platz aus. „Erzählen Sie, wie sie die Soldaten überrumpeln, wie sie von ihnen verlangen, der Provisorischen Regierung Treue zu schwören, ohne auch nur mit einem Ton die Revolution und ihre Errungenschaften zu erwähnen.“

Nach Stjeklow sprach Ssuchanow.

„Ja, meine Freunde, jetzt ist alles ganz offensichtlich. Die Verbindung, die während der Februartage von uns so aufrichtig erstrebt wurde, ist jetzt ganz offen und schroff von der Regierung zerrissen worden. Das ersieht man aus dem Text des Eides und aus den Telegrammen, aus denen hervorgeht, daß Kornilow mit Wissen der Regierung etwas vorhat. Die Frage muß klar und offen gestellt werden.“

Die Menschewiken und Sozialrevolutionäre sahen einander verlegen an. Der weise Ssuchanow spricht sogar so! Ist es möglich, daß dieser immer vorsichtige, verschlossene, sonst die Demokratie anhimmelnde Ssuchanow so spricht?!

„Regt euch nicht auf, Genossen“, krächzt Zeretelli. „In der gegenwärtigen Zeit, während der bürgerlichen Revolution, können wir keine andere, als eben diese bürgerliche Regierung schaffen. Wenn ihr nicht Anhänger eines verantwortungslosen Abenteurers seid, müssen wir friedlich mit der Regierung verhandeln und eine gemeinsame Sprache mit ihr finden. Zu diesem Zwecke haben wir doch eine spezielle Verbindungskommission. Die Abenteurer können mit der Regierung brechen . . . wir werden auch weiter vernünftige Vertreter der revolutionären Demokratie bleiben.“

„Richtig,“ sagt verlegen errötend Krassikow, „wir schlagen nicht vor, die Regierung zu stürzen, aber dieses Geschwätz über die Verbindungskommission ist uns schon allen langweilig. Heute erklären uns die Genossen,

daß sie mit der Regierung alles verabredet hätten und morgen macht die Regierung gerade das Gegenteil. Wenn man jetzt Unterhandlungen mit der Regierung pflegen will, muß es offen und offiziell geschehen.“

Der Bolschewik Fjodorow, ein Metallarbeiter, unterstützt, wie ein junges Mädchen mit den Augen schamhaft zwinkernd, Krassikow. Sogar Bogdanow ist gezwungen, zuzugeben, daß die Regierung in keinem Punkte nachgibt, weder, was den Eid, noch was die Emigranten betrifft. Die Luft ist wieder von Feindseligkeit erfüllt. Ein dicker, kurzbeiniger Mann, in der Uniform eines Regimentsarztes, steht auf. Das ist der Führer der Menschewiken Dan.

„Ach, Genossen!“ er schüttelt vorwurfsvoll den Kopf und rollt ironisch seine aufgedunsenen roten Äuglein. „Krassikow meint, daß so heikle Angelegenheiten, wie die Verhandlung mit der Regierung, vor die Öffentlichkeit gehören. Das macht seiner ‚Klugheit‘ Ehre! Ihr werdet aber begreifen, daß diese Verhandlungen, die die intimsten Probleme berühren, vollständig geheim geführt werden müssen?! Ich würde noch verstehen, wenn wir verlangten, daß die endgültigen Resultate dieser Besprechungen uns offiziell mitgeteilt werden. Aber die Unterredung selbst kann nicht offen geführt werden.“

Ein Dutzend Köpfe nicken Dan zu.

„Nein“, Tschcheidze erhebt sich unerwartet, „wir brauchen überhaupt keine Unterredungen! Genug! Die Sache ist schon zu dumm! . . .“

Dan und Zeretelli und der wie ein Pudel zottige Tschernow, alle sehen Tschcheidze mit offenem Mund an.

„Wir brauchen keine mündlichen Unterredungen!“ krächzt er. „Sie leugnen sonst alles ab. Die Verhandlungen sollen schriftlich geführt werden. Wir werden unsere Vorschläge schriftlich niederlegen und sie sollen uns

ebenso antworten. Sonst betrügen sie uns, und ich habe keine Lust mehr, zum Narren gehalten zu werden."

Die Anwesenden werden nervös. Ich sage zu Stjeklow: „Jurij Michailowitsch, vergessen Sie bitte die Peter-Paul-Festung nicht. Jakubowitsch übernimmt schon heute das Kommando."

„Ach, mein Lieber", sagt er unwillig, „Sie sehen doch selbst, daß wir jetzt noch wichtigere Sachen zu besprechen haben."

„Warte mal", hält mich der große, düster aussehende Soldat Borissow auf, „es sieht fast so aus, als würde es uns gelingen, die Regierung zu stürzen . . ."

*

Die Tage vergingen eintönig. Ich bekam die Bestätigung als Delegierter des Soldatensowjets und besuchte dort die Sitzungen. Ich las jeden Tag in größter Unruhe die Radiogramme aller Länder, die durch unsere Station aufgefangen wurden. Wie früher stöhnte und ächzte die ganze Welt im blutigen, brudertötenden Kampfe. In jeder Minute starben Tausende von unschuldigen, lebenslustigen, kräftigen Menschen. Und an den Abenden schrien die blauen Radiowellen darüber im kalten Äther, und bemühten sich schamlos einander zu übertönen.

Das Exekutivkomitee kam, wie früher, nicht dazu, über die Peter-Paul-Festung zu sprechen. Streitigkeiten mit der Provisorischen Regierung, Empfänge der Delegationen, ewige Kämpfe in der Arbeiterfrage und eine ganze Reihe von notwendigen und unnötigen Berichterstattungen ließen es nicht dazu kommen.

Endlich gelang es mir doch, das Wort zu erlangen, und ich sprach über die Peter-Paul-Festung. Zum hundertsten Male wiederholte ich, daß die Regierung die Festung neu bewaffne und sie gleichzeitig in die Hände reaktionärer

Offiziere gebe. Der Beschluß des Exekutivkomitees über die Ernennung des von ihnen vorgeschlagenen Kommandanten ist vollständig ignoriert worden, in erster Reihe von Kerenski, der in dieser Frage uns nur vorgeheuchelt hat.

„Könnten Sie nicht weniger schroff sprechen!“ ruft wütend der Offizier Stankjewitsch. Von allen Seiten fliegen mir unfreundliche Blicke zu, und viele Stimmen schließen sich dem Offizier an.

„Nein, unser Rodionow hat recht“, unterstützt mich mit tiefem, wie aus einem Faß klingenden Baß der bolschewikische Soldat Laschewitsch. „Alle diese Tatsachen müssen von uns kontrolliert werden. Stimmen sie, so ist die Frage sehr ernst. Wir müssen unseren Offizier unterstützen. Er erfüllt nur die Aufgaben, die wir ihm gegeben haben.“

„Die Verbindungskommission“, sagt mit nachlässiger Herablassung Ssuchanow, „soll gleich bei der nächsten Sitzung diese Frage in ihrer ganzen Schwere der Provisorischen Regierung stellen und kategorisch verlangen, daß unsere Beschlüsse durchgeführt werden.“

„Ja, ja, das wird besser sein“, nickt die Mehrheit mit dem Kopf.

„Und was soll mit Kerenski geschehen?“ fragt Saluzkij.

„Wir sind verpflichtet“, sagt Krassikow, „auch von Kerenski zu verlangen, daß er unseren Beschluß durchführt. Um so mehr, als er noch immer stellvertretender Vorsitzender ist. Genosse Rodionow soll ihm unsere kategorischen Forderungen in dieser Angelegenheit mitteilen.“

Tschernow, Filippowski und Goz sehen einander an.

„Es ist Zeit die Sitzung zu schließen“, poltert Stjeklow. „Es ist Zeit, mit dieser endlosen Geschichte Schluß zu machen. Beauftragen wir den Genossen-Offizier persönlich, Genossen Kerenski mitzuteilen, daß wir kategorisch bei unserem früheren Beschluß bleiben. Ich bin

überzeugt, daß Kerenski es nicht auf einen Bruch mit uns ankommen lassen und unseren Beschluß durchführen wird."

„Vielleicht sollen wir noch damit warten?" ruft Gwosdjow laut.

„Die Peter-Paul-Festung geht doch inzwischen in feindliche Hände über!" sagt Stjeklow drohend.

„Die Frage ist erledigt" sagt Tschcheidze. „Wir beauftragen Rodionow, mit Kerenski zu sprechen."

„Sprechen Sie mit ihm dann auch über die künftige Verwaltung Ihrer Garage," sagt mir Gwosdjow. „Wir haben heute beschlossen, sie dem Justizministerium zu übergeben."

*

Der Empfangsraum des Justizministeriums war ganz leer. An diesem Tage wurde niemand empfangen. Als ich in die Kanzlei kam, erhob sich ein junger Mann und grüßte mich liebenswürdig. Ich erkannte sofort Dantschitsch, jenen freundlichen und eifrigen Rechtsanwalt, der mir bei der Haussuchung in der Villa der Gräfin Ignatiew geholfen hatte.

„Ich freue mich, Sie zu sehen," er drückte mir fest die Hand. „Ich bin jetzt zu Kerenski kommandiert. Er schlug es mir selbst vor. Und was will das Schicksal? Es stellt sich heraus, daß die Garage der Großfürstin Maria Pawlowna in unsere Verwaltung übergeht. Selbstverständlich bleiben Sie dort. Sie sind doch einverstanden? ... Ich habe mit Kerenski schon darüber gesprochen."

Mich interessiert die Garage nicht und ich bitte den Sekretär, mich sofort bei Kerenski anzumelden.

„Er empfängt aber heute nicht", erwidert er verlegen. „Er ist in seinem Zimmer, rasiert sich gerade und muß dann wegfahren."

„Teilen Sie ihm bitte mit, daß ich nur für einen Augenblick mit einem wichtigen Beschluß des Exekutivkomitees gekommen bin.“

„Ja bitte, sag es ihm“, sagt Dantschitsch dem Sekretär. „Er soll ihn empfangen, er gehört doch zu uns.“

„Gehen Sie bitte durch jene Tür in die Appartements zu Kerenski“, sagt der Sekretär, als er zurückkommt. Er betont ehrfurchtsvoll die Worte „in die Appartements!“

„Entschuldigen Sie, bitte“, Kerenski zwinkert mit den Augen und kratzt mit dem Rasiermesser an seiner hervorgestreckten Lippe. „Ich bin in großer Eile. Was wünschen Sie, mein Lieber?“

Zwei elegante, stutzerhafte Fähnriche, beide jung und rosig, stehen neben ihm. Einer von ihnen hält sein Handtuch, der andere ein Flakon mit Eau de Cologne in der Hand. Beide sehen mich unzufrieden an. Augenscheinlich hat meine Ankunft sie in einer lustigen Unterhaltung gestört, und sie erwarteten jetzt ärgerlich, daß ich sobald wie möglich verschwinde.

„Setzen Sie sich bitte, Genosse-Offizier“, sagt Kerenski und streicht den Seifenschaum an dem Rasierbecken ab.

„Ich komme wieder mit der alten Geschichte, Herr Minister. Wegen der unglückseligen Peter-Paul-Festung. Ich war schon einmal bei Ihnen und Sie versprachen damals im Exekutivkomitee, daß der Beschluß über meine Ernennung zum Kommandanten durchgeführt werden wird...“

„Habe ich denn nicht alles gemacht, was in meinen bescheidenen Kräften stand?! Ich habe Ihnen sogar, wie ich mich erinnere, einen Zettel an Gutschkow gegeben.“ Kerenski zuckt ungeduldig zusammen.

„Zum Festungskommandanten ist aber — Jakubowitsch ernannt worden!“

„Wirklich?!“ sagt Kerenski und wischt sein Gesicht mit dem in Eau de Cologne eingetauchten Handtuch ab, das der Fähnrich ihm ehrerbietig überreicht.

„Das geschah doch mit Ihrem Einverständnis, Herr Minister!“ sage ich aufrichtig. „Das Exekutivkomitee hat alle Ihre geheimen Verfügungen in dieser Angelegenheit in Erfahrung gebracht.“

Kerenski springt nervös vom Stuhl auf und wirft das Handtuch auf den Boden.

„Was wollen Sie von mir?! Mein Auto wartet, und Sie halten mich hier mit irgendeinem Unsinn auf!“ Er stampft zornig mit dem Fuß auf den Teppich, so daß ein grauer Staub sich wie eine Säule in der Sonne erhebt. Beide Fähnriche stehen stramm, die Hände an die Hosennaht geprügelt.

„Ich will nichts von Ihnen, Herr Minister. Das Exekutivkomitee hat mich beauftragt, Ihnen offiziell mitzuteilen, es bestehe kategorisch darauf, daß seine früheren Beschlüsse durchgeführt werden.“

„Ein Ultimatum?!“ kreischt Kerenski. „Hören Sie, meine Herren? . . Mir, dem Führer der Demokratie, stellen sie ein Ultimatum . . .“ Er zuckt nervös zusammen, fuchtelte mit den Armen und läßt sich in den Lehnstuhl fallen. „Wasser, bitte Wasser!“ schreit er auf und schlägt mit dem Kopf an die Lehne. Seine Oberlippe hängt herunter und seine Augen rollen kläglich. Seine beiden Adjutanten greifen nach einer Wasserkaraffe und stoßen dabei fast mit den Köpfen aneinander.

„Nun? Kann ich Ihnen gratulieren?“ empfängt mich Dantschitsch, doch sein Gesicht wird immer länger und spiegelt meine Wut wider.

„Ich will die Verwaltung der Garage nicht übernehmen“, sage ich kühl. „Seien Sie so freundlich, mich so bald wie möglich von diesem Dienst zu befreien. Übrigens, seien Sie nicht böse“, ich drücke ihm die mir entgegengestreckte Hand, ich bin sehr mißgestimmt. „Hüten Sie sich vor jenen, die im Munde stolze Losungen führen, sie aber nie verwirklichen, merken Sie sich das.“

Jetzt ist alles klar. Ich habe die Brücken zur Peter-Paul-Festung endgültig verbrannt, für mich und auch für einen anderen revolutionären Offizier. Für die Revolution ist das ein großer Verlust: Die Festung kommt in feindliche Hände. Vielleicht hätte ich mich nicht so ereifern sollen? Vielleicht hätte ich die Sache schlauer anpacken müssen? Wie naiv bin ich, daß ich diesem hysterischen, durch und durch falschen Schwätzer vertraut habe! ...

„Man hat dich hier gesucht, Tarassow“, sagt mir im Taurischen Fähnrich Jablonski. „Ich dachte schon, du seiest ins Astoria übersiedelt.“

„Was redest du da von Astoria?“

„Unser Bund hat von diesem Hotel zehn Zimmer zur Verfügung gestellt bekommen, Grjekow und Ljubarski sind schon hingezogen, ich dachte, daß auch du ...“

„Geh, hilf mir, daß auch ich ein Zimmer dort bekomme! Ich brauche so notwendig ein Zimmer! ...“ bitte ich Jablonski.

„Sprich mit Ssinani. Er verfügt darüber ... Sie sind nur dort böse auf dich ...“, sagt Jablonski.

Sie saßen alle zusammen, als ich ins Zimmer kam, sahen mich mit bösen Augen an und nickten mir schweigend zu, als ich sie freundlich begrüßte.

„Ich habe gehört, daß euch Zimmer angewiesen wurden, könnte ich vielleicht eines bekommen?“ wandte ich mich an Ssinani.

Der Fähnrich sah Filippowski fragend an und gab mir keine Antwort.

„Wissen Sie, Tarassow,“ sagte Filippowski verlegen, „wir müssen die Frage über Ihr weiteres Verbleiben in unseren Reihen ernst beraten. Wir sind genau so wie Sie gegen die Provisorische Regierung und für das Exekutivkomitee. Aber Ihre Hetzrede vor den Wolhyniern gegen die Offiziere, Ihre Abenteuer in der Kscheszinskavilla, von

denen wir jetzt erfahren haben, schließlich Ihr aufdringliches Auftreten im Exekutivkomitee in der Frage der Peter-Paul-Festung . . .”

„Ich habe nur unseren Beschluß durchführen wollen . . .”

„Wir haben Ihnen wiederholt verboten, im Exekutivkomitee zu sprechen und haben Recht damit gehabt. Ihre Unbeherrschtheit hat fast zu einer Regierungskrise geführt . . . Und jetzt diese wahnsinnige Demagogie in der ‚Prawda’!”

„Was für eine Demagogie?” sagte ich beunruhigt.

„Eine ganz empörende . . .” Ljubarski sprang erregt vom Stuhl auf.

„Machen Sie nicht ein so naives Gesicht, Tarassow . . ., spielen Sie keine Komödie. Eine defaitistische Demagogie!” erklang aus der Ecke eine schwere Stimme.

Ich sah mich um. Leutnant Petrow sah mich, den Kopf nachdenklich auf den Säbel gestützt, aufmerksam an.

„Was ist los, Genossen?! Ich versichere euch, daß ich die ‚Prawda’ nicht gelesen habe.”

„Ihr Lenin erklärt der gesamten Demokratie den Bürgerkrieg!” sagt Filippowski düster. „Da lesen Sie!” er wirft mir die Zeitung hin. „Hier sind seine Thesen.”

Ich greife nach der Zeitung und lese halblaut und rasch:

„Der Krieg bleibt, auch unter der neuen Regierung von Ljwow und Konsorten, durch den kapitalistischen Charakter dieser Regierung unbedingt ein räuberischer und imperialistischer Krieg. Der Phrase der revolutionären Vaterlandsverteidigung dürfen nicht die geringsten Konzessionen gemacht werden . . .”

„Nun, was sagen Sie dazu?!” schreien alle in mich hinein.

„Das klassenbewußte Proletariat kann sein Einverständnis zu einem revolutionären Krieg, der die revolutionäre Vaterlandsverteidigung rechtfertigt, nur unter folgenden

Bedingungen geben: erstens, Übergang der Gewalt in die Hände des Proletariats und der sich ihm anschließenden armen Bauernschaft. Zweitens: Verzicht auf alle Annexionen nicht nur in Worten, sondern in Wirklichkeit. Drittens: vollständiger Bruch mit den Interessen des Kapitals . . . Keine Unterstützung der Provisorischen Regierung, Entlarvung der Verlogenheit ihrer Versprechungen, besonders was die Annexionen betrifft. Entlarvung der Regierung, statt der unzulässigen, Illusionen erweckenden ‚Forderung‘, daß sie, diese Regierung der Kapitalisten, aufhören müsse, imperialistisch zu sein.“

„Was ist daran demagogisch?“ sage ich. „Das wissen wir schon alle längst.“

„Wie gefällt Ihnen das?!“ Ssinani sieht alle mit höhnischen Blicken an. „Wir sind also von heute ab alle Imperialisten?!“

„Aber, Genossen,“ drücke ich mich verlegen, da ich die feindseligen Blicke aller auf mich fühle. „Hier wird doch über die Regierung gesprochen. Habt ihr denn nicht schon längst im tiefen Innern dasselbe gedacht? Erinneret euch doch, wie wir uns heimlich bei Mstislawski versammelten und damals sogar beschlossen, die Provisorische Regierung zu verhaften.“

„Suchen Sie doch keine Ausflüchte!“ sagt Ljubarski gereizt. „Damals war eine andere Lage als jetzt.“

„Lesen Sie nur weiter! Das ist noch nichts, das Schönste kommt noch!“ brummt Filippowski nervös.

„Keine parlamentarische Republik,“ lese ich weiter, „die Rückkehr zu ihr wäre ein Schritt zurück, sondern eine Republik der Räte, der Arbeiter, Landarmen und Bauerndelegierten. Statt der ständigen Armee — allgemeine Bewaffnung des Volkes. Beseitigung der Polizei, der Armee, des Beamtentums . . .“

„Ein Programm der Selbstvernichtung“, unterbricht Petrow.

„Konfiskation des Grund und Bodens der Grundbesitzer, Verwaltung des Grund und Bodens durch die Sowjets der Landarmen und Bauerndelegierten . . .“, fahre ich zu lesen fort.

„Dank dieser Demagogie“ unterbricht mich Filippowski, „müssen wir sozialrevolutionäre Aufrufe an die Bauern drucken, um sie vor eigenmächtigen Enteignungen zurückzuhalten . . .“

„Nicht Einführung des Sozialismus ist unsere unmittelbare Aufgabe,“ lese ich weiter, „sondern der Übergang zur Kontrolle der gesellschaftlichen Produktion und der Verteilung der Produkte durch Arbeiterräte . . .“

„Genug, Sie brauchen nicht weiterzulesen . . .“, sagt Ssinani barsch. „Es kommen noch wahnsinnige Vorschläge zur Zertrümmerung der eigenen Partei, zur Änderung ihres Programms, ja sogar ihres Namens. ‚Kommunistische Partei!‘ Wie gefällt das Ihnen?! Dann spricht er noch über die Schaffung einer neuen revolutionären Internationale, die gegen die ‚Chauvinisten‘ und gegen das Zentrum gerichtet sein wird! Was sagen Sie dazu?!“

„Das ist die logische Schlußfolgerung des Bakuninschen Unsinns!“ sagt Lajtschinski höhnisch.

„Sind Sie mit all dem einverstanden, Tarassow?“ fragt Filippowski.

„Ich habe noch nicht gründlich über all diese Sachen nachgedacht . . . Was wollen Sie übrigens? Soll das ein politisches Verhör sein?“

„Das ist kein Verhör, sondern ein kameradschaftlicher Meinungs austausch. Insofern Sie überhaupt Gewicht darauf legen, bei uns zu bleiben“, unterbricht uns Petrow gallig.

„Aufrichtig gesagt,“ antworte ich etwas verlegen, „ist mir hier noch vieles unverständlich. Es ist auch alles so schroff . . .“

„Sagen Sie gerade heraus, zu welchem Flügel gehören Sie? Zum Leninschen? Für sofortigen Sozialismus? Oder zum Kamenjewschen? Für die bürgerlichen Rahmen?“

„Aber Lenin schreibt doch hier ausdrücklich, daß er nicht vorschlägt, den Sozialismus einzuführen.“

„Ach, Unsinn,“ sagt Filippowski gereizt, „Unsinn! Lenin selbst schreibt doch, daß das der erste Schritt zum Sozialismus wäre.“

„In diesem Falle bin ich für Kamenjew“, sage ich nachdenklich.

„Nun, das ist schon besser!“ seufzen alle erleichtert auf und sehen einander an.

„Dann sind Sie aber verpflichtet, sich künftig disziplinierter zu benehmen,“ sagt Filippowski, „Sie müssen sich energisch vom anarchistischen Rebellentum Lenins abgrenzen.“

„Sie regen sich ganz grundlos auf“, rechtfertige ich mich verlegen und lese wieder die unglückselige Zeitung. „Lenin spricht doch hier ganz klar von der Taktik des klassenbewußten Proletariats. Warum sind Sie also beleidigt? Gehören Sie denn zum Proletariat? ...“ sage ich leise und naiv.

„Und was sind Sie?“ schreien sie mich wieder alle an. „Worin unterscheiden Sie sich denn von uns? Gehören Sie am Ende zum Proletariat?!“

„Nein. Ich habe doch auch von uns allen gesprochen ...“

Ich bekomme endlich eine Anweisung für ein Zimmer im Hotel „Astoria“. Wie gut ist es, daß ich dieses Zimmer habe. Was hätte ich sonst mit meiner Familie angefangen ...?

„Wie ich sehe, Tarassow,“ sagt Petrow düster zu mir, mich bis an die Tür begleitend, „balancieren Sie auf der Messerschneide, ich fürchte, Sie werden das Gleichgewicht verlieren ... Wissen Sie, was wir in diesem Falle sein werden?“

Er kommt mir mit seinem länglichen, blassen, mageren Gesicht, in dem die weit auseinander stehenden, schmalen, grauen Augen glühen, ganz nah, preßt den Griff seines Säbels fest in die Faust und sagt:
„Todfeinde!“

★

Ein quälendes Gefühl, daß ich etwas Schlechtes, Unrichtiges und Schändliches begangen habe, bedrückt mich furchtbar. Im Korridor lese ich noch einmal die Anweisung für das Hotel, lege sie sorgfältig zusammen und stecke sie in mein Portefeuille. Doch das beruhigt mich nicht. Der Streit im zweiundvierzigsten Zimmer und die frechen Angriffe der Offiziere hatten mich bis aufs tiefste erschüttert. Sie beklagten sich dort, daß „Lenin der Demokratie den Bürgerkrieg erklärt habe! . . .“ „Demokratie“, „Freiheit“, geht es mir ironisch durch den Kopf, als ich an sie denke. So schaut ihre Demokratie, so schaut ihre Freiheit aus! Sie sind die Vertreter jener sozialistischen Parteien, denen das „werktätige Volk glauben muß“. Ich denke voller Ekel an Ljubarskijs Broschüren. Wie gerne möchte ich jetzt weggehen, weglaufen von dieser mißtrauisch kleinlichen Vormundschaft, von diesen Intrigen, von diesen zwischenparteilichen Zwistigkeiten. Ich setze mich in quälender Unentschlossenheit auf ein Fensterbrett. Wohin soll ich nun gehen? Zu Lenin? Ich erinnerte mich an diesen ruhigen, selbstsicheren, den Feind schlau beobachtenden, klein gewachsenen Mann mit dem großen Kopf. „Keine Unterstützung der Regierung! . . . Nieder mit der Illusion, daß sie nicht imperialistisch wäre! . . . Räterepublik! . . . Kommunistische Partei! . . . Internationale! . . .“ Wie weit ist das alles von der Wirklichkeit! Nein, so schroff kann man nicht vorgehen. Kamenjew hat recht. Oder hätte am Ende Petrow recht, wenn er sagt, daß ich auf einer Messerspitze balanciere

und das Gleichgewicht verlieren werde? Wenn aber nicht zu Lenin — wohin dann? Wenn ich Petrow folge, so ist der Weg klar. Bei ihm ist alles durchdacht und erwogen. Also: entweder Miljukow oder Lenin. Einen Mittelweg gibt es nicht. Der Traum von einem taktischen Mittelweg ist eine Illusion, ein provisorischer Selbstbetrug, ein geifernder kleinbürgerlicher Wunsch, die grausame Wirklichkeit der revolutionären Entschlüsse aufzuschieben. Wie kann man aber mit Lenin einverstanden sein? Was soll mit dem verfluchten Krieg geschehen?! . . . Das ist doch jetzt der wichtigste Punkt. Wenn Lenin recht hat und nicht die geringsten Konzessionen der revolutionären Vaterlandsverteidigung zulässig sind, dann bedeutet es revolutionären Defaitismus. Das bedeutet, wie mein Bruder Boris mir neulich sagte: die Kanonen abmontieren und bewußt den Kriegsniederlagen entgegengehen. Das heißt, der Niederlage helfen und sowohl die Front wie auch das Hinterland ausliefern. Das ist doch ein Albdruck! . . . Ich stehe auf, da die Frühlingssonne durch die Fensterscheiben zu stark auf meinen Kopf scheint. Ich gehe mechanisch durch den ganzen Katherinensaal, gestikuliere nervös, als wollte ich versuchen, eine Entscheidung aus der Luft zu greifen, einen Ausweg aus dem verhexten Kreis zu finden . . .

Wie soll der Krieg beendet werden, das ist eine verdammt schwere Frage! Wie soll dieser verfluchte Krieg sofort, ohne Siege, aber auch ohne Zertrümmerung des eigenen Landes beendet werden?! Ich gehe durch die Couloirs, dorthin, wo breite Treppen zu den Galerien des Dumasaales führen. Ich gehe in den düsteren, schattigen Saal mit dem Plafond aus mattem Glas. Dort erheben sich die Pulte der Abgeordneten. Und dort, in der Mitte, ist die geschnitzte Eichenestrade, auf der ich einst, in längst vergangenen Tagen, während der ersten Duma, Aladjin gehört hatte und auf der der Hauptmann

Gutschin unlängst erst die Soldaten zum Krieg anfeuerte. Auf dieser Estrade versuchte auch ich mit kindlichen, naiven, kleinbürgerlichen Worten zum Frieden aufzurufen . . . Auf welche Weise soll also dieser zehnfach verdamnte Krieg zu Ende geführt werden?!

In der Mitte des Saales steht ein Häuflein Menschen. Es sind Zivilisten, die halb wie Arbeiter, halb wie Intellektuelle aussehen. Unter ihnen zwei nicht mehr ganz junge Frauen: eine mager, mit einem Zwicker auf der Nase. Die andere still, bescheiden, mit einem nachdenklichen, freundlichen, ruhigen Gesicht. Sie sieht mit sachlicher Bereitwilligkeit einen eifrig sprechenden breit-schultrigen Mann mit einer Sealmütze auf dem Kopf und einem Tuchmantel an. Ach, das ist ja Lenin! In irgendeinen starken Gedanken vertieft, gleitet er mit seinen Blicken ohne jemand zu sehen über die ihm aufmerksam zuhörende Gruppe. Sein Kopf ist etwas nach vorne gebeugt. Die eine Hand spielt nervös auf dem Bein, den Daumen in die Hosentasche gesteckt. In der rechten Hand hält er einen Zettel, den er bald kräftig, bald leicht hin und her bewegt. Er erklärt etwas voller Überzeugung. Es hat den Anschein, als schämten sich jetzt die Menschen, die ihn umgeben, daß sie nicht schon früher das verstanden haben, was er ihnen jetzt geduldig und überzeugend erklärt, da auf ihren Gesichtern ein grünlicher Schatten verlegener Nachdenklichkeit schwimmt. Es ist aber auch möglich, daß sie noch selber nicht wissen, ob sie mit allem einverstanden sind oder noch abwarten und überlegen wollen. Aus diesem Grunde wahrscheinlich drücken ihm die ganz nah neben ihm Stehenden mit unterstrichener, verlegener Liebenswürdigkeit heftig die Hand, sie bemühen sich, zusammen mit den anderen, die hinter ihnen stehen und die versuchen, ein aufrichtig-ironisches Lächeln oder einen mutwilligen Zweifel von ihren Gesichtern zu jagen, das Zimmer zu

verlassen. Als sie sich alle entfernt haben, zieht Lenin eine Zeitung aus der Tasche, findet rasch die ihn interessierende Stelle und liest eilig, den Kopf auf die Seite geneigt, mit einem Auge Zeile um Zeile. Die stille, bescheidene Frau mit dem runden Gesicht schaut ihn einen Augenblick mit ihren grauen, etwas hervorstehenden Augen an, sagt ihm irgendetwas ruhig und geht ebenso ruhig aus dem Saal in die Couloirs. Er ist allein.

„Verzeihen Sie, Genosse, wenn ich Sie störe!“ Ich nähere mich ihm schüchtern. „Ich bin Mitglied unserer Partei, bin in der Kriegsorganisation, Bolschewik und Offizier. Ich stoße in meiner täglichen Arbeit ununterbrochen auf die jetzt unlösbar scheinenden Kriegsfragen.“

„Aha,“ sagt Lenin, ohne von der Zeitung aufzuschauen. Dann wirft er einen flüchtigen Blick auf mich und schiebt die Zeitung für einen Augenblick von sich weg. „Was ist Ihnen unklar? Ich habe in den letzten Tagen sehr viel darüber gesprochen und geschrieben.“

„Ja, ich habe Ihre Thesen gelesen. Sie sind sehr richtig gradlinig und schroff.“

„Ist das schlecht?“ er schaut mich an.

„Nein“, sage ich verlegen, „das ist gut. Die Thesen geben aber keine gerade Antwort drauf, wie der Krieg zu beenden sei.“

„Wieso geben sie keine Antwort?“ fragt Lenin. „Es gibt nur eine Antwort: die Sowjets der Arbeiter und armen Bauern müssen die Macht in ihre Hände nehmen.“

„Das habe ich schon gelesen, das wissen wir und sind damit einverstanden. Wie ist aber der Krieg jetzt, sofort zu beenden? Was sollen wir, Mitglieder der Armee, jetzt während des Krieges beginnen, solange die Macht noch nicht in den Händen der Sowjets ist?“

„Aber Genosse,“ sagt Lenin, „warum wenden Sie sich an mich? Das ist eine rein militärische, professionelle Frage. Gerade in dieser Sache brauchten wir euren Rat.“

Den Rat unserer Genossen-Bolschewiken, die in der Armee sind. Selbstverständlich nicht in der Linie der Losung: Steckt die Bajonette in die Erde, sondern in der Linie der Organisierung der Verbrüderung, der sofortigen Aufnahme der Verbindung mit den wirklich revolutionären Strömungen der deutschen Frontarmee. Das ist der Kernpunkt der Frage. Das würde die Sache des Friedensschlusses einfacher und rascher näher bringen."

„Das ist alles sehr richtig“, sage ich, bin aber noch immer unbefriedigt durch diese Antwort. „Was ist aber jetzt gleich zu tun, wenn das alles noch nicht existiert? Insofern man die Bajonette nicht in die Erde stecken soll, wie Sie es sagen, bedeutet es also Vaterlandsverteidigung?! Logischerweise gehen daraus Kamenjews Schlußfolgerungen hervor, mit denen ich einverstanden war."

„Unsinn!“ Lenin macht eine ungeduldige Bewegung und bohrt seine Blicke in mich. „Man muß in der Armee alles tun, damit die kriegerische Betätigung objektiv unmöglich werde und die Soldaten den Übergang der Macht in die Hände der Sowjets und den Sturz der Provisorischen Regierung unterstützen."

„Sie sind also dafür, daß wir sofort die Macht in unsere Hände nehmen?"

„Wer ist das: wir?“ sagt Lenin spöttisch. „Sie oder ich? Die Macht werden die Sowjets selbst in die Hand nehmen, wenn es uns gelingen wird, Soldaten und Arbeiter in der Mehrheit in sie hineinzubringen. Ist denn das nicht ganz klar?"

Er erhob während des Sprechens seine rechte Hand und schwenkte erregt die Zeitung in der Luft . . . In diesem Augenblick traten zuerst die Dame und dann andere Zivilisten zu ihm. Sie glitten alle mit mißtrauischen Blicken über mich und führten Lenin mit irgendeiner Frage von seinem Platz. Augenscheinlich glaubten

sie, ein Offizier, der ihm feindlich gesinnt sei, habe ihn belästigt.

„Ich danke Ihnen, Genosse,“ sagte ich schüchtern und verneigte mich.

„Also,“ wandte sich Lenin wieder zu mir, „werden Sie sich in all den Sachen klar, überlegen Sie alles genau und arbeiten Sie nur mutig weiter!“ Er drückte mir heftig die Hand und legte die Zeitung auf das Pult.

*

Am nächsten Morgen übersiedelte ich in das Hotel „Astoria“. Mein Chauffeur, ein Bolschewik aus der Kszeszinska-Villa, führte meine Familie und mich hin.

„Die letzte Fahrt,“ sagte ich ihm. „Ihr werdet jetzt einen neuen Chef haben.“

„Nein,“ schüttelte er den Kopf, „auch für mich ist es die letzte Fahrt. Wir kehren abends zu unseren Panzerautos zurück. Kerenski soll sich von seinen Speichelleckern fahren lassen. Es sind ihrer genug da. Heute kam irgendein kleiner Beamter von ihm in die Garage. Alle großfürstlichen Chauffeure liefen ihm entgegen. Er hat auch alle empfangen.“

Eines Tages, als ich von der Kszeszinska-Villa nach Hause kam, traf ich Hauptmann Bers von der Peter-Paul-Festung in meinem Zimmer. Er war außerordentlich erregt, und als er zu sprechen begann, wurde er bald blaß, bald rot und stotterte schrecklich. Jakubowitsch hatte die Festung übernommen und Bers hatte einen Befehl bekommen, daß er zur Verfügung des Bezirksgeneralstabes gestellt werde.

„Wir werden also jetzt alle an die Front müssen,“ sagte er mit weinerlicher Stimme. „Dabei hat doch Ihr Stjeklow mir persönlich gesagt, daß ich der Vertreter des

Festungskommandanten bleiben werde, weil das Exekutivkomitee es so beschlossen hat. Sehen Sie, so schaut also Ihr Komitee aus!”

In seinem Blicke tobten enttäuschte Wut und feindliche Ironie.

„Unsinn, gehen wir sofort in das Taurische Palais. Das Exekutivkomitee wird die Sache nicht so belassen. Wir werden Stjeklow alles erzählen.”

„Ich wollte es schon selbst tun, wußte aber nicht, wann und wie . . .” sagte Bers unentschlossen. „Mir erzählte jemand, daß Stjeklow herausgeworfen werden soll, weil er nicht Stjeklow ist.”

„Was heißt das, er ist nicht Stjeklow?” sehe ich Bers fragend an.

„Es heißt, daß sein wirklicher Name Nachamkeß ist.”

„Sie sind also auch ein schwarzer Reaktionär?” unterbreche ich ihn. „Sie haben Stjeklow gesehen, kennen seine Verdienste, was kann der Name also daran ändern?”

„Warum schimpfen dann die Zeitungen über alle jene, die ihre Namen geändert haben?”

Ich hatte kein Verlangen, mich auf Erklärungen einzulassen. Sogar der Wunsch, mich für Bers einzusetzen, verging mir. Aber es handelte sich hier nicht um die Person, sondern um das Prinzip, und deshalb begab ich mich ins Exekutivkomitee, ließ Bers vor der Tür auf mich warten und erzählte Stjeklow die ganze Angelegenheit. Augenscheinlich war er schon von früher her sehr aufgebracht, diese Mitteilung machte ihn ganz wütend. Er stellte sofort die Frage der Peter-Paul-Festung zur Diskussion. Er erwähnte auch meinen Fall, sprach über Kerenskis Falschheit und griff alle und alles energisch an. Ohne viel Diskussionen wurde beschlossen, Bers vorzuschlagen, seinen Posten als Vertreter des Kommandanten bis zu den nächsten Anweisungen des Exekutivkomitees nicht aus der Hand zu geben. Trotzdem sich

einige der Stimme enthielten, ging dieser Vorschlag mit Stimmenmehrheit durch. Jurenjew nützte die Stimmung aus, um die Regierung anzugreifen, weil sie nicht das Geringste tat, um den Emigranten die Rückkehr aus dem Ausland zu ermöglichen. Bei der Gelegenheit las er ein Telegramm von Martow vor, in dem er mitteilte, daß die Engländer die zurückkehrenden Emigranten Tschudnowskij, Trotzki und Melnitschanskij zurückgehalten und in ein Konzentrationslager gebracht haben. Wiederum waren alle empört und beschlossen, sich nochmals an die Regierung zu wenden. Dann sprach Stjeklow wieder und zitierte voller Wut einen Artikel von Schuljgin in „Kijewljanin“ (Kiewer Zeitung), in dem er das Exekutivkomitee „jüdischen Sowjet“ nannte, an dessen Spitze der Schlächter Nachamkeß-Stjeklow stehe, der Christenblut trinke.

„So sind die ruhmreichen Mitglieder der Provisorischen Rodzjanko-Regierung!“ schrien die Bolschewiken triumphierend.

Der Beschluß war einstimmig: die schwarzen Hundert müssen gebändigt werden.

„Genossen!“ Ssadowski stürzte plötzlich ganz verwirrt in das Zimmer. „Ich habe gerade aus authentischer Quelle erfahren, daß das Wolhynische Regiment unter dem Einflusse der Agitation der Offiziere sich marschbereit macht, um Lenin zu verhaften. Das Exekutivkomitee muß sofort Maßnahmen treffen, um dem vorzubeugen!...“

Eine große Erregung bemächtigte sich aller, man sah aufgeregte, aber auch schadenfrohe Gesichter. Tschcheidze schlug vor, sofort eine Delegation zusammenzustellen und sie zum Wolhynischen Regiment zu schicken. Man rief Namen: Ssuchanow, Wengerow, der Soldat Klintschinskij und Bogdanow. Man beschloß, daß die Delegation sich sofort zum Regiment begeben soll, um die falschen Gerüchte zu dementieren und die Verhaftung zu verhindern.

„Halt!“ erhob sich Dan und drängte sich zum Tisch. „Ich schlage vor, zuerst prinzipiell zu entscheiden, — da diese Frage bis jetzt offen geblieben ist, — ob unser Exekutivkomitee die Rückkunft der Emigranten durch Deutschland überhaupt billige? Würde es sich hierherausstellen, daß die Mehrheit in dieser Frage einen verneinenden Standpunkt einnimmt, dann wäre es ein politisches Abenteuer, wenn wir uns für den Defaitisten Lenin einsetzten.“

Man machte Dan von allen Seiten Zeichen, nicht weiterzusprechen, man zischte.

„In bin aber trotzdem dafür,“ setzte er wütend fort, „daß diese Frage, bevor wir die Delegation zum Regiment schicken, hier diskutiert werde, womöglich schon morgen, auf einer erweiterten Sitzung.“

Niemand unterstützte ihn.

„Ich bestehe darauf,“ sagte Bogdanow, „daß wir, die wir zu den Wolhyniern fahren, uns das Recht nehmen, die Frage der plombierten Waggon ausschließlich vom Standpunkte unseres Gewissens beleuchten zu dürfen.“

„Sprechen Sie, was Sie wollen!“ rief Tschcheidze ungeduldig.

„Lassen Sie nur keine Verhaftung zu! Nur keine Verhaftung!“ schrien erregt die anderen.

Ich verließ das Zimmer und beruhigte Bers. Ich riet ihm, in die Festung zurückzukehren, sich dem Befehl nicht unterzuordnen und geduldig die Ereignisse abzuwarten. Es werde ihm nichts geschehen, da er doch einen glänzenden Verteidiger habe . . .“

„Wer ist das?“ fragte Bers neugierig.

„Ja, das ist immer derselbe ‚Nachamkeß‘.“

Bers senkte beschämt die Augen.

„Laufen Sie nicht davon, Leutnant!“ Grjekow holte mich zusammen mit Alejew ein. „So halten Sie also Ihre Versprechungen ein! Sie haben Ihr Wort gegeben, die

Leninschen Abenteuer nicht fortzusetzen und stellen noch viel ärgere Dinge an.“

„Ich habe niemals irgend etwas versprochen... Sprechen Sie übrigens deutlicher. Was ist das schon wieder einmal für ein Klatsch über mich?“

„Klatsch?...“ Grjekow fuchtelte wütend mit den Händen, so daß eine ganze Menge von Neugierigen uns umgab. „Sie sind im Namen des Exekutivkomitees bei unserem Führer der Demokratie, Kerenski, erschienen und haben ihn bis zu einem hysterischen Anfall, ja fast bis zu einer Ohnmacht gebracht! Das ist eine Niederträchtigkeit! Wir werden es Ihnen nicht verzeihen! Wir werden Sie genau so herausschmeißen, wie Ihren Lenin! Wir sind hier ganz genau über Ihre Arbeit unterrichtet. Gestern hat euer plombierter Führer geruht, ein Meeting beim Ismailow-Regiment zu veranstalten. Er forderte den Sturz der Regierung! Und Ihre bolschewistische Fraktion beschloß heute im Sowjet, die Freiheitsanleihe durchfallen zu lassen. Alle anständigen Menschen flüchten aus der bolschewikischen Partei. Es wird bald nur ein kleines Häuflein von Banditen zurückbleiben und Lenin...“

„Was Lenin betrifft,“ sagt, sich ruhig hin und her wiegend, Alejew mit spöttischem Lächeln, „hat das Wolhynische Leibgarderegiment schon beschlossen, ihn heute früh zu verhaften.“

„Und was Sie betrifft...“ Grjekow zittert vor Wut, macht eine drohende Handbewegung und legt seinen Kopf auf die rechte Seite. „Wir werden die Sache nicht auf sich beruhen lassen!... Wir werden darüber beraten!... Das ist unsere Pflicht!“ Er dreht sich schroff um und geht mit dem hochmütig dreinblickenden Alejew den Korridor herunter.

Als ich über den Newski nach Hause ging, war es schon Abend. Die breiten, in der Dämmerung lila gefärbten Trottoire glühten in dem Spiegelglanze der beleuchteten Schaufenster und dröhnten von den hin und her strömenden Massen. Das waren aber keine Spaziergänger. Zwischen den steifen Hüten und den Damenhütchen flitzten zerdrückte Soldatenpelzmützen und dunkle Arbeiterkappen. Ab und zu störten kleine Gruppen, in denen Meetings abgehalten wurden, die Bewegung der Straße.

„Ah! Das ist er, der deutsche Spion!“ quietschte ein gepudertes Dämchen und ein Schönheitspflästerchen hüpfte über ihre zu grellen Lippen. „Haltet den deutschen Spion! Seid ihr also gegen die Provisorische Regierung?! Seid ihr für Lenin?! Wollt ihr Wilhelm die Front öffnen?!“

„Was hat das mit der Front zu tun, liebste Dame?“ erwiderte ein kühn aussehender Matrose und spuckte ruhig aus. „Wenn jemand die Front öffnen wird, so sind es deine Generäle . . . Daß aber Lenin uns die Wahrheit gesagt hat, das, liebe Bürgerin, ist klar wie die Sonne . . . Du hast aber nicht einmal so viel Verstand, wie dort jener Prellstein . . .“

„Das ist eine Frechheit! . . . Das ist eine Gemeinheit! . . .“

„Sie sind also für Lenin?“ stürzten sich die steifen Hüte auf den Matrosen und plötzlich schreit es von allen Seiten: „Milizmann, Milizmann! Kommen Sie rasch her! Wir haben einen deutschen Spion gefangen! Er ist nur verkleidet! . . .“

Ein Student, der mit geschultertem Gewehr an der Ecke steht, kommt rasch zum Trottoir.

„Bitte, halten Sie diesen Matrosen, er ist ein Spion . . . Verhaften Sie ihn sofort und führen Sie ihn zum Stab, oder zum Kommandanten . . .“, ruft jemand dem Studenten zu.

Die große Menge der eleganten Pelzmäntel umringt den Matrosen und geht mit ihm bis zur nächsten Ecke, wo sich der Kommandant befindet.

ACHTZEHNTE KAPITEL

Eines Tages hielt mich in den Korridoren des Taurischen Palais der Hauptmann Roder an, zeigte mir aufgeregt einen frisch gedruckten Befehl des Generals Kornilow, in dem es hieß, daß alle Radiostationen den Militärbezirken übergeben werden müssen und sich ausschließlich ihnen unterzuordnen haben.

„Was ist das?“ frage ich, da ich nicht sofort verstehe, was los ist.

„Wir werden also unsere Bude schließen müssen ... Ich wollte Sie nur darauf vorbereiten.“

„Wieso unsere Bude schließen?!...“

Ich laufe ins Exekutivkomitee, erzähle dort, daß Kornilow unsere Radiostation wegnehmen will. Ich zeige den Befehl.

„Gemeinheit! ... Mißverständnis! ... Das kann nicht sein! ... Unsinn! ...“ Alle springen von ihren Plätzen auf. „Die Sache muß geklärt werden.“

Es wurden rasch zwei Delegierte gewählt — Skobeljew und ich, man versah uns mit einer unbegrenzten Vollmacht, um bei Kornilow unbedingt durchzusetzen, daß der Befehl zurückgezogen werde.

Wir nahmen für jeden Fall auch den Hauptmann Roder mit, der im Vorzimmer des Generals auf uns wartete.

Der General empfing uns sofort. Er begrüßte uns sehr höflich, lud uns in sein Zimmer ein. Skobeljew begann damit, daß wir ohne Radiostation wie ohne Arme seien, daß wir nichts Gefährliches weitergeben, daß der Befehl

eine unnötige, ärgerliche Formalität sei, und so weiter.

Kornilow verstand zuzuhören, und nur irgendwo, in der Tiefe seiner schmalen Augen, zitterte ein schlaues Lächeln. Als Skobeljew fertig gesprochen hatte, zog der General tiefsinnig seine asiatischen Brauen zusammen und begann mit einer Stimme, die wie ein ungeschmiertes Rad knarrte, in uns hineinzureden, daß unsere Radiostation sich schlecht aufführe, und da sie so oft funke, würde es dem Feinde sehr leicht sein, sie zu entdecken und auf diese Weise ein wichtiges Kriegsgeheimnis zu lüften.

Ich fing einen hilflosen Blick Skobeljews auf und sagte ehrerbietig zu dem General, daß es sehr leicht sei, herauszubekommen, wo die Radiostationen sich befinden, unabhängig davon, von wem sie geleitet werden . . . außerdem sei es doch kein Geheimnis, daß sich eine Radiostation in Petrograd befände.

„Ich habe Ihnen noch nicht alles gesagt,“ setzte der General fort, „das Unglück ist eben, daß Ihre Radiostation mit allen Stationen der Front in Verbindung steht und insofern die Radiostationen der einzelnen Divisionen ihr antworten, der Feind auch herausbekommen kann, wo sich diese Divisionen befinden. Darum handelt es sich.“

„Wenn die Radiostation in die Verwaltung des Kriegsstabes übergehen wird, wird sie doch genau so wie wir die Radiostationen der Front aufrufen. Und die Front wird genau so antworten.“

„Sie haben mich doch noch nicht zu Ende gehört“, sagte Kornilow ärgerlich. „Es handelt sich darum, daß die Front die verabredete Chiffre absolut nicht benützt hat. Wenn Ihre Radiostation in die Verwaltung meines Stabes übergehen wird, wird das nicht mehr vorkommen.“

„Das ist also die Front, die die Chiffre außer Acht gelassen hat und nicht wir. Wird denn Ihr Befehl über unseren Übergang unter Ihre Verwaltung der Sache dienen?“

„Wir bitten Sie sehr,“ sagte Skobeljew, „das ganze Exekutivkomitee bittet Sie, Herr General, die Radiostation bei uns zu lassen.“

„Das ist ganz unmöglich!“ Kornilow springt gereizt vom Stuhl. „Das ist schon deshalb unmöglich, weil ein militärischer Befehl nicht zurückgezogen werden kann, ohne dem Prestige der Regierung zu schaden. Das wird Ihnen auch der Herr Leutnant bestätigen können.“

Ich stand auf und trat energisch zum General, da Skobeljew inzwischen ganz erloschen war und seinen Hut schüchtern in der Hand drückte, schon bereit, wegzugehen.

„Gestatten Sie mir, noch etwas hinzuzufügen, Herr General. Das Exekutivkomitee des Sowjets der Arbeiter- und Soldatendelegierten hat kategorisch beschlossen, sich der Durchführung Ihres Befehles mit allen Kräften einschließlich den bewaffneten Widerstand zu widersetzen. Die Regimentskomitees sind dem Sowjet unterworfen, Herr General, vergessen Sie das nicht!“

Ich sehe ruhig, und ohne mich umzuwenden, in die kirgisischen Augen dieses Militärgauners. Eine Sekunde flimmert in seinen schwarzen Augen der Glanz einer erbarmungslosen, gleichzeitig aber auch ohnmächtigen, rachedurstigen Wut. Der General läßt ein spöttisches Lächeln hinter seinem Schnurrbart untertauchen. Er trommelt nachlässig mit den Fingern auf den Tisch und sieht die vor ihm liegenden Papiere an.

„Warum die Sache gleich so verschärfen? Ich bin immer für eine Verständigung. Raten Sie nur, um Gottes willen, was ich da machen soll.“

Er läutet, und sein Generalstabschef, der grauhaarige und rundliche Generalmajor Rubez-Massaljki kommt in das Zimmer. Kornilow führt ihn zum Fenster und spricht leise mit ihm. Massaljki nickt ehrerbietig mit dem Kopf und senkt verlegen die Augen.

„Sehen Sie,“ wendet sich Kornilow zu uns, „auch mein Generalstabschef weiß keinen Ausweg. Vielleicht werden Sie folgendes gestatten: Der Befehl wird auf dem Papier in Kraft treten. In Wirklichkeit aber wird die Radiostation in Ihren Händen bleiben. Um aber beides möglich zu machen, werde ich durch einen Befehl meines Generalstabschefs den jetzigen Leiter zum Chef der Radiostation ernennen.“

„Ich nehme an,“ sagt Skobeljew, „daß wir vorläufig uns damit einverstanden erklären werden.“

„Gut,“ sage ich zu Kornilow, „ernennen Sie Hauptmann Roder. Er ist hier, in Ihrem Wartezimmer.“

Skobeljew war mit dem erreichten Erfolge sehr zufrieden. Die Radiostation blieb tatsächlich bei uns. Er fuhr in das Taurische Palais, um die angenehme Nachricht im Exekutivkomitee mitzuteilen. Ich mußte zu General Rubez-Massaljki, um den neuen Befehl zu redigieren.

*

Als ich mich der Kszeszinska-Villa näherte, bemerkte ich schon neben der Troizki-Brücke und neben der römischen Laube lärmende Gruppen erregter Menschen.

Im ersten Stock der Villa arbeitete man noch eifriger an der Expedition der „Prawda“. Endlose Reihen von Soldaten drängten sich in dem großen Zimmer und kauften Broschüren und Zeitungen für ihre Rotten.

Die Türen des Bureaus und Sekretariats waren jetzt geschlossen. Noch vor einigen Tagen kamen ernstaussiehende Menschen an diese Türen, klopfen nach einer bestimmten Vereinbarung und meldeten sich nach alter, illegaler Gewohnheit. Das machten sie so, daß sie in das Zimmer hineinliefen, den Genossen, den sie brauchten, am Rockzipfel packten, ihn in eine Ecke führten und mit ihm

stehend flüsterten. Was manchmal fünf Minuten, oft aber auch eine halbe Stunde dauerte. Im Zimmer befanden sich Stühle, man konnte sich ruhig hinsetzen und ruhig das Geschäftliche besprechen, ohne sich zu beeilen und ohne leise zu sprechen. Doch in den langen Jahren der illegalen Arbeit gewöhnten sie sich daran, ihre Unterredungen eilig und stehend zu erledigen, damit weder sie selbst noch die Genossen verdächtigt werden, da der leiseste Fehltritt in dieser Beziehung noch vor einundeinhalb Monaten mit langjährigem Gefängnis, ja sogar mit Verbannung drohte.

In der Kanzlei der Kriegsabteilung wühlte, wie früher, der Sekretär Kostja Mjechonoschin in den Papieren.

„Denken Sie nur,“ sagte er mir aufgeregt, „Kornilow nimmt uns unsere Panzerautos fort. Wir bleiben jetzt ohne Beschützung. Haben Sie bemerkt, was in den Straßen vorgeht?“

„Das macht nichts,“ beruhigte ihn der große, breit-schultrige Soldat Beljakow, dessen graue Mähne gar nicht soldatenmäßig unter der flachen Mütze hervorschaute, „das macht nichts, Mjechonoschin. Wir werden auf der nächsten allgemeinen Sitzung der Mitglieder der Kriegsabteilung die Sache besprechen und eine eigene Wache organisieren. Die verdammten Bourgeois nehmen sich tatsächlich zuviel heraus. Wohin man kommt, überall summen sie wie Fliegen: ‚Lenin ist von den Deutschen hergeschickt worden!‘ ‚Wartet nur, am dreiundzwanzigsten werden wir einen feinen kleinen Pogrom veranstalten. Dieses bolschewistische Wespennest in der Kszeszinska-Villa werden wir zertrümmern . . .‘ Was sagt Ihr zu dieser Frechheit! Sie geben sogar das Datum an! . . .“

„Unsinn, sie wetzen nur die Zungen . . . Sie werden sich schon beruhigen“, lächelt der Soldat Tscherepanow herablassend. Tscherepanow hat regen Anteil an der Organisation der Kriegsabteilung genommen.

„Sie werden sich nicht so rasch beruhigen“, sagt ruhig und sachlich der vernünftige Ter-Arutjunjanz und schütelt kampfbereit seine langen, schwarzen Haare.

„Und wenn sie sich nicht beruhigen, werden wir schon wissen, wie sie zur Ruhe zu bringen sind! Nicht wahr, Genosse-Fähnrich?“ Tscherepanow schlägt kampflustig Ter-Arutjunjanz auf dessen goldene Epauletten.

Ich konnte mich über die Peter-Paul-Festung, über Kornilow und Kerenski mit keinem beraten, da von den Leitern der Kriegsabteilung niemand zugegen war. Es fand eine städtische Parteikonferenz statt, und alle Führer waren dort. Als ich schon die Treppe hinunterging, traf ich Bogdatjew in Begleitung unserer Soldaten – Parteimitglieder aus dem Taurischen Palais: Linde, Ssadowski und Borissow.

„Was geht hier vor, ist hier ein Pogrom?“ sagte Ssadowski scherzend. „Gestern abend wurde auf der Konferenz die Frage der Pogromhetzerei gegen uns besprochen, und heute konnte Sergej“, er zeigt auf Bogdatjew, „sich nicht genug beeilen, irgendwelche Akten von hier herauszuretten. Er sieht jetzt überall Pogrome, nachdem Lenin ihn und Kamenjew vollständig zertrümmert hat! . . .“

„Wir werden uns nicht so rasch ergeben!“ sagt Linde wütend, und Bogdatjew zuckt verächtlich mit den Schultern.

„Dein Lenin hat heute schrecklichen Unsinn gedroschen“, sagte der große, flachbrüstige Borissow heiser. „Wir haben“, sagte er, „die bürgerliche Revolution beendet. Wir haben schon einen Sowjet, jetzt ist es notwendig, daß diese Arbeiter- und Bauerndiktatur sobald wie möglich die Unrichtigkeit ihres Bündnisses mit der Bourgeoisie einsehe. Es ist also deshalb notwendig, in die Massen zu gehen und die Diktatur des Proletariats zu propagieren.“

„Nun, und was meinst du?“ lächelte Ssadowski.

„Daß die bürgerliche Revolution noch nicht beendet sei. Das ist das Wesentliche, und darin hat Kamenjew

recht und nicht Lenin. Lenin stellt alles auf unsere Revolution, als auf den Anfang einer internationalen, proletarisch-sozialistischen Revolution, und darin liegt sein Grundfehler. Sergej hat in seiner Rede sehr richtig bemerkt, daß wir in dieser Revolution weder vom Sozialismus, noch von der Nationalisierung des Bodens geträumt haben. Meiner Meinung nach wäre es richtiger, sich wegen des Sozialismus nicht zu versteifen, sondern sich damit zu begnügen, was man uns noch gelassen hat. Über das Kleinbürgertum kann man nicht hinwegspringen. Man muß die Provisorische Regierung beeinflussen und sie, im Falle ihrer Hartnäckigkeit, mit Vertretern aus demokratischen Kreisen verwässern. Einen anderen Weg gibt es nicht“, sagte Borissow und hustete vor Anstrengung.

„Höre mal, Sergej,“ zog Linde Bogdatjew am Ärmel, „warum hast du für Kamenjew gestimmt? Desorganisiert denn die Leninsche Losung: ‚Sturz der Provisorischen Regierung‘ die Revolution? Ich glaube, im Gegenteil: Lenin zögert mir zuviel. Warum erst bis zu den Neuwahlen der Sowjets warten? Die Sowjets sind sowieso auf friedlichem Wege nicht zu bolschewisieren. Man muß in die Provisorische Regierung dreinhauen, ohne Rücksicht auf die Sowjets.“

Bogdatjew zupfte nervös an seinem Bärtchen. „Das ist ganz logisch“, sagte er durch die Zähne. „Wenn die Losung: ‚Nieder mit der Provisorischen Regierung‘ jetzt richtig ist, so müßte man die Regierung tatsächlich sofort stürzen. Was soll aber geschehen, wenn die Losung nicht richtig ist? Warum sollte man da die Provisorische Regierung nicht unterstützen, . . . in ihrem Kampf mit den Monarchisten wenigstens . . .“

„In ihrem Kampf mit den Monarchisten?!“ mischte ich mich erstaunt ins Gespräch.

„Warum auch nicht? Beweisen Sie daß . . .“ Borissow runzelte die Augenbrauen.

„Ich werde es gleich beweisen“, sage ich, indem ich mit ihnen wieder hinaufgehe. Doch ein alter Arbeiter hält Bogdatjew vor der Tür ins Sekretariat des Parteikomitees auf.

„Höre mal“, Ssadowski führt mich in die Ecke des Korridors. „Dort im Taurischen, im zweiundvierzigsten Zimmer, planen deine republikanischen Offiziere irgend etwas Unangenehmes gegen dich. Sie verbreiten irgendwelche scheußlichen Gerüchte . . . Hast du mit irgendeinem Wein zu tun gehabt?“

„Wein? . . .“ Ich werde ganz rot.

„Kurz und gut, sie verbreiten im Exekutivkomitee irgendwelche dunkle Gerüchte über dich. Es ist eine schmutzige Angelegenheit, du mußt selber Klarheit schaffen. Unsere Leute haben mich gebeten; dich darauf vorzubereiten.“

Eine unruhige Vorahnung preßt mein Herz zusammen.

★

Auf dem Weg in das Taurische Palais beschloß ich, alles zu erfahren und begab mich direkt ins zweiundvierzigste Zimmer. Man empfing mich dort mit etwas spöttischen Blicken. Ssinani schrieb etwas, und als er mich bemerkte, schien er den Kopf absichtlich nicht vom Papier zu heben. Ljubarskij saß auf dem Tisch, bewegte siegesbewußt seinen Mund und wippte mit dem Bein.

„Genossen, ich bin hergekommen, um Aufklärung zu erhalten. Was gehen hier für schmutzige Gerüchte über mich um? . . .“

„Nichts Besonderes, liebster Leutnant. Wir haben eine kleine Anzeige bekommen, und diese Anzeige ist eben weitergeleitet worden. Wir haben Ljubarskij und Alejew beauftragt,“ sagt Ssinani, „die Angelegenheit zu klären. Sie verstehen aber hoffentlich selbst, daß nach allem, was Sie angestellt haben, Ihnen nur eines übrig bleibt, um

einen Skandal zu vermeiden: sofort und für immer sich von der politischen Tätigkeit zu entfernen.”

„Selbstverständlich“, Ljubarskij lächelt spöttisch und nimmt eine Zigarette aus seinem silbernen Zigarettenetui, „können Sie weder die Verwaltung der Radiostation übernehmen, noch von der Peter-Paul-Festung träumen. Sie werden von allem Abschied nehmen müssen.”

„Das ist noch nichts, was Ihr gehört habt, Genossen,” Fähnrich Alejew kommt von rückwärts auf mich zu, „es stellt sich heraus, daß das alles Kleinigkeiten sind. Ich habe gerade einen Bericht darüber bekommen, daß der Leutnant versucht hat, das Palais der Großfürstin Maria Pawlowna zu plündern.”

„Schmutzige Verleumdungen!” rufe ich, mich mit Gewalt beherrschend. „Das machte euch keine Ehre, meine Herren, heimlich im erlogenen Dreck zu wühlen. Einen Skandal fürchte ich nicht, und der Schmutz wird nur jenen beflecken, der ihn aufgestöbert hat. Ich verlange eine öffentliche Untersuchung aller gegen mich erhobenen Beschuldigungen, da ich die volle Verantwortung für alle meine Handlungen trage und weiß, daß ich nichts Schlechtes getan habe.”

„So?! Das ist aber eine Frechheit! Was sagen Sie dazu?” Ssinani gibt mir einen engbeschriebenen Bogen.

Die Mitarbeiterin in der Verpflegungskommission Iwanowa erklärt, daß ich, als ich die Verwaltung des Radiotelegraphenzimmers übernahm, von ihr einen Schlüssel zu einem Schrank genommen hatte, in dem Wein in Flaschen stand. Als ich ihr den Schlüssel zurückgab, stellte es sich heraus, daß in der Zeit meiner Verwaltung mehr als zwanzig Flaschen Schnaps verschwunden waren. Sie hält es für ihre Pflicht, den Bund der republikanischen Offiziere von dieser schändlichen Tat zu verständigen.

„Nun, was sagen Sie dazu?” lächelte Ssinani, als ich die Anzeige fertiggelesen hatte.

„Ich wiederhole, was ich schon gesagt habe. Ich trinke keinen Schnaps und habe auch keinen genommen. Ich habe vier, fünf Flaschen Wein genommen, die wir an einem Abend zusammen getrunken haben, Sie müssen sich noch daran erinnern. Wählen Sie eine Kommission, die die Sache gründlich und öffentlich untersucht. Das ist alles, was ich zu sagen habe.“

Ich begab mich sofort in das Zimmer der Verpflegungskommission. Die Iwanowa war aber nicht dort. Ich fand ihre Freundinnen, Kokorina und Dawydowa. Auch die beiden Studenten Lessnowskij und Joffe waren dort. Die beiden Mädchen bestätigten mir, daß Iwanowa gestern tatsächlich eine Anzeige dem Bund der republikanischen Offiziere übergeben habe. Sie selbst waren Zeuginnen, wie Ljubarskij und Fähnrich Alejew den ganzen Tag hinter der Iwanowa her waren, um sie dazu zu bringen, diese Anzeige zu schreiben.

„Es wäre am besten, wenn Sie mit der Iwanowa darüber sprechen würden. Sie kommt heute abend.“

Ich verlor mich in Vermutungen über die Ursachen all der schmutzigen Lügen und erwartete geduldig Iwanowa. Ich nahm sie in einen entfernten Winkel des Korridors und fragte sie unvermittelt, ob sie sich nicht schäme, solche Verleumdungen schriftlich niederzulegen. Das Mädchen senkte die Augen.

„Bitte machen Sie mir keine Vorwürfe, Leutnant! Was hätte ich tun können? Wissen Sie, seitdem der Schlüssel dieses unglückseligen Schrankes bei Ihnen war, ließ mir Fähnrich Alejew keine Ruhe und verlangte immer, daß ich ihm Wein gäbe. Als Sie den Schlüssel zurückgaben und ich den Schrank zufällig in Anwesenheit Alejews öffnete, war ich erstaunt darüber, daß von dem Wein fast nichts mehr übrig geblieben war. Alejew fragte sofort: Warum und wieso? Ich wußte doch, daß der Wein aus dem verschlossenen Schranke gestohlen wurde, als der

Schlüssel noch bei mir war. Es war ganz klar, daß der Wein immer von demselben Prochorow gestohlen wurde, der wahrscheinlich einen Nachschlüssel hatte. Zuerst war ich ein wenig verwirrt. Alejew bemerkte es . . . Ich erklärte ihm sofort, daß Sie damit nichts zu tun hätten. Gestern kam er mit Ljubarski zu mir und ließ nicht locker: Entweder, sagten sie, werden Sie sofort eine Anzeige schreiben, daß Tarassow den Wein gestohlen hat, oder wir werden Sie auf die Anklagebank bringen, eine Untersuchung gegen Sie in die Wege leiten und Sie aus dem Dienst jagen. Was hätte ich also anfangen sollen?!” . . . Sie begann zu weinen.

Ich beruhigte sie, überzeugte sie davon, daß sie vor keinen Drohungen Angst haben müsse und bat sie, alles, was sie mir erzählt hatte, ausführlich niederzuschreiben und sich auch auf die Zeugen, die während ihres Gespräches mit Ljubarskij und Alejew dabei gewesen waren, zu berufen.

„Ja, selbstverständlich, Kokorina, Dawydowa, Lessnowskij und Joffe waren dabei . . .“

„Auch sie sollen mit ihrer Unterschrift bestätigen, daß alles, was Sie geschrieben haben, wahr ist. Werden Sie das machen?“

„O ja“, seufzte Iwanowa erleichtert auf, und ihre Augen glänzten freundlich.

Am nächsten Morgen bekam ich eine mit der Maschine geschriebene Erklärung, die von den Studenten Lessnowskij und Joffe unterschrieben war.

Im Vorzimmer traf ich Filippowski.

„Haben Sie gehört,“ sagte ich ihm, „was für eine verlogene, schmutzige Hetzjagd in unserem Bund gegen mich inszeniert wird?“

„Glauben Sie, daß das nur eine Hetzjagd ist?“ antwortete er ruhig.

„Um dieses ganze Lügennetz aufzulösen, habe ich die Ernennung einer Kommission verlangt,“ sagte ich, „und

möchte, daß die Untersuchung dieser Sache sehr verlässlichen und vor allem objektiven Menschen übertragen werde."

Das Präsidium der republikanischen Offiziere war vollzählig versammelt.

„Was können da noch für unparteiische Untersuchungen vorgenommen werden," sagte Ssinani höhnisch, „wenn hier eine offizielle Anzeige der Geschädigten vorliegt?"

„Ich habe aber hier eine spätere „Anzeige" dieser Geschädigten mit einem ganz entgegengesetzten Inhalt", sage ich und nehme das Dokument aus der Tasche.

„Was für eine Anzeige?" Ljubarski springt, rot wie ein Krebs, vom Sofa.

Ich lege die Anzeige auf den Tisch. Ljubarskij und Alejew lesen sie gierig.

„Eine Niederträchtigkeit! . . . Eine Lüge! . . . Ein Schwindel! . . ." schrien sie laut. „Die Sache muß geklärt werden, auch wir verlangen eine gründliche Untersuchung."

„Ich bestehe unbedingt darauf," unterbreche ich sie, „gleichzeitig stelle ich auch die Anforderung, alle Schufte von hier zu verjagen."

„Seien Sie bitte vorsichtiger, Genosse." Leutnant Petrov erhebt sich vom Sofa und rasselt mit dem Säbel. „Bis jetzt haben wir hier keine Schufte gehabt. Ich arbeite niemals unter Schuftten. Ernennen wir eine Kommission, die alles objektiv untersuchen und klären wird. Dann werden wir eine gemeinsame Sprache für unsere Beschlüsse finden können . . . Vorläufig aber bitte: Weniger Leidenschaft! . . ."

Die Untersuchungen wurden einer Kommission anvertraut, an deren Spitze Fähnrich Jablonskij stand.

Ich ging noch am selben Tag in das Palais der Großfürstin Maria Pawlowna, um jene Verleumdungen, die Alejew angedeutet hatte, widerlegen zu können. Der

Aufseher des Palais gab mir sehr gerne eine Bestätigung, daß ich auf absolut gesetzlichem Wege ein Zimmer im Schloß bekommen habe, die Garage anständig und ehrlich verwaltete und während meines Aufenthaltes im Palais keine schlechten Absichten gezeigt und keine Drohungen vorgebracht hätte.

„Es ist tatsächlich irgendein Fähnrich zu mir gekommen, ein schwarzer, mit einer langen Nase . . . (ich erkannte der Beschreibung nach sofort Alejew). Er versicherte mir, Herr Offizier, daß Sie ein Bolschewik wären, und bat mich wiederholt, eine Anzeige zu unterschreiben, in der es hieß, daß Sie sich hier schlecht aufgeführt hätten. Wie komme ich aber dazu, so etwas zu unterschreiben?! So viele Jahre habe ich hier ehrlich und treu der Großfürstin gedient, und nun soll ich jetzt auf meine alten Tage anfangen, zu lügen . . .“

*

In der Militärabteilung, in der weißglänzenden Villa der Kszeszinska, wurde doppelt so viel gearbeitet wie früher. Es erschien eine neue Zeitung „Ssoldatskaja Prawda“. Podwojskij war übergelukkig, rannte durch alle Korridore mit den frischen Nummern der von ihm geschaffenen Zeitung. Trotz seiner Zerstreutheit gelang es diesem unermüdlichen Menschen, die Zeitung zu redigieren, die Kriegsabteilung zu leiten, und dabei versäumte er nicht einen Tag seines Dienstes im „Städteverband“. Die große organisatorische Arbeit, die die Kriegsabteilung jetzt zu leisten hatte, wie: die Errichtung von Zellen in allen Regimentern, die Verbindung mit den neuen Regimentern, sowohl in Petrograd, wie auch an der Front, die Versorgung unserer Kriegsorganisationen mit Zeitungen und Agitationsliteratur, hatten teilweise Tscherepanow und Mjechonoschin auf sich genommen, wobei der letztere aus Mangel an Zeit das Sekretariat in

der Kriegsabteilung dem jungen, schweigsamen und sehr sorgfältigen Soldaten Tobias übergeben mußte. Bei der neuen Soldatenzeitung half Genossen Podwojski der eben aus Helsingfors zurückgekehrte, stille, rosawangige und rundliche Fähnrich Schenjewskij.

„Haben Sie schon gehört?“ Schenjewskij zwinkerte fröhlich mit seinen grauen Augen und drückte mir erfreut die Hand. „Haben Sie gehört, welchen Erfolg wir in Helsingfors haben. Alle Matrosen sind bolschewistisch. Sie haben sogar eine eigene Zeitung „Wolna“ (Welle) gegründet. Die Menschewiken und Sozialrevolutionäre sind vollständig geschlagen.“

„Das ist herrlich“, sagte ich lächelnd.

„Und jetzt machen wir für die neue Soldatenzeitung „Ssoldatskaja Prawda' Propaganda“, setzte Schenjewskij begeistert fort. „Die Zahl der Abonnenten in der Garnison wächst stündlich. Was aber das Wichtigste ist: Wir schicken eine Unmasse von Exemplaren an die Front. Sie können sich auch gar nicht vorstellen, wieviel Dankbriefe wir von den Soldaten erhalten! Kommen Sie nur zu mir, ich werde sie Ihnen zeigen. Das Herz hüpfte einem vor Freude. Nur eins ist unangenehm: Diese verfluchten Offiziere im Stab fangen die Zeitung auf und vernichten sie. Wir haben aber jetzt die Sache anders angepackt und neue Verbindungen bekommen. Viele von unseren Burschen sind an die Front gefahren und haben Literatur mitgenommen. Wir bereiten uns vor, eine allrussische Konferenz unserer bolschewistischen Kriegsorganisationen einzuberufen. Kurz und gut, Arbeit ist mehr als genug. Schade nur, daß wir nicht genügend Hilfe haben.“

„Wollen Sie ihn für sich gewinnen“, sagt scherzend der plötzlich aufgetauchte Njewskij. „Nein, lassen Sie ihn, er ist schon von uns beschlagnahmt worden. Ja, ja, Genosse“, wendet er sich an mich. „Wir werden Sie gleich einspannen. Wir haben Sie zum verantwortlichen Agitator

bestimmt. Bitte, gehen Sie sofort auf unsere städtische Konferenz und schleppen Sie Sinowjew heraus. In einer Stunde beginnt in der Michail-Manege ein Soldatenmeeting der Panzerautodivision. Es kommen die besten Kräfte der Menschewiken und Sozialrevolutionäre, und hier findet, leider, zur selben Zeit eine Extrasitzung der Kriegsabteilung statt. Sie wissen doch, was für eine starke Agitation gegen Lenin in den Regimentern eingesetzt hat! . . . Außerdem müssen wir die Losungen für den 1. Mai besprechen. Vor neun werde ich hier nicht fertig werden, und in der Michail-Manege soll heute die Frage beschlossen werden, mit wem die Panzerautos marschieren: mit uns oder mit ihnen. Ich habe Roschalj und Raßkoljnikow in die Manege geschickt, und Sie müssen auch unbedingt dort sprechen. Das ist Parteibefehl! Hier haben Sie paar Worte für Sinowjew, und vergessen Sie nicht: ohne ihn dürfen Sie nicht zum Meeting . . .”



Ich lief so rasch ich nur konnte. Zum Glück war die Konferenz nicht sehr weit entfernt, in einem düsteren grauen Regierungsgebäude, das einer Schule oder einem Institute glich. Ich kam gerade zur Pause. Die Delegierten der Konferenz: schnurrbärtige Arbeiter aus Petrograder Fabriken, studierende Jünglinge, die in dem erst vor kurzem organisierten Bezirkskomitee arbeiteten. Zwei, drei Arbeiterinnen mit Kopftüchern, fünf Soldaten, die ich schon in der Kriegsabteilung gesehen hatte, und jene abgehärtete, erprobte bolschewistische Garde, die man immer an ihren unrasierten Wangen, ihren scharfen und nachdenklichen Blicken, ihren zerdrückten Mützen, abgewetzten Ärmeln und Manteltaschen erkennen konnte. Sie waren alle schon in Gefängnissen und in der sibirischen Taiga gewesen. Diese ganze Parteifamilie sprach

jetzt laut miteinander, saß in Gruppen auf Bänken und Pulten in einem großen, grauen Zimmer.

„Das ist gut gelungen“, lächelte einer von ihnen. Er strich seinen dunklen Schnurrbart und ließ den Zigarettenrauch langsam durch die Nase. „Jetzt bläst er Rückzug, nachdem ihn Lenin fest verprügelt hat. Wir haben seine beiden Berichtigungen durchsausen lassen.“

„Er hat gar nicht zum Rückzug geblasen“, sagte ein großgewachsener Intellektueller mit einer spitzen Nase, eingefallenen Wangen und einem rötlichen Bärtchen. „Wartet nur ab, was die allrussische Konferenz dazu sagen wird! . . . Meiner Meinung nach hat Kamenjew in allem recht. Wenn es den jetzigen Sowjets noch nicht möglich ist, die Provisorische Regierung zu stürzen, so können sie auch nicht diese Losung herausgeben. Man muß sich vorläufig mit der Kontrolle der Regierung begnügen . . . Ja, er war immer ein Realpolitiker.“

„Ihr Kamenjew ein Realpolitiker?“ lächelte ein Dritter. „Ein schöner ‚Realpolitiker‘! Er hat es in Lenins Abwesenheit bis zu Vaterlandsverteidigungsartikeln in der ‚Prawda‘ gebracht. Und was die Regierung betrifft, so haut er immer daneben.“

„Ja, Genosse, was die Regierung betrifft, so hat er, seit Beginn der Revolution, Pech gehabt“, lächelte der dunkle Schnurrbart. „Er hat aus seiner Verbannung in Atschinsk ein Begrüßungstelegramm an Michail Romanow geschickt, in dem er ihm für die großfürstliche Großmütigkeit, mit der er dem Throne entsagte, dankte . . .“

„Eine nette Großmütigkeit!“ lachte ein in der Nähe stehender Soldat auf. „Wir haben doch Seine Kaiserliche Hoheit mit den Bajonetten an den Rockschoßen festgehalten!“

„Ach, das ist ein Pljechanowklatsch!“ brummte Bogdatjew, der emsig etwas in sein Notizbuch schrieb.

„Irren ist menschlich!“ sagte das rötliche Bärtchen ungeduldig. „Wie konnte er auch in Sibirien wissen, was hier vorgeht . . .“

„Wo ist Sinowjew?“ fragte ich Bogdatjew.

„Du kannst ihn jetzt nicht sprechen, Bruder“, erwiderte er mir. „Er ist links, zweite Tür. Dort ist eine Beratung des Präsidiums.“

Ich ging durch den Korridor, zu der mir angegebenen Tür, klopfte an und öffnete sie. Stalin saß mit dem Rücken zu mir, vor dem Tisch, drehte sich für einen Augenblick um und runzelte erwartungsvoll die Stirn. Lenin stand, das eine Bein auf einen Stuhl gestellt und schien aufmerksam zuzuhören. Kamenjew saß am anderen Ende des Tisches und schrieb etwas. Die anderen Anwesenden kannte ich dem Namen nach nicht. Ich ging direkt zu Sinowjew, der mit Begeisterung etwas erzählte, und übergab ihm schüchtern Njewskijs Zettel. Er verzog traurig sein Gesicht, als hätte er drei Zitronen auf einmal gegessen und neigte seinen Künstlerkopf nach rechts.

„Ich kann nicht mitkommen!“ sagte er und gab mir den Zettel zurück.

„Ich darf aber ohne Sie nicht weggehen. Dieses Meeting der Panzerautodivision ist außerordentlich wichtig und Ihr Erscheinen sehr dringend“, sagte ich verwirrt.

„Ich bin krank und kann auch hier kaum sitzen.“ Er nahm eine Füllfeder aus der Tasche und schrieb einige Worte an Njewskij. „Ich glaube, ich darf von hier nicht wegfahren.“ Er sah Lenin fragend an.

„Das macht nichts, Sie sollen sich nur daran gewöhnen, selbst zu sprechen!“ nickte Lenin mir gutmütig zu. „Dazu ist er auch ein bolschewikischer Offizier, um auf Soldatenmeetings zu sprechen.“

„Wer wird aber an Ihrer Stelle sprechen?“ sagte ich wieder zu Sinowjew.

„Geh nur, geh!“ Stalin zeigte mir scherzend die Tür. „Sonst wirst du noch zu spät zum Meeting kommen.“

Ich ging rasch aus dem Zimmer, lief das öde Trottoir entlang bis zum Prospekt und fand endlich einen Wagen, da ich tatsächlich Angst hatte, mich zu verspäten. Bläuliche Dämmerung hatte die Stadt eingehüllt. „Welche Ehre!“ dachte ich, „ich bin beauftragt worden, statt Sinowjew zu sprechen. Wenn ich nur nichts Schlechtes anstelle. Es geht doch um die Panzerautos für die Revolution!“ Ich erinnerte mich an die ersten Tage des Februars, an das Panzerauto „Oleg“, an den helläugigen Aja und den borstigen Nikolajew, an den Leutnant Filonenkow und die vergoldeten Flügel der schwarzen Panther, die drohend vor der Staatsbank stehen.

„Rascher, Kutscher! Fahren Sie rascher!“



Die Michailow-Manege war von einer unermesslichen Soldatenmasse erfüllt. Die weißen Kugeln der elektrischen Laternen leuchteten, die Augen blendend, konnten aber die weiten Winkel dieser riesengroßen, in einer grauen Dämmerung untertauchenden Betongarage trotzdem nicht erhellen. Den düsteren Wänden entlang glänzten dumpf die flachen, runden Dächer der Panzerautos. Eine lärmende Masse drängte sich zu einer Holzestrade, die mitten in die Manege gebaut war. Ich fand Roschalj und Raßkoljnikow, die in einer Ecke mit einer kleinen Gruppe von Soldaten standen, aus der mir die freudigen Augen Ajas entgegenleuchteten.

„Du bist es, Leutnant!“ schlug er mich auf die Schulter. „Ich habe schon gedacht, daß man dich an die Front gesagt hat.“

„Ist hier denn keine Front?“ lächelte ich.

„Ja, da hast du recht“, erwiderte er. „Schau’ nur hin, dort steht schon der feindliche Stab.“ Er zeigte auf eine

Gruppe von Zivilisten, die von einer Soldatenmenge umringt war. „Sie sprechen mit unserem Bataillonskomitee. Das macht aber nichts. Auch von unserer Seite werden Generale kommen. Wir werden schon sehen, wer siegen wird.“

Als ich erklärte, daß außer mir niemand mehr kommt, und daß wir uns hier selbst überlassen sind, ging über die Gesichter der Genossen ein Schatten der Unruhe und Besorgtheit.

„Wir werden schon mit ihnen fertig werden“, sagte Raßkoljnikow.

Ich schlug vor, einen Plan zu machen, wer wann sprechen werde und ging zu diesem Zweck zum feindlichen Stab, um mich dort zu informieren, was los sei. Da mich niemand kannte, und da ich eine Offiziersuniform trug, gelang es mir, mich bis zur Mitte dieser Gruppe durchzudrängen. Hier standen: Broido, ein Menschewik, mit einem grauen, mageren, zerdrückten Gesicht und der Sozialrevolutionär Goz. Er hatte einen energischen Mund und durchdringende Augen. Sein Zwicker glänzte kampf lustig, und er hörte aufmerksam einem dritten Manne mit einem sommersprossigem, großen Gesicht und einem roten Schnurrbart zu.

„Wer ist hier von den Bolschewiken?“ flüsterte der Sommersprossige und schielte zu unserer Gruppe herüber.

„Von den Führern ist noch niemand da“, sagte mit schmeichlerischem Lächeln ein glattgeleckter, blonder Leutnant, in dem ich sofort Filonenko erkannte, denselben, der es versucht hatte, unseren „Oleg“ zurückzunehmen. „Die Bolschewiken haben eine Konferenz“, lachte er höhnisch. „Das wäre gut, wenn sie sich verspäten würden . . . Sollten wir nicht schon beginnen? Mit den zwei grünen Bengeln werden wir schon fertig werden.“

Ich drängte mich rasch aus dieser Gruppe heraus und lief zu meinen Leuten, da Filonenko schon auf die Estrade

gesprungen war und ihm Soldaten aus dem Bataillonskomitee folgten. Er klingelte wütend mit einer Glocke und versuchte Ruhe zu schaffen.

„Wer ist jener Rothaarige dort?“ Ich zeigte Roschalj die Gruppe unserer Gegner.

„Das ist doch Wojtinskij,“ antwortete Raßkoljnikow, „er ist gewesener Bolschewik. Jetzt ist er zu den Vaterlandsverteidigern übergegangen. Eine ganze Gruppe von ihnen hat sich vor kurzem von uns abgespalten.“

So ist es also! Ich schlug vor, daß nach Broido Roschalj sprechen soll, nach Goz Raßkoljnikow und nach Wojtinskij ich. Vielleicht gelingt es uns doch, mit ihnen fertig zu werden. Mein Herz schlug aber trotzdem unruhig. Wie konnte man wirklich unsere unerfahrene, kleine Gruppe von Davids mit diesen erfahrenen Rednern, mit diesen Goliaths vergleichen. Und doch glimmte im Herzen ein verwegener Glaube an die innere Kraft unserer harten bolschewikischen Worte.

Broido begann zu sprechen, er sprach [sehr langweilig, sagte, daß die Demokratie alles getan habe, um den Frieden herbeizuführen, daß wir uns von allen Annexionen losgesagt hätten, doch der deutsche Stab der kriegführenden Imperialisten schweige hartnäckig und deshalb sei es Pflicht der russischen Soldaten, mit all ihren Kräften, die Front zu unterstützen und die errungenen Freiheiten zu beschützen. Das alles war bekannt und alt. Roschalj sprang, wie ein geschmeidiger Tiger, auf die Estrade und zerpfückte ohne Mühe die demokratischen Fetzen der verstaubten und wiedergekauften Worte von Broido. Er wiegte seinen Oberkörper, rollte das „R“ und warf der gierig zuhörenden Soldatenmasse brennende Worte zu. Er sagte, „die Regierung habe noch nicht ein energisches Wort gesprochen, daß sie sich von den zaristischen imperialistischen Verträgen lossage, die gemeinsam mit den verbündeten Staaten zur Plünderung der besiegten Völker

geschlossen wurden“. Er sagte, „daß die Generalität bewußt die Armee auf die Schlachtbank schicke, um mit dem Soldatenblut die Prozente der Anleihen zu bezahlen, die den industriellen Heereslieferanten à la Rodzjanko, Gutschkow und anderen Spekulanten fette Verdienste abwerfen.“ Die von Wut durchglühten Worte Roschaljs prägten sich fest in das Hirn der Soldaten. Man sah sie miteinander flüstern: manche begeistert, manche ganz verwirrt und manche mit wütendem Zischen. Ja, Roschalj hatte gut gesprochen.

Goz löste ihn ab. Er begann mit einem heftigen Angriff auf Roschalj. Er hämmerte jedes Wort wie einen Nagel ein, und bei jedem seiner Aufschreie wurden hinter dem Rahmen seines schwarzen Schnurrbartes kräftige weiße Zähne sichtbar. Er sagte, „die Bolschewiken nützen die Ahnungslosigkeit der Soldatenmassen aus, hetzen sie gegen die Regierung. Dadurch, daß die Bajonette in die Erde gesteckt werden sollen, wird der Krieg nicht beendet werden, und die unsinnige Verbrüderung mit den deutschen Kundschaftern bedroht das ganze Land mit Vernichtung.“ Mit erhobenen Fäusten schrie er, „daß die russische Bauernschaft nicht den Ruin ihrer Wirtschaft zulassen werde.“

„Schützt mit eurer Brust eure Familien, eure Felder, eure Wiesen, eure Hütten! Schützt die mit Blut errungenen Freiheiten, die euch eine Konstituante und den Grund und Boden der Gutsbesitzer geben werden!“

Er sprach ausgezeichnet, und als er mit einer schroffen Bewegung selbstsicher von der Estrade heruntersprang, ertönte ein harter Hagel von überzeugtem Beifallsklatschen.

Nach ihm sprach Raßkoljnikow. Die Lage des armen Kerls war jetzt nicht besonders vorteilhaft. Er zog mit der Hand am Kragen seines blauschwarzen Marineoffiziers-Mantels mit den goldenen Epauletten, als drücke der Kragen ihn in unerträglichster Weise. Vor Verlegenheit

übergoß sich sein ganzes Gesicht mit einer dichten Röte. Doch er stürzte sich Hals über Kopf in den Kampf und schrie abgerissen und aufgeregt, daß die Regierung bewußt die Einberufung der Konstituante verschiebe, um die Interessen der Gutsbesitzer zu unterstützen. Nicht einmal das Gesetz über das Verbot, Grund und Boden zu verkaufen, sei bis jetzt durchgeführt worden. Die Regierung kann und will nicht ihren vollständigen Bruch mit der Monarchie erklären. Die Bourgeoisie sei altersschwach, feig, käuflich und sei bereit, aus Angst vor den Arbeitern, sich mit der faulen Gutsbesitzerschaft zu einigen und den zaristischen Regierungsapparat für die Unterdrückung der Forderungen des Proletariats und der Bauernschaft auszunützen. Raßkoljnikow hat eine schwache Stimme, die Manege ist riesig groß, und man muß aus vollen Kräften schreien. Er wird auch ganz heiser und ist nach Beendigung seiner Rede völlig erschöpft. Doch ist der Eindruck von Goz' Rede sichtbar durch seine Worte geschwächt. Das war auch in der Art und Weise zu erkennen, wie Wojtinskij auf die Estrade kam. Er nahm seinen breitrandigen Hut vom Kopf, fuhr mit einem selbstgefälligen Lächeln über die nach rückwärts gekämmten feuerroten Borsten seines Haares und schielte verstohlen zu Filonenko herüber.

„Genossen,“ sagte Filonenko mit ölicher Stimme, „eben ist ein Antrag an das Präsidium gekommen...“

Eine unheimliche Angst, daß ich mich verspäten werde und es mir nicht gelingen wird, Wojtinskij zu zerpfücken, ließ einen kalten Frost über meinen Rücken laufen. Ich stürzte zur Estrade und gab Filonenko den schon vorbereiteten Zettel mit der Bitte um das Wort. Nur dadurch kam ich dazu, nach Wojtinskij zu sprechen, bevor noch Filonenko die Rednerliste geschlossen hatte.

„Zwei grüne Jungen“, begann Wojtinskij, „haben euch hier Bolschewismus gepredigt, Genossen. Ich bin ein im

Zuchthaus ergrauter alter Bolschewik. Bin erst unlängst aus der Verbannung zurückgekehrt. Ich muß euch ganz aufrichtig sagen, daß ich einen solchen kindischen Unsinn noch niemals gehört habe, den man euch hier als Bolschewismus vorgesetzt hat.”

Ein verworrenes Murmeln geht in hohen Wellen durch das Soldatenmeer. „Ein Bolschewik und spricht so schroff gegen die Bolschewiken!”

„Nur kleine, in Märchen verliebte Kinder”, fuhr Wojtinskij fort, „können jetzt von der Einführung jenes Sozialismus bei uns sprechen, in dem Millionen von Maschinen und gewaltige Fabriken das ganze Land kleiden und füttern werden. Wir Bolschewiken kennen den Weg zu diesem Sozialismus. Der Weg ist lang und schwer. Vorläufig ist aber nur eine bürgerliche Revolution bei uns. Man kann nicht über sich selbst springen, und deshalb muß man es verstehen, mit der Bourgeoisie auszukommen. Augenblicklich ist die Hauptaufgabe, unser Land von der kriegesischen, imperialistischen Zertrümmerung zu retten, und deshalb bin ich, der Bolschewik Wojtinskij, ein unversöhnlicher Vaterlandsverteidiger. Es ist schade,” lächelte er höhnisch, „daß die Rednerliste schon geschlossen ist, und daß die Bolschewiken der neuesten Formation nicht sprechen werden. Ich würde gerne hören, wie sie es sich vorstellen in Rußland Sozialismus einzuführen, indem sie bewußt Wilhelm mit ihrer verbrecherischen Verbrüderung helfen, die Front zu zerschlagen . . . Soldaten! Haltet fest zum Exekutivkomitee und zur Provisorischen Regierung, die durch uns ernannt wurde!” schrie Wojtinskij. „Seid genau so hart und widerstandsfähig wie eure Stahlpanzerautos!”

Ein begeistertes Brüllen ging durch die Manege. Die Soldaten klatschten wie rasend und schrien Hurra. Ich sprang auf die Estrade und zupfte nervös an meiner Kappe. In feiger Verzweiflung darüber, daß ich nichts werde

sagen können, wurde es mir ganz heiß. Doch plötzlich sah ich das kleine Zimmer vor mir, in dem das Präsidium der Konferenz seine Sitzung abhielt, und ich sah das schalkhaft-gutmütige, gönnerhafte Lächeln Lenins: „Sie sollen sich nur daran gewöhnen, selbst zu sprechen!...“ Wojtinskij hat die Frage schroff und gradlinig gestellt. Jetzt wird es sich entscheiden, mit wem die Panzerautodivision geht. Kann ich zulassen, daß mein „Oleg“ gegen uns schießt? Aus der Menge sahen mich Ajas helle Augen flehend an. Die Lage mußte gerettet werden. Ich wurde mutiger und begann damit, daß ich sagte, den Menschen passiere manchmal wegen ihres Alters etwas sehr Unangenehmes. So sei es auch meinem Vorredner geschehen. Er glaubt nämlich, daß er grau geworden sei und sprach von seinen grauen Haaren, alle haben aber deutlich sehen können, daß sein Haar knallrot sei, ohne ein einziges graues Härchen. Ein Lachen erdröhnte. Sogar die unerbittlich feindlichen Gesichter einiger Soldaten lächelten unwillkürlich.

„So eine dumme Sache ist ihm auch mit dem Bolschewismus passiert“, setzte ich fort. „Der Mann glaubt naiv, daß er noch immer Bolschewik sei, es stellte sich aber heraus, daß er ein Sozialkompromißler, ein Menschewik reinsten Wassers ist.“

„Ich bitte, sich korrekter auszudrücken!“ ertönte hinter mir Filonenkos Stimme.

„Ich bin ganz korrekt, Genosse, wenn man uns aber den Vorwurf macht, daß wir bewußt die Zertrümmerung des Landes unterstützen, so gestattet mir, klaren Wein einzuschenken, wer tatsächlich die Zertrümmerung anstrebt. Wir Bolschewiken fordern nicht auf, die Bajonette in die Erde zu stecken, wir schlagen dem Sowjet vor, die Macht in die Hände zu nehmen, um unseren Friedenswillen kundzugeben, da die bürgerliche Regierung nicht in der Lage ist, sich von dem Lakaiendienst der anglo-französischen

Börsianer loszusagen. Wer ist also defaitistisch: wir, die wir vorschlagen, tatsächlich die Räuberpolitik der Annexionen zu verwerfen und die Werktätigen der ganzen Welt gegen die Herrschenden zu mobilisieren oder jene rothaarigen „Greise“ vom Schlage der Wojtinskij, die unsere Generäle unterstützen, die Front zur unvermeidlichen Niederlage zu bringen und aus Petrograd Marschbataillone und Panzerautos an die Front schicken, damit die revolutionären Kräfte der Garnison so rasch wie möglich auch hier zertrümmert werden sollen? Das geht doch alles nur darauf hinaus, Genossen, euch wieder fest in die Hände zu bekommen, euch keinen Grund und Boden zu geben, den man euch durch die Konstituante verspricht, die mit Schneckschritten kommt, und von der kein Mensch weiß, wann sie endlich da sein wird.“

„Richtig, sehr richtig!“ schrien die Soldaten.

„Wenn wir schon von einer Vaterlandsverteidigung sprechen, so wollen wir für sie sein, aber für eine Vaterlandsverteidigung durch den Sowjet und nicht durch die Kornilows, die wieder das Salutieren und den Eid einführen, den Eid, in dem sie die Soldaten zwingen, Treue den bürgerlichen Ministern und nicht der Revolution zu schwören. Gebt die Panzerautos nicht aus euren kräftigen Bauernhänden! Glaubt nicht den Ministern, glaubt nicht der Regierung, glaubt nicht den rothaarigen Kompromißlern, die vor euch im Schafpelz „ergrauter Bolschewiken“ scharwenzeln!“ War ich durch meine eigene Erregung so angefeuert, oder hatte meine Rede tatsächlich alle beflügelt, aber es schien mir, daß die stürmische Begeisterung der Soldatenmassen viel heißer und unmittelbarer war als nach den Reden von Goz und Wojtinskij.

„Genossen, gestattet mir, mich mit einem Schlußwort an euch zu wenden“, begann redselig Leutnant Filonenko.

„Aha, die Kadettenwalze wird wieder aufgezogen! . . .

Jeden Tag kriegen wir sie zu hören! Das ist uns schon langweilig . . ." sagten die Soldaten, die neben der Estrade standen. Während der Leutnant seine Schlußrede beendete, zerschlug sich die ganze Masse in diskutierende und flüsternde Gruppen.

„Schau', Bruder, hier ist die Resolution, die wir vorbereitet haben." Roschalj gab sie mir. „Wir haben sie heute tüchtig verbläut. Ich rechnete gar nicht damit." Er wurde ganz rot vor Freude.

Ich kam nicht dazu, die Resolution anzusehen, denn Broido war auf die Estrade mit seiner Resolution gesprungen. Er las sie mit Pathos. Nach ihm las Roschalj unsere Resolution rasch vor.

„Wer ist für die Resolution des Sowjets?" schrie laut Filonenko.

Ein ganzer Wald von Armen erhob sich.

„Danke", sagte er befriedigt. „Und wer ist für die Resolution der Bolschewiken?" rief er, ohne Zeit zur Überlegung zu lassen.

„Für die Resolution der Bolschewiken? Das verstehen wir nicht, wir haben doch gerade für sie gestimmt?" schrien die Soldaten laut durcheinander.

„Nein, Genossen," Filippowski schüttelte trotzig den Kopf, „Ihr habt für die gemeinsame Resolution der Mehrheitsparteien des Sowjets gestimmt. Wer ist also für die Bolschewiken?"

Wiederum erhob sich ein Wald von Armen, doch war er etwas spärlicher als der vorangegangene.

„Danke," nickte Filonenko. „Die erste Resolution ist also angenommen."

„Unsinn!" Aja stürzte auf die Estrade. „Eine Schiebung, Brüder: ein Betrug!"

Doch die Soldaten brüllten schon ohnehin in der ganzen Manege, und an manchen Stellen gingen die Diskussionen in Handgemenge über.

„Wir fordern nochmalige Abstimmung!“ schrie heiser Raßkoljnikow.

„Nein, es wird keine neue Abstimmung stattfinden!“ sagte Filonenko hartnäckig.

Nach diesen Worten stürmte eine gewaltige Lawine von Soldaten mit dem Schrei: „Genossen, kommt auf die Straße, wir werden unsere Versammlung dort fortsetzen, wenn Filonenko uns hier den Mund zustopft!“ zum Ausgang.

„Sie sprengen die Versammlung!“ schrie Filonenko mich an. „Genossen, das kann ich nicht zulassen“, brüllte er. „Ich bin ein revolutionärer Offizier, der in den Februar-tagen mit euch gegangen ist und der auch jetzt mit euch geht. Ich habe euch die Resolution nicht im Namen der Partei der ‚Volksfreiheit‘ vorgeschlagen, um eine Spaltung nicht zuzulassen . . . Ich schlage jetzt folgendes vor . . .“

„Warum hört ihr hin?“ schrien die Soldaten. „Diesen Fuchs kennen wir ganz genau.“ Die Soldaten stampften schwer mit den Stiefeln und drängten sich zum Ausgang.

„Stimmt noch einmal ab!“ schrien einige.

„Wäre es nicht besser“, Filonenko war ganz verwirrt. „Wäre es nicht besser, überhaupt keine Resolutionen anzunehmen? Wir nehmen zur Kenntnis, daß die Versammlung mit den politischen Strömungen bekannt gemacht wurde . . . das ist alles.“

Auch mir schien es gefährlich, eine zweite Abstimmung zu riskieren. Nachdem viele von unseren Anhängern ganz unnötigerweise weggegangen waren, hätten wir leicht keine Mehrheit aufbringen können. Ich wider-setzte mich deshalb nicht dem Vorschlage Filonenkos und fügte nur hinzu, daß die Soldaten am 1. Mai unter den bolschewikischen Losungen: „Nieder mit dem Krieg! Es lebe die Macht des Sowjets!“ marschieren sollen.

„Hurra!“ brüllte es durch die Manege, und Hunderte von Armen erhoben sich.

„Die Versammlung ist geschlossen“, sagte Filonenko eilig.

Wir verließen zusammen die Manege: Roschalj, Raßk-oljnikow und ich. Wir waren von unserem Erfolg be- rauscht. Wir drückten einander und einer ganzen Masse uns begleitender Soldaten fest die Hände.

„Danke, Genossen,“ sagten sie uns, „jetzt habt ihr unsere Soldaten fein aufgepulvert . . . Ihr könnt für die Panzerautodivision ganz ruhig sein.“

Die Feier des 1. Mai, die dem alten Kalender nach auf den 18. April fiel, gelang außerordentlich gut. Es war ein klarer, sonniger Tag. Vom frühesten Morgen an dröhnten die Straßen vom kräftigen Marsch unzähliger Arbeiter- und Soldatenreihen. Die Musik der Messing- orchester zerriß festlich die saftige Luft des noch schüch- ternen Frühlings. Die Holzestrade, die vor dem dunkel- grauen, wie verschimmelten Marienpalais aufgebaut war, in dem gewöhnlich die Provisorische Regierung ihre Sitzungen abhielt, lächelte jetzt mit dem roten, glänzen- den Satin, der sie umspannte. Durch die Korridore unseres Astoriahotels liefen geschäftig die elegant ange- zogenen und parfümierten Ssinani, Ljubarskij und Grjekow, die ihre Litewkas mit knallroten Rosetten, die üppig wie Krautköpfe waren, geschmückt hatten. Für die privilegierten Bewohner des Hotels, das waren schlaue Kriegsattachés verschiedener ausländischer Armeen und dicke höhere russische Offiziere, war ein breiter Balkon, der auf den Platz ging, reserviert. Auch meine Frau und ich putzten uns zu Ehren unseres proletarischen Festes heraus und gingen auf den Balkon, der schon überfüllt war von eleganten Damen und geckenhaften Uniformen ausländischer Armeen. Ein Orchester nach dem anderen

marschierte in der Sonne Funken sprühend, die frische Aprilluft mit der triumphierenden Marsëillaise erfüllend und einander überholend auf. Dichte schwarze Arbeiterreihen strömten ohne Ende herbei, und die roten Fahnen, von der Sonne grell beleuchtet, glitten über die vom Maschinenruß geschwärzten Gesichter der Arbeiter. Die unübersehbaren Kolonnen der Fabrik- und Werkarbeiter wurden von graugrünen Soldatenreihen abgelöst, die mit festen Schritten auf den feuchten, elastischen Holztrottoiren marschierten. Auf dem geschnitzten und wie eine Bonbonniere geschmückten ovalen, hohen Postament tänzelte, den Schweif hoch gehoben, ein vom Alter bläulich-graues Bronzepferd, das fest von riesengroßen Stiefeln eines zaristischen Götzen zusammengepreßt wurde, auf dessen Kopf ein Helm, mit irgend-einem Vogel darauf, tief in die Stirn gedrückt war. Es hatte den Anschein, als wolle dieser konservierte Ahne des jetzt gestürzten Zaren rasch irgendwohin flüchten vor diesen roten Fahnen, roten Bändern und roten Rosetten, die auf den Schultern und Brüsten der Ordner flammten. Es schien, als wolle er rasch zur Granitmauer der massiven Isaakkirche reiten, nur, um nicht diese roten Plakate mit den breiten weißen Buchstaben sehen zu müssen:

„Es lebe der erste Mai!“

oder

„Werktätige aller Länder vereinigt euch!“

Und um die endlosen, verwegenen Arbeiterlieder nicht zu hören.

Von all diesen Liedern, Bändern, Fahnen und Plakaten, sogar vom tänzelnden Pferd mit dem blöd erstarrten zaristischen Reiter, schwoll das Herz vor heißer, mutwilliger Freude. Meine Freunde und ich hatten in der

Jugend von all dem geträumt. Ich erinnere mich, wie wir verstohlen ein Floß aus Brettern und Zweigen gezimmert hatten, versteckt im Gebüsch eines entfernten Waldes, wie wir dann eine Fahnenstange mit einer breiten roten Fahne an das Floß befestigten und es so die Strömung herunterschwimmen ließen. Man mußte dann sehr rasch zum Kremlboulevard laufen, um von dort zu beobachten, wie unsere rote Fahne langsam und stolz herunterschwamm. Dort gingen Studenten in russischen Hemden, mit über die Schulter geworfenen Mänteln und Röcken spazieren, — es war doch Frühling. Als sie die vorbeischwimmende Fahne erblickten, gerieten sie in stürmische Begeisterung und begannen die Marseillaise zu singen, da sie sich erinnerten, daß heute im Auslande der 1. Mai sei. Den Gesang der Studenten fingen zufällig vorbeigehende Arbeiter und Handwerker auf. Die Bürger verfielen in eine feige Unruhe und rannten fort. Wie ein Bohrer bohrte sich das schrille Trillern der erschrockenen Polizisten in die Frühlingsluft. Wie aufgescheuchte Grillen stürzten sie sich teils auf den Boulevard, um die Sänger zu packen, teils, um Boote zu finden, und das Floß mit der rebellischen Fahne aufzuhalten. Gewöhnlich gelang es ihnen auch. Die Fahne wurde erbarmungslos von der Stange gerissen und wütend in die breite, schwarze Polizistentasche gesteckt. Macht nichts, träumten wir, es wird eine Zeit kommen, wo hunderte und tausende rote Fahnen, wie Feuer in den von Arbeitern eroberten Städten aufflammen werden. Wie lustig wird es dann sein, zuzuschauen, wenn auf dem Platz unter dem wütenden Pfeifen und Johlen der Massen der Hauptführer aller Polizisten, der Zar selbst, toll vor Angst hin und her jagen wird. Ist der Traum nicht in Erfüllung gegangen? Was wir erstrebten, haben wir endlich erreicht. Wir feiern den Tag der internationalen Verbrüderung aller Werktätigen. Internationale

Verbrüderung aller Werktätigen?! International? Was geht denn heute in allen Schützengräben vor? Ist es möglich, daß der deutsche Soldat, als Antwort auf die ihm entgegengestreckte Hand, auf das russische Herz zielen und wie ein Automat in Erwartung eines hirnlosen Kommandos, das erbarmungslos eisern und scharf wie das Eiserne Kreuz ist, losschießen wird? Dort rechts steht plump, wie ein Bierseidel, in der Farbe ausgekochter Würstel, ein verödetes Gebäude. Das ist die Gesandtschaft des deutschen Imperiums. Ist es möglich, daß nicht Liebknecht, sondern das Imperium siegen wird? Ist es möglich, daß es mit seiner Granitferse unseren schüchternen Aufruf zur internationalen Arbeiterverbrüderung zerstampfen wird?

„Ah, mon dieu,“ seufzt eine dicke, in Spitzen gehüllte Dame vor mir. „Mon dieu, sehen Sie nur, Hauptmann, das ist doch genau so, wie es in unserem schönen Frankreich zu sein pflegte! Ich habe nie geahnt, daß die Revolution auch diese schmutzige Nation so veredeln kann... Welcher Enthusiasmus, welches Verständnis! Sehen Sie nur dorthin!“ Die dicke Dame glänzt mit dem quecksilbernen Glanze ihrer untermalten Augen und zeigt mit dem kleinen Finger, der in einen schweren Ring eingezwängt ist, auf die unten vorbeischwimmenden Plakate. „Sehen Sie nur, überall: Krieg, Krieg, Krieg... Kurz und gut, überall nur Krieg. Oh, wenn diese Barbaren tatsächlich unsere Front unterstützen wollten!... In den letzten Tagen sind die Metallindustrieaktien auf der Börse ganz fürchterlich gefallen. Ich habe wahnsinnig viel verloren. Sollte es aber Foch gelingen, Elsaß und Lothringen zu besetzen, würden gerade diese Aktien ganz toll steigen!...“

„Ach was, Elsaß! Man muß weitergehen. Weit hinter den Rhein. Dort ist die Ruhr. Dort sind herrliche Fabriken und Bergwerke!...“ sagt ein französischer Hauptmann

und zwinkert träumerisch mit Augen, die zwischen aufgedunsene Säckchen gebettet sind.

„Ach, reizen Sie uns nicht, Herr Hauptmann. Der Appetit kommt während des Essens, und wir haben doch während des Krieges so viel gehungert!“ seufzt die dicke Dame schwer.

„Gestatten Sie, Sie aufmerksam zu machen, Herr Hauptmann Corbel“, sagte in gebrochenem Französisch ein glattrasierter englischer Leutnant. Er ließ seinen Feldstecher aus der Hand fallen, klemmte sein Monokel ins Auge, sah zerstreut den braunen Glanz seiner festen Stiefel an, gab dann den Feldstecher dem Hauptmann. „Diese russischen Transparente haben Sie ganz irrthümlicherweise so begeistert. Lesen Sie nur aufmerksam, was diese Verräter schreiben. Sehen Sie dort links, neben dem Eingang ins Marienpalais?“ Der Leutnant zeigte mit seiner kläglichen Hand auf ein Plakat. „Lesen Sie nur! Welche Frechheit! ‚Friede den Hütten, Krieg den Palästen!‘ und dort rechts, das ist noch schöner: ‚Krieg dem Kriege!‘ Und erst jenes Transparent, dort auf dem Panzerauto! Und dieser verdammte Nabokow hatte die Frechheit, uns zu versprechen, daß . . .“

„Krieg dem Kriege? Krieg den Palästen?“ zischte der aufgebrauchte französische Hauptmann. Er vergaß sogar seine in Spitzen gehüllte Begleiterin. Sein Gesicht wurde krebsrot vor hilfloser Wut, und er glotzte auf die feurigroten Zungen des russischen revolutionären Lagerfeuers . . .

*

Am nächsten Tag kam Grjekow zu mir und teilte mir mit, daß die Kommission die Untersuchung in meiner Angelegenheit schon beendete und daß ich um vier Uhr im Zimmer zweiundvierzig zu erscheinen habe. Gleichzeitig übergab man mir eine für mich ins Taurische Palais

adressierte Einladung vom Exekutivkomitee des Sowjets der Offiziersdelegierten, heute zu einer außerordentlichen Sitzung zu kommen. Ich warschon lange nicht im roten Zimmer des Armee- und Flottengebäudes gewesen. Als ich in das Zimmer trat, waren schon alle versammelt. Den Vorsitz führte Hauptmann Popow. Zwei Fragen kamen an die Tagesordnung. Erstens: ein geheimer Antrag vom Hauptmann Lukomskij, der von vielen Offizieren unterschrieben war. Zweitens die Mitteilungen des Kornetts Sachs, über den Gang der Arbeit, zur Vorbereitung einer allrussischen Konferenz der Offiziersdelegierten. Lukomskij erhielt das Wort. Der rundliche Hauptmann las während des plötzlich eingetretenen Schweigens den Antrag vor. Eine Gruppe von Offizieren will nicht mehr die wahnsinnige defeatistische Propaganda der Bolschewiken im allgemeinen und Lenins im besonderen dulden und schlägt vor, die Provisorische Regierung im Namen des Sowjets der Offiziersdelegierten zu beeinflussen, Lenin und seine Gesinnungsgenossen zu verhaften, um so mehr, als unter diesen fingierten Namen sich deutsche Spione befinden.

„Mit solchen Anträgen kann man keinen Spaß machen“, sagt schüchtern der Regimentsarzt Lifschitz. „Es wäre besser, vorerst zu prüfen, ob diese Tatsachen der Wahrheit entsprechen, bevor man solche bekannte politische Arbeiter der Spionage beschuldigt.“

„Was soll hier zu prüfen sein?!“ Fähnrich Nikolskij springt wütend auf. „Jeder Mensch weiß, daß Lenin nicht Lenin heißt, sondern Uljanow, Sinowjew – Apfelbaum, Kamenjew – Rosenfeld usw., usw.“

„Wenn sie literarische Pseudonyme haben, die in der früheren illegalen Arbeit notwendig waren, bedeutet es noch nicht . . .“, setzt Lifschitz fort.

„Das bedeutet, daß Sie genau so ein Jud sind wie jene!“ schreit Lukomskij zornig.

„Warum verteidigen Sie diesen schädlichsten aller Fanatiker, Lenin?“ sagte rasch ein Mitglied der „Volkssozialisten“, der Rechtsanwalt Fähnrich Wrszossek. „Sie haben sich doch so gut mit uns eingearbeitet, und jetzt plötzlich verteidigen Sie jene Schufte, die in der ‚Prawda‘ eine gewissenlose Hetzjagd gegen die überragende Persönlichkeit unseres auswärtigen Ministers, Miljukow, begonnen haben. Ich hatte das Glück, einmal mit ihm zusammen verhaftet zu sein. Wir saßen einige Stunden im Polizeirevier. Miljukow ist ein entzückender Mensch!“ Der rothaarige Wrszossek seufzt müde und setzt sich wieder hin.

„Ich schließe mich Lifschitz an . . .“, wollte ich zu sprechen beginnen, als Hauptmann Popow mich schroff unterbrach:

„Bitte abzustimmen!“

Alle Hände erhoben sich. Ich war der einzige, der dagegen war. Lifschitz und noch einige andere enthielten sich der Stimme.

„Ich protestiere energisch gegen diese politische Justiz“, sagte ich mit zitternder Stimme und stand auf. „Ich trete hiermit aus dieser Organisation aus.“ Ich verließ das Zimmer.

Zwei Fähnriche und Lifschitz folgten mir. Doch Lifschitz blieb unschlüssig auf dem Treppenabsatz stehen, sah uns nachdenklich nach, wie wir die weiße Marmortreppe hinunterstiegen und in der Garderobe unsere Mäntel holten. Dann tastete er schüchtern die mit rotem Sammet überzogenen Treppengeländer ab und kehrte langsam und verlegen in den Sitzungssaal zurück.

*

Das Präsidium der republikanischen Offiziere war im Zimmer zweiundvierzig versammelt. Außer Mstislawski waren alle anwesend, und Jablonskij teilte feierlich die Resultate der Untersuchung mit.

Die von Ljubarskij und Alejew erhobene Beschuldigung gegen Tarassow, auf Grund der ersten Anzeige der Iwanowa, hat sich als nicht stichhaltig erwiesen. Es sind keine Beweise gefunden worden, daß Tarassow Rodionow den Wein gestohlen hätte. Es ist aber auch kein Grund anzunehmen, daß Ljubarskij und Alejew aus purer Verleumdung die ganze Sache angezettelt haben. Sie sind einfach von dieser dummen Schwätzerin, von der launenhaften Puppe Iwanowa, irregeführt worden. So steht die Angelegenheit. Da aber der tatsächliche Dieb des Weines noch nicht gefaßt wurde, die peinlichen Gerüchte sich aber rasch verbreitet haben, schlägt die Kommission Tarassow Rodionow vor, eine Zeitlang keine politischen Reden bei Soldatenversammlungen zu halten.

Ljubarskij biß nervös seine Lippen, wurde bald blaß, bald rot, doch der letzte Vorschlag Jablonskijs gab ihm augenscheinlich Mut.

„Sehen Sie,“ sagte er hochmütig, „es stellt sich also heraus, daß ich im Grunde genommen mit meinem Vorschlag, Tarassow zu entfernen, recht gehabt habe.“

Welche Schufte, dachte ich und sah meine Kampfgenossen der Februartage an. Wenn es notwendig ist, dem Gegner den Mund zu verstopfen, so vergißt man den politischen Anstand. Ich sah Filippowski an. Auch er schwieg und zeichnete verlegen mit einem Bleistift auf einem Papierfetzen.

„Genossen!“ ertönte plötzlich eine mir bekannte aufgeregte Stimme. Leutnant Petrow, der bis jetzt kein Wort gesprochen hatte, stand auf und näherte sich dem Tisch. „Genossen! Wir, das heißt Tarassow und ich, sind politische Todfeinde. Je mehr ich darüber nachdenke, um so klarer wird es mir, daß wir früher oder später auf den Barrikaden zusammenstoßen werden, und dann kann es nur mit dem Tod des einen oder des anderen enden. Darin liegt eben die Tragödie des politischen Kampfes.

Trotz des erbarmungslosen Zusammenpralles unserer feindlichen, aber ehrlichen Anschauungen habe ich es niemals für möglich gehalten, daß man zu so niederträchtigen, schmutzigen Verleumdungen greifen kann, um den politischen Gegner unmöglich zu machen. Nur ein Schuft kann so handeln, wie es Ljubarskij gemacht hat!”

Petrow schlug mit dem Säbel auf den Boden, sein Gesicht wurde ganz rot. Er zuckte zusammen und ging rasch zur Tür.

„Gestatten Sie!” Ljubarskij zitterte am ganzen Körper. „Das ist doch . . . eine Beleidigung?!”

„Bitte, geben Sie mir”, wandte ich mich an Jablonskij, „die zweite Eingabe der Genossin Iwanowa. Sie brauchen sie nicht mehr, und mir wird sie wohl, gegen solche Verleumder, wie Ljubarskij einer ist, nützlich sein können. Ich werde selbstverständlich nicht mehr hier arbeiten, doch meine Parteiarbeit werde ich trotz Ihrer Forderungen nicht aufgeben.”

Jablonskij schien durch diesen Skandal ganz erschüttert zu sein, gab mir aber das gewünschte Dokument. Alle schwiegen, als ich zur Tür ging, nur Grjekow versuchte Ljubarskij zu beruhigen. Ich ging, ohne von jemand Abschied zu nehmen, holte im Korridor Petrow ein und drückte ihm fest die Hand.

„Schade, Leutnant Petrow, sehr schade, daß wir Feinde geworden sind. Du bist ein anständiger Mensch, befindest dich aber politisch im Irrtum.”

„Nein, du bist im Irrtum!” erwiderte er gereizt und schüttelte den Kopf.

NEUNZEHNTE KAPITEL

Rund um das Denkmal, des reitenden Imperators marschierten in strammen Reihen, unter dem Dröhnen der Musik, bewaffnete Kolonnen des finnländischen und Moskauer Regiments. Sie machten vor dem Marienpalais

halt. Auf dem roten Stoff der riesengroßen Plakate schrien noch feuchte weiße Buchstaben:

„Nieder mit Miljukow!“]

Ich war ganz bestürzt. Die Vorbeigehenden blieben erschrocken stehen. Alte Frauen bekreuzigten sich, Damen stöhnten, steife Hüte sahen erschrocken bald auf die Fenster des Marienpalais, in dem gewöhnlich die Provisorische Regierung tagte, bald auf die schweren Revolvertaschen der Regimenter, die mit ihren Offizieren aufmarschierten. Ist es eine Revolte, dann ist die ganze Sache zu würdevoll; ist es eine Parade, wozu dann das revoltierende Plakat?

Von rechts, von der Morskaja, kam unter metallendem Klange und gruppierte sich in Reih' und Glied das Pawlowskiregiment. Seine Soldaten waren ebenfalls feldmarschmäßig ausgerüstet. Von links sah man unter trockenem Trommelwirbel die Gardeflottenbesatzung aufmarschieren. Die flachen Messer der dicken japanischen Gewehre glänzten über ihren Schultern. Rechts und links von diesen Matrosenreihen mit den flatternden schwarz-rot gestreiften Bändern marschierten Seeoffiziere in schwarzen Mänteln. Ihre Hände, die in das weiße Rehlleder ihrer Handschuhe fest eingezwängt waren, hielten stolz den Elfenbeingriff ihrer lackierten, messingverzierten kurzen Degen. Der breite, grellrote Stoff der Plakate blies sich hoch über den weißen Kokarden ihrer schwarzen Mützen auf, und die weißen frischgemalten Buchstaben zitterten darauf:

„Miljukow soll abdanken!“

Ein magerer Soldat mit einem grünlich-blassen, erschöpften Gesicht lief geschäftig von Regiment zu Regiment und erteilte Befehle. Dann rannte er nach vorn, drehte sich schroff zum düsteren, in tiefes Schweigen gehüllten

Marienpalais, riß voller Wut seine Mütze vom Kopf und schrie laut, mit den Fäusten drohend: „Nieder!“ An der spitzen Nase, dem mageren Kinn und dem zuckenden Gesicht erkannte ich sofort Linde. Und wie auf ein Kommando brüllte der ganze bewaffnete Platz mit tausenden Kehlen:

„Niiiiieder! . . .“

Männer in Zivil stürzten auf den Balkon des Marienpalais, sahen sich um und verschwanden sofort. „Aha, sie sind erschrocken!“ Ein nervöser kampflustiger Strom lief mir über den Rücken. Linde marschierte mit einer Gruppe Soldaten auf die Estrade, die noch von der 1.-Mai-Feier stehengeblieben war. Ich stürzte zu ihm. „Was ist los?“ frage ich ihn und packe ihn am Arm. „Das ist doch ganz unerwartet! Stürzen wir also die Regierung?!“

„Selbstverständlich stürzen wir sie!“ Seine grünen Augen blitzten mich an. „Weißt du denn nichts? . . . Hast du nichts von dem Telegramm Miljukows gehört? . . . Hier, lies mal! . . .“ Er gab mir die „Prawda“ und lief rasch mit der Soldatengruppe, die ihn umgab, über die knarrenden Bretterstufen auf die Estrade und begann eine aufreizende Rede über das räuberische Vorhaben unserer imperialistischen Regierung.

Ich öffnete rasch die Zeitung. Ich hatte keine Zeit zu lesen und las nur rasch den Text der neuen Note des Ministers des Äußeren Miljukow an die verbündeten Staaten:

„Die Provisorische Regierung . . . wird alle Verpflichtungen, die sie den Verbündeten gegenüber übernommen hat, erfüllen . . . Da sie überzeugt ist, daß der Krieg gemeinsam mit den Verbündeten siegreich beendet werden wird . . . durchdrungen von denselben Bestrebungen, wird die fortschrittliche Demokratie Mittel finden, jene Garantien und Sanktionen zu erringen, die notwendig sind, um neue blutige Zusammenstöße in der Zukunft zu vermeiden . . .“

„Was sagst du dazu?“ Linde, der inzwischen von der Estrade, auf der jetzt ein anderer breitschultriger Soldat eine Rede hielt, heruntergesprungen war, kam wieder zu mir.

„Ja, Miljukow hat seine Krallen gezeigt. Alles ist hier drin: Die Erfüllung der Verpflichtungen, das heißt der zaristischen Verträge, das siegreiche Ende des Krieges unter der Pfeife der Verbündeten, und außerdem noch Garantien und Sanktionen, augenscheinlich bedeutet es Kriegsentschädigung und Annexionen. Können denn die internationalen Börsianer ohne Krieg um den Markt kämpfen!“

„Schau nur, was wir hier gemacht haben!“ Linde zeigt mir auf die drohend in Reih und Glied stehenden Regimenter. „Ich habe sie alle durch die Regimentskomitees zum Aufstande bewogen. Bogdatjew versprach mir, die Fabriken zu beeinflussen. Auch die Arbeiter werden herkommen. Bis zum Abend wird die Regierung durch eine andere ersetzt sein.“

„Was sagt unser Z. K.?“

„Unser Z. K.“ Linde runzelt die Stirn. „Unser Z. K. weiß noch nichts.“

„Wieso weiß das Z. K. noch nichts?“ Ich sah ihn erstaunt an.

„Es weiß eben nichts“, sagte er gereizt. „Ich habe die Regimenter selbst hergebracht. Das genügt! Ich finde, daß wir uns lange genug hinter den Massen bewegt haben! Jetzt wollen wir sie selbst nach vorne stoßen, wenn Lenin fürchtet, es zu tun. Miljukow soll es nur versuchen, jetzt zu bleiben. Miljukow und Gutschkow! Heute noch werden wir die Macht in die Hand des Sowjets geben.“

„Wenn aber der Sowjet sie nicht übernehmen wird?“

„Er soll es nur versuchen!“ rief er wütend, sein Gesicht zuckte zusammen, und er stürzte zu den Regimentern.

„Auch du bist hier?“ Der großgewachsene Fähnrich Kudeljko klopft mir auf die Schulter. „Woher hast du das erfahren?“ Er blitzt mich freundschaftlich mit seinen braunen Augen an.

„Ich bin hier zufällig auf dem Wege zurück ins Astoria-Hotel vorbeigekommen und du?“

„Ich komme gerade von unserer Kriegsabteilung. Wassiljewskij telephonierte uns an, daß das finnländische Regiment abmarschiert ist, um Miljukow zu stürzen. Was hier vorgeht, weiß dort niemand, übrigens ist auch niemand dort zugegen, alle sind auf einer Konferenz. Bogdatjew agitiert in den Fabriken. Ich bin hergekommen, um zu erfahren, was eigentlich hier los ist.“

„Linde hat sie hergeführt“, flüstere ich ihm zu. „Er hat mir gerade gestanden, daß nicht einmal das Z. K. etwas davon weiß.“

„Was sollen wir also nun beginnen?“ Kudeljko sieht mich ganz verwirrt an. „Man soll sie nur stürzen!“ Er lächelt plötzlich sorglos und froh.

„Man soll sie stürzen!“ Auch ich lächle.

Von der Morskaja rast ein Automobil zur Estrade. Es macht plötzlich halt und General Kornilow in eigener Person springt heraus. Hinter ihm schlägt sein erschrockener Adjutant die Autotür klirrend zu. Kornilow steht eine Sekunde, als wäre er unentschlossen und sieht mit seinen schmalen, schlaun Äuglein den bewaffneten Platz an. Sein Iltisgesicht zuckt wild unter der scharfen Nase. Mechanisch streifen seine Blicke mich und Kudeljko. Er erkennt mich sofort, ich sehe es an seinen wütenden Blicken, die ich an ihm schon kannte und mit denen er mich schon damals, in seinem Empfangszimmer, beehrt hatte. Er dreht sich brüsk um, geht zur Estrade, steigt rasch die Stufen herauf. Sein Adjutant sieht sich aufgeregt um und geht knapp hinter ihm her.

„Paß auf,“ stoße ich Kudeljko, „wenn der General jetzt sprechen wird, muß unbedingt auch jemand von uns reden und Seiner Exzellenz die Suppe versalzen.“

Wiederum ertönt eine Automobilhupe. Im grauen Wirbel des Benzinrauches bleibt neben der Estrade, fast in sie hineinfahrend, ein Auto stehen. Der düster dreinblickende Skobeljew und der energische Goz mit der trotzigem Nase und dem trotzigem Mund, der in den schwarzen Klammern des Schnurrbartes eingezwängt zu sein scheint, steigen aus. Sie gehen auf die Estrade, Kornilow drückt ihnen die Hand und macht ihnen Platz, damit sie sprechen. Skobeljew dreht unruhig seinen Hals, wie ein Pferd, das das Joch drückt. Er knöpft seinen Mantel auf und nimmt seine Mütze ab. Sein hanffarbenen Haarsträhnen hängen genau so kläglich-friedlich herunter, wie die buschigen Ponpons unter seinem Hemdkragen.

„Genossen!“ schreit er. Er keucht krampfhaft und sucht verwirrt nach Worten, die ihm zu entgleiten scheinen. Während dieses Suchens fährt er nervös mit der Hand auf dem Geländer herum. Er versucht die Soldaten mit allen Kräften zu überzeugen, daß das Exekutivkomitee des Sowjets die Interessen der Demokratie mutig beschütze und daß es nichts Vernichtenderes für diese Demokratie gäbe, als solche eigenmächtige, nicht vorher besprochene Demonstrationen.

„Das Exekutivkomitee hat genügend Kräfte, um die Provisorische Regierung zu zwingen, den Willen des Volkes zu erfüllen. Genossen,“ schreit er heiser, „der Sowjet fordert euch auf, sofort in die Kasernen zurückzukehren und geduldig abzuwarten, bis die zuständigen Organe unserer Demokratie die ihnen auferlegten Aufgaben erfüllen werden.“

Über Miljukow sprach er kein Wort. Nach ihm sprach Goz. Goz ist mutig und voller hochmütiger Verachtung

gegen diese „Soldateska“, die es gewagt hat, seine sozial-revolutionäre Ruhe zu stören und auf den Platz in bewaffneten Kolonnen zu kommen, und noch dazu mit Offizieren. Goz macht seinen Mund breit und rund auf, wie ein Fisch, den man aus dem Wasser gezogen hat, und seine Augen weiten sich und blitzen vor einer Wut, die er nicht zurückhalten kann. Seine Worte sind abgehackt, schroff und trocken. Sie fallen wütend auf den erfrorenen Platz, tauen aber spurlos in den feindlich gesinnten Massen auf, wie der feuchte, staubige Reif, der ebenso spurlos auf den nassen Steinen der Straße schmilzt. Nach seinem wütenden Schreien über die anarchistische Provokation und über die gewaltige Kraft der revolutionären Demokratie, die die Front unterstützt und durch die Front unterstützt wird, tritt Kornilow ungeschickt zum Geländer der Estrade. Einige Sekunden drückt er sich verlegen herum, sein Gesicht ist zitronengelb, seine Äuglein flitzen wie schwarze Käfer hin und her, sein schwarzer, dünner Schnurrbart zuckt über der Lippe. Dann packt er das Geländer mit der Hand, zieht seine Augen noch mehr zusammen und beginnt mit knarrender Stimme zu sprechen.

„Die große Schweigerin, die russische Armee, hat nun ihre Stimme erhoben. Das jahrtausendalte Joch ist nun für ewig abgeschüttelt. Die russischen Krieger wollen keine stummen Sklaven mehr sein. Von heute ab ist es ihr gesetzliches Recht, friedlich und in voller Ordnung von ihren Nöten zu sprechen. Das bedeutet aber nicht, sich mit den Waffen in der Hand aufzudrängen. Im Gegenteil, man muß standhaft und geduldig in den Kasernen den gesetzmäßigen Beschluß der gesetzmäßigen Vertreter abwarten, deren Versprechungen ihr eben gehört habt . . .“

„Der Leierkasten ist aufgezogen . . .“, sage ich zu Kudeljko. „Wenn er fertig gesprochen hat, mußt du reden.“

„Ich werde ihm gleich zeigen, was die ‚geduldige Schweigerin, die Armee‘ ist“, sagt Kudeljko, der immer wütender wird.

Goz und Skobeljew war es gelungen, verstoßen die Estrade zu verlassen und im Marienpalais zu verschwinden. Kornilow sah ihnen neidisch nach, als er seine Rede beendet hatte, und stieg die Estradenstufen zum Automobil hinunter. Er machte dem Chauffeur ein Zeichen, auf die Morskaja zu fahren, und ging zu Fuß ihm nach, von dem unruhig sich umschauenden Adjutanten begleitet, während Kudeljkos aufreizend heiße Rede von der Estrade erscholl.

■

Kaum betrat ich unser Zimmer im Astoriahotel, als meine Frau mir beunruhigt einen amtlichen Brief übergab. Man hatte ihn in meiner Abwesenheit vom Taurischen Palais gebracht. Es war ein dringender Befehl von der Kriegskommission — mit den Unterschriften von Paltjtschinskij, Giljich und Plaksa-Schdanowitsch versehen — über meine Abkommandierung in die Offiziersschützenschule von Oranienbaum. Der Befehl lautete: ich hätte mich sofort dort zu melden. Die Empfindung völliger Hilflosigkeit zitterte in mir. Es war selbstverständlich klar, daß hier der Bund der republikanischen Offiziere die Hände im Spiel hatte. Die Hauptsache aber war, daß man sich aus diesem verfluchten Offiziersjoch nicht herauswinden konnte. So wie es war, so ist es auch geblieben. Für einen Augenblick empfand ich wieder jenes Gefühl der alldruckähnlichen Unterjochung, das mich immer überkam, wenn ich an die zaristische Selbstherrschaft dachte. Ich erinnerte mich an das Ungeheuer mit den breiten Backenknochen und der Tartarenmütze auf dem Kopf, das das bronzene Lastpferd niederdrückte und über die Granitkanäle der Straßen bleierne Nüsse

streute. Ich erinnerte mich an das klägliche Absingen von „Gott beschütze den Zaren“ während des Abmarsches der Marschkompagnien an die Front. Nach diesem Heulen ertönte der fette Feldwebelbaß noch wütender mit seinem „Setzt die Mützen auf!“ und die hilflosen Soldaten zogen mit zitternden Händen die Soldatenmützen über ihre Bauernköpfe. Und unheimlich klang in der kalten Dämmerung der Nacht das sich entfernende Klirren der geduldigen Feldnäpfe an das Eisen der Schützengräbenspaten. Damals dachte ich: Warte nur, du gekrönter Idiot mit dem herzförmigen Bärtchen, wir werden dich schon vom vergoldeten Thron herunterzerren! Dieser Traum ist in Erfüllung gegangen. Der Idiot sitzt in seinem Schlosse eingesperrt, ißt Rebhühner und Gurken und trinkt Schnaps. Er ist gestürzt. Hat sich aber irgend etwas dadurch geändert? Nur das gekrönte Schild ist weggenommen, hinter ihm droht uns aber, genau so wie früher, und packt uns alle genau so wie früher dieselbe gierige goldene Hand des internationalen Kapitals an der Gurgel. Vor ihr dienert sklavisch ihr treuer Knecht Miljukow.

Ich sehe durch die Fenster hinaus. Eine schwarze Menschenmasse hat den Platz gefüllt. Wie rote grelle Federn schwimmen Fahnen und Plakate über ihr. Auf dem Balkon des Marienpalais drängen sich verwirrt aussehende Menschen. Einer von ihnen, ohne Mantel, beugt sich tief über das Geländer, fuchtelt krampfhaft mit den Armen und scheint hartnäckig etwas in die Massen hineinzuschreien.

Jemand klopft an meine Tür, und ganz unerwartet tritt Grjekow ein.

„Gestatten Sie?“ kräht er schüchtern, in der Türe stehen bleibend. „Sind Sie vielleicht noch immer böse?“

„Nein, was wünschen Sie bitte?“ Ich stehe etwas verwirrt auf.

„Ihr habt die Sache fein aufgezogen!“ sagt er, mit dem Kopf auf das Fenster zeigend. „Die Geschichte scheint ganz ernst zu werden. Ich komme gerade vom Taurischen Palais. Dort ist ein schrecklicher Wirrwarr. Sie sind einfach alle ganz starr vor Schreck. Das haben Sie gut gedreht . . . Das hätte man schon längst tun sollen. Der Teufel soll diesen Fuchs Miljukow holen! Auch Gutschkow soll zum Teufel gehen! Wir schwatzen nur in einem fort . . . Es fragt sich, wozu schwatzen wir. Sag’ mal, Kollege, ist das wahr, daß ihr beschlossen habt, ihn zu verhaften?“

„Wen zu verhaften?“

„Miljukow . . . Er ist so erschrocken, daß er aus der Wohnung gelaufen ist . . . Dort steht aber eine dichte Masse . . . Man fürchtet, daß man seine Wohnung stürmen wird. Ich habe erfahren“, Grjekow neigt sich geheimnisvoll zu meinem Ohre. „Er soll jetzt entweder in der Wohnung Ssokolows oder Zeretellis sein.“

„Lieber Freund,“ unterbreche ich ihn, „Sie schreiben uns diese Ehre ganz grundlos zu. Was jetzt vorgeht, ist nur ein elementares Aufbäumen der Massen. Niemand von uns hat Verhaftungen vorgeschlagen.“

„Elementar! Was erzählen Sie da!“ sagte Grjekow. „Ich habe doch gesehen, wie die Soldaten mit den Offizieren anmarschierten. Die Offiziere marschierten, wie nasse Hennen, und überall sieht man die bolschewistischen Losungen: ‚Nieder mit der Provisorischen Regierung!‘ Das soll ‚elementar‘ sein?! . . .“

Es wurde Abend. Ein Regiment nach dem anderen marschierte unter Orchesterdröhnen vom Marienplatze ab. „Vielleicht gehen sie tatsächlich, um die Provisorische Regierung zu verhaften?!“ ging mir ein verwegener Gedanke durch den Kopf, und ich stürzte auf den Platz. Eine Hoffnung glimmte in mir auf, daß diese Demonstration mich vielleicht von der Oranienbaumer Kaserne retten könnte.

„Wohin geht ihr?“ fragte ich, die letzte Soldatenreihe einholend.

„Nach Hause“, erwiderte einer der Soldaten lustig. „Der Sowjet hat uns noch keine Befehle erteilt, es scheint also irgendein Irrtum vorzuliegen!...“

Die Arbeitermassen begannen ebenfalls langsam auseinanderzugehen und bildeten an den Ecken stürmische kleine Meetings.

„Sie sind also deshalb gegen Miljukow, weil er für die Verbündeten ist?“ kreischte voller Wut das elegante Publikum, das rund um einen Matrosen versammelt war. „Sie sind also für Lenin?!... Für Wilhelm?!“ ...

„Sei nur ruhig, lieber Herr!“ sagte der Matrose. „Laß mal Wilhelm in Ruhe, und was die ausländischen Sachen betrifft, so muß der Minister, den wir ernannt haben, richtig in unserem Fahrwasser fahren. Es heißt doch jetzt wieder: ‚Krieg bis zum Endsiege!‘ Alles, damit die lieben Verbündeten auf Konto des Arbeiter- und Bauernblutes noch mehr Geld in ihre Wuchertaschen stopfen können!“

„Hört ihr, Herrschaften, was hier gesprochen wird,“ schrien die Damen, die den Matrosen eng umringten. „Das ist doch eine Frechheit! Rußland geht zugrunde! Die letzte Stunde hat geschlagen! Das hat der deutsche Stab gemacht!...“

„Ich werde dir gleich mit meinem Gewehrkolben über die Fresse hauen,“ schrie wütend der Matrose, „dann wirst du gleich wissen, wo dein Stab ist, du Zobelhündin du! Schaut nur her, wie sie sich aufgeputzt hat!...“

*

Als ich am nächsten Tage ins Taurische Palais ging, hatte das Gesicht der Straße sich merklich verändert. Über den Njewski rasten Lastautos. Sie waren aber mit Junkern, Studenten, Beamten und Gymnasiasten beladen. Weiße Plakate schwankten über ihnen. Mit weißem Stoff waren

die Seiten der Lastautos bespannt. Und überall stand, mit schwarzer Farbe gemalt: „Nieder mit Lenin!“ „Wir vertrauen der Provisorischen Regierung!“, „Es lebe Miljukow!“, „Nieder mit Lenin!“, „Nieder mit Lenin!“, „Nieder mit Lenin!“ Große Menschenmengen triumphierten auf dem Njewski, und steife Hüte und parfümierte Batistaschentücher winkten in der Luft. Eine besonders heftige Begeisterung rief unter der eleganten Menschenmasse ein langsam fahrendes Lastauto hervor, das dicht besetzt war mit armlosen und beinlosen Soldaten. Sie waren mit weißen blutbefleckten Binden verbunden. Sie schrien laut und fuchtelten drohend mit den Krücken. Über diesem Lastauto wehte eine weiße Fahne, und düstere schwarze Buchstaben heulten unheilverkündend über die ganze Breite des Njewski-Prospekts: „Tod dem Verräter Lenin!“

„Herr Offizier! Herr Offizier!“ Ein dicker alter Herr, in einem kostbaren Pelzmantel, der vor Freude fast verrückt geworden war, hält mich auf. „Was ist das für ein bedeutungsvoller Tag heute! Man muß ihn ausnutzen, um diese Hydra der Revolution vollkommen zu vernichten! Man muß handeln, Herr Offizier, man muß energisch sein!“

„Dummkopf!“ schreie ich ihm direkt ins Gesicht. Von diesem Schrei zuckt er zurück, als hätte ich ihm ins Gesicht gespuckt, sieht mich erschrocken an und schaut sich um, ob nicht jemand in der Nähe ist, der ihm helfen könnte.

*

„Das ist eine Wirtschaft jetzt hier!“ sagt mir Hauptmann Roder, dem ich im Korridor des Taurischen Palais begegne. — „Wir senden jetzt ein Radiogramm nach dem anderen. Das Exekutivkomitee funkt an alle Sowjets und alle Armee- und Flottenkomitees.“

„Was funkt es?“ frage ich neugierig.

„Anlässlich Miljukows Note . . . Sie rechtfertigen sich selbstverständlich und teilen mit, daß sich alle Sowjets in der Provinz und die Komitees an der Front ruhig verhalten und von jeder Demonstration absehen sollen, da der Sowjet mit der Provisorischen Regierung verhandelt.“

Einige Schritte weiter sah ich, wie der bis aufs Äußerste verwirrte Stjeklow vor dem Zimmer des Exekutivkomitees wie eine Glocke hin und her schwankte und die hartnäckig sich vordrängenden Delegationen beschwichtigte.

„Genossen, beruhigt euch! Ich versichere euch, daß das Exekutivkomitee alle Maßnahmen getroffen hat. Miljukows Note wird sofort und radikal zurückgezogen werden. Die Regierung wird eine neue Note veröffentlichen, in der es deutlich unterstrichen sein wird, daß sie für den sofortigen Frieden ist und im allgemeinen keine Annexionen und Kriegsentschädigung haben will. Ich versichere euch . . . warum regt ihr euch auf!“

„Was heißt das ‚im allgemeinen‘! Sag’ uns, was im besonderen geschieht,“ schrien die Arbeiter, „wann werdet ihr endlich aufhören, uns eine Komödie vorzuspielen?!“

Ich traf zufällig Linde. Er raste, wie wahnsinnig, von einer Gruppe ebenso erregter Soldaten umringt, an mir vorbei.

„Unsere ganze Kriegsabteilung taugt zum Teufel“, rief er mir aufgeregt zu. „Nur Podwojskij rennt dort herum und kräht in einem fort vor sich hin: „Ach, ich habe alles! . . . ach, wie bin ich tüchtig! . . .“ Wenn es aber ernst wird, so will kein einziges Regiment auf die Straße, sogar den Maschinengewehrschützen mit Ssemaschko an der Spitze ist gedroht worden, daß man auf sie schießt, wenn sie sich herauswagen. Gestern waren sie noch alle gehorsam, heute sind sie wie ausgetauscht! Und dabei

marschieren unsere ganzen Arbeiterbezirke dem Zentrum zu. Verstehst du, was das bedeutet? Alle unsere Bezirke!... Man muß doch die Arbeiter unterstützen! ... Wie soll man's aber tun? Sag', Genosse, steht nicht irgendeine verlässliche Armeeabteilung dir zur Verfügung?"

„Was ist mit deinen Finnländern?"

„Ach was, die Finnländer! Diese verfluchten Regimentskomiteemitglieder sind vom Geschrei im Taurischen Palais furchtbar erschrocken und haben sich in die Maueritzen der Kasernen versteckt, wie die Wanzen. Klägliche Feiglinge!"

In der Kanzlei der Kriegskommission, wohin ich für einen Augenblick gegangen war, herrschte ebenfalls vollste Verwirrung. Der Leutnant Plaxa-Schdanowitsch klebte jetzt fest am Telephon, mit verzerrem grünen Gesicht, das einem nassen schmutzigen Lappen glich, den man eben ausgedrückt und wieder gerade gestrichen hat — so runzlig und faltig war es!

„Jajaja ..." krächte er ins Hörrohr hinein, gleichzeitig rief er, ohne sich vom Telephon loszureißen, ganz aufgeregt zu Paljtschinski, der im Nachbarzimmer saß: „Pjotr Jeronimitsch! weiß der Teufel, was jetzt alles vorgeht! Von der Wyborgseite kommen alle Bezirke ... Das ist eine Gegenmanifestation für Lenin ... Jajaja" schrie er wieder eifrig ins Telephon — „jajaja," schrie er wieder ins andere Zimmer „die ganze rote Garde geht mit ihnen und fast alle sind bewaffnet. Hol's der Teufel!"

Paljtschinski saß, wie gewöhnlich, im Zimmer nebenan, neben ihm derselbe unvermeidliche Sekretär Parschin, mit denselben borstigen, einer Schuhbürste ähnlichen Haaren und mit einem Schnurrbart, der einem Pinsel glich. Er beobachtete mit fröhlicher Selbstzufriedenheit das ruhige Lehlächeln Paljtschinskis, der ebenfalls aufmerksam dem Telephon zuhörte.

Wie amüsant ist es, die Gesichter der Feinde im Augenblick ihrer Aufregung zu beobachten! Warum sind sie alle so erschrocken? denke ich. Wenn wir die Macht an uns reißen wollten, hätten wir es gestern tun können. Ich denke an Linde und lächle herablassend.

„Wir können ganz ruhig sein“, Paljtschinski seufzt müde und wendet sich zu Parschin, indem er das Hörrohr zurücklegt. „Kornilow hat zwei Batterien aus der Michailow-Artillerieschule auf den Schloßplatz geschickt. Eben hat mich der Leiter der Schule angerufen, die Batterien marschieren gleich los, sie sind auch mit Munition versehen.“

Er bemerkt mich nicht, weil das Zimmer voller Offiziere ist.

„Aha.“ Parschin zittert vor stürmischer Freude und reibt sich die Hände. „Sie werden schon ihre Portion bekommen!“

Ich rase den Korridor entlang und suche dort irgendeinen unserer Parteigenossen. Die Tür ins Zimmer zwei- und vierzig ist weit aufgesperrt. Ssinani steht auf der Schwelle und hält die Klinke krampfhaft in der Hand.

„Das ist Ihre Schuld!“ flüstert er unheildrohend. „Das ist Ihre Schuld! Auf dem Newski wird jetzt Blut vergossen! Eine ganze Masse von Verwundeten und Getöteten! Das alles ist Ihr Werk!...“

Ich laufe rasch an ihm vorbei und zucke verächtlich mit den Schultern. Ich stürze ins Exekutivkomitee. Ein breitschultriger Kaukasier, von denen, die gewöhnlich in den Schaschlik-Restaurants*) sitzen, dick, mit roten Backen, die immer nach Rotwein und Hammelbraten riechen, versperrt mir den Weg zum Beratungszimmer.

„Wohin?“ glotzt er mich drohend an und greift zu seinem langen Dolch, der in seinem Gürtel hängt.

*) Schaschlik: kaukasischer Hammelbraten.

Das ist Tschcheidzes Wache, er sitzt jetzt immer hier und wartet, bis sein Herr müde, von trauriger Wut verzerrt, nach Hause geht, um auszuruhen. Dann begleitet er ihn. Diesen Wachtposten kennt schon jeder hier. Aus lauter Langeweile erzählt er gerne seine kaukasischen Abenteuer und versetzt sich in seinen Gedanken dorthin, wo es Berge gibt, Herden, Trauben, altertümliche Schlösser, und wo Faulheit, Liebe und Blutrache in einem Knäuel verflochten sind.

„Bist du verrückt?“ und ich versuche ihn wegzuschieben. „Erkennst mich nicht?“

„Erkenne schon!“ quietscht er. „Bolschewiken aber nicht hinein!“

Ich stoße ihn beiseite und gehe ins Zimmer. Dort ist es rauchig und lärmend.

„Das ist doch der Bürgerkrieg! Ihr habt den Bürgerkrieg heraufbeschworen!“ brüllt der Fähnrich Stankjewitsch. „Mit diesen Methoden wird es den Bolschewiken nicht gelingen, die Provisorische Regierung zu stürzen! Sie werden nur die dunklen Elemente aufstöbern. Die Sache riecht nach einem Pogrom, wir werden dadurch weggefegt werden.“

„Genossen!“ Ich springe von meinem Platz auf. „Kornilow führt gerade zwei Batterien auf den Schloßplatz, die Reaktion bereitet ein Gemetzel vor!“

Alle springen auf, alle schreien. Stjeklow und Filipowski laufen zum Telephon.

„Was werden wir anfangen,“ Skobeljew macht eine verzweifelte Handbewegung, „wenn die Provisorische Regierung sich weigert, ihre Note zu ändern?“

„Beunruhigen Sie sich nicht, Matwej Iwanitsch,“ sagt Gwosdjow. „Zeretelli ist dort im Ministerrat und wird alles in Ordnung bringen.“

„Jajaja,“ schreit Dan, „Zeretelli wird schon Ordnung schaffen.“

„Übrigens gibt es keine besonderen Gründe zur Beunruhigung,” sagt Tschernow, „die Demokratie ist selbstverständlich auf dem Scheidewege, da die Minister uns gestern mit ihrer Demission gedroht haben. Sonst ist die Lage nicht so kompliziert, man muß aber alles gut überlegen...”, predigt er tiefsinnig.

„Tarassow hat uns wieder ganz grundlos erschreckt”, sagt Filippowski wütend, als er vom Telephon zurückkommt. „Die Michailowschule schickt keine Batterien.”

„Ich hab’ das mit eigenen Ohren gehört!” unterbreche ich ihn.

„Die Michailowschule schickt keine Batterien!”

„Was bedeutet der Befehl Kornilows?” frage ich empört.

Filippowski wirft mir einen haßerfüllten Blick zu: „Erstens ist das kein Befehl, sondern nur eine Verordnung, zweitens ist sie schon zurückgezogen worden.”

„Ja,” poltert Stjeklow, der wieder ins Zimmer kommt „die Michailowschule hat abgelehnt, Kornilow Batterien zur Verfügung stellen.”

„Genossen, anf dem Newski ist eine Schießerei ... Man muß sofort jemand hinschicken.” Ssuchanow stürzt ins Zimmer, zittert am ganzen Körper und sein Gesicht ist grün.

„Fahren Sie, fahren Sie rasch!” sagt Tschcheidze, „Sie sind doch ein für allemal von uns gewählt!”

Skobeljew, Goz, Filippowski ziehen, ganz düster geworden, ihre Mäntel an.

„Merken Sie sich das, ein für allemal, Tarassow-Rodionow,” sagt mir Filippowski wütend vor der Tür, „der Beschluß unseres Exekutivkomitees (er betont das Wort ‚unseres’) lautet deutlich: ‚Jeder, der zum bewaffneten Aufstand auffordert, ist ein Verräter der Revolution.’ Solche Verräter werden wir erbarmungslos vernichten!”

„Was wollen Sie eigentlich von diesen Bolschewiken?” lächelt Ssomow höhnisch. „Sollen sie am Ende dem

Taurischen Palais Gehorsam leisten? Nicht umsonst steht auf ihren Plakaten: „Friede den Hütten, Krieg den Palästen!“

*

Als es finster wurde und die Zusammenstöße schon verhindert waren, ging ich vom Taurischen Palais nach Hause. Auf den Straßen hörte man noch immer die verschiedensten Gerüchte. Man sagte, daß irgendwo auf dem Newski eine Schießerei stattfände, andere wieder erzählten mit Schadenfreude, daß die Lenin-Anhänger durchgeprügelt wurden und Lenin selbst entweder verhaftet oder getötet worden sei, wieder andere berichteten, die Augen vor Schreck weit aufgerissen, mit heiserer Stimme, daß die Lenin-Anhänger angegriffen haben und alle Geschäfte auf dem Newski geplündert wurden.

Die schwarze Dämmerung übergöß schon die Stadt, und wiederum blühten die Geschäfte mit ihren Flammen auf. Die Elektrische brachte mich nur zur Michailowstraße, dort zogen die manifestierenden Massen, und eine ganze Reihe von Waggons konnte nicht weiter. Im feuchten Nebel des Frühlingsabends wogten unübersehbare Reihen von Arbeitern über den Newski. Sie waren von den entferntesten Bezirken der Wassiljew-Inseln gekommen. Abteilungen Kronstädter Matrosen marschierten, das Gewehr geschultert, stramm mit. Hinter den Matrosen gingen Kolonnen einzelner Fabrikbelegschaften, das war die Arbeitergarde, ihre Mäntel waren mit Lederriemen umgürtet. Auch über ihren Schultern hingen Gewehre. Grelle elektrische Laternen beleuchteten die breiten roten Transparente:

„Nieder mit der Provisorischen Regierung!“ stand es auf dem ersten.

„Es lebe der Sowjet der Arbeiter- und Soldatendelegierten!“ schwamm auf dem zweiten die noch nicht ausgetrocknete Aufschrift.

„Es lebe die Dritte Internationale!“ strahlten trotzige Buchstaben auf dem dritten.

„Es lebe der Sozialismus!“ glänzte es auf dem vierten.

Von einem Ende zum andern dieser unermesslichen, siedenden, sich über dem Newski bewegenden Masse rollten Donner aufregender Lieder:

„... wir füllen jetzt die Patronen! ...“

sang ein verwegener Tenor.

„... nehmt das Gewehr in die Hand! ...“

fingen hundert trotzige, selbstbewußte Stimmen das Lied auf.

Dort, wo das Lied verstummte, hörte man das Stampfen von tausenden schweren Sohlen, die über das Pflaster marschierten.

„Provokateure! Lenin-Bande!“ zischte es in hilfloser Wut auf dem Bürgersteige.

*

Am nächsten Morgen teilte mir das Bureau des Hotel Astoria mit, daß es ab 1. Mai nicht die Möglichkeit hätte, mir das von uns bewohnte Zimmer unentgeltlich zur Verfügung zu stellen, kurz und gut, ich muß noch im April das Hotel verlassen. Ich sagte meiner Frau nichts, um sie nicht zu beunruhigen. Ich mußte ja früher oder später ohnehin nach Oranienbaum fahren. Um den Plan meiner weiteren Arbeit zu klären, begab ich mich in unsere Kriegsabteilung. Der Morgen war sonnig und klar. Die Unruhen hatten sich gelegt. An allen Ecken der Straßen klebten Kundmachungen des Exekutivkomitees des Sowjets, daß es während der nächsten Tage verboten sei, Versammlungen und Demonstrationen zu veranstalten und bewaffnet auf die Straße zu gehen. Aus diesem Grunde ertönte freudiges Schwatzen müßiggängerischer Dämchen, eleganter Gecken und Börsenspekulanten, die auf

dem Njewski-Prospekt herumflanierten. Nur Offiziere trugen Waffen. Ihnen war es nicht verboten. Warum also sollte auch ich nicht Waffen tragen, da ich doch Offizier bin und dazu noch wieder einberufen wurde.

Die Kszeszynska-Villa war noch voller als gewöhnlich, und von überall tönte ein Lärm. Augenscheinlich kamen alle hierher, um die Bilanz der Ereignisse dieser Tage zu ziehen.

„Ja, Bruder.“ Der Regimentsarzt Nachimsson begrüßte mich freundlich auf der Treppe. Er war einer der tätigsten Mitglieder unserer Kriegsabteilung. „Ja, Bruder, wieder einmal hat Lenin recht gehabt. Wie hat er doch alle vor einer voreiligen Demonstration gewarnt! Lies einmal die heutige Resolution des Zentralkomitees. Sie stammt von Lenin.“ Nachimsson gab mir einen kleinen Papierzettel, auf dem ich las:

1. „Die kleinbürgerlichen Massen schwankten in diesen Tagen zuerst von den Kapitalisten zu den Arbeitern, folgten aber dann wieder den Menschewiken und Sozialrevolutionären, die mit den Kapitalisten Kompromisse schließen.“
2. „Die Losung ‚Nieder mit der Provisorischen Regierung‘ ist jetzt falsch, da sie, ohne verlässliche klassenbewußte Mehrheit des Volkes auf seiten des Proletariats, entweder eine Phrase oder ein Abenteuer bedeutet.“
3. „Die Aufgaben des gegebenen Augenblickes sind: Die Klärung der proletarischen Linie und des proletarischen Weges zur Beendigung des Krieges, die Kritik des kleinbürgerlichen Kompromißlertums, Propaganda und Agitation von Gruppe zu Gruppe, in allen Regimentern, in allen Fabriken . . . Organisation, Organisierung und noch einmal Organisation des Proletariats in jeder Fabrik, in jedem Bezirk . . .“

„War es schlecht, daß Linde die Soldaten auf den Platz geführt hat?“ frage ich zweifelnd. „Miljukow und Gutschkow, das heißt zwei Monarchisten, haben doch aus diesem Grunde allein abgedankt.“

„Wer wird sie aber ersetzen?“ sagt Nachimsson, vor Aufregung stotternd, „wer wird sie ersetzen? Jedenfalls nicht der Sowjet der Delegierten, da die Delegierten, besonders aber die der Soldaten, davor Angst haben wie vor Feuer. Nur das Proletariat ging gestern auf die Straßen, nur die Arbeiter . . . Was haben gestern die Soldaten gemacht? Sie saßen in den Kasernen, da . . .“

„Ich weiß es, weil Linde mir es noch gestern erzählte.“

„Ja, dein Linde! Wo ist er jetzt? Er schämt sich so, daß er sich versteckt hat. Lenin hat ihn gestern abend ganz tüchtig heruntergeputzt. ‚Abenteurer seid ihr‘, sagte er, ‚und Phrasendrescher.‘ Ihn und Bogdatjew hat er so beschimpft . . . Es ist doch schrecklich, jetzt müssen wir die ganze Suppe auslöffeln. Nun leb’ wohl, Bruder. Ich muß zur Versammlung der Petrograder Garnison gehen. Die Menschewiken und Sozialrevolutionäre mobilisieren alle Kräfte, um uns nach den gestrigen Ereignissen zu überrumpeln. Wir müssen uns jetzt herauswinden . . . Bitte vergiß nicht, wir haben heute eine allgemeine Sitzung im Taurischen Palais . . .“

Nachimsson raste davon, und ich ging in die Kriegsteilung. Dort stand mißgestimmt und düster Podwojskij.

„Macht nichts, trösten Sie sich!“ sagte scherzend Roschalj. „Wladimir Iljitsch Lenin hat unseren Nikolaj Iljitsch Podwojskij ein wenig gegen den Strich gestreichelt . . . Weil die Parteidisziplin in der Kriegsteilung nicht auf der Höhe ist. Podwojskij schmolzt also jetzt ein wenig . . .“

„Ich schmolle nicht!“ Podwojskij lächelte plötzlich, und wandte sich zu uns. Augenscheinlich hatte er unser Gespräch gehört. „Ah, Tarassow . . . Sie waren ebenfalls

dort, als Linde . . . auf dem Platz . . . Kudjeljko hat mir davon erzählt. Sagen Sie bitte . . . ein anderer Ausweg war doch nicht möglich . . . Vielleicht ist es auch etwas linker ausgefallen, als das Zentralkomitee, aber . . .”

„Weiß der Teufel! Damals schien es mir, daß Linde recht gehabt hat. Da aber gestern während dieses wahn-sinnigen Kadettentanzes nicht ein einziges Regiment auf die Straße kam, sehe ich ein, daß wir uns geirrt haben.”

„Richtig: ein Irrtum! Ein Irrtum!” rief laut und mutwillig lächelnd Leutnant Daschkewitsch, der gerade ins Zimmer trat. „Und warum? Weil wir zu wenig in unseren Abteilungen arbeiten. Zum Beispiel du. Warum lungerst du hier herum? Du hast doch eine Maschinengewehrabteilung?!”

„Sei nur nicht besorgt,” lächele ich, „ich fahre, oder besser gesagt, ich ‚werde gefahren‘ und zwar direkt nach Oranienbaum.”

„Ach nein, wir werden Sie nicht aus Petrograd weg-fahren lassen”, sagte Podwojskij. „Sie haben doch gerade mit der Zeitungsarbeit begonnen. Wenn man Sie aber zwin-gen wird, so schmeißen Sie Ihren Offizierstitel weg . . .”

„Soll ich unter die Deserteure gehen? Nein, das nicht! Da muß ich mich schön bedanken! . . .” erwiderte ich.

„Wundert euch nicht über ihn, Kinder”, Roschalj schlug mir scherzend auf die Schulter. „Er ist doch ein treuer Kamenjew-Anhänger und deshalb ein muster-gültiger Vaterlandsverteidiger. Er kann sich doch unmög-lich von seinen goldenen Epauletten trennen! . . .”

Alle lächelten.

„Bist ein Dummkopf!” brummte ich.

*

Im Hotel Astoria wurde ich unten in der Halle von einem breitschultrigen Hauptmann aufgehalten.

„Ich glaube, Sie wohnen hier?” fragte er. „Ihr Gesicht ist mir übrigens sehr bekannt. Haben Sie nicht eine Zeit-

lang in der Kriegskommission gearbeitet? . . . Kurz und gut, wenn Sie zu ‚uns‘ gehören, will ich Ihnen vorschlagen, nicht inaktiv zu bleiben. Ich habe die Ehre, der Gründer und Organisator der sogenannten ‚Kriegsliga‘ zu sein. Gutschkow gelang es noch, vor seiner Abdankung diese Liga zu bestätigen. Heute ist bei uns, hier im Speisesaal, die erste große organisatorische Versammlung. Bitte, kommen Sie hin und berufen Sie sich beim Eingang auf Hauptmann Weigelin. Man muß jede Sekunde ausnutzen, da doch dieses ganze Gesindel augenscheinlich die Übergabe der Macht in die Hände dieser dreckigen Arbeiter- und Soldatendelegierten anstrebt. Sie werden einsehen, daß es all diesen Nachamkess, Gimmers, Goz und Tschcheidzes nicht immer gelingen wird, ähnliche Ausbrüche des wildgewordenen Packs zu bändigen, wie es ihnen in den letzten Tagen gelang. Zu diesem Zwecke muß eine freiwillige, sehr verlässliche Kriegsliga der Regierung zur Verfügung stehen . . .”

Ich dankte dem Hauptmann Weigelin und lehnte seinen Vorschlag ab, ohne irgendwelche Erklärungen zu geben.

„Hat dieser Kerl am Ende auch um Sie geworben?“ fragte mich lächelnd Leutnant Grjekow, dem ich auf der Treppe begegnete. „Das sind lauter Abenteurer und Schurken. Ihr einziger Zweck ist, ein Subsidium vom Ministerium herauszuschinden . . . Ich stand hier, beobachtete Sie und freute mich. Da wird dieser Schuft auf einen Bolschewiken stoßen, der wird es ihm tüchtig geben . . . Übrigens scheint ihr alle Angst bekommen zu haben. Ihr blast zum Rückzuge auf der ganzen Linie! Habe ich nicht recht gehabt, lieber Freund: ohne Demokratie ist nichts anzufangen! Ihr habt doch selbst zugegeben, daß alle eure Demonstrationen Irrtümer waren. Wie es scheint, ist euch der Schreck in die Glieder gefahren . . .”

Ich sah ihn an und erwiderte kein Wort.

ZWANZIGSTES KAPITEL

Ich kam nicht dazu, zur Sitzung des Petrograder Sowjets zu gehen. Für diesen Abend war eine große Versammlung des Ismailower und Petrograder Regiments bestimmt. Die Versammlung fand in der Manege des Petrograder Regiments statt. Die Kriegsfrage war zur Diskussion gestellt. Und angenscheinlich hatten alle Parteien die Aufforderung bekommen, verantwortliche Rednerzustellen, da unser Z. K. eine Einladung bekam. Doch bei uns begann gerade die Allrussische Konferenz, alle waren sehr beschäftigt und deshalb wurde ich vom Z. K. zu dieser Versammlung geschickt. Ich nahm meine Frau, die mich gerne begleiten wollte, mit.

Das Präsidium der Versammlung saß auf der Bühne der Manege. Vorsitzender war derselbe Hauptmann Keller, der in den ersten Tagen der Februarrevolution, während einer Versammlung des Petrograder Stabes, sich hochmütig damit brüstete, daß die Soldaten ihn mit: „Guten Tag, Euer Hochwohlgeboren!“ begrüßen. Neben ihm saßen andere Offiziere, die siegesbewußt miteinander flüsterten und einige Soldaten, Mitglieder der Regimentskomitees. Eine dichte Soldatenmasse der beiden Regimenter, Ismailower und Petrograder, füllte die geräumige Manege. Die Versammlung war noch nicht eröffnet, da das Präsidium die Vertreter aller Parteien erwartete.

Ein Zivilist mit einem blassen, länglichen Gesicht und matten, grauen Augen, weißblond und wie verwelkt, streckte Hauptmann Keller einen Zettel entgegen.

„Ah“, der Hauptmann sprang auf und schüttelte ihm freundlich und begeistert die Hand. „Sie sind Herr Ssawinkow?! Geben Sie einen Stuhl für Herrn Ssawinkow!... Wir freuen uns ganz außerordentlich. Kommen Sie vom Z. K. der Sozialrevolutionäre? . . .“

„Ja, wir sind zu zweit hier“, sagte Ssawinkow und zeigte mit müder Kopfbewegung auf den ihn begleitenden schwarzhaarigen Mann, der eine graublaue Mütze und eine französische Uniform trug.

„Gestatten Sie, Ihnen vorzustellen: Leutnant Ljebedjew, im französischen Dienst, einer von den Marnehelden.“

Die Offiziere im Präsidium sprangen auf, lächelten liebenswürdig und drückten dem französischen Leutnant die Hand.

„Schade, daß niemand von den Bolschewiken hier ist. Sie haben, wie es scheint, Angst bekommen. Sie haben in diesen Tagen eine tüchtige Lektion bekommen. Wir haben eine Einladung an ihr Z. K. geschickt“, sagte Hauptmann Keller enttäuscht.

„Verzeihen Sie, es ist doch einer hier!“ sagte ein kleiner Mann in einem abgetragenen Röckchen, eine zerdrückte Mütze in der Hand. „Ich habe Ihnen doch mein Mandat gegeben . . .“

„Ja, ja,“ beruhigte ihn herablassend der Hauptmann, „ich spreche nicht von Ihnen, Sie kommen doch nicht vom Z. K. Übrigens werden Sie sofort das Wort bekommen. Nicht wahr, wir lassen ihn zuerst sprechen? Und dann sind Sie an der Reihe!“ wandte er sich an Ssawinkow.

Es war mir sehr angenehm zu beobachten, wie die Gegner ihre Rollen verteilen und schon jetzt triumphieren. Sie hatten mit Absicht einem unserer Bolschewiken zuerst das Wort erteilt.

Während er vor dem Soldatenauditorium erzählte, daß den Krieg die Gutsbesitzer und Fabrikanten führen, sahen im Präsidium der Hauptmann und alle Offiziere einander schlaun an und beobachteten selbstzufrieden Ssawinkow: „Ssawinkow wird ihm tüchtig einheizen“, dachten sie alle, dem bolschewikischen Redner zuhörend.

„Wer ist für den Krieg?“ setzte unser Agitator fort. „Für den Krieg, Brüder, sind die Minister Gutschkow,

Konowalow, Tereschtschenko. Und wer ist dieser Tereschtschenko? Fahrt nur, Genossen, nach dem Süden, in die Gouvernements mit der schwarzen, fetten Erde und fragt einmal, wem diese großen Fabriken gehören? ‚Tereschtschenko!‘ Woher der viele Zucker, Zucker und wieder Zucker kommt? Man wird euch antworten: ‚Von Tereschtschenko‘. Und wem gehören diese reichen Güter, die viele zehntausend Joch groß sind? ‚Tereschtschenko‘ wird man euch antworten.“

Hol's der Teufel, ich habe doch das schon irgendwo gehört. Ich sehe mich um, und erinnere mich sofort. Ich erkenne denselben Redner, der genau mit denselben Worten in den ersten Februartagen der Revolution im Taurischen Palais, im Katherinensaale gesprochen hat. Damals war es aber über Rodzjanko.

„Demagogie!“ flüstert der neben mir stehende französische Offizier mir zu.

„Sind Sie, Herr Leutnant, schon lange aus Frankreich fort?“ fragte ich ihn statt zu antworten.

„Ja, zwei Wochen.“ Er nickt hochmütig mit dem Kopf.

„Wie ist dort die Stimmung unter den Massen? Ist sie ebenso patriotisch wie hier?“

Er schaut mich besorgt an.

„Ja, das ist es doch, Kamerad, daß überall eine starke Schwenkung nach links zu beobachten ist, die täglich zunimmt. Die Unzufriedenheit mit dem Krieg an der Front wächst stündlich.“

„Übertreiben Sie nicht?“ sage ich mißtrauisch, denke aber gleichzeitig: „Was für ein Interesse hat er zu lügen, da er mich für einen patriotisch gesinnten Offizier hält?“

„Es ist unsere Pflicht, Kamerad,“ er nimmt gönnerhaft den goldenen adlergeschmückten Knopf meines grauen Mantels zwischen die Finger, „unsere Pflicht ist es, diesen pazifistischen Zerfall hier energisch zu bekämpfen.“

„Werden Sie sprechen?“ frage ich ihn.

„Nein, auch ohne mich wird es hier genug Redner geben.“ Er lächelt selbstzufrieden.

Ich überreiche Keller mein Mandat.

„Aha,“ liest der Hauptmann und dreht sich um, „wo ist dieser Vertreter?“ Er schaut forschend über mich hinweg, als suche er jemand hinter meinem Rücken.

„Ich bin es.“

„Sie? Leutnant?!“ Der glattgeleckte, frischgebügelte Gardeoffizier glotzt mich erschrocken an, glotzt auf meinen grauen Mantel, meine goldenen Epauletten. Vielleicht ist es kindisch, aber es ist ein außerordentlicher Genuß, die vollständige Verwirrung des Feindes zu beobachten.

Als unser bolschewistischer Agitator zu Ende gesprochen hat, ertönt einmütiger Beifall durch den ganzen Saal.

„Das Wort hat jetzt der Vertreter des Z. K. der Partei der Sozialrevolutionäre. Der berühmte Terrorist Ssawinkow!“ schreit triumphierend der Hauptmann.

Als Ssawinkow bescheiden und ein wenig nach vorn gebeugt, hervortritt, ertönt ein tosendes Beifallsheulen, und ein Klatschen erschüttert die ganze Manege. Er beginnt mit langweiligen, farblosen Erklärungen, daß der Krieg jetzt aus ethischen Prinzipien weitergeführt wird. Ja, er sagt wörtlich: „Ethische Prinzipien“ und die Soldaten zogen bei diesen Worten ihre Stirn in Falten. Dann spricht er über die Heiligkeit des Sterbens in diesem großen Kriege, für die vom Volke erreichte Demokratie und daß die Demokratie niemals einen Verrat in ihren Reihen zulassen werde. Als er über Verrat sprach, kam er ein wenig in Begeisterung.

„Wir haben unsere brüderliche Hand den Demokraten aller Länder entgegengestreckt und die Vertreter aller sozialistischen Parteien zu einer internationalen Konferenz nach Petrograd einberufen. Wenn diese Hand nicht ergriffen wird, so muß unsere Regierung, die die Demokratie beschützt, mit erbarmungsloser, eiserner

Hand jedweden Versuch, unsere Reihen durch einen Bürgerkrieg zu zerstören, bekämpfen, einen Bürgerkrieg, der von finsternen Demagogen für deutsches Geld angezettelt wird!”

Ssawinkow sagte das sehr schroff, hob seine Hand und sein Gesicht in die Höhe und erstarrte so, die Augen halb geschlossen für eine ganze Minute in Unbeweglichkeit. Die Offiziere im Präsidium erhoben sich um Ssawinkow, die ihnen nachlässig hingestreckte Hand zu drücken.

„Das Wort hat der Frontdelegierte des Petrograder Sowjets, der Soldat . . .” Der Hauptmann nannte irgendeinen Namen.

Auf der Bühne erschien ein magerer, großgewachsener Soldat.

„Genossen,” begann er düster, „ihr unterhaltet euch hier im Hinterlande damit, daß ihr Versammlungen veranstaltet, während eure Brüder, die ihr vergessen habt, in den feuchten Schützengräben ihr Blut weiter vergießen.”

Alles schwieg in gedrückter Stimmung.

„Ich bin hergekommen, nicht um euch zu begrüßen,” schrie der Soldat mit drohender Stimme, „ich bin hergekommen mit einem schweren Vorwurf . . . die Front wird euren Verrat nicht verzeihen, wenn ihr auch weiterhin hierbleiben und uns nicht ablösen werdet. Seht nur,” er riß seinen Mantel auf, „seht nur!” Mit einem festen Griff öffnete er seinen Gürtel und hob sein blutbeflecktes Hemd in die Höhe. Eine große, vernarbende Wunde wurde sichtbar.

Die Gesichter der Soldaten zuckten krampfhaft. Sie preßten die Zähne fest zusammen, und ihre Augen wurden trübe.

„Das machen die Deutschen mit uns, mit uns, die wir der Heimat treugeblieben sind und eure Freiheit an der

Front beschützen“, sagte der Soldat und streckte die braune Brust mit den blutigen Narben heraus. „Und wen sie gefangennehmen, dem schneiden sie die Adern auf und fesseln ihn. Ich fordere euch auf, Genossen, alle zu verfluchen, die euch aufrufen, mit diesen deutschen Ausgeburten der Hölle Frieden zu schließen. Ich fordere euch auf, die deutschen Spione, die hier Verwirrung und Unruhe stiften, zu bekämpfen. Ich fordere euch auf, hier gleich zu schwören, daß ihr sofort in Marschkompagnien zur Front abgehen werdet, um dort bis zum endgültigen Siege zu kämpfen!“

Beifallsklatschen und Stiefelstampfen erdröhte. Doch dieser Lärm schien plötzlich unheilverkündend und dumpf zu sein, als wenn er in diesem großen, düsteren Saale, wie in einem Faß, untertauche. Ich tastete aufmerksam mit meinen Blicken das Meer der Soldatenköpfe ab. Es war jetzt düster, gedrückt. Die meisten schwiegen. Nur einzelne klatschten, und auf der Bühne am Präsidiumstisch tobten die Offiziere begeistert, und zwei Dämchen, die rückwärts saßen, quietschten hysterisch: „Bravo, bis!“

Meine Frau saß auf einem Stuhl, den ihr einer der Offiziere zur Verfügung gestellt hatte.

„Setzen Sie sich, Genosse, Sie sind doch verwundet“, wandte sie sich an den Soldaten, der eben gesprochen hatte. Er setzte sich, seufzte dankbar und schaute freundlich den Saal, das Präsidium, die hysterischen Dämchen, meine Frau und mich an.

„Jetzt kommen Sie an die Reihe.“ Der Vorsitzende sah mich mit großen Augen an.

„Spricht denn niemand von den Menschewiken?“

„Sie kommen nach Ihnen.“ Er strich mit einem eiskalten Blick über mich hinweg und kündete dann feierlich, mit etwas höhnischem Klang an, daß ich Vertreter des Z. K. der Bolschewiken sei und hier die Ansichten

jenes Lenin vertreten werde, der über Deutschland hergekommen sei. Der Hauptmann preßte die Lippen heimtückisch zusammen. Von rückwärts, von der Galerie aus, ertönte ein Klatschen. Wie ein kleiner Bach rieselte es an den Wänden entlang, wurde dann kräftiger und strömte frech durch den ganzen Saal. Dieser Beifall beflügelte mich. Ich begann mit dem Soldaten. Ich sprach von seiner klaffenden Wunde und stellte die Frage: „Wofür?“ Ich sagte, man solle mir antworten, wer dieses Blut brauche und wozu man dieses Blut brauche, wer diese Marschkompagnien benötige, die dieser an Leib und Seele verkrüppelte, blinde Mann aufrief? Anscheinend gäbe es noch zu wenig Opfer, anscheinend müsse man noch das halbe Rußland zusammenjagen, damit ein Stöhnen durch das ganze Land ginge und man überall das Krachen der Knochen höre. Die Herren Gutsbesitzer, die sich von ihrem Grund und Boden nicht trennen können, müssen ihr Getreide so gut wie möglich verkaufen, um es ohne Zoll durch die Dardanellen herausführen zu können. Gutschkow und Konowalow wollen den analphabetischen Türken ihre schlechten Textilreste aus ihren Moskauer Magazinen fürs dreifache Geld verkaufen. Miljukow hat schon einen Plan für die Steuereinnahme der bettelarmen Bauern Galiziens und Armeniens ausgearbeitet, die man zu diesem Zwecke erobern will. Nur dafür und nur aus diesem Grunde schleudere man jetzt hunderttausende russische Soldaten ins Feuer, ebenso rufe auch Wilhelm seine Narren auf, ihr Blut für die Gewinne seiner Kapitalisten zu vergießen. „Das ist die Ursache, weshalb wir Bolschewiken,“ schloß ich meine Rede, „hier in Rußland mit Lenin und in Deutschland mit Karl Liebknecht an der Spitze, hartnäckig den Werktätigen wiederholen: ‚Nieder mit dem Krieg! Es lebe die Macht der Arbeiter-, Bauern- und Soldaten-Sowjets!‘ Hurra!“

Ein donnerndes Hurra der ganzen Manege hebt mich in die Höhe. Es kommt mir vor, als gäbe es keinen Saal, keinen Holzboden, keine staubige, düstere Bühne. Es ist mir, als flöge ich hoch, hoch in die Höhe, von stürmischen, rebellischen Winden getragen. Mit triumphierendem Lächeln gehe ich am Präsidium vorbei, hinter die Kulissen, wo meine Frau steht. Sie zittert nervös in einer mir unverständlichen Unruhe, beißt die Lippen und zieht mich zur Seite.

„Unerhört! Empörend! Verrat! Für so eine Demagogie sollte man verhaftet werden!“ quietschen die hysterischen Dämchen.

Auch im Präsidium herrscht vollständige Verworrenheit. Dem französischen Leutnant Ljebedjew wird das Wort erteilt. Er markiert einen Franzosen und begrüßt die russischen Soldaten im Namen der siegreichen Armee des „freien Frankreich“. Er streckt die Brust heraus und schreit über die patriotische Aufopferung des französischen Volkes, das sein Blut für Rußland vergieße.

„Warum lügt er so, warum lügt er so niederträchtig“, denke ich angeekelt. Nach unseren bolschewikischen Ausführungen wird er die Situation für sich ohnehin nicht mehr retten können. Das ist aus allem zu fühlen: aus den begeisterten Blicken der Soldaten, die mich immer noch liebevoll ansehen, und aus der Verworrenheit, die das ganze Präsidium überwältigt.

„Schura“, sagt meine Frau und zieht mich am Ärmel. „Geh rasch weg. Rasch! Man wird dich hier erschlagen!... Dieser Frontsoldat, der eben gesprochen hat, zog schon einen Revolver aus der Tasche und wollte dir in den Rücken schießen, während du gesprochen hast. Diese verdammten Damen haben ihn aufgehetzt.“ Sie zeigt auf die Damen. „Die Soldaten dort aus dem Präsidium haben ihn mit größter Mühe beruhigt und ihn hinter die Kulissen geführt. Hörst du?!“

Tatsächlich, hinter den Kulissen ertönte ein aufgeregtes Gespräch.

„Danke, Genosse, danke, Sie haben uns wirklich geholfen!“ Unser bolschewikischer Agitator stürzt auf mich zu. Er lächelt wie ein Kind in nervöser Freude und reibt die Hände. „Wir werden unsere Resolution durchbringen, das wird wie geschmiert gehen. Wir werden unserem Parteikomitee einen Erfolg melden können! . . .“

„Er kommt nicht mit heiler Haut von hier weg . . . Ich werde ihn erschlagen!“ schreit der Soldat drohend hinter den Kulissen. „Bei Gott, er wird nicht lebend herauskommen!“

„Schura,“ sagt meine Frau flehentlich, mit Tränen in den Augen, „wozu mußt du jetzt hierbleiben? Du hast schon alles getan, was du zu tun hattest . . . Ich beschwöre dich, gehen wir von hier weg! . . .“

Wie kann ich aber von hier weggehen? Die Versammlung ist noch nicht beendet, sie würden mich für einen Feigling halten, wenn ich jetzt wegginge, und eine solche Demagogie entfalten, daß unser Erfolg zunichte gemacht würde. Ich kann nicht weg, um so mehr, als Ljebedjew seine Rede gerade beendet.

„Genossen,“ erhebt sich jetzt Hauptmann Keller und spricht mit einschmeichelnder Stimme, „unsere Versammlung ist, wie Sie sehen, außerordentlich gut gelungen. Wir haben hier die Vertreter aller Parteien angehört, denen wir für ihre Informationen äußerst dankbar sind. Wegen der vorgeschrittenen Zeit wollen wir unsere Versammlung jetzt schließen.“

„Resolution!“ schreien jetzt von allen Ecken und Enden Soldatenstimmen. „Resolution!“

„Nein, Genossen, es ist schon früher erklärt worden, daß diese Versammlung eine rein informative über die Kriegsfrage sein wird.“

„Resolution!“ brüllt jetzt schon wütend der ganze Saal,

und mein Herz schlägt vor stürmischer Freude. Ist dieses Schreien nicht besser, nicht lauter als die schärfste Resolution?!...

„Ruhe, Genossen, das Präsidium hat beschlossen, die Versammlung ohne Resolution zu beenden. Ich erkläre die Versammlung für geschlossen. Orchester!“ schreit der Hauptmann, „Orchester!“

Das Orchester schmettert die Marseillaise, die sofort den Lärm, der sich drohend erhebt, übertönt. Ich gehe unbemerkt hinter die Kulissen und verlasse durch finstere Seitenausgänge zusammen mit meiner Frau die Manege.

„Darf man denn so unvorsichtig sein“, sagt meine Frau vorwurfsvoll. „Ich habe bis jetzt nichts verstanden, aber jetzt freue ich mich wahnsinnig, daß das Schicksal uns gewaltsam aus Petrograd verjagt. Dort, in Martyschkino, wo, wie du erzähltest, so schöne gemütliche Schlösser und so stille Parkanlagen sind, wirst du dich in deinem friedlichen Dienst ausruhen können. Dort wird keine Gefahr mehr sein. Fahren wir so rasch wie möglich von diesem verfluchten Petrograd fort!“

Muß man also wirklich nach Martyschkino fahren? dachte ich die ganze Nacht hindurch. Damit also endet unser ruhmreicher Marsch auf Petrograd? Wie auf einem Filmband sehe ich in meiner Erinnerung alles vor mir vorüberziehen. Die Landstraße, die Lastautos mit Gewehren für die Putilow-Arbeiter, den Brand des Polizeireviere; den teigähnlichen Rodzjanko; den wie eine Katze schmeichlerischen Miljukow; den vor Angst zitternden und dann von der Masse erschlagenen Hauptmann; den braunen Marquis Paulucci; den vollgestopften Koffer des Feldjägers; die kleinen Gurken und das Rebhuhn im Schlosse in Zarskoje Sselo; den hysterischen Komödianten im Justizministerium; den düsteren Raben Zeretelli;

die Ratte Dan; die Horde der Lubarjskis und den stämmigen, kleingewachsenen, hartnäckigen Lenin mit dem klaren Kopfe, der von der Bourgeoisie so rasend gehaßt wird. Er hat also recht! Für eine Sekunde blitzte der graue, ernste Blick des Leutnants Petrow wie eine Messerspitze in mir auf. Ja, wir sind Todfeinde. Dieser simple, ehrliche Sonderling hat in dieser Beziehung recht.

Nun gut, ich werde nach Oranienbaum fahren, ich werde mich dort mit den Kronstädtern in Verbindung setzen. Ich weiß, daß man weder durch ein von den Massen losgerissenes Aufflackern Lindes, noch durch aufopferndes, persönliches Heldentum den Krieg beenden und die Revolution vorwärtsbringen kann. Die Stadt der märchenhaften Sonnen, das von uns eroberte Petrograd, hat sich wieder von uns entfernt. „Alles eins,“ wie Lenin sagte, „in einem Jahr, in zwei oder vielleicht in zehn Jahren, aber wir werden wiederkommen!“ Wir werden an der Spitze von Proleten und Soldatenmassen, die fest mit uns verbunden sind, kommen. Dann werden wir mit schonungsloser Entschlossenheit diesen ganzen Dreck wegfeigen, alle diese Verräter, Schmeichler und Prahler, alle diese Ritter der weichlichen Demokratie, die mit falschen roten Bändern geschmückt sind.



Am nächsten Tag bekam ich in der Kszeszinska-Villa vor meiner Abreise die letzten Anordnungen vom Sekretär des ZK-Bureaus, von Jelena Dimitrijewna Stassowa. Sie war jene magere Dame mit dem Zwicker, die ich in den Februartagen, als ich zum erstenmal ins Taurische Palais kam, gesehen hatte.

„Gehen Sie nur nach Oranienbaum und versuchen Sie, dort die Parteiarbeit aufzunehmen. Vorläufig gibt es dort, leider, gar keine Organisation. In ganz Oranienbaum

befindet sich nur ein einziger Bolschewik: der Soldat der chemischen Abteilung, Filippowitsch. Er ist ein altes erfahrenes Parteimitglied. Er saß zusammen mit Bucharin im Moskauer Gefängnis, er wird Ihnen schon helfen."

*

Ich gab mein Gepäck auf, und wiederum zog sumpfiges Feld, das mit welchem Gras bewachsen war, am Waggonfenster vorbei und verlor sich langsam in nebliger Ferne. Rechts dunkelte am Horizont das Skelett des Putilow-Werkes. Hier schoß ich im Februar mit meinen Maschinengewehren auf die Polizisten, dort ist Ligowo, wohin wir geritten sind und von wo aus ich mit dem kampf lustigen Blick des rebellischen Siegers auf die Granitresidenz des Zaren gesehen habe. Auf dem Kamm einer gewaltigen Soldatenwelle wurde ich damals in die kalte, hochmütige Beamtenstadt geworfen. Diese ganze Zeit hindurch wurde ich in die Schlösser getragen, die von dem Volk überflutet waren, und gegen die früheren Fundamente geschleudert, die durch Volkeszorn zerstört wurden. Ich habe in diesen Tagen vieles gesehen und vieles gelernt. Jetzt, wo die Welle etwas zurückflutet, trägt mich die Ebbe wieder zurück in das stille Oranienbaumer Leben. Ich werde jetzt mein Möglichstes tun, um diese gigantische Soldatenwelle wieder aufzuwirbeln, und Petrograd mit ihr zu überfluten. Wir werden wieder herkommen, aber als stärkerer, bewußter und nicht zu dämmender Strom. Wir werden in diese stolze Residenz kommen, um mit dem erbarmungslosen Knattern unserer Maschinengewehre diesen verdamnten Krieg endgültig auszurotten. Wir werden kommen, um mit dem Blei unserer Soldatenkugeln den heroischen Ansturm der Arbeiter zu unterstützen, der unvermeidlich in allen Ländern der ganzen Welt sich erheben wird, um die blutrünstige kapitalistische

Macht zu stürzen und dann, nach unserem Siege, werden wir über den Trümmern der zerschmetterten Lüge und räuberischen Gewalt die rote Rebellenfahne der kämpfenden Arbeiter erheben.

Es wurde mir warm, sicher und mutig um's Herz, und die eisernen Räder des Waggon sangen hartnäckig auf den Schienen:

„Wir kommen! wir kommen! wir kommen!“

Ende des ersten Teiles

N A C H B E M E R K U N G

Der Roman „FEBRUAR“ ist der erste Teil einer Trilogie, deren Gesamttitel „SCHWERE SCHRITTE“ heißt. Die folgenden Bände werden die Titel „JUNI“ und „OKTOBER“ führen. Das Gesamtwerk ist eine Romanchronik der russischen Revolution.

DER VERLAG

